Willy Klages



HEIMATLOS UNTER FEINDEN ...

Das Schicksal der verfolgten Reichs- und Volksdeutschen in Ost-Mitteleuropa von 1944 bis 1951

99 Erlebnisberichte

Band IX

HEIMATLOS
UNTER FEINDEN ...

Das Schicksal
der verfolgten Reichs- und Volksdeutschen
in
Ost-Mitteleuropa
von 1944 bis 1951

99 Erlebnisberichte

Band IX

Inhaltsverzeichnis Band IX	**Seite**
Widmung und Danksagung Vorbemerkungen Einleitende Zitate	4-6
Die Flucht vor der Roten Armee Militärische Lage östlich der Oder-Neiße-Linie (1944) Evakuierung und Flucht in den deutschen Siedlungsgebieten Ost-Mitteleuropas im Herbst 1944 Hitlers Vernichtungsstrategie	7-19
Die sowjetische Winteroffensive im Januar 1945 Fluchtbeginn	20-26
Rückkehr nach erfolgloser Flucht Die letzten deutschen Rückzugsgefechte	27-29
Die Flucht vor der Roten Armee aus dem Reichsgau Wartheland	30-39
Die Flucht vor der Roten Armee aus Ostbrandenburg	40-45
Die Flucht vor der Roten Armee aus Ostpreußen	46-70
Die Flucht vor der Roten Armee aus Westpreußen	71-84
Die Flucht vor der Roten Armee aus Ostpommern	85-103
Die Flucht vor der Roten Armee aus der Danziger Bucht	104-114
Die Flucht vor der Roten Armee aus Schlesien	115-131
Die Flucht vor der Roten Armee aus dem Sudetenland	132-136
Der sowjetische Einmarsch Einmarsch der sowjetischen Truppen in Jugoslawien	137-144
Einmarsch der sowjetischen Truppen in Rumänien	145
Einmarsch der sowjetischen Truppen in Ungarn	146
Einmarsch der sowjetischen Truppen in Polen	147-150
Einmarsch der sowjetischen Truppen östlich der Oder-Neiße	151-161
Ereignisse nach dem sowjetischen Einmarsch in Ostpreußen	162-163
Ereignisse nach dem sowjetischen Einmarsch in Westpreußen	164-165
Ereignisse nach dem sowjetischen Einmarsch in Ostpommern	166-169
Ereignisse nach dem sowjetischen Einmarsch in Danzig	170-174

Ereignisse nach dem sowjetischen Einmarsch in Schlesien	175-178
Einmarsch der sowjetischen Truppen in die Tschechoslowakei	179-196
Die Zwangsverschleppung der Volks- und Ostdeutschen in Ost-Mitteleuropa	197-199
Verschleppung von umgesiedelten bzw. geflohenen Rußland-Deutschen und "Straftätern" aus Mitteldeutschland sowie die Heimführung der "befreiten Sowjetbürger"	200-203
Die Zwangsverschleppung der Deutschen aus Jugoslawien	204-211
Die Zwangsverschleppung der Deutschen aus Rumänien	212-215
Die Zwangsverschleppung der Deutschen aus Ungarn	216-218
Die Zwangsverschleppung der Deutschen aus Ostpreußen	219-222
Die Zwangsverschleppung der Deutschen aus Schlesien	223-224
Die Zwangsverschleppung der Deutschen aus dem Reichsgau Wartheland	225-226
Die Zwangsverschleppung der Deutschen aus Ostbrandenburg	227-229
Die Zwangsverschleppung der Deutschen aus Ostpommern	230-231
Die Zwangsverschleppung der Deutschen aus Westpreußen	232-233
Das Schicksal der deutschen Bevölkerung in Ost-Mitteleuropa nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges Lebensverhältnisse nach der "sowjetischen Befreiungsmission" Plünderungen und Zerstörungen Zerstörung der Lebensgrundlagen der deutschen Bevölkerung nach Beendigung der sowjetischen Militärverwaltung Massenverhaftungen, Zwangsarbeit und Internierungslager	234-242
Das Schicksal der deutschen Bevölkerung im sowjetisch verwalteten Teil Ostpreußens	243-247
Das Schicksal der deutschen Bevölkerung in den sowjetisch-polnisch verwalteten Gebieten Schlesiens	248-250
Das Schicksal der deutschen Bevölkerung in den polnisch verwalteten Gebieten Schlesiens	251-262
Das Schicksal der deutschen Bevölkerung in den polnisch verwalteten Gebieten Westpreußens	263-269
Das Schicksal der deutschen Bevölkerung in der Tschechoslowakei	270-281
Das Schicksal der deutschen Bevölkerung in Jugoslawien	282-298
Das Schicksal der deutschen Bevölkerung in Rumänien	299-300
Nachkriegsziele der Siegermächte	301-302
Das Potsdamer Abkommen	303-315
"Umsiedlung" bzw. Vertreibung der Deutschen	316-318
Die Austreibung der deutschen Bevölkerung aus den Gebieten östlich der Oder-Neiße-Linie vor dem Potsdamer Abkommen (2. August 1945)	319-322
Die Austreibung der deutschen Bevölkerung aus der Tschechoslowakei vor dem Potsdamer Abkommen (2. August 1945)	323-327
Die Austreibung der deutschen Bevölkerung aus den Gebieten östlich der Oder-Neiße-Linie und Polen nach dem Potsdamer Abkommen (2. August 1945)	328-337
Die Vertreibung der Deutschen aus den Gebieten östlich der Oder-Neiße-Linie	338-354
Die Vertreibung der Deutschen aus der Tschechoslowakei	355-358
Die Vertreibung der Deutschen aus Ungarn	359-361
Die Lebensverhältnisse der deutschen Bevölkerung in den letzten Jahren bis zur Aussiedlung in die Bundesrepublik Deutschland	362-368
Die reichs- und volksdeutschen Nachkriegsverluste Anstatt eines Schlußwortes	369-384

Hinweise für den Leser Abkürzungsverzeichnis Quellen- und Literaturnachweis Bildnachweis	385-390

Widmung und Danksagung

>>Manche Wahrheiten sollen nicht, manche brauchen nicht, manche müssen gesagt werden.<< (Wilhelm Busch)

Diese Dokumentation ist meiner Mutter Elisabeth gewidmet, die im Jahre 1946 aus ihrer schlesischen Heimat in Ludwigsdorf, Kreis Hirschberg, vertrieben wurde, und soll an alle Reichs- und Volksdeutschen erinnern, die während des Zweiten Weltkrieges fliehen mußten oder nach dem Kriegsende verfolgt und schließlich aus ihrer Heimat vertrieben wurden, weil sie Deutsche waren.

Mein Dank gilt
allen Zeitzeugen und Historikern, die diese Dokumentation überhaupt erst ermöglichten. Ihre wahrheitsgetreuen Erlebnisberichte und wissenschaftlichen Publikationen haben entscheidend dazu beigetragen, daß diese Tragödie der Deutschen niemals in Vergessenheit geraten wird.
Ich danke außerdem dem Bundesarchiv Koblenz für die Erlaubnis, in dieser Doku-Reihe aus den Dokumentationen "Vertreibung der Deutschen aus Ost-Mitteleuropa" sowie "Vertreibung und Vertreibungsverbrechen 1945-1948" zu zitieren.

Diese Dokumentation ist besonders meiner Frau Angelika gewidmet, die leider viel zu früh von uns gehen mußte.

Vorbemerkungen

>>Wer sein Recht nicht wahrt, gibt es auf.<< (Ernst Raupach)

In diesem Dokumentarbericht geht es um das tragische Schicksal der deutschen Flüchtlinge und der Reichs- und Volksdeutschen in Ost-Mitteleuropa, die nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges brutal verfolgt und schließlich gewaltsam aus ihrer Heimat vertrieben wurden.
Für die meisten Deutschen ist es sicherlich erstaunlich, aber diese Kriegs- und Nachkriegserlebnisse der Reichs- und Volksdeutschen gehören zweifelsfrei zu den bestdokumentierten Episoden der deutschen Geschichte. Das Bundesarchiv Koblenz verfügt z.B. nach jahrzehntelanger Sammlungstätigkeit über außergewöhnlich reichhaltige "Ost-Dokumentationen". Diese Archivalien sind sowohl quantitativ als auch qualitativ einzigartige Quellen.
Im Jahre 1950 beauftragte die deutsche Bundesregierung bekannte Historiker, die Flucht und Vertreibung der Reichs- und Volksdeutschen wahrheitsgemäß und ausführlich für die Nachwelt aufzuarbeiten. Das Gesamtwerk wurde schließlich in den Jahren 1954-61 fertiggestellt und dem Bundesministerium für Vertriebene übergeben. Diese amtliche "Dokumentation der Vertreibung der Deutschen aus Ost-Mitteleuropa" war im Jahre 1984 erstmalig im Deutschen Taschenbuch Verlag (dtv; München) erhältlich und umfaßt insgesamt 8 Bände.
Wer diese erschütternden Dokumente gelesen hat, wird sicherlich verstehen, warum die deutsche Bundesregierung erst nach 30 Jahren einer (unfreiwilligen) Veröffentlichung zustimmte.
Da die vertriebenen Ost- und Volksdeutschen irgendwann nicht mehr unter uns sein werden, ist es die Pflicht der Nachkommen, an das unsägliche Schicksal ihrer Vorfahren zu erinnern.
Jeder, der eine ehrliche Völkerverständigung anstrebt, ist grundsätzlich verpflichtet, diese finsteren Kapitel der Kriegs- und Nachkriegszeit konsequent und schonungslos aufzuarbeiten. Wenn man belastbare und gleichberechtigte Partnerschaften in einem "vereinten Europa" realisieren will, müssen auch "unbequeme" Tatsachen erläutert und geklärt werden, denn echte Freundschaften und dauerhafte Bündnisse erfordern vor allem Ehrlichkeit und Gerechtigkeit.
Trotz aller Anfeindungen und Verleumdungen ist es unsere christliche Aufgabe, auch unbequeme Wahrheiten öffentlich zu diskutieren, damit sich ähnliche Verbrechen gegen die Menschlichkeit niemals wiederholen.

Einleitende Zitate

>>Wenn du dir Feinde machen willst, dann versuche, etwas zu verändern.<< (Thomas Woodrow Wilson)

Gotthold Rhode schrieb in seinem Buch "Phasen und Formen der Massenzwangswanderung in Europa" über die Vertreibungsmaßnahmen in Ost-Mitteleuropa (x035/333): >>Den letzten Akt des an der ostdeutschen Bevölkerung vollzogenen Dramas stellt schließlich die Vertreibung dar, die von den meisten der Betroffenen gar nicht mehr als zusätzliches Unrecht, sondern vielmehr als Erlösung empfunden worden ist. Viele Deutsche verließen sogar "freiwillig" ihre Heimat, um weiteren Drangsalierungen und Erniedrigungen zu entgehen.
Die Vertreibung erfolgte nicht erst auf Grund der Potsdamer Beschlüsse vom 2. August 1945, sondern hatte weit eher eingesetzt. Ihr Hauptmotiv war ein rein nationalistisches: Durch die Austreibung der Deutschen sollten das neue Polen und die neue Tschechoslowakei als reine Nationalstaaten wiedererstehen. Daher sollten die deutschen Ostgebiete und das Sudetenland möglichst in einem Zuge von ihrer deutschen Bevölkerung "gesäubert" und durch Neubesiedlung so rasch wie irgend möglich in den polnischen bzw. tschechoslowakischen Staat integriert werden. ...<<
Gilbert Gornig schrieb über die Völkerrechtswidrigkeit der Vertreibungen (x151/9,14-16): >>... Jeder Versuch, Vertreibung zu rechtfertigen, widerspräche unserem Rechtsgefühl, bedeutete eine Billigung der Vertreibung doch auch die Anerkennung von Gewaltpolitik, Rassenwahn, Menschenverachtung und Kollektivschuld. Das Bemühen eine internationale Friedensordnung aufzubauen, würde bereits im Keim erstickt. ...<<
>>... Der im Potsdamer Abkommen enthaltene Abschnitt XIII über die "Ordnungsgemäße Überführung deutscher Bevölkerungsteile" kann nicht als Rechtfertigung der Vertreibung betrachtet werden. Unabhängig von der Frage der Rechtsnatur des Potsdamer Abkommens ist dem Abschnitt XIII kein Umsiedlungsvertrag zu entnehmen. Ein solcher verlangt nämlich die Einigung zweier Staaten, von denen einer die Personen loswerden will oder bereit ist, sie ziehen zu lassen, der andere bereit ist, diese aufzunehmen. Deutschland und die Tschechoslowakei waren aber am Potsdamer Abkommen nicht beteiligt, so daß sie schon deswegen nicht Partner eines Umsiedlungsvertrages sein konnten.
Das Potsdamer Abkommen hatte auch nicht bezweckt, Austreibungen zu initiieren oder anzuordnen. Vielmehr mag es in der Absicht der Konferenzmächte gelegen haben, die bereits laufenden Vertreibungen zukünftig in humaner Weise durchzuführen. Sollte man allerdings das Potsdamer Abkommen so verstehen, daß damit eine Vertreibung angewiesen werde, so wäre das Abkommen jedenfalls insoweit mit dem schon damals geltenden Völkerrecht nicht im Einklang.
... Das Völkerrecht erlaubt lediglich eine Repressalie, um den Rechtsbrecher zur Aufgabe seines rechtswidrigen Verhaltens zu veranlassen. Die deutschen Rechtsverletzungen gegenüber dem Tschechoslowakischen Staat waren aber 1945 bereits beendet, so daß eine Repressalie nicht mehr statthaft war. ...
Es zeigt sich also, daß die Vertreibung - auch als Folge eines Krieges - völkerrechtswidrig ist. Völkerrechtliche Rechtfertigungsgründe sind nicht denkbar.<<

Die Flucht vor der Roten Armee

Militärische Lage östlich der Oder-Neiße-Linie (1944)

>>Diejenigen, die wissen, sprechen nicht; diejenigen, die sprechen, wissen nicht.<< (Laotse)

Im Jahre 1944 mußten sich die deutschen Wehrmachtstruppen an fast allen Fronten fluchtartig zurückziehen. Infolge der verlustreichen Abwehr- und Rückzugskämpfe wurde die Kampfkraft des Ostheeres unaufhörlich schwächer, denn die großen Menschen- und Materialverluste konnten schon längst nicht mehr ersetzt werden. Den deutschen Ostarmeen fehlten vor allem Waffen, Munition und Verpflegung. Die Nachschubprobleme wurden täglich bedrohlicher.
Generalfeldmarschall Erich von Manstein ("Heeresgruppe Süd") forderte ab Januar 1944 die Räumung des Dnjeprbogens, drastische Frontverkürzungen und Frontverlagerungen nach Westen. Von Manstein verlangte außerdem, daß man endlich einen "wirklich verantwortlichen Oberbefehlshaber" für die Ostfront einsetzen müßte. Diese Rückzugsforderungen und Änderungen des Oberbefehls lehnte Hitler jedoch kategorisch ab, denn angeblich würde kein anderer seine "überragende Autorität" besitzen.
Hitler blieb bis zur totalen Niederlage ein uneinsichtiger Fanatiker, der seine "strategischen Vorstellungen" ohne Rücksicht auf Verluste durchsetzte. Hitlers unsinnige "Haltetaktik" und laienhafte Fehleinschätzungen brachten letzten Endes Tod und Verderben über das gesamte Ostheer. Die Führerbefehle verursachten ständig militärische Katastrophen. Wider den Rat seiner erfahrenen Heerführer opferte Hitler leichtfertig komplette Armeen. In Stalingrad (1942/43), Nordafrika (1943), Weißrußland (1944), Rumänien (1944), Ostpolen und im Baltikum (1945) richteten Hitlers Fehler vernichtende Niederlagen an, bei denen der "Führer" mindestens 100 Divisionen in den sicheren Tod hetzen ließ (x076/228).
Im Januar 1944 erreichten sowjetische Truppen bereits die ehemaligen polnischen Grenzen in Wolhynien. Vom 22.06. bis 8.7.1944 wurden in Weißrußland 28 Divisionen der deutschen "Heeresgruppe Mitte" (GFM Busch) fast vollständig zertrümmert. Rd. 350.000 deutsche Soldaten fielen oder galten danach als vermißt (x040/221).
Gegen diese verheerende Katastrophe, die Hitler zweifellos verschuldet hatte, war die verlustreiche Kesselschlacht im weitentfernten Stalingrad geradezu "unbedeutend", denn die Vernichtungsschlacht um Stalingrad hatte 1942/43 "nur" rd. 125.000 Tote und 91.000 Kriegsgefangene gefordert (x040/160, x041/129).
Nach der vernichtenden Niederlage in Weißrußland war die militärische Lage des deutschen Ostheeres vollkommen hoffnungslos. Eine reale Chance, die Rote Armee vor den deutschen Reichsgrenzen aufzuhalten, bestand nicht mehr. Anstatt die Ostfront mit allen Mitteln zu unterstützen und die ostdeutsche Zivilbevölkerung zu evakuieren, ließ Hitler sogar noch mehrere kampfstarke Wehrmachtsverbände an die Westfront verlegen, um die Atlantikinvasion der Westalliierten abzuwehren.
In Süd-Osteuropa mußten die deutschen Truppen Kreta, Griechenland und den Balkan räumen. Ab August bis zum November 1944 besetzte die Rote Armee Bulgarien, Rumänien, Jugoslawien und griff die Slowakei (ab September 1944) sowie Ungarn (ab Oktober 1944) an.
Obgleich ab August 1944 unaufhörlich sowjetische Truppentransporte vor der ostpreußischen und polnischen Grenze eintrafen, mußte das deutsche Ostheer im Herbst und Winter 1944 weitere kampferprobte Divisionen für die "Ardennenoffensive" und die Verteidigung Ungarns abtreten.
Für Hitler war der längst verlorene "Ostkrieg" nur noch ein lästiger "Nebenkrieg". Der völlige Zusammenbruch der Wehrmacht und die bedingungslose militärische Kapitulation, die bisher noch kein deutscher Staat hinnehmen mußte, war Ende 1944 nur noch eine Frage der Zeit.

Verteidigungsmaßnahmen, Räumungspläne und NS-Propaganda

>>Tapferkeit heißt, der einzige zu sein der weiß, daß man Angst hat.<< (Franklin P. Jones)

Nach dem mißglückten "Hitler-Attentat" (20.07.1944) erhielten einige NS-Organisationen z.T. wesentliche militärische Aufgaben und Rechte, weil Hitler fast nur noch den NS-Gauleitern und SS-Führern vertraute.
Die Gauleiter (ab 16.11.1942 auch Reichsverteidigungskommissare) in den ostdeutschen Provinzen und annektierten Gebieten waren: Erich Koch (Ostpreußen), Karl Hanke (Niederschlesien), Fritz Bracht (Oberschlesien), Albert Forster (Danzig-Westpreußen), Franz Schwede-Coburg (Ostpommern) und Emil Stürtz (Mark Brandenburg).
Reichsstatthalter Konrad Henlein (Sudetengau), Reichsstatthalter Arthur Greiser (Reichsgau Wartheland), Generalgouverneur Hans Frank (Generalgouvernement = westliches Polen), Reichsprotektor Konstantin von Neurath (Protektorat Böhmen und Mähren = Tschechoslowakei).
Die Gauleiter waren nur dem Führer und Reichsleiter Bormann (Hitlers Sekretär) unterstellt. Sie beauftragten nur Kreisleiter, Kreisbauernführer, NSV-Kreisamtsleiter, Kreisfrauenschaftsleiterinnen und NSDAP-Gliederungsführer mit der Vorbereitung sowie Durchführung von Räumungs- und Bergungsmaßnahmen. Das Personal der staatlichen Ämter und Behörden (z.B. Beamte, Landräte und Bürgermeister) war den NSDAP-Kreis- und Ortsgruppenleitern disziplinarisch unterstellt. Ab Juli 1944 kontrollierten die NS-Gauleiter außerdem den Ausbau der Befestigungsanlagen, organisierten die Aufstellung und Leitung des Volkssturms und überwachten sämtliche Evakuierungsmaßnahmen. Vor allem die ungenügenden Räumungsvorbereitungen wirkten sich später besonders verhängnisvoll aus.
Die Wehrmachtsbefehlshaber und Frontoffiziere forderten frühzeitig die Räumung der bedrohten Gebiete. Sie teilten den verantwortlichen NS-Führern unmißverständlich mit, daß die Frontlinien viel zu schwach seien, um den erwarteten sowjetischen Ansturm abzuwehren bzw. aufzuhalten. Obwohl die militärische Lage bereits im Sommer bzw. im Herbst 1944 vollkommen aussichtslos war und sowjetische Offensiven unmittelbar bevorstanden, unternahmen die verantwortlichen NSDAP-Führer monatelang nichts, um die Zivilbevölkerung aus den gefährdeten Ostgebieten zu evakuieren.
Ab Juli 1944 bis Januar 1945 wurden in den deutschen Ostprovinzen umfangreiche Grenzbefestigungen errichtet und ausgebaut (Ostpreußen = "Ostwall", Ostbrandenburg = "Obrastellung", Ostpommern = "Pommernwall" und Schlesien = "Bartholdlinie"). Hitler hatte die Weisung für den Ausbau des Ostwalls bereits am 12.08.1943 erteilt ("Führerbefehl" Nr. 10).
Der Bau von Panzersperren, Geschützstellungen, Schützengräben, Straßenbarrikaden, Munitions- und Treibstofflagern erforderte unsägliche Arbeit und Mühe. Um größere Städte verteidigen zu können, mußten endlose Grabensysteme, eine Vielzahl von Schützenlöchern und Befestigungen angelegt werden. Die NSDAP-Organisationen zwangen die einheimische Bevölkerung fast täglich zu sinnlosen Arbeitseinsätzen.
In Tages- und Nachtschichten wurde trotz Hitze, Regen, Sturm oder Kälte rund um die Uhr gebaut und geschachtet. Alle Frauen, Männer, ältere Schülerinnen und Schüler, die eine Schaufel oder einen Spaten halten konnten, mußten monatelang Schanzarbeiten leisten. Tausende von Fremdarbeitern (Polen, Ukrainer u.a.) sowie Kriegsgefangene, die oft nur mangelhaft untergebracht und verpflegt werden konnten, "schaufelten" ebenfalls in den deutschen Ostprovinzen, um das Millionenheer der Roten Armee zu stoppen.
Die Wehrmachtsbefehlshaber durften vielerorts nicht einmal beratende Funktionen ausüben, so daß ein großer Teil der Befestigungsanlagen und Stellungen ungeeignet war. Einige sowjetische Angriffe erfolgten später vielerorts aus entgegengesetzten oder seitlichen Richtungen. Viele Abwehrstellungen konnte man auch wegen fehlender Truppen nicht besetzen. In man-

chen neuerrichteten Verteidigungsstellungen kämpften zwar Volkssturmeinheiten gegen sowjetische Panzertruppen, aber ohne schwere Waffen war jeder Widerstand völlig aussichtslos. Hitler hatte ab 1942 fast alle ostdeutschen Artilleriegeschütze demontieren und an die französische Atlantikküste ("Atlantikwall") verlagern lassen, wo sie größtenteils kein einziges Geschoß abfeuerten. Der "Atlantikwall" verfügte z.B. über 14.747 Betonbunker und Geschützstände (x090/290).
Obwohl die Kampffront fast täglich näher rückte und der Kampflärm immer deutlicher zu hören war, stellte man die Schanzarbeiten nicht vorzeitig ein. Die Arbeiten wurden oft bis zur "letzten Minute" fortgesetzt, so daß zahlreiche Zivilisten, Fremdarbeiter und Kriegsgefangene, die unverdrossen ihre Pflicht erfüllten bzw. Zwangsarbeit leisten mußten, den Überraschungsangriffen der Roten Armee zum Opfer fielen. Hitlers Plan, das sowjetische Millionenheer mit Gräben und Schützenlöchern aufzuhalten, mußte zwangsläufig scheitern.

Volkssturm

>>Maikäfer flieg', der Vater ist im Krieg, den Opa zieh'n sie auch noch ein, das wird wohl die Vergeltung sein.<< (NS-Spottvers)

Nachdem Hitler am 25.09.1944 den Befehl zur Bildung des deutschen Volkssturms erteilt hatte, wurden alle waffenfähigen Männer vom 16. bis zum 60. Lebensjahr erfaßt. Sämtliche Männer, die bisher wegen kriegswichtiger Arbeiten oder Untauglichkeit vom Wehrdienst befreit waren, einschließlich der Arm- und Beinamputierten, wurden jetzt rekrutiert.
Trotz dieser Rekrutierungsmaßnahmen erfaßte man nur einen Teil der wehrfähigen Männer, denn die große Mehrheit der NSDAP-Parteimitglieder wurde nie an der Kampffront eingesetzt. Die NS-Führungskräfte stellten weiterhin viele junge HJ-Führer und "besondere" NS-Parteigenossen eigenmächtig vom Kriegseinsatz frei. Während gesunde, kräftige NS-Parteimitglieder "wehruntauglich" waren und aufgrund ihrer "guten Beziehungen" ausgemustert wurden oder ungefährliche Druckposten ergatterten, hetzte man schwächliche Jugendliche und alte, kraftlose Greise an die Kampffronten, um die Heimat "bis zum letzten Blutstropfen" zu verteidigen (x049/32).
Ungeachtet des "totalen Krieges", den Goebbels am 18.02.1943 verkündet hatte (Hitler-Erlaß zur totalen Mobilisierung vom 13.01.1943), waren bis 1944/45 mindestens noch 60 % aller NSDAP-Parteigenossen uk (unabkömmlich) gestellt oder verschafften sich sichere Posten an der "Heimatfront". Von 20 deutschen Frontkämpfern war höchstens 1 Soldat Mitglied der NSDAP.
Der SD berichtete im Jahre 1944 über "Drückebergerei" und "Druckposten" (x049/31-32): >>Der im Kriegseinsatz ... stehende Volksgenosse stelle häufig fest, daß gewisse Teile der Bevölkerung von den Totalisierungsmaßnahmen (Maßnahmen für den totalen Kriegseinsatz) nicht erfaßt würden. ... Im Vordergrund der kritischen Äußerungen stehen die UK-Stellungsmaßnahmen. ... Oft ist die Ansicht zu hören, daß die Behörden, Körperschaften des öffentlichen Rechts und viele berufsständige Einrichtungen (z.B. der Reichsnährstand), auch die NSDAP und einzelne ihrer Gliederungen, nur oberflächlich erfaßt würden. Die Enttäuschung äußere sich vereinzelt in der Behauptung, wer ein Amt bei einer Behörde oder NSDAP habe, werde nicht eingezogen, selbst wenn er kv (kriegsverwendungsfähig) sei.<<
Generaloberst Guderian (Chef des Generalstabs des Heeres) hatte ursprünglich die Mobilisierung aller waffenfähigen Männer beantragt, um die Wehrmacht zu verstärken. Nach dem gescheiterten "Stauffenberg-Attentat" übernahmen jedoch die Gau- und Kreisleiter der NSDAP und ihre Parteiorganisationen (z.B. SA, SS und HJ) die Aufstellung und Führung des "letzten militärischen Aufgebotes".
Für die militärische Organisation und den Kampfeinsatz des Volkssturms war Himmler

(Reichsführer-SS und Befehlshaber des Ersatzheeres) verantwortlich. Die Volkssturmangehörigen waren Soldaten im Sinne des deutschen Wehrgesetzes und der Haager Landkriegsordnung. Sie erhielten ein Soldbuch und hatten die gleichen disziplinarischen Pflichten und Rechte wie die Soldaten der Wehrmacht. Ausbildung, Bewaffnung und Kleidung der Volkssturmangehörigen waren im allgemeinen äußerst mangelhaft und primitiv. Der Volkssturm wurde häufig nur mit französischen, polnischen, sowjetischen und sonstigen Beutewaffen ausgerüstet. Ausreichende bzw. passende Munition war gewöhnlich nicht vorhanden (höchstens 5-10 Patronen pro Mann). Einige Volkssturmmänner bewaffneten sich notgedrungen mit eigenen Jagd- und Schrotflinten.
Falls man genügend NS-Uniformen hatte, bekam der Volkssturm feldgrau eingefärbte NS-Parteiuniformen. Viele Volkssturmmänner erhielten jedoch lediglich Armbinden mit dem Aufdruck "Deutscher Volkssturm - Wehrmacht". Winterstiefel oder festes Schuhwerk standen ebenfalls nicht ausreichend zur Verfügung, so daß mancher Volkssturmangehörige im härtesten Winter mit Halbschuhen an die Kampffront marschieren mußte.

NS-Propaganda und Parolen

>>Die Wahrheit bedarf nicht viel Worte, die Lüge kann nie genug haben.<< (Sprichwort aus Deutschland)

Die verantwortlichen NS-Parteibehörden, NS-Rundfunk, NS-Presse und NS-Parteifunktionäre täuschten bis zum bitteren Ende militärische Möglichkeiten vor, die es schon längst nicht mehr gab.
Das NS-Regime kündigte z.B. für März 1945 Frühjahrsoffensiven gegen die Rote Armee an, um die Kriegswende einzuleiten. Ferner sollten "Wunderwaffen" (Riesenpanzer, unbesiegbare Kampfflugzeuge, ferngesteuerte Luftabwehrraketen usw.) eingesetzt und ausgeruhte, kampfstarke Truppenverbände aus dem Westen an die Ostfront verlegt werden, da die westlichen Alliierten den Kampf schon bald einstellen würden.
Diese verantwortungslose NS-Propaganda wirkte derartig nachhaltig, daß viele Deutsche bis zum militärischen Zusammenbruch an den "Endsieg" glaubten. Sie warteten jeden Tag auf den großen Gegenschlag und den Einsatz der kriegsentscheidenden "Wunderwaffen".
Die perfekte NS-Propaganda verbreitete unentwegt aufpeitschende Parolen und forderte die Zivilbevölkerung zum entscheidenden Gefecht auf: >>Die deutsche Gegenoffensive hat begonnen! ... Neue Wunderwaffen erfolgreich im Einsatz! ... Die deutsche Front steht und wird ständig stärker! ... Gau- und alle sonstigen politischen Leiter kämpfen in ihrem Gau und Kreis, siegen oder fallen! ... Ein Hundsfott, wer flüchtet und nicht bis zum letzten Atemzug kämpft! ... Germanische Gefolgschaftstreue bis in den Tod! ... Widerstand bis zum Letzten, jedes Dorf wird eine Festung! ... Noch in diesem Jahr tritt die große geschichtliche Wende ein! ... Adolf Hitlers Siegesglaube - auch unser Glaube! ... Hinter dem Führer steht ein Volk, das auf ihn baut! ... Im Unglück nicht feige, sondern trotzig werden! ... Dem Geist unseres Volkes gehört die Zukunft!<<
Den nicht zu übersehenden Rückzug der deutschen Wehrmacht stellten Goebbels' Propagandamedien meistens als taktische Maßnahme dar.
Fast alle Gau-, Kreis- und Ortsgruppenleiter waren ständig unterwegs. Sie hielten unentwegt "flammende Reden" und Durchhalteappelle. Hierbei setzte man vor allem auf Falschmeldungen, Halbwahrheiten, übertriebene Vaterlandsliebe oder offene Drohungen, um die verunsicherten Volksgenossen zu beruhigen oder einzuschüchtern.
In den letzten Kriegsmonaten versammelten sich die Deutschen täglich vor den Radiogeräten, weil jeder die neuesten Wehrmachtsberichte verfolgen wollte. Der Wehrmachtsbericht wurde regelmäßig, vom ersten bis zum letzten Tag des Zweiten Weltkrieges, vor den Mittagsnach-

richten im Radio gesendet und in den Tageszeitungen veröffentlicht. Nach der stets gleichbleibenden Ankündigung - "DAS OBERKOMMANDO DER WEHRMACHT GIBT BEKANNT" - folgte ein zusammenfassender Bericht über die Kampfhandlungen an allen Fronten.
Die Wehrmachtsberichte waren in knapper, nüchterner Form abgefaßt und vermieden direkte Falschmeldungen. Das OKW operierte zwar ab Dezember 1941 mit Auslassungen, Verschleierungen und Verharmlosungen, aber im allgemeinen wurden alle militärischen Ereignisse und Entwicklungen umfassend dargestellt, da das OKW bis zum Kriegsende eine direkte NS-Zensur verhindern konnte (x051/623).

Kinderlandverschickung und Bombenevakuierte

>>Rascher als alles andere entsteht Angst.<< (Leonardo da Vinci)

Die Kinderlandverschickung begann im Jahre 1940 und mußte ausnahmslos befolgt werden. Die Verschickungsaktion wurde von der NS-Volkswohlfahrt (NSV), Hitlerjugend, NS-Lehrerschaft und anderen Erziehungsbehörden durchgeführt. KLV-Maßnahmen waren grundsätzlich kostenlos. Hunderttausende wurden damals von ihren Kindern und Enkeln getrennt. Ende 1943 hatte das NS-Regime bereits rd. 1,0 Millionen Kinder und Jugendliche in etwa 5.000 KLV-Lagern (Belegung: 18-1.200 Schüler) "in Sicherheit" gebracht (x072/22).
Die evakuierten Schülerinnen und Schüler wurden mehrheitlich östlich der Oder in KLV-Heimen untergebracht. Im Rahmen der "Erweiterten Kinderlandverschickung" evakuierte das NS-Regime von 1940-45 ca. 3,0 Millionen Kinder und Jugendliche (im Alter von 7-16 Jahren) in vermeintlich "bombensichere" Gebiete des Deutschen Reiches und in besetzte Gebiete Ost-Mitteleuropas (x072/22).
In den letzten Kriegsmonaten hielten sich noch über 500.000 KLV-Evakuierte in Ostdeutschland, im Sudetenland, in Böhmen und Mähren, in der Slowakei sowie im Warthegau auf (x049/45). Anstatt die KLV-Heime rechtzeitig zu räumen, mußten die Kinder und Jugendlichen nach der "Schule" monatelang Panzergräben und Straßenbarrikaden errichten. Viele KLV-Schulklassen flohen erst nach dem Zusammenbruch der deutschen Ostfront.
Später suchten Tausende von verzweifelten Eltern ihre vermißten Kinder und meldeten sie bei den DRK-Vermißtenstellen. Der "DRK-Suchdienst" forschte z.B. noch im März 1952 nach 33.000 verschollenen "KLV-Evakuierten" und suchte gleichzeitig nach 18.000 vermißten Eltern von "KLV-Kindern".
Nachdem die westlichen Alliierten in Casablanca (Konferenz vom 14. bis 25.01.1943) die "Arbeitsteilung" der Luftoffensive vereinbart hatten, wurden die Luftangriffe gegen das Deutsche Reich drastisch gesteigert. Die US-Luftflotte führte danach Tagesangriffe ("Präzisionsschläge") gegen wichtige militärische und wirtschaftliche Kriegsziele durch, während die britischen Bomberverbände ausschließlich Nachtattacken ("Flächenbombardements") flogen, die sich hauptsächlich gegen die Wohnviertel der deutschen Großstädte richteten (x049/75). Bei den Nachtangriffen verwendeten die Briten spezielle Leuchtfallschirme ("Weihnachtsbäume"), um die Zielgebiete zu markieren.
Im Zweiten Weltkrieg wurden 131 größere Städte durch anglo-amerikanische Bomberflotten angegriffen (x049/76,77). Nach alliierten und deutschen Statistiken mußte die Reichshauptstadt Berlin z.B. 29 schwere Luftangriffe überstehen. Dann folgten Braunschweig (21), Ludwigshafen-Mannheim (19), Frankfurt, Kiel und Köln (je 18), Hamburg und München (16), Koblenz und Hamm (je 15) sowie Hannover und Magdeburg mit je 11 schweren Nacht- und Tagesangriffen.
Im Verlauf des Luftkrieges (1940-45) warf bzw. schoß die deutsche Luftwaffe 74.130 t Bomben (einschl. V-Waffen) auf Großbritannien.

Die Alliierten warfen 1.995.935 t Bomben über dem Deutschen Reich und den deutschen Besatzungsgebieten ab (x041/106,141).
Bei den deutschen Terrorangriffen vom 10.07.1940 bis 29.05.1944 starben 41.294 britische Zivilisten und 52.128 Briten wurden verletzt. Vom 12.06.1944 bis 29.03.1945 kamen weitere 8.938 britische Zivilisten durch V1-Flugbomben oder V2-Fernraketen um; 24.504 Briten wurden verletzt (x051/365).
Im Deutschen Reich wurden 609.000 Menschen durch Luftangriffe getötet und 917.000 verletzt (x051/364). Die anglo-amerikanischen Bomben zertrümmerten rd. 1,6 Millionen Gebäude. Mindestens 3,4 Millionen Wohnungen existierten nicht mehr oder waren unbewohnbar (x051/364).
Angesichts der ständigen anglo-amerikanischen Luftangriffe flüchteten viele wohlhabende Familien aus den Großstädten und Industriegebieten West- und Mitteldeutschlands in die "sicheren Gebiete" östlich der Oder. Sie zogen bei ihren ostdeutschen Verwandten und Bekannten ein oder mieteten mittelfristig Wohnungen bzw. Häuser. Die zahlungskräftigen Bombenflüchtlinge aus der Reichshauptstadt Berlin, den mittel- und westdeutschen Großstädten, dem Rheinland und aus Westfalen reisten hauptsächlich in die landschaftlich schönsten Feriengebiete an der ostdeutschen Ostseeküste oder in die beliebten Luftkurorte der schlesischen Gebirge.
Alle Ferienwohnungen und -häuser waren schnell vermietet und bis zum letzten Zimmer belegt. Sämtliche Kellerräume und Dachböden wurden mit Koffern, Kisten und sonstigen Wertgegenständen vollgestopft, denn jeder Bombenevakuierte hatte seinen wertvollsten Besitz mitgenommen und "in Sicherheit gebracht".
In den letzten Kriegsjahren verlagerte man außerdem wichtige Rüstungsbetriebe nach Ostdeutschland, in das Sudetenland oder nach Böhmen und Mähren. Durch diese Betriebsverlagerungen mußten Tausende von "Spezialisten" (Dienstverpflichtete) umziehen.
In den "Reichsluftschutzkellern" der deutschen Ostprovinzen, in den besetzten polnischen Gebieten, im Sudetenland und im Protektorat Böhmen und Mähren stiegen die Einwohnerzahlen von 1943 bis Mitte 1944 um mindestens 950.000 Bombenevakuierte und 950.000 Dienstverpflichtete aus dem Westen des Deutschen Reiches.
Bis Ende 1944 war man jenseits der Oder vor Luftangriffen relativ sicher. Wegen der großen Entfernung führten die anglo-amerikanischen Bomberverbände nur selten Angriffe gegen ostdeutsche Großstädte und Häfen durch.

Reichs- und volksdeutsche Bevölkerung in den Siedlungsgebieten Ost-Mitteleuropas (in den Grenzen von 1937). Bevölkerungsstand vor der Flucht 1944/45 (ohne zum Kriegsdienst eingezogene Männer):

	Einheimische Bevölkerung	1)	Bomben-evakuierte	Dienstver-pflichtete	Stand: Febr./März 1944
Ostbrandenburg	585.000		75.000	-	660.000
Ostpommern	1.761.000		100.000	-	1.861.000
Ostpreußen	2.319.000		200.000	-	2.519.000
Schlesien	4.268.000		450.000	-	4.718.000
Deutsche Ostprovinzen	**8.933.000**		**825.000**	**-**	**9.758.000**
	Einheimische Bevölkerung	1)	Volksdeutsche Umsiedler	Dienstverpflichtete	Stand: Febr./März 1944
Memelland	**129.000**		**-**	**5.000**	**134.000**
Danzig	394.000		-	10.000	404.000
Polnische Gebiete des Reichsgaues Danzig-Westpreußen	241.000		65.000	66.000	372.000
Reichsgau Wartheland	230.000		250.000	194.000	674.000
Ostoberschlesien	238.000		38.000	100.000	376.000
Generalgouvernement	80.000		-	100.000	180.000
Polnische Gebiete	**1.183.000**		**353.000**	**470.000**	**2.006.000**
	Einheimische Bevölkerung	2)	Bombenevakuierte	Dienstverpflichtete	Stand: 1944/1945
Reichsgau Sudetenland, Protektorat Böhmen und Mähren sowie Slowakei	**3.000.000**		**125.000**	**475.000**	**3.600.000**
	13.245.000		**1.303.000**	**50.000**	**15.498.000**
	Einheimische Bevölkerung	3)	Volksdeutsche Umsiedler	Dienstverpflichtete	Stand: 1944/1945
Estland, Lettland und Litauen	153.000		- 130.000	-	23.000
Jugoslawien	470.000		- 110.000	-	360.000
Rumänien	719.000		- 215.000	-	504.000
Ungarn	543.000		-	-	543.000
Übrige Balkanstaaten	6.000		- 6.000	-	-
Baltikum und Balkan	**1.891.000**	3)	**- 461.000**	**-**	**1.430.000**
Ost-Mitteleuropa	**15.136.000**		**842.000**	**950.000**	**16.928.000**
Sowjetunion	**1.500.000**	3)	**- 313.000**	**-**	**1.187.000**
Insgesamt	**16.636.000**	4)	**529.000**	**950.000**	**18.115.000**

Quellen: 1) Statistische Berichte des Berliner Reichsamtes; "59. Zuteilung der Lebensmittelversorgung" (x001/5E,7E,8E).
2) "Lebensmittelzuteilungsperiode Januar 1945" (x004/17,18).
3) "Das Parlament" vom 3.09.1977 (x018/24.526). Nach anderen Quellen lebten 1944/45 ca.

1,5-2,0 Millionen (x026/104) bzw. rd. 2,1 Millionen Volksdeutsche in der Sowjetunion (x051/603).
4) Ohne zum Kriegsdienst eingezogene ost- und volksdeutsche Männer = 2.280.000 Soldaten. Die deutschen Ostgebiete und polnischen Gebiete stellten ca. 1.500.000, Sudetenland ca. 500.000, Jugoslawien ca. 80.000, Rumänien ca. 110.000 und in Ungarn rekrutierte man ca. 90.000 Soldaten.
Der "Deutsche Kirchliche Suchdienst" konnte u.a. bis zum 31.12.1980 insgesamt 18.637.957 Deutsche, die damals in den "Vertreibungsgebieten" lebten, namentlich erfassen (x025/74).

Evakuierung und Flucht in den deutschen Siedlungsgebieten Ost-Mitteleuropas im Herbst 1944

>>Was man von der Minute ausgeschlagen, gibt keine Ewigkeit zurück.<< (Friedrich von Schiller)

Im Gegensatz zu Ostdeutschland wurden in Rumänien, Jugoslawien und Ungarn ausreichende Evakuierungsmöglichkeiten angeboten. Die überwiegende Mehrheit der Volksdeutschen lehnte es jedoch ab, die Heimatorte zu verlassen, da man sich keiner Schuld bewußt war. Die bäuerliche Bevölkerung vertraute vor allem auf die vermeintliche Sicherheit der heimatlichen Umgebung. Einflußreiche Vertreter der katholischen Kirche sowie rumänische, jugoslawische und ungarische Bürgermeister oder Amtsvorsteher verhinderten ebenfalls die Flucht der Volksdeutschen. Sie warnten nachdrücklich vor der Evakuierung, weil die Lebensverhältnisse im Deutschen Reich sicherlich wesentlich schlechter seien und alle anständigen Volksdeutschen sowieso nichts zu befürchten hätten.
Wenngleich in Süd-Osteuropa einige Bahntransporte vorsätzlich behindert und tagelang zurückgehalten wurden, konnte man die Evakuierung der Volksdeutschen bis zum Oktober 1944 planmäßig abwickeln. Die Evakuierten erreichten ohne größere Gefahren die westlichen Auffanggebiete. Es handelte sich überwiegend um aktive Nationalsozialisten, die sich mit ihren Familien in Sicherheit brachten.
Nicht wenige Volksdeutsche entschlossen sich erst unmittelbar vor dem sowjetischen Einmarsch zur Flucht. Als die deutschen Kampftruppen im Herbst 1944 fluchtartig abzogen, begann überall die "große Angst". Jetzt hieß es nur noch: **"RETTE SICH, WER KANN!"**
Obwohl während der ersten sowjetischen Vorstöße im Oktober 1944 bereits grauenvolle Massenverbrechen (z.B. in Nemmersdorf/Ostpreußen) verübt wurden, leiteten die NS-Gau- und Kreisleitungen in Ostdeutschland und Polen keine vorsorglichen Evakuierungsmaßnahmen ein, um die Zivilbevölkerung in Sicherheit zu bringen. Lediglich in besonders gefährdeten Gebieten Ostpreußens ordnete man unzureichende Teilevakuierungen an.
Angesichts der Gewalttaten in Nemmersdorf und der sowjetischen Hetzpropaganda, die jahrelang zu Mord und Totschlag, Plünderung und Zerstörung aufgefordert hatte, waren alle maßgeblichen NS-Führer davon überzeugt, daß die sowjetischen Truppen Stalins Befehle ausführen würden.
Für die Evakuierung der Zivilbevölkerung stand genügend Zeit zur Verfügung, aber das NS-Regime ließ die bedrohten Ostgebiete einfach nicht räumen. Der ostpreußische Gauleiter Koch verbot sogar die Ausarbeitung von Fluchtplänen und Räumungsvorbereitungen oder drohte bei jeder Gelegenheit mit der Todesstrafe. Anstatt die gefährdete Zivilbevölkerung frühzeitig zu evakuieren, plante Gauleiter Koch lediglich die Verlagerung von gewerblichen Gütern, Maschinen, Lebensmittelvorräten sowie den Abtransport der ostpreußischen Viehbestände.
Obgleich Räumungsmaßnahmen behindert oder verboten wurden, existierten in einigen ostdeutschen Reg.-Bezirken vorbildliche Evakuierungspläne. Die Evakuierungen sollten sofort

nach Bekanntgabe der Räumungsbefehle beginnen (Räumungsstufe I = Evakuierung der Zivilbevölkerung; Stufe II = Evakuierung der Mitarbeiter von Behörden, Bahn, Post, Polizei und sonstigen "lebenswichtigen Einrichtungen").
Die Stadtbevölkerung wollte man überwiegend mit der Eisenbahn evakuieren, während die Landbevölkerung, unter Mitnahme des Viehs, mit Trecks fliehen sollte. Jeder Landkreis, jede Stadt und jede Gemeinde erhielt spezielle Aufnahmegebiete und genaue Treckanweisungen. Sämtliche Fluchtstraßen und Fluchtwege, Flußübergänge, Verpflegungs- und Futterstellen sowie Nachtquartiere wurden exakt festgelegt. Die Gemeindebürgermeister sollten die Bevölkerung frühzeitig über Trecksammelplätze informieren, Treckführer bestimmen und die Einwohner auf vorhandene Treckfuhrwerke verteilen.
In den Ämtern und Behörden bereitete man u.a. Evakuierungs- und Fahrtenbescheinigungen, Reichsbahn-, Schiffskarten-, Verpflegungs-, Futter-, Quartier- und Treibstoffbezugsscheine vor. Mit diesen Maßnahmen verhinderte die allmächtige NSDAP unerlaubte Fluchtversuche, denn ohne Bescheinigungen und Bezugsscheine bekam man nirgends Fahrkarten, Lebensmittel oder Unterkünfte. Da die besitzlosen Bevölkerungsschichten keine Beziehungen, Fahrzeuge oder Vermögenswerte besaßen, blieben sie zwangsläufig in ihren Wohnorten.
Eigenmächtige "Abwanderungen" bzw. Fluchtversuche wurden außerdem gemäß Kriegssonderstrafrecht (veröffentlicht am 26.08.1939) als Landesverrat, Wehrkraftzersetzung oder Feindbegünstigung eingestuft und mit schwersten Strafen geahndet. Jeder zivile Widerstand, kritische Äußerungen oder eigenmächtige Handlungen waren damals äußerst gefährlich, denn NS-Spitzel gab es fast überall. Die "fliegenden NS-Standgerichte" verurteilten in den letzten Kriegsmonaten ungezählte "Volksschädlinge" und "Landesverräter".
Die NS-Justiz hatte schon am 5.09.1939 "Volksschädlingsverordnungen" erlassen, um die Möglichkeiten der Strafverfolgung und Bestrafung drastisch auszuweiten. Die Zahl der todeswürdigen Delikte erhöhte sich von 3 (im Jahre 1933) auf 46 (1942). Die "Verordnung zur Ergänzung der Kriegssonderstrafrechtsverordnung" vom 5.05.1944 ermöglichte es schließlich, Todesstrafen für alle Straftaten zu verhängen.
In den Jahren 1939 und 1942 wurden z.B. 926 bzw. 3.006 Menschen zum Tode verurteilt und hingerichtet (x090/289). Von 1941-45 verurteilte das NS-Regime ca. 15.000 deutsche "Volksschädlinge" zum Tode (x051/613).

Hitlers Vernichtungsstrategie

>>So wird auch der treulose Tyrann keinen Erfolg haben, ... der seinen Rachen aufsperrt wie das Reich des Todes und ist wie der Tod, der nicht zu sättigen ist.<< (Habakuk 2, 5)

Angesichts der hoffnungslosen militärischen Lage mußte jedem Informierten klar sein, daß der Zusammenbruch der deutschen Ostfront nur noch eine Frage der Zeit war. Anstatt alles zu tun, um das Leben und die Gesundheit der wehrlosen Zivilbevölkerung zu bewahren, unternahmen die maßgeblichen NS-Führer schlechthin nichts für die Rettung der ihnen anvertrauten Menschen. Niemand bemühte sich wirklich tatkräftig, die schutzlose Bevölkerung rechtzeitig in Sicherheit zu bringen.
Hitler, der im Jahre 1940/41 bereits die Ermordung der europäischen Juden (sog. "Endlösung") angeordnet hatte und ab 1941/42 ca. 3,3 Millionen sowjetische Kriegsgefangene aus rassenideologischen Gründen umkommen ließ, verhinderte bewußt die mögliche Rettung der Ost- und Volksdeutschen (x041/112). Falls man auch diesen Krieg verlieren würde, sollte das Deutsche Reich vollständig untergehen und vernichtet werden.
Hitler hatte sein "NS-Vernichtungsprogramm" schon im Jahre 1934 angekündigt (x066/77):
>>... Aber wenn wir dann auch nicht siegen können, so werden wir, selbst untergehend, noch die halbe Welt mit uns in den Untergang reißen, und niemand wird seines Sieges über

Deutschland froh sein. Ein 1918 gibt es nicht wieder. Wir kapitulieren nicht. Wir werden nicht kapitulieren, niemals! Wir können untergehen. Aber wir werden eine Welt mitnehmen, eine Welt in Flammen. ...<<

Hitler-Rede vom 27.11.1941 (x073/207): >>Wenn das deutsche Volk einmal nicht mehr stark und opferbereit genug ist, sein eigenes Blut für seine Existenz einzusetzen, so soll es vergehen und von einer anderen, stärkeren Macht vernichtet werden. ... Ich werde dann dem deutschen Volk keine Träne nachweinen.<<

Hitler sagte während einer Gauleitertagung am 07.02.1943 (x085/42): >>Würde das deutsche Volk einmal versagen, so verdient es nichts anderes, als von einem stärkeren Volke ausgelöscht zu werden, dann könnte man mit ihm auch kein Mitleid haben. Deutschland stehe vor der Alternative, entweder der Herr Europas zu werden oder eine gänzliche Liquidierung und Ausrottung zu erleben.<<

Joseph Goebbels (NS-Reichsminister für Volksaufklärung und Propaganda; ab Juli 1944 "Generalbevollmächtigter für den totalen Krieg") stellte im März 1943 fest (x051/220): >>Vor allem in der Judenfrage sind wir so festgelegt, daß es für uns gar kein Entrinnen gibt.<<

Am 20.11.1943 verkündete Hitler in Breslau (x033/427,428): >>Wenn Deutschland diesen Kampf für sich selbst und für Europa nicht gewinnt, kommt die Barbarei der Steppe über unseren Kontinent. Bei diesem Krieg handelt es sich um ein gigantisches Ringen zwischen Völkern und Rassen, in dem die eine Weltanschauung siegt und die andere unbarmherzig vernichtet wird. Das heißt: **DAS VOLK, DAS VERLIERT, BEENDET SEIN DASEIN!**<<

Im August 1944 drohte Hitler während einer Gauleitertagung (x066/77): >>Sollte das deutsche Volk in diesem Ringen besiegt werden, dann war es zu schwach, die Prüfung der Geschichte zu bestehen, und nur der Vernichtung würdig.<<

Der "Führer" verfolgte spätestens ab 1944/45 nur noch ein Hauptziel. Er wollte das deutsche Volk mit allen Mitteln auslöschen (x030/179).

Hitler äußerte u.a. auch gegenüber Generaloberst Guderian (x076/261): >>Wenn der Krieg verloren geht, wird auch das deutsche Volk verloren sein. Dieses Schicksal ist unabwendbar. Es ist nicht notwendig, auf die Grundlagen, die das Volk zu einem primitiven Weiterleben braucht, Rücksicht zu nehmen. Im Gegenteil ist es besser, selbst diese Dinge zu zerstören, denn das Volk hätte sich als das schwächere erwiesen und dem stärkeren Ostvolk gehöre dann ausschließlich die Zukunft. Was nach dem Kampf übrig bleibt, sind ohnehin nur die Minderwertigen, denn die Guten sind gefallen.<<

Der schwermütige, unberechenbare "Führer", der infolge seiner chronischen Magenbeschwerden und psychischen Krankheiten fast ständig unter Aufputsch- und Beruhigungsmitteln stand, hatte in den letzten Kriegsmonaten jeglichen Realitätssinn verloren. Hitler hoffte wahrscheinlich bis zum Schluß, Stalins Gewaltherrschaft vor der Weltöffentlichkeit zu enttarnen, um die Alliierten doch noch vorzeitig zu trennen.

Die NS-Gauleiter sollten die Flucht der deutschen Bevölkerung verhindern oder verzögern, um sie an die aufgeputschten, zügellosen Rotarmisten auszuliefern. Hitlers "genialer Schachzug" blieb jedoch völlig wirkungslos. Die westlichen Alliierten hielten alle deutschen Pressemeldungen (z.B. über die sowjetischen Massaker in Nemmersdorf/Ostpreußen im Oktober 1944) für übertriebene Lügen- und Greuelgeschichten der NS-Propaganda.

Hitler beabsichtigte, sein eigenes Leben so teuer wie möglich zu verkaufen. Die Tatsache, daß der Preis zwangsläufig das Leben, die Gesundheit und die Ehre sowie das Vermögen des deutschen Volkes war, entsprach Hitlers Vernichtungsplänen (x054/230).

Nach Hitlers Weisung vom 28.02.1945 sollte man auch Frauen und Mädchen an der Kampffront einsetzen (x053/122): >>Ob Mädchen oder Frauen, ist ganz wurscht: Eingesetzt muß alles werden.<<

Hitler plante außerdem die Vernichtung der jüngeren Generationen des deutschen Volkes

(x076/262): >>**DAS SAATKORN SOLL MIT VERMAHLEN WERDEN.**<<
Albert Speer (vielleicht der einzige persönliche Freund, den Hitler in den letzten Tagen des NS-Regimes hat) berichtet später, daß Hitlers Pläne plötzlich willkürlich und ziellos geworden wären und zwangsläufig zu katastrophalen Folgen führen mußten. Hitler hätte bewußt versucht, das Volk mit sich untergehen zu lassen. Der verzweifelte Führer hätte keine moralischen Grenzen mehr gekannt. Für Hitler bedeutete das Ende seines eigenen Lebens gleichzeitig auch die Vernichtung des deutschen Volkes (x066/101).
Die späteren Flucht- und Befreiungskatastrophen offenbarten eindrucksvoll die Unmenschlichkeit und Verantwortungslosigkeit des NS-Terrorregimes. Im Jahre 1938 hatte das "kinderfreundliche" NS-Regime z.B. erstmalig feierlich Mutterkreuze verliehen ("dem Führer ein Kind") und gleichzeitig alle kinderlosen Ehepaare mit Strafsteuern belegt. Im Jahre 1945 wurden schließlich Hunderttausende von wehrlosen Müttern und Kindern dem tödlichen Inferno überlassen.
Dieser hinterhältige Verrat an den Ost- und Volksdeutschen bewies nachhaltig, daß der NS-Staat die Masse des Volkes nur für den Krieg und "Heldentod" benötigt hatte.

Die Flucht der Gauleiter und NS-Führer

>>Wir eilten gern in die Partei und waren überall dabei. Wir waren eifrige Profitler und schrien laut und oft "Heil Hitler!" Wir sah'n in ihm ein höheres Wesen. Doch Nazis sind wir nie gewesen!<< (NS-Spottvers)

Die höheren NSDAP-Funktionäre (sog. "Goldfasane") waren über die Greueltaten und Massenmorde, die Himmlers SD- und SS-Sondereinsatzgruppen in der Sowjetunion und in Polen verübt hatten, informiert. Sie kannten selbstverständlich auch Stalins Vergeltungsaufrufe und die Vertreibungspläne der Tschechen und Polen.
Kein NSDAP-Führer dachte natürlich daran, das unerfreuliche Schicksal der Bevölkerung zu teilen. Alle ostdeutschen Gauleiter brachten sich in Sicherheit und ließen die Zivilbevölkerung schmählich im Stich. Die allmächtigen "NS-Gaufürsten" ordneten außerdem verdeckte Fluchtbefehle an, um wichtige NS-Führer, führende NS-Behördenleiter und persönliche Freunde rechtzeitig in Sicherheit zu bringen. Hunderte von "Würdenträgern" der NSDAP, der gleichgeschalteten Ämter und Behörden sowie der Wirtschaft und Kirchen flohen heimlich mit Flugzeugen, Sonderzügen, Schiffen oder Dienstfahrzeugen.
Nachdem sich die Gauleitungen "verabschiedet" hatten, folgten unverzüglich die NS-Partei- und Behördendienststellen der Landkreise. Fast alle NSDAP-Kreis- und Ortsgruppenleiter waren plötzlich "über Nacht" verschwunden. Die großspurigsten NS-Führer machten sich gewöhnlich zuerst "aus dem Staub". Nach der NS-Führung flüchtete auch die Mehrheit der "oberen Zehntausend" (höhere Beamte und Angestellte, Ärzte, Anwälte, Apotheker und andere Freiberufler).
Vor der eigenen Flucht erteilten einige Gau- und Kreisleiter sogar Fluchtverbote und ließen Bahnhöfe sowie Fluchtstraßen sperren. Obwohl die meisten NS-Führer längst "über alle Berge waren" und der sowjetische Einmarsch nur noch eine Frage der Zeit war, verhängten NS-Sonderstandgerichte weiterhin willkürliche Todesstrafen, die sofort an Ort und Stelle vollzogen wurden.
Das perfekt organisierte NS-Terrorregime funktionierte fast bis zum Untergang des "1.000jährigen NS-Reiches". Jeder Parteigenosse fürchtete sich vor dem höheren NSDAP-Vorgesetzten. Die NS-Ortsgruppenleiter fürchteten den NS-Kreisleiter. Die NS-Kreisleiter fürchteten den Gauleiter und die Gauleiter fürchteten Hitler. Vor lauter Kadavergehorsam und Feigheit war fast kein NS-Führer bereit, persönliche Verantwortung zu übernehmen.
Nachdem die "Obrigkeit" geflüchtet war, blieb das "Fußvolk" schließlich allein zurück. Bei

den zurückgebliebenen Bevölkerungsschichten, die "Hitlers Zeche" zahlen mußten, handelte es sich überwiegend um alte Menschen, Frauen, Kinder und "kleine NS-Mitläufer".
Zum Glück gab es in einigen Kreisen und Gemeinden verantwortungsbewußte Landräte, Behördenleiter, Kreisbauernführer und Bürgermeister, die eigenmächtige Evakuierungen und Räumungen veranlaßten. Diese umsichtigen Männer erkannten, daß man sofort handeln und aufbrechen mußte, um die Bevölkerung zu retten. Bis zur letzten Minute suchte man nach Fahrzeugen, um kinderreiche Familien, gebrechliche Alte und kranke Menschen in Sicherheit zu bringen. In jener Zeit des Zusammenbruchs gab es jedoch viel zu wenig beherzte, mutige Männer, die eigenverantwortlich handelten.

Lebensverhältnisse und Fluchtvorbereitungen in Ostdeutschland 1944/45

>>Da gibt es den Ängstlichen, der unter sein Bett schaut, und den Ängstlichen, der sich nicht einmal traut, unter sein Bett zu schauen.<< (Jules Renard)

Das Sicherheitsgefühl der Ostdeutschen wurde zunächst nicht beeinträchtigt, da sich die Kampfhandlungen bis zum Sommer 1944 noch Hunderte von Kilometern östlich von Memel und Weichsel abspielten.
Nach dem Beginn der sowjetischen Großoffensive am 22. Juni 1944 änderte sich diese Lage jedoch grundlegend, weil die Truppen der Roten Armee bis nach Ostpreußen und zur Weichsel durchbrachen. Die Ostdeutschen fühlten sich trotz alledem noch geschützt und sicher. Fast alle glaubten weiterhin an den propagierten "Endsieg".
Im Herbst 1944 und im Januar 1945 rückte die Front jedoch täglich näher und der Gefechtslärm wurde ständig lauter. Der Flüchtlingsstrom vergrößerte sich unaufhörlich. In allen Dörfern und Städten der Ostprovinzen "brodelte" es. Niemand wußte genau, wo der Feind wirklich stand. Fast stündlich waren neue Gerüchte im Umlauf.
Vielerorts zogen bereits abgehetzte, halberfrorene Wehrmachtssoldaten nach Westen. Die einheimische Bevölkerung reagierte erschüttert und fassungslos, denn sie erkannte nur zu deutlich die große Not der geschundenen Landser. Die ehemals stolze Wehrmacht war längst eine geschlagene Armee. Geschlossene Truppeneinheiten, die zur Kampffront nach Osten marschierten, sah man immer seltener.
Der dröhnende Kampflärm, unübersehbare dunkle Rauchschwaden und zurückflutende Truppen wiesen eindeutig darauf hin, daß die Ostfront vor dem Zusammenbruch stehen mußte. Vor allen Ämtern und Rathäusern bildeten sich Menschenansammlungen, da jeder Verpflegungs-, Futter- und Quartierscheine oder Zug- und Schiffsfahrkarten für die bevorstehende Flucht benötigte.
Vor der Flucht wurde in allen Haushalten gepackt. In hektischer Eile sammelte man alles zusammen, was unentbehrlich erschien. Nachdem sie die Fuhrwerke beladen hatten, warteten die ostdeutschen Bauern diszipliniert auf den Marschbefehl. Die Landbevölkerung verfügte über ein ausgeprägtes Pflicht- und Zusammengehörigkeitsgefühl. Fast niemand wollte eigenmächtig oder allein flüchten und die Dorfgemeinschaft im Stich lassen.
In jenen trostlosen Tagen und endlosen Nächten wurde die Nervosität und bedrückende Angst von Stunde zu Stunde größer. Da die Kampffront oftmals nur noch wenige Kilometer entfernt war, begab man sich nur noch angekleidet zur "Nachtruhe".
In der größten Not bewahrheitete sich wieder die uralte Lebensweisheit: "Not lehrt beten". Sämtliche Gottesdienste waren regelmäßig überfüllt, denn die verzweifelten Menschen suchten im Gebet sowie im Glauben neue Kraft und Trost.
Alle fürchteten sich vor der düsteren und ungewissen Zukunft. Viele Mütter baten um vorzeitige Konfirmation bzw. Kommunion ihrer Kinder. Neugeborene wurden gewöhnlich sofort nach der Geburt im Elternhaus getauft.

Die Pfarrämter und Kirchen waren bevorzugte Zufluchtsstätten. Tagein und tagaus "belagerten" durchziehende Flüchtlinge die Pfarrhäuser; hier wurde niemand abgewiesen. Die Kirchengemeinden arbeiteten damals besonders eng und brüderlich zusammen. Im allgemeinen waren die evangelischen und katholischen Geistlichen furchtlose, treue Hirten, die ihre Gemeinden nicht verließen.
Vor der Flucht rüstete man sich oft noch einmal zum letzten Kirchgang. Diese Gottesdienste wurden unvergeßliche Abschiedsfeiern. Alle Gemeindemitglieder waren tief beeindruckt und bewegt. Viele Gottesdienstteilnehmer weinten bitterlich. Zum Schluß ging die Kirchengemeinde gemeinschaftlich auf den Friedhof, um sich von den Toten zu verabschieden.

Die sowjetische Winteroffensive im Januar 1945

>>Wirst du nicht diese Nacht dein Leben retten, so mußt du morgen sterben.<< (1. Samuel 19, 11)

Am 18.02.1943 hatte Reichspropagandaminister Goebbels vor ausgewählten NS-Parteigenossen den "totalen Krieg" verkündet und die "Berliner Sportpalastrede" mit folgenden Worten beendet (x033/343): >>**Nun, Volk, steh auf, und Sturm brich los!**<<

Im Januar 1945 war es schließlich soweit, aber es war kein NS-Sturm, sondern Stalins "roter Orkan", der in den deutschen Ostprovinzen losbrach, um Tod und Entsetzen zu verbreiten.

Die sowjetische Winteroffensive vom 12.01.1945 kam für die Wehrmachtsführung nicht überraschend, denn dieser Großangriff wurde bereits seit Tagen erwartet. Der Nachrichtendienst "Fremde Heere Ost" hatte sogar ausnahmsweise den exakten sowjetischen Angriffstermin ermittelt.

Die deutschen Ostprovinzen und Westpolen wurden von 4 sowjetischen Heeresgruppen angegriffen. Jede sowjetische Heeresgruppe verfügte über mindestens 1.100.000 Soldaten (nur Kampftruppen; ohne Nachschubeinheiten), 55,0 Millionen Liter Benzin- und Dieseltreibstoffe und 35.000 Fahrzeuge, von denen die Mehrzahl aus Nordamerika kam, sowie über 1,5-2,5 Millionen Artillerie- und Werfergranaten. Während der langen Kämpfe um Stalingrad hatten die sowjetischen Truppen z.B. "nur" rd. 1,0 Millionen Granaten eingesetzt (x052/46).

Nach sowjetischen Angaben betrug die Gesamtstärke der Roten Armee etwa 9,0 Millionen Soldaten (einschl. Reserven, Nachschub etc.). Die sowjetischen Kampftruppen besaßen über 12.000 Panzer, mehr als 106.300 Geschütze und Granatwerfer sowie 15.000 Kampfflugzeuge (x047/277).

Die Wehrmacht konnte nichts Gleichwertiges aufbieten. Während der monatelangen Rückzugsgefechte hatte man den größten Teil der schweren Waffen in den endlosen russischen Ebenen und Sümpfen zurücklassen müssen. Obwohl die deutschen Soldaten mit der knappen Munition und den Treibstoffen äußerst sparsam umgingen, besaßen sie nicht einmal die erforderlichen Mindestbestände.

Im Verlauf des deutsch-sowjetischen Ostkrieges waren schon Hunderttausende von kampferprobten Wehrmachtssoldaten erfroren, verblutet oder in sowjetische Gefangenschaft geraten, so daß ein abgekämpfter Landser oder ein schlechtbewaffneter Volkssturmmann 11 kampfgewohnte, schwerbewaffnete Rotarmisten aufhalten sollte.

Die sowjetischen Angriffe wurden stets mit einem vernichtenden Trommelfeuer eröffnet. Mit 250 Geschützen und Granatwerfern pro 1.000 m verfügte die sowjetische Artillerie vielerorts über unvorstellbare Feuerkräfte (x044/17). Viele Stellungen wurden wie durch Erdbeben erschüttert, systematisch zertrümmert bzw. vollständig ausgelöscht. In den vorderen Verteidigungsstellungen und Schützengräben kamen gewöhnlich alle Soldaten um. Manche Artilleriestellungen erlitten ebenfalls hohe Verluste (z.T. mehr als 50 %).

Die zerschlagenen Wehrmachtsverbände stellten sich trotz der großen Übermacht "zum letzten Gefecht" und kämpften überall verbissen, denn für die Zivilbevölkerung konnte jede gewonnene Stunde die Rettung bedeuten. Die große Verzweiflung, ständige Todesangst, ohnmächtige Hilflosigkeit und erbitterte Wut setzten zwar ungeahnte Kräfte frei, aber die überlegenen sowjetischen Truppen konnten fast nirgends aufgehalten werden. Tausende von deutschen Frontsoldaten wurden in ihren Schützengräben zusammengeschossen oder von Panzern überrollt.

Nach den sowjetischen Durchbrüchen waren die deutschen Abwehrlinien (HKL) teilweise kilometerweit unterbrochen. In diesen Frontabschnitten bildeten sich schon bald "Kessel", in denen sich Tausende von Flüchtlingen aufhielten. Einzelne deutsche Truppenverbände nahmen diese Flüchtlingstrecks in ihre Mitte, um sie vor den Sowjets zu schützen. Diese "wan-

dernden Kessel" schlugen sich in wochenlangen Kämpfen bis an die Oder durch und flohen danach weiter zur Elbe. Einige "wandernde Kessel" wurden erst direkt vor der Oder bzw. Elbe von sowjetischen Truppen überrannt und vollständig niedergemacht.
Die letzten ostdeutschen Bastionen ("Festungen", Häfen und "Kessel") wurden besonders zäh und unglaublich selbstlos verteidigt. Die Truppen der "Festungen" (Breslau, Königsberg, Danzig, Kolberg, Elbing, Posen u.a.) konnten die Rote Armee zwar nur vorübergehend stoppen, aber der sowjetische Vorstoß wurde vielfach erheblich verzögert. Im Verlauf der z.T. wochen- oder monatelangen Belagerungen wurden wichtige Verkehrsknotenpunkte blockiert und gleichzeitig erhebliche Angriffskräfte gebunden.
Obgleich die Rote Armee teilweise große Verluste hinnehmen mußte, stürmten die Panzer- und Infanterietruppen täglich 30-40 km nach Westen. In jeder Ortschaft östlich der Oder-Neiße-Linie hörte man irgendwann den Schreckensruf: **"DIE RUSSEN KOMMEN! DIE RUSSEN KOMMEN!"**
Am 23. Januar 1945 erreichten sowjetische Truppen schon die Ostsee und schnitten Ostpreußen vom Deutschen Reich ab. Andere Truppen der Roten Armee legten in 18 Tagen über 400 km zurück (vom Weichselbogen bis zur mittleren Oder) und besetzten innerhalb von 14 Tagen die Provinz Ostpommern. Im März/April 1945 ließ Hitler die letzten halbwegs kampffähigen Panzer- und Infanterietruppen zur Verteidigung der Reichshauptstadt Berlin und des Sudetenlandes abziehen und beschleunigte den Zusammenbruch der Ostfront in Danzig und Ostpommern. In Schlesien blieb die Frontlage z.T. relativ stabil, da den Sowjets im Gebirge kein entscheidender Durchbruch gelang.

Fluchtbeginn

>>Fliehet und rettet euer Leben! Aber ihr werdet sein wie ein Strauch in der Wüste.<< (Jeremia 48, 6)

Die geregelten, planmäßigen Evakuierungen, die nicht selten monatelang bis in alle Einzelheiten ausgearbeitet wurden, gingen letztendlich im totalen Chaos unter, weil niemand damit gerechnet hatte, daß die sowjetischen Truppen im Januar 1945 derart schnell durchbrechen würden. In fast allen deutschen Siedlungsgebieten entwickelten sich panikartige, überstürzte Fluchtbewegungen, die zwangsläufig mit Katastrophen enden mußten.
Als die feindlichen Truppen immer näher kamen, floh die Zivilbevölkerung schließlich trotz Fluchtverbot und fehlender Räumungserlaubnis, denn überall fürchtete man die Rotarmisten, Milizen und feindlichen Partisanen. Die Massenflucht der Ostdeutschen begann oftmals erst 2-3 Tage vor dem sowjetischen Einmarsch. Vielerorts flüchtete die Bevölkerung auch nur wenige Stunden vor dem Eintreffen der Roten Armee.
Allgemeiner Fluchtbeginn 1944/45 (im Überblick): Rumänien (ab August 1944), Memelland/Ostpreußen (ab August/Oktober 1944), Jugoslawien und Slowakei (ab September 1944), Ungarn (ab Oktober 1944), Generalgouvernement (ab 16.01.1945), Oberschlesien (ab 18.01.1945), Niederschlesien, Ostpreußen und Danzig-Westpreußen (ab 19.01.1945), Reichsgau Wartheland (ab 20.01.1945), Ostpommern (ab 26.01.1945) und Ostbrandenburg (ab 28.01.1945).
Den alten Menschen fiel der Abschied besonders schwer. In den bitteren Stunden des Aufbruchs herrschten jedoch chaotische Verhältnisse, Aufregung und Hektik, so daß der Abschiedsschmerz zunächst verdeckt wurde. Für Abschiedstrauer blieb damals keine Zeit, denn die sowjetischen "Befreier" stürmten unaufhaltsam nach Westen.
Der Abmarschbefehl war Erlösung und Schrecken zugleich. Die Zeit der Angst, das nervtötende Stillsitzen und das endlose, zermürbende Warten waren zwar zu Ende, aber dafür begann jetzt ein Leidensweg voller Not und Elend.

Bei eisiger Kälte und mächtigen Schneestürmen folgte ein trostloses Landstraßendasein, das Tausende nicht überstehen sollten.
Die Landbevölkerung flüchtete mehrheitlich mit Pferde- und Ochsenfuhrwerken, während die Stadtbevölkerung vorwiegend auf die Eisenbahn oder auf Lastkraftwagen und Omnibusse angewiesen war. Da zahlreiche Schienenwege frühzeitig zerstört oder besetzt wurden, mußte die Stadtbevölkerung größtenteils zu Fuß flüchten. Die Zivilisten wurden vielfach durch abrükkende Polizeikräfte aufgefordert, sich umgehend auf eigene Faust in Sicherheit zu bringen. Jeder war plötzlich allein und mußte versuchen, so schnell wie möglich fortzukommen.
Tausende von Fußgängern begaben sich mit Hand- und Kinderwagen, Rodelschlitten, schwerbeladenen Fahrrädern oder nur mit Handgepäck und Rucksäcken auf den beschwerlichen Weg. Alle Straßen und Fluchtwege waren mit zivilen und militärischen Fahrzeugen sowie Fußgängern überfüllt. Viele alte, gebrechliche Menschen verloren schon bald jeglichen Mut und schlichen nach Hause zurück.
Den ersten Gemeindetrecks folgten stets weitere Trecks der benachbarten Gemeinden und Kreise, so daß ein ständig wachsender Flüchtlingsstrom nach Westen zog. Auf allen Straßen, Bahnhöfen und in den Häfen der Ostprovinzen herrschten unvorstellbare Zustände. Sämtliche Fluchtwege waren mit hochbepackten Fuhrwerken, vollbesetzten Kraftwagen, Fußgängern und geschlossenen oder bereits aufgelösten Militärkolonnen überfüllt. Insassen der Alters- und Kinderheime, Krankenhäuser, Irrenanstalten, Jugenderziehungsanstalten, Gefängnisse, Zuchthäuser u.v.a. waren damals unterwegs. Alle flohen nach Westen. Millionen von Heimatlosen zogen einem ungewissen Flüchtlingsschicksal entgegen.

Fluchtprobleme, Fluchtrichtungen und Witterungsverhältnisse

>>Erfahrungen sind die besten Lehrmeister. Nur das Schulgeld ist teuer.<< (Thomas Carlyle)

Da man fast alle Männer zum Kriegsdienst einberufen oder zum Volkssturm abkommandiert hatte, mußten die Frauen unendliche Strapazen und lebensgefährliche Situationen meistern, um die Gesundheit und das Leben ihrer Kinder und der alten Leute zu retten. Tatkräftige Frauen entwickelten sich unerwartet schnell zu umsichtigen Treckführerinnen, die ihre Schicksalsgefährten mit erstaunlicher Tapferkeit und entschlossener Härte antrieben und immer wieder mitrissen.
Die Flucht der Ostdeutschen entwickelte sich schnell zum erbarmungslosen "Wettlauf auf Leben und Tod". In der letzten Januarhälfte 1945 war es außerdem ungewöhnlich kalt (15-30° Kälte). Seit Jahren hatte man keine vergleichbaren Temperaturen und Schneestürme erlebt. Es war gerade so, als hätte sich auch die Natur gegen die Deutschen verschworen. Den Menschen blieb damals jedoch keine andere Wahl. Sie mußten trotz der tödlichen Kälte ihre schützenden Häuser und Wohnungen verlassen. Nach tagelangen Schneefällen und Schneestürmen waren alle ostdeutschen Straßen und Wege vereist oder vielerorts durch meterhohe Schneewehen blockiert. Die klimatischen Bedingungen wurden erst ab Mitte März 1945 etwas günstiger.
Verstopfte Straßen, kilometerlange Staus vor Brücken und Fähren sowie feindliche Terrorangriffe strapazierten die Nerven der gehetzten Flüchtlinge. Um erforderliche Truppen- und Nachschubtransporte durchzuführen, sperrte die Wehrmacht oft Hauptstraßen, so daß die Flüchtlingskolonnen stundenlang warten mußten. In manchen Landkreisen verhängten verbrecherische NS-Funktionäre willkürliche Treckverbote, die auch allen durchziehenden Trecks zum Verhängnis wurden. Durch diese Zwangspausen verloren viele Trecks den mühsam erkämpften Vorsprung und büßten ihre letzten Fluchtchancen ein.
In den ostdeutschen Hafenstädten ballten sich urplötzlich riesige Flüchtlingsmassen zusammen, welche nicht selten tage- und wochenlang auf Schiffe warten mußten. In diesen Flucht-

zentren war die Suche nach freien Quartieren und Schlafplätzen fast aussichtslos. Alle Zimmer, Flure, Keller, Dachböden, Ställe und Scheunen waren mit durchgefrorenen oder kranken Flüchtlingen und Soldaten überfüllt. In kleinen Räumen kampierten z.T. 20-30 erkältete Menschen. Heimatlose, die während der eisigen Wintertage und in den endlosen Winternächten keine Unterkunft fanden, waren rettungslos verloren. Niemand kümmerte sich um die steifgefrorenen "Bündel", die zusammengekrümmt auf Koffern und Rucksäcken hockten oder reihenweise am Straßenrand lagen. Später fand man überall erfrorene oder verhungerte Menschen und Tiere.
Trotz eisiger Kälte, Hagel, Sturm oder Regen gingen die Fluchtbewegungen tage-, wochen- und manchmal sogar monatelang unentwegt weiter. Vor allem Säuglinge, Kleinkinder und ältere Menschen waren den unmenschlichen Strapazen nicht lange gewachsen. Fortwährend sah man unfaßbare Bilder des Elends und des Grauens. An den Straßenrändern und in den Gräben lagen immer wieder Leichen, Tierkadaver, Fahrzeugtrümmer und Flüchtlingsgepäck jeglicher Art.
Hunderttausende mußten z.B. lebensgefährliche Wanderungen über das brüchige Eis des Frischen Haffs überstehen oder steile, vereiste Gebirgspässe sowie zugefrorene Flüsse überqueren. Feindliche Tiefflieger- und Bombenangriffe, Panzerüberfälle, Artilleriebeschuß oder Untergänge von Schiffen verursachten täglich zahllose Fluchtkatastrophen.
Die Fluchtwege richteten sich schon bald nach den militärischen Aktionen. Erfolg oder Mißerfolg hing fast ausschließlich von der Richtung und Schnelligkeit der sowjetischen Vorstöße ab. Die Flucht war von Anfang an aussichtslos, wenn die Flüchtlinge noch größere Strecken bis zur Oder zurücklegen mußten. Im Verhältnis zu den sowjetischen Panzertruppen, die mit unheimlicher Schnelligkeit nach Westen stürmten, kamen die Flüchtlingstrecks nur sehr langsam voran, denn die eisglatten Straßen waren fast überall hoffnungslos verstopft.
Obwohl die Wehrmachts-, Waffen-SS- und Volkssturmeinheiten erbitterten Widerstand leisteten, wurden Ost- und Westpreußen, Westpolen, der Reichsgau Wartheland, Ostbrandenburg sowie Ostpommern praktisch im Handstreich genommen bzw. überrollt. Hunderttausende wurden von sowjetischen Panzertruppen in ihren Wohnorten überrascht oder schon nach kurzer Flucht eingeholt. Aufgrund der Gebirgsregionen verfügten nur Nieder- und Oberschlesien über stabile Frontlinien. Hier konnte man die sowjetische "Dampfwalze" vorübergehend stoppen.

Klimatische Verhältnisse östlich der Oder (Januar bis Mai 1945):

12.01.-16.01.1945	⇨ 10-20° Kälte - eisiger Ostwind.
17.01.-23.01.1945	⇨ 15-23° Kälte - starke Schneefälle – Schneestürme - hohe Schneeverwehungen – Glatteis.
24.01.-30.01.1945	⇨ 20-30° Kälte – gewaltige Schneestürme – Schneefälle - meterhohe Schneewehen.
31.01.-07.02.1945	⇨ Naßkaltes Tauwetter - Sturm und Regen – Nachtfrost und Eisglätte.
08.02.-14.02.1945	⇨ Schneestürme – Regen - mäßiger Frost.
15.02.-21.02.1945	⇨ Eisiger Wind – Schneetreiben - Dauerregen – vereiste Straßen.
22.02.-28.02.1945	⇨ Mildere Temperaturen - aufgeweichte Wege - Tauwetter - Regen und Schneefälle.
01.03.-07.03.1945	⇨ 10-20° Kälte – Schneestürme - Regen- und Graupelschauer - Hagel – Regen - Nebel und Glatteis.
08.03.-20.03.1945	⇨ Eisiger Nordostwind - Schneefälle und Schneestürme.
21.03.-31.03.1945	⇨ Regen und naßkaltes Frühlingswetter.
01.04.-09.05.1945	⇨ Niedrige Nachttemperaturen - warmes Frühlingswetter - wolkenloser Himmel – Sonnenschein und Regen.

Fluchtverlauf, Fluchtdauer, Not und Elend, Notgemeinschaften

>>Und die Angst beflügelt den eilenden Fuß.<< (Friedrich von Schiller)

Im Verlauf der sowjetischen Winteroffensive stürmte die Rote Armee unaufhaltsam vorwärts und legte in kurzer Zeit große Entfernungen zurück. Ostpreußen wurde bereits am 23.01.1945 vom Deutschen Reich abgeschnitten.
Bis zum 31.01.1945 besetzten die sowjetischen Truppen alle westpolnischen Gebiete sowie Ostbrandenburg und erreichten die Oder. Im Raum Danzig und in Ostpommern ließen sich viele Flüchtlinge von den friedlichen Verhältnissen täuschen. Anstatt zügig nach Westen zu fliehen, legten die erschöpften Flüchtlinge oftmals längere Ruhepausen ein. Anfang März 1945 verboten NS-Parteibehörden außerdem vielerorts jegliche Fluchtbewegungen. Da Ostpommern innerhalb von 2 Wochen durch sowjetische Truppen überrollt wurde und ab Mitte März 1945 alle Fluchtwege über die Oder versperrt waren, flohen ca. 2,5 Millionen Ostpommern, Danziger und Flüchtlinge aus Ostpreußen, Westpreußen, Ostbrandenburg und dem Wartheland in die ostdeutschen Ostseehäfen.
In Schlesien konnte man zwar relativ geordnete Evakuierungen und Fluchtbewegungen durchführen, aber nach der Kapitulation mußten mehr als 800.000 Schlesier, die in das Sudetenland oder nach Böhmen und Mähren geflüchtet waren, zurückkehren.
Falls es keine längeren Staus, Pannen oder Unfälle gab, schafften die Trecks täglich etwa 30-35 km. Während der rastlosen Irrfahrt hörten die Fliehenden ständig lauten Kampflärm und sahen nachts überall brennende Dörfer und Städte. Vor den Flußübergängen der Warthe, Weichsel, Oder und Neiße stauten sich schnell riesige Flüchtlingskolonnen. Unzählige Flüchtlingstrecks kamen nicht schnell genug voran, so daß sie durch sowjetische Truppen oder Partisanen überholt, eingekreist, ausgeplündert, mißhandelt und zur Umkehr gezwungen wurden.
<u>Beispiele für erfolgreiche Fluchtversuche:</u>
Kreis Znin (Posen) - Niedersachsen = 20.01.-15.02.1945 (Treck).
Kreis Lyck (Ostpreußen) - Thüringen = 21.01.-28.02.1945 (Treck, Bahn und Schiff).
Kreis Rosenberg (Westpreußen) - Niedersachsen = 21.01.-21.03.1945 (Treck).
Kreis Stuhm (Westpreußen) - Ostholstein = 23.01.-01.05.1945 (Treck, Wehrmachtsfahrzeuge und Fußmarsch).
Kreis Neumarkt (Niederschlesien) - Sudetenland = 27.01.-28.02.1945 (Treck).
Kreis Marienburg (Westpreußen) - Ostpommern - Danzig - Dänemark = 24.01.-18.03.1945 (Treck und Schiff).
<u>Beispiele für gescheiterte Fluchtversuche:</u>
Kreis Posen - ... = 18.01.-19.01.1945 (Treck).
Kreis Marienwerder (Westpreußen) - Ostpommern = 22.01.-11.03.1945 (Treck).
Kreis Samland (Ostpreußen) - ... = 24.01.-29.01.1945 (Treck).
Kreis Dirschau (Westpreußen) - Ostpommern = 24.01.-07.03.1945 (Treck).
Kreis Regenwalde (Ostpommern) - ... = 3.03.-04.03.1945 (Treck).
Auf der Flucht um Leben oder Tod hatte man meistens nicht einmal genug Zeit, gestorbene Kinder, Eltern oder andere Familienmitglieder zu bestatten, denn die sowjetischen Truppen waren den Deutschen fast immer "dicht auf den Fersen". In den Wintermonaten war der Boden steinhart gefroren, so daß man die Toten ohnehin nicht begraben konnte. Man wickelte die Leichen lediglich in Tücher oder Decken und legte sie einfach in Straßengräben oder an Straßenränder.
In jener barbarischen Zeit wurden Fluchtwege zu Friedhöfen. Totenscheine, Trauerfeiern oder Kreuze gab es nicht. Falls man die Dörfer und Städte noch nicht geräumt hatte, legten durchfahrende Flüchtlinge ihre Toten kurzerhand vor Kirchentüren ab. Sie fuhren danach sofort weiter, ohne Personalien anzugeben oder ohne die Beerdigung abzuwarten.

In den ostdeutschen Fluchtzentren mußten Wehrmachtssoldaten unentwegt große Massengräber ausheben, um die zahllosen Toten zu beerdigen. Die Wehrmachtspfarrer hielten täglich kurze Totenfeiern. Auf diese Weise blieben doch noch Tausende von Flüchtlingen in der geliebten Heimat.
Im Verlauf der langen Flucht mußten viele Ost- und Volksdeutsche die bittere Erfahrung machen, daß Not und Elend nicht nur verbindet. Je härter der Kampf um "Sein oder Nichtsein" wurde, desto auffälliger setzten sich Egoismus und Rücksichtslosigkeit durch. Infolge der unmenschlichen Fluchtstrapazen stumpften die Menschen allmählich ab. Die allgemeine Endzeitstimmung wurde zusehends von Mißgunst und Haß geprägt.
In jener "Wolfszeit" war es keine Seltenheit, daß "alte Bekannte" und "gute Freunde" manchen Hilfesuchenden im Stich ließen. Die unübersehbare Not und das Elend der Mitmenschen wurden lediglich teilnahmslos registriert. Der natürliche Überlebenswille und die Lebensgier verdrängten Menschlichkeit, Mitgefühl, Mitleid oder Tränen. Jeder wollte nur entkommen und seine eigene Haut retten.
Die gehetzten Flüchtlinge gaben trotz der aussichtslosen Lage meistens nicht auf. Sie flüchteten praktisch bis zur letzten Minute, so weit und so lange ihre Füße sie schließlich trugen. Während der Flucht gab es grundsätzlich nur ein Schlagwort: **"WEITER, WEITER, IMMER WEITER!"**
Wer kraftlos zurückblieb, war rettungslos verloren. Alte, Säuglinge, schwache und kranke Menschen waren diesen erbarmungslosen Überlebenskämpfen gewöhnlich nicht gewachsen.
Damals gab es glücklicherweise nicht nur trostlose Barbarei und Unmenschlichkeit. Trotz der unsäglichen Not traf man noch gütige Menschen, die Mitleid und Verständnis aufbrachten. Für diese "wahren Christen" zählten Gastfreundschaft, Hilfsbereitschaft und Nächstenliebe nicht nur "in guten Tagen".
Im Gegensatz zum NS-Regime tat die Wehrmacht alles Menschenmögliche, um den Verfolgten zu helfen. In allen Ostprovinzen mobilisierten die deutschen Soldaten ihre letzten Kräfte, wenn es darum ging, wehrlose Flüchtlinge zu schützen und die größte Not zu lindern.
Die Wehrmacht stellte z.B. an vielbefahrenen Fluchtstraßen Feldküchen und Feldlazarette auf, um den durchziehenden Flüchtlingen heiße Getränke und Suppen zu reichen oder um Kranke und Verletzte medizinisch zu versorgen. Viele Flüchtlinge trafen mit schwersten Erfrierungen in den Wehrmachtskasernen ein, so daß man häufig erfrorene Gliedmaßen amputieren mußte. In den Behelfskrankenhäusern der Wehrmacht richtete man schon bald Sonderabteilungen ein, um kranke Flüchtlingskinder und alte Menschen zu behandeln. Die unermüdlichen Wehrmachtsärzte waren pausenlos im Einsatz, denn sie mußten ungezählte halberfrorene Säuglinge wieder zum Leben erwecken.
Das Bundesarchiv Koblenz berichtete im Jahre 1974 über die Flucht vor den sowjetischen Truppen (x010/28-29): >>Auf der Flucht befindliche Personen wurden Opfer sowjetischer Tieffliegerangriffe, sowjetischer Panzer- und nachfolgender Infanterieeinheiten, sowie in Gemeinden, wo Flüchtlingsgruppen vorübergehend Aufnahme gefunden hatten, sowjetischer Besatzungstruppen. Daneben ist an die Torpedierung der Flüchtlingstransporte in der Ostsee zu erinnern.
Es liegt auf der Hand, daß bei diesen Vorgängen Kriegshandlungen und Verbrechen im Sinne dieser Dokumentation nicht immer scharf voneinander getrennt werden können. Nach Aussage eines abgeschossenen sowjetischen Tieffliegers bei seinem Verhör bestand ein Befehl, auf Kolonnen zu schießen, da dort Soldaten zu vermuten waren. Daß dies zutraf, wird durch mehrere Berichte bestätigt. Die Torpedierung von deutschen Flüchtlingsschiffen war zwar völkerrechtswidrig; jedoch standen diese Schiffe unter dem Geleit der deutschen Kriegsmarine.
Sowjetische Panzer, die den Befehl hatten, bis zu einem bestimmten Zeitpunkt bestimmte Ziele zu erreichen, haben auf den Straßen Flüchtlingstrecks überrollt, die ihnen nicht ausweichen

konnten, indem sie durch die Wagenreihen rasten, wobei die Wagen in Gräben geschleudert wurden und es eine Anzahl von Toten und Verletzten gab. Schwere Verluste hatten die Trecks ferner, wenn sie in Gefechte zwischen sowjetische und deutsche Truppen gerieten. Auch wurden Flüchtlingskolonnen von Panzern unter Beschuß genommen. Soweit dieses in der Dämmerung geschah, kann es allenfalls als Kriegshandlung gedeutet werden, da möglicherweise von den Panzern aus nicht zu erkennen war, ob es sich um militärische bzw. Volkssturmeinheiten (oder um Zivilisten) handelte.
Die uneingeschränkt als Übergriffe zu bezeichnenden Handlungen begannen damit, daß Schützen von Panzern absprangen und die Flüchtlinge ihrer Wertsachen beraubten. Durch die den Panzern folgenden Einheiten wurden die Trecks auf Waffen hin durchsucht. Hierbei wurden aber die Wagen ausgeplündert, vielfach wurden die Pferde ausgespannt. Wesentlicher Teile ihres Hab und Gutes beraubt, wurden dann die ausgeplünderten Flüchtlinge in ihre Heimat zurückgeschickt.
Wie aus Augenzeugenberichten allgemein zu entnehmen ist, wurden aber auch bei den Trecks befindliche Männer erschossen und Frauen vergewaltigt. In Schilderungen Geflüchteter über die Rückkehr in ihre Heimatorte wird berichtet, daß viele erschossene Männer wie aber auch Leichen von Frauen, die, wie deutlich an heruntergerissener Kleidung zu bemerken war, vergewaltigt worden waren, an den Straßen und in Gräben lagen.
Die Aussagen lassen vermuten, daß die auf den Straßen an den Flüchtlingen verübten Gewalttaten ein erhebliches Ausmaß und zwar insbesondere bei dem Vordringen der Roten Armee in Ostpreußen gehabt haben. In ebenfalls erheblicher Anzahl sind Flüchtlinge ferner in Gemeinden und auf Gütern, wo sie Zuflucht gesucht hatten, erschossen worden oder in Feldscheunen und Forsthäusern, die von sowjetischen Soldaten in Brand gesteckt wurden, verbrannt worden.<<

Rückkehr nach erfolgloser Flucht

>>Wie war mein Heimatland voll Gold und Rosenhelle! Doch bald der Traum verschwand, Schmerz trat an seine Stelle.<< (Justinus Andreas C. Kerner)

Das Schicksal der deutschen Flüchtlinge wurde in erster Linie durch die Angriffsrichtung und Schnelligkeit der sowjetischen Truppen bestimmt. Da die Rote Armee überraschend schnell nach Westen stürmte, wurden viele Flüchtlingstrecks frühzeitig eingeholt und wichtige Fluchtwege versperrt, so daß schon im Januar 1945 große Rückkehrbewegungen entstanden. Bis zum Kriegsende zogen ununterbrochen Tausende von Flüchtlingen, die durch feindliche Truppen überholt worden waren, in ihre Wohnorte zurück. Nach der Kapitulation im Mai 1945 folgten weitere Rückwanderungswellen.

Aufgrund der z.T. großen Entfernungen, der ständigen Überfälle und der langen Zwangsaufenthalte dauerte die Rückkehr nicht selten Wochen oder sogar Monate. Falls die Heimkehrer nicht gerade Zwangsarbeiten leisten mußten oder willkürlich inhaftiert wurden, schafften sie täglich etwa 20 km.

Der Fußmarsch von Kolberg (Ostpommern) bis nach Heilsberg (Ostpreußen) dauerte z.B. 12 Tage.

Weitere Beispiele: Küstrin (Ostpommern) - Heilsberg (Ostpreußen) = 20 Tage.

Karthaus (Westpreußen) - Kreis Bartenstein (Ostpreußen) = 59 Tage.

Nach den unendlichen Flucht- und Rückkehrstrapazen war der körperliche und seelische Allgemeinzustand aller Ost- und Volksdeutschen katastrophal. Tausende von Flüchtlingen kamen sterbenskrank oder zu Tode erschöpft in ihren Heimatorten an. Hier warteten weitere Schicksalsschläge auf die völlig abgerissenen, halbtoten Rückkehrer. Die Häuser und Wohnungen waren im allgemeinen völlig ausgeplündert, sinnlos zerstört oder wurden schon von neuen "Eigentümern" bewohnt.

Bis zur Kapitulation konnten nur ca. 8.375.000 (49 %) Reichs- und Volksdeutsche in den Westen des Deutschen Reiches bzw. in die Tschechoslowakei (CSR) fliehen. In Mitteldeutschland und im Sudetenland gerieten später aber noch Hunderttausende in sowjetische Gewalt, so daß etwa 1.717.000 Flüchtlinge zwangsweise oder freiwillig in ihre Heimat zurückkehrten. Im Juni 1945 hielten sich rd. 10.270.000 Reichs- und Volksdeutsche in Ost-Mitteleuropa (ohne spätere DDR) auf.

Die Flucht der deutschen Bevölkerung von 1944/1945 bis zum Kriegsende 1945 und Rückkehrbewegungen bis Mai/Juni 1945 in Ost-Mitteleuropa (ohne zum Kriegsdienst eingezogene Männer). In Zahlen und Prozenten (Anteil der deutschen Bevölkerung in v.H.):

	Erfolgreiche Flucht in den Westen 1944/45		In sowjetische Gewalt geraten		Rückkehrer in die Heimat		Bevölkerungsstand vor der Austreibung im Juni 1945	
	Einwohner	%	Einwohner	%	Einwohner	%	Einwohner	%
Ostpreußen 1)	1.819.000	70	474.000	19	296.000	11	770.000	30
Ostpommern	861.000	46	850.000	46	150.000	8	1.000.000	54
Ostbrandenburg	310.000	47	300.000	45	50.000	8	350.000	53
Schlesien	2.218.000	47	1.500.000	32	1.000.000	21	2.500.000	53
Deutsche Ostprovinzen	**5.208.000**	53	**3.124.000**	32	**1.496.000**	15	**4.620.000**	47
Memelland	**34.000**	.	**30.000**	22	**.**	.	**30.000**	22
Danzig	204.000	50	200.000	50	.	.	200.000	50
Polnische Gebiete des Reichsgaues Danzig-Westpreußen	186.000	50	140.000	38	46.000	12	186.000	50
Reichsgau Wartheland, Ostoberschlesien und Generalgouvernement	616.000	50	460.000	37	154.000	13	614.000	50
Polnische Gebiete	**1.006.000**	50	**800.000**	40	**200.000**	10	**1.000.000**	50
Reichsgau Sudetenland, Protektorat Böhmen und Mähren sowie Slowakei 2)	**111.000**	3	**3.489.000**	97	**.**	.	**3.489.000**	97
	6.359.000	41	**7.443.000**	48	**1.696.000**	11	**9.139.000**	59
Estland, Lettland und Litauen	.	.	23.000	-	-	-	23.000	-
Jugoslawien	160.000	44	200.000	56	.	.	200.000	56
Rumänien	100.000	20	404.000	80	.	.	404.000	80
Ungarn	39.000	7	83.000	89	21.000	4	504.000	93
Baltikum und Balkan	**299.000**	21	**1.110.000**	78	**21.000**	1	**1.131.000**	79
Ost-Mitteleuropa	**6.658.000**	39	**8.553.000**	51	**1.717.000**	10	**10.270.000**	61
Sowjetunion	**.**	.	**1.187.000**	-	**-**	-	**1.187.000**	-
Insgesamt	**6.658.000**	.	**9.740.000**	.	**1.717.000**	.	**11.457.000**	.

Quellen: "Dokumentation der Vertreibung der Deutschen aus Ost-Mitteleuropa" (x001/78E, x004/17-18, x006/89E, x007/75E, x008/40E).
1) Einschließlich der 765.000 Ostpreußen und "Bombenflüchtlinge", die bereits bis Ende 1944 evakuiert wurden oder flüchteten.
2) Ca. 800.000 schlesische Flüchtlinge, die nach dem Kriegsende wieder in ihre Heimat zurückgetrieben wurden, und ca. 100.000 deutsche Flüchtlinge (aus der Slowakei, Ungarn und Rumänien) sind nicht enthalten.

Die letzten deutschen Rückzugsgefechte

>>Was man will, muß man ganz wollen; halb ist es gleich nichts.<< (Johann Hinrich Wichern)

Anfang Mai 1945 standen zwischen der Ägäis (Kreta und Rhodos) und dem Nordkap noch über 3.000.000 Soldaten des deutschen Ostheeres unter Waffen (x044/85). In den letzten Kriegstagen flüchteten Wehrmachtstruppen, Kroaten, Bosnier, Serben, Kosaken, Ungarn und

andere verbündete Einheiten sowie deutsche Zivilisten aus Ost-Mitteleuropa nach Westen. Sie wurden gnadenlos gejagt und hetzten überall den nordamerikanischen und britischen Frontlinien entgegen. Niemand wollte von den Sowjets "befreit" werden oder in die Hände der jugoslawischen, tschechischen oder polnischen Milizen geraten. Millionen flohen nach Westen, um sich den Briten und Nordamerikanern zu ergeben.
In jener Zeit gab es nur noch einen Leitspruch: **"RETTE SICH, WER KANN!"**
Der halbwegs geordnete deutsche Rückzug entwickelte sich schon bald zur wilden Flucht. Falls die Kampf- und Nachschubeinheiten noch Treibstoff hatten, rasten sie in halsbrecherischer Fahrt nach Westen. Alle Wehrmachtsfahrzeuge waren mit Flüchtlingen und Soldaten überfüllt. Die Verfolgten wußten damals noch nicht, daß die Nordamerikaner und Briten längst alle Elbübergänge und die Grenze nach Bayern gesperrt hatten.
In der Zeit vom 1. bis 6. Mai 1945 erreichten Hunderttausende die Elbe und die US-Linien in Bayern oder im Sudetenland. Nachdem sich die erschöpften Soldaten und Flüchtlinge teilweise mehrere hundert Kilometer bis zur nordamerikanischen und britischen Front durchgekämpft hatten, waren sie überglücklich.
Die Verfolgten freuten sich jedoch zu früh, denn die Nordamerikaner und Briten ließen zunächst keine Soldaten und Flüchtlinge durch die Absperrungen. General Eisenhower (nordamerikanischer Oberbefehlshaber) hatte den US-Truppen u.a. Befehle erteilt, alle Rückzugsstraßen der Deutschen zu blockieren und die nach Westen strebenden Einheiten vor den nordamerikanischen Linien festzuhalten, weil sie von der Roten Armee oder Titos Partisanen gefangengenommen werden sollten.
Bis zur Gesamtkapitulation flohen auch die verbündeten Kampftruppen aus Jugoslawien (Kroatien), Ungarn und der UdSSR nach Westen, um ihren Verfolgern zu entkommen. Die Übernahme dieser geschlagenen Truppen und Flüchtlinge wurde jedoch ebenfalls verzögert, so daß es vielfach keine Rettung gab.
Angesichts der ungeheuerlichen NS-Massenverbrechen hatte sich eine verhängnisvolle antideutsche Stimmung entwickelt, die zusehends von Abscheu- und Rachegefühlen geprägt wurde. Die nordamerikanischen und britischen Besatzungstruppen hatten bei der Befreiung der west- und mitteldeutschen Konzentrationslager fürchterliche Zustände vorgefunden und grauenhafte Unmenschlichkeiten entdeckt. In jenen Tagen trafen außerdem ständig polnische und sowjetische Berichte über die 6 Vernichtungslager bzw. "Todesfabriken" (Auschwitz-Birkenau, Belzec, Chelmno, Majdanek, Sobibor und Treblinka) ein, in denen man unvorstellbare Massenmorde und NS-Greueltaten meldete.
Im Sudetenland wurden kilometerlange Wehrmachtskolonnen und Flüchtlingstrecks von sowjetischen Truppen eingeholt, weil sich die Nordamerikaner tagelang geweigert hatten, die Deutschen durchzulassen.
Nach dem Kriegsende wurden deutsche Soldaten zwar in US-Kriegsgefangenschaft übernommen, aber man lieferte sie anschließend wegen Verletzung des Waffenstillstandes an die Sowjets aus. Am 27.05.1945 teilte Stalin z.B. US-Sonderbotschafter Hopkins mit, daß die Nordamerikaner allein in Westböhmen 135.000 deutsche Kriegsgefangene an die Sowjets ausgeliefert hätten (x004/20).

Die Flucht vor der Roten Armee aus dem Reichsgau Wartheland

Räumung der Stadt Labischin und Flucht in westlicher Richtung bis zur Überrollung des Trecks durch die Russen im Kreis Czarnikau durch sowjetische Truppen im Januar 1945

Erlebnisbericht des Pastors Heinrich D. aus Lüderitz, Kreis Schubin in Posen (x001/359-364):

>> In der letzten Hälfte des Jahres 1944 trat unter der Bevölkerung der Umgebung von Bromberg, zu der ich mit meiner Familie in Lüderitz, Kreis Altburgund, im nordöstlichen Zipfel gehörte, eine gewisse Unruhe ein. Man hörte Stimmen, die eine Umsiedlung nach Westdeutschland erwogen, die heimlich Wäsche und Möbel abgeschickt hatten, die eine besonders höfliche, wenn nicht unterwürfige Haltung den Polen gegenüber zeigten und ähnliches mehr. Dann wurden starke Aushebungen von Frauen und Männern vorgenommen, und man schickte sie zu Schanzarbeiten nach dem Osten.

Es kam im November die Aufstellung des Volkssturmes, alle Männer bis zu 60 Jahren wurden erfaßt. Im Dezember 1944 erhielt Lüderitz Fronttruppen. Etwa 50 SS-Männer mit einem, wie es hieß, sehr wertvollen Nachrichtengerät quartierten sich bei uns ein, weil die Ostfront zurückgedrängt worden war.

Die offiziellen Heeres-, Partei- und Beamtenstellen suchten jeder Beunruhigung entgegenzutreten, und die Gesamthaltung der deutschen Bevölkerung zeigte auch ein gemeinsames Verantwortungsgefühl, das kaum eine Abwanderung aufkommen ließ. Wir gehören alle zusammen und dürfen nicht Einzelwege gehen, dürfen nicht als Einzelne die Flucht ergreifen und die Gesamtheit im Stich lassen.

Selbst als Mitte Januar bei schneidendem Frost (-15°) die ersten Trecks vom Osten her unseren Ort durchzogen, wollte der Gedanke noch nicht aufkommen, daß wir auch fort müßten. Erst am Freitag, dem 19. Januar 1945, ordneten die Partei und der Kreis die Vorbereitungen zum Abzug an.

Am Sonnabend gegen Abend wurde ganz dringend zur Flucht geraten. In der Nacht war alles fieberhaft dabei, die wichtigsten Sachen wie Kleider, Betten, Wäsche und notwendigste Lebensmittel auf Wagen zu verladen. ...

Der verantwortliche Leiter des Trecks, Ortsgruppenleiter W., beauftragte mich, mit der ersten Gruppe morgens um 7 Uhr den Abzug zu beginnen, da mir die Wege am besten bekannt waren. Ich selbst nahm im letzten Augenblick noch eine Wöchnerin mit ihrem eben geborenen Kinde in mein Auto und besorgte meinen beiden Söhnen Dieter und Rainer, vierzehn und zwölf Jahre alt, einen Platz auf einem Kastenwagen. Etwa 20 Wagen gehörten zu dieser Spitzengruppe. Ich fuhr am Schluß und verließ erst gegen 10 Uhr den Marktplatz, als der Haupttreck sich schon zu ordnen suchte.

Zu dieser Zeit stand bereits der erste russische Panzer am östlichen Stadtrand, beschoß die Stadt und vor allem das Quartier der SS-Mannschaft, die sich sehr tapfer verteidigte. Etwa die Hälfte ihrer Leute fiel, und der Rest konnte noch so eben den wertvollen Nachrichtenapparat retten. Dadurch wurden die Russen so sehr aufgehalten, daß der Haupttreck, wenn auch unter Beschuß, so doch noch herauskam.

Wir fuhren Neben- und Richtwege und mieden, solange es ging, die Chausseen. Das gab uns sehr schnell den nötigen Vorsprung, zumal wir nach Westen, die Russen nach Norden strebten.

Die polnische Bevölkerung war ruhig geblieben, nur einige wenige schossen hinter dem letzten Treck her. Die meisten Wagen hatten polnische Männer als Kutscher, die durchweg freiwillig mitfuhren. Von Dietfurt (Znin) berichtete mir ein motorisierter Unteroffizier, er habe soeben festgestellt, daß von deutscher militärischer Seite für die Polen unsere Infanteriegewehre 98 bereitgehalten würden. Er habe die Schlösser herausgenommen und sie im Beiwa-

gen mitgenommen. So war die Gefahr für uns beseitigt.
Mehrere Deutsche, besonders Baltendeutsche, haben gleich am ersten Tage Selbstmord z.T. mit der ganzen Familie verübt, und zwar durch Gift und Aufschneiden der Pulsadern. So unser Arzt Dr. S., der Amtsrichter und andere.
Unser Treck zog in den ersten 3 Tagen recht geordnet und ungestört seinen Weg. ... Unsere Straße war leer, ebenso waren die Dörfer schon 24 Stunden vorher von allen Deutschen verlassen. Wir trafen einzelne Posten an, die freundlich und hilfsbereit waren. ...
Es war selbstverständlich, daß ich mich mit dem Auto beim Treck hielt und die Spitze anführte. Am Montag, dem 22. Januar 1945, trafen wir zwischen Gollantsch und Margonin auf überfüllte Straßen. Es gab Radbrüche, ungeordnetes Fahren, Stockungen und schließlich einige Kilometer vor Kolmar einen völligen Stillstand.
Die abschüssige Straße war spiegelglatt, die Pferde fielen, die Wagen rutschten und landeten z.T. im Straßengraben. Nur mit großer Vorsicht und starken Bremsen war das Passieren dieser Stelle möglich. Jedenfalls verloren wir so einen halben Tag, und der Russe kam näher. Einzelne sowjetische Panzer hatten hier und da schon Trecks durchquert, Verletzte hatte es gegeben, aber die Trecks zogen doch ihren Weg weiter nach Westen.
Diese 2 Tage und Nächte hatten die Nerven stark angegriffen. Für die Männer und Frauen gab es keinen Schlaf. Sie waren stets angespannt. Als Nahrung hatten wir hartgefrorenes Brot. (Im Treck sah man) Kranke und Gebärende, leidende und schreiende Kinder. Tag und Nacht bei 15° unter Null draußen auf offenem Wagen, dann die Panzer oft hörbar nahe, Schüsse und vorne Hindernisse. Nichts Warmes für die Säuglinge, die Pferde überanstrengt bei der Glätte, es fehlte an Stollen.
Man darf sich nicht wundern, wenn mancher die Nerven verlor, zumal es sich ja um Kinder, Frauen und ältere Männer handelte. Die Jungen waren ja alle Soldaten. Man sah so manch alte Frau, so manches Kind, die auf dem Kutscherbock saßen, in den Pausen die Pferde versorgen mußten, denen aber auch zugleich die ganze Verantwortung für die kleinen Kinder auferlegt war.
Am Montagabend verweigerten auch einige Gespannführer des von mir geführten Trecks die Weiterfahrt. Sie könnten nicht mehr weiter und müßten jetzt nach 3 schlaflosen Nächten endlich schlafen, wenn auch nur auf ihren Wagen in der kalten Winternacht. Einige Wagen meiner Zwanziger Gruppe bogen vom Wege ab und suchten für die Nacht leerstehende Gehöfte auf.
So mußte bereits jetzt vielen die Verantwortung für ihr persönliches Handeln überlassen werden. Der Lüderitzer Haupttreck hatte den Anschluß längst verloren, was bei den verstopften Straßen kein Wunder war. Ich habe selbst 3 Tage und Nächte nicht geschlafen, hatte geordnet, die Wege ausgekundschaftet, Verbindungen aufrechterhalten, wenn andere Wagen sich in unseren Treck einschoben.
Ich wollte die Nacht zum 23. Januar in einer polnischen Arbeiterhütte vor Kolmar zubringen. Andere, so meine Kinder und andere Mitziehende, wollten auf keinen Fall rasten. Vor allem drängte mich meine Frau, denn die Wöchnerin bekam ... Fieber und verlor die Nahrung für ihr Kind. ... Ich verabschiedete mich von den zurückbleibenden Gespannführern, gab Weisungen zum Nachkommen und fand die ersten Wagen unseres Trecks einige Kilometer hinter Kolmar auf dem Wege nach Scharnikau wieder.
Es war eine helle Mondnacht: Die Straßen waren verhältnismäßig leer, da die meisten in und um Kolmar rasteten. Wir befanden uns im Walde, hörten öfters Schüsse. Auch sollen dicht hinter uns russische Panzer die Straße in Richtung Schneidemühl überquert haben. Es überholten und begegneten uns einige Militärfahrzeuge – alles in der Nacht - man fragte uns, wer wir seien, und fuhr weiter. ...
Ob es Russen waren, ich weiß es nicht, in der Nacht war man so abgestumpft, daß überhaupt

keine Gedanken kamen. Wir waren so weit, daß wir nicht mehr konnten. Dann zogen einzelne Jungen und Mädchen, Kinder noch, an uns vorüber, die aus Schulen und Heimen (KLV) fortgelaufen waren, müde und stumm wie wir.
Da der Weg frei war, die Wöchnerin uns ständig mehr Sorgen machte, beschloß ich im Einverständnis mit meinen 8 Kindern und Enkeln, die Pferdefuhrwerke fuhren, gegen 2 Uhr nachts, (mit dem PKW) bis Schönlanke vorzufahren, um dort die Wöchnerin mit dem Säugling beim Roten Kreuz abzugeben und sofort wieder zurückzufahren. So sollte ich am Dienstag früh die Spitze des Trecks und meine Kinder in Scharnikau wieder treffen. Es wurde vereinbart, daß, sollte ein unerwartetes Hindernis das unmöglich machen, ich dann auf jeden Fall in Filehne sie erwarten würde.
Die Fahrt bis Schönlanke verlief normal. In Scharnikau sollte gleich hinter uns die Brücke gesprengt werden, so daß wir wußten, daß eine Rückfahrt nur noch über Filehne möglich sein würde. Als ich die Wöchnerin abgeliefert hatte – sie kam später glücklich heraus ... – und zurückfahren wollte, waren plötzlich beide Hinterreifen des Autos völlig gerissen. Ich konnte nicht mehr von der Stelle. Jetzt erlebte ich (die) Bürokratie.
Die mit Reifen angefüllten Läden (bzw. Ladeninhaber) verlangten Bezugsscheine! Das Landratsamt erklärte, für mich sei es nicht zuständig, ich bat, flehte, ... nichts half, nicht zuständig! Die Not schrie, man hörte nicht. Da waren keine Herzen mehr, da war maschinelles Beamtentum mit seinen Gesetzen. Ich suchte nach Menschen, ob ich unter den Geschäftsleuten welche finden würde?
Ich trat ins nächste Geschäft. Da standen Waffen-SS-Leute und suchten und nahmen für ihren Wagen, was sie brauchten; wie würde es mir ergehen, würden diese Frontsoldaten mir helfen? Im selben Augenblick hörte ich meinen Namen, es waren die letzten Soldaten unserer Lüderitzer Einquartierung, die Befehl hatten, ihr Gerät zu retten. Der Auftrag war ausgeführt, und sie machten sich jetzt zur Rückfahrt fertig.
Aber erst wurde mir geholfen! Befehl: "Zuerst sind alle Wünsche von Pastor D. zu erfüllen, dann kommen wir". Im Nu war mein Wagen wieder flott. Aber es war spät geworden, am Vormittag hatte ich nichts erreicht. ... Ein zweites Auto schloß sich an, und so war ich bei Einbruch der Dunkelheit am Bahnübergang in Filehne, am Nordufer der Netze.
Dort traf ich wieder auf unsere Trecks aus dem Osten, ohne Abstand folgte Wagen auf Wagen, ein Weiterfahren gegen den Strom war unmöglich. Also hieß es, aussteigen und Posten stehen, bis die eigenen Wagen eintreffen würden. Ich stand dort bis 12 Uhr nachts. Viele Bekannte grüßten und baten um Wegweisung, andere baten um Rat. Wohin mit den Toten auf den Wagen, die alt und krank oder als kleinste Kinder die Strapazen nicht weiter ertragen hatten? Man konnte nur raten, sie seitlich in den Schnee zu betten, da die Erde hartgefroren war, oder sie weiter mitzunehmen. Man tat das letztere. Das waren wirklich Vertriebene, Heimatlose, von den Kriegsfurien Verfolgte. ...
Um 12 Uhr nachts ließ ich mich ablösen, um mit dem Auto einen Vorstoß über die Netze ... in Richtung Scharnikau zu versuchen.
Die Straßen waren leer, nur einzelne Versprengte, Fuhrwerke oder Verunglückte traf ich, denen meine Hilfe zur mitternächtlichen Stunde gerade recht kam. Nach einigen Stunden kehrte ich ohne Ergebnis zurück. Nach einer kurzen Ruhepause bezog ich wieder Posten am Bahnübergang und prüfte Wagen nach Wagen - die unseren fehlten.
Da stürzte Frau Pastor S. mit Kind und Kindermädchen auf mich zu. ... Ihre Nachricht war furchtbar. Abgerissen, unklar und verstört stammelte sie nur, daß unser Treck einige Kilometer vor Scharnikau (Czarnikau) von russischen Panzern durchstoßen und völlig abgeschnitten sei. Ihr Mann sei vorausgelaufen, um das (deutsche) Militär von Scharnikau zum Gegenstoß zu bewegen, aber (alle Bemühungen waren) umsonst. Nur einige wenige hätten sich durch Laufen noch herausgerettet, soweit sie vorne waren. ... Sie selbst sei ebenfalls abgesprungen

und davongelaufen. ...
Seitdem sei sie unterwegs, also 17 Stunden Fußmarsch ohne Ziel und in Angst und Sorge um alle anderen. Von unseren Kindern habe sie gehört, daß alle 8 erschossen worden seien. Wir würden umsonst warten, ein Zurück zu ihnen sei unmöglich, unsere Soldaten hätten alles abgesperrt. Damit war der große Treck der Flüchtenden für West und Ost geteilt. Ein erster furchtbarer Abschluß.
Ich blieb trotzdem auf meinem Posten, vielleicht kämen die unseren doch noch, außerdem konnte ich den anderen Vorüberfahrenden Wegweisungen geben und Stockungen verhindern.
Gegen 12 Uhr mittags stürzte plötzlich meine erwachsene Tochter Renate mit ihrer Freundin auf mich zu, schluchzend, gebrochen und doch beglückt, weil sie mich sah und nun für sich einen Halt hatte.
Ein kurzes Fragen und dann (berichtete sie): "Die Russen sind gerade bei unserem Wagen durchgestoßen, keiner durfte mehr weiterfahren. Ich ging dem Wagen voraus, um mich zu wärmen. Als ich die Russen sah, bin ich mit den anderen gelaufen. Man habe hinter ihnen hergeschossen, aber nicht getroffen, was in einzelnen Fällen leider geschehen war. Als sie zur Besinnung gekommen sei, habe sie zurück gewollt, aber die Freundin habe es nicht geduldet. Sie hätte doch nicht helfen können." Unsere anderen Sieben und die Bekannten? Man müsse damit rechnen, daß sie umgebracht sein könnten, aber man könne nichts Bestimmtes sagen.
Unsere physische und seelische Kraft war zu Ende, und besonders meine Frau hatte nur den einen Wunsch, hinfahren zu den Abgeschnittenen, nur mit ihnen alles gemeinsam tragen, auch Schrecken und Tod. Ich selbst hatte vier Tage und Nächte kaum geschlafen, die Hindernisse, die Aufgaben, die erregende Lage hatten mich aufgehalten. Aber jetzt merkte ich, daß, wenn wir uns den anderen Kindern - es waren noch sechs, z.T. Soldaten, irgendwo, z.T. zerstreut - erhalten wollten, wir Ruhe brauchten.
Fast mit Gewalt verwehrten uns nächste Freunde die Weiterfahrt, mein Wagen wurde umgedreht, und nun steuerte ich das Auto nach Pommern, wo ich mit meiner Frau, der jüngsten Tochter und einem Enkel am Donnerstag glücklich bei der Schwester und Mutter meiner Frau landete. Drei Wochen blieben wir dort in der Nähe von Arnswalde, am 16. Februar ging die Flucht von neuem los, nun allerdings mit Übernachtung und normaler Verpflegung. Als wir in Wittenberge die Elbe überschritten, fühlten wir uns geborgen. Seitdem teilen wir das Los der Millionen anderer Ostvertriebener in der britischen Zone.<<

Flucht in das westliche Reichsgebiet in den Kreis West-Prignitz von Januar bis Februar 1945

Erlebnisbericht der Annemarie G. aus Filehne, Kreis Czarnikau im Reichsgau Wartheland (x001/371-378): >>Nachdem am Freitag, dem 20. Januar 1945, ohne Angabe eines Grundes unser Gemeindehaus beschlagnahmt wurde und innerhalb zwei Stunden leergeräumt sein mußte, trafen am Samstagabend die ersten Flüchtlinge aus Leslau und Hohensalza in Filehne ein. Es schnitt uns tief ins Herz, als die Wagen hochbepackt, mit Koffern, Säcken und vermummten Gestalten, vorbeifuhren. Noch ahnten wir ja nicht, daß uns schon so bald die gleiche Not treffen würde.
Am Sonntagmorgen brachte ich den Flüchtlingen, die im Gemeindehaus untergebracht waren, einige Eimer warmes Waschwasser und lud sie zum Gottesdienst ein, der nun statt im Gemeindesaal in der unheizbaren Kirche stattfinden mußte.
Als die Glocken schon zum Gottesdienst läuteten, kam in eiliger Hast einer unserer Presbyter zu mir mit der Meldung: "Die Post hat soeben eine Nachricht bekommen, daß bis 11 Uhr der Warthegau geräumt werden solle. Sollen wir da noch Gottesdienst halten?" Ich raste schnell in das Bürgermeisteramt und erfuhr dort, daß unser Gebiet der Räumungsbefehl nichts anginge. Dann gingen wir in unsere schöne, alte Kirche.

Als ich nach Hause kam, fand ich dort die Zeitung vor. Auf der ersten Seite stand fettgedruckt ein Aufruf des Reichsstatthalters Greiser: "Männer und Frauen aus dem Warthegau! Für Euch kommt jetzt die Stunde der Bewährung. Niemand darf seinen Platz verlassen. Ich weiß, daß ich mich auf jeden einzelnen von Euch verlassen kann. Wehe dem, der nicht aushält bis zum Letzten!" ...
Während wir noch die Zeitung lasen, waren diese Herren bis runter zum Landrat längst über alle Berge.
Soviel war klar, daß man jederzeit mit dem Räumungsbefehl oder mit noch Schlimmerem rechnen mußte. Der Sonntagnachmittag verlief zwischen Hoffen und Bangen. Man kam überhaupt nicht zur Ruhe. Es war einfach unvorstellbar, wieviele Menschen an jenem Sonntag das Pfarrhaus stürmten und irgendwie Rat oder Hilfe begehrten. Dabei sehnte ich mich so nach einigen Augenblicken wirklicher Stille.
Am Abend zündeten wir noch einmal die Kerzen am Christbaum an, der noch stand, weil wir hofften, der Vati würde auf Urlaub kommen, und saßen vor der Krippe, deren Figuren ich in den Jahren zwischen Abitur und Hochzeit selbst gesägt und bemalt hatte. So erlebten wir am letzten Abend in der Heimat noch einmal die Weihnachtsbotschaft. Von Weihnachten her begann unsere Flucht.
Das letzte Erlebnis unserer Kinder in der Heimat war die Weihnachtsgeschichte, und die ging mit ihnen und wurde ihnen unterwegs in Eis und Kälte, in Ställen und Scheunen immer wieder in ganz besonderer Weise lebendig, wobei eines der Kinder allerdings feststellte, daß es das liebe Christkind doch besser gehabt hätte als wir. Es hätte mit seinen Eltern und den Tieren ganz allein im Stall wohnen dürfen und eine Krippe als Bettchen gehabt, während wir wie die Ölsardinen nebeneinandergepfercht in Ställen auf der Erde lagen.
Am Abend ging ich noch einmal in das Bürgermeisteramt, die einzige Stelle, die vielleicht noch etwas über unsere Situation im Bilde war. Vielleicht?! Dort erfuhr ich, daß ein feindlicher Durchbruch bei Gnesen uns hätte gefährlich werden können. Er sei aber abgeriegelt, und wir könnten ruhig schlafen gehen. Die Straßen hatten sich inzwischen mit Trecks gefüllt und die Ortsnamen an den Wagen waren uns zum Teil recht nachbarlich vertraut. Ich schlief, um jederzeit bereit zu sein, in dieser Nacht angekleidet. Noch immer trug ich mein schwarzes Amtskleid, in dem ich am Vormittag Gottesdienst gehalten hatte.
Am Morgen, gegen 7.30 Uhr, als die Kinder, die am Abend auch spät zur Ruhe gekommen waren, noch schliefen, bekamen wir den Räumungsbefehl. Alle Frauen und Kinder sollen sich beim Gut Arndtshof, daß außerhalb der Stadt lag, etwa 20 Minuten von unserer Wohnung entfernt, versammeln und von dort pünktlich um 8.30 Uhr mit Fuhrwerken weggeschafft werden. In Eile wurden die Kinder angezogen und das zuvor bereitgestellte Gepäck zusammengerafft. Wie dankbar war ich, daß meine Mutter bei uns war und ich nicht allein mit Großmutter und den Kindern fertig werden mußte.
Als wir auf die Straße kamen, mußten wir bald feststellen, daß es unmöglich war, auf dieser vereisten und durch Trecks versperrten Straße unser Ziel rechtzeitig zu erreichen. Kurz entschlossen stellte ich meine Koffer ins Haus zurück, setzte meine Kinder auf den Rodelschlitten, zog mit einer Hand den Schlitten und stützte mit der anderen die Großmutter (87 Jahre alt), die bei der Glätte kaum gehen konnte. Meine Mutter trug einen Koffer und half hin und wieder den Schlitten schieben. Sie brachte uns zum Sammelplatz und kehrte dann nochmals mit dem Schlitten zurück, um unser Gepäck abzuholen, in der Hoffnung, daß der Treck doch nicht pünktlich fahren werde. Leider war das ein Irrtum, und wir wurden getrennt.
Unser Bürgermeister, zwar ein überzeugter Nationalsozialist, aber ein gerechter und stets das Beste wollender Mann, stand am Sammelplatz und versuchte, von all seinen Göttern schmählich im Stich gelassen, den Ausmarsch zu organisieren und zu retten, was noch zu retten war. Der arme Mann wußte selbst nicht, was eigentlich los war, ob es überhaupt noch einen Aus-

weg gab oder ob wir schon eingekesselt waren. Alle Stellen, von denen er gewohnt war, Befehle zu empfangen, hüllten sich seit Stunden in Schweigen und ließen ihn in schwierigster Situation mit seiner Verantwortung allein.
Immerhin hatte er es in kürzester Zeit geschafft, so viele Fuhrwerke zu besorgen, daß die deutsche Bevölkerung, mit Ausnahme des Gaualtersheimes, für das Lazarettwagen zugesagt waren, die aber niemals eintrafen, weggebracht werden konnten. Mit eiserner Energie wachte er darüber, daß alte Frauen und Mütter mit kleinen Kindern die besten Plätze bekamen und alle untergebracht wurden. Nur wenig Handgepäck durfte jeder mitnehmen. Größere Gepäckstücke mußten, mit Namen und Heimatanschrift versehen, zurückgelassen werden und sollten mit Lastkraftwagen abtransportiert werden.
Da wir mit der Großmutter und den Kindern verhältnismäßig schnell unseren Platz bekamen, hatte ich noch einige Minuten Zeit, im benachbarten Gaualtersheim meinen lieben Alten ein Abschiedswort zu sagen. Bis zuletzt habe ich geschwankt, ob ich nicht meine Mutter mit den Kindern allein auf den Weg schicken sollte und mit den Leuten von Post, Eisenbahn und Behörde dableiben sollte, zumal ja das Altersheim noch nicht evakuiert war und ein, wenn auch geringer Teil versuchte, trotz Räumungsbefehl zurückzubleiben. Da meine Mutter bis zum Abgang des Trecks nicht zurückkam und ich mich auch für meine Familie sowie für die Ausziehenden verantwortlich wußte, entschied ich mich, auch zu gehen.
Es war eine schwere Verantwortung, die uns Frauen in jenen Tagen auf die Schultern gelegt war. Wie schwer wurde oft im Gebet um die richtige Entscheidung gerungen! Wie sehnte man sich danach, sich mit irgend jemandem aussprechen zu können, aber der Mann war Soldat, und viele verängstigte Gemeindemitglieder suchten bei mir Trost und Stütze. Es war alles so unendlich schwer. ...
Pünktlich wurde unser Treck in Richtung Driesen - Landsberg auf den Weg geschickt, eine Fahrt ins Ungewisse. Wie gut tat es, zu wissen, daß man auf den endlosen Straßen der Flucht mit all ihrem Grauen und ihrer Not in Gottes Hand war, genau so wie in der nun verlorenen Geborgenheit der Heimat.
Keiner vermochte zu sagen, ob der Weg noch frei war oder ob wir schon eingekesselt waren, ob die Russen uns dicht auf den Fersen folgten oder überhaupt nicht kamen. Bei 22 Grad Kälte und klarem Winterwetter verließen wir unsere Heimat, die uns in dieser bitteren Abschiedsstunde noch einmal in vollendeter Schönheit grüßte, ein Bild, das sich wohl uns allen unvergeßlich eingeprägt hat.
Wenn wir uns auch im Trubel der letzten Stunden nicht völlig der Tragweite dieses Abschieds bewußt wurden, so war es uns nun doch allen recht schwer ums Herz. Still saßen wir, in Decken gehüllt, auf unseren Wagen und nahmen noch einmal das vertraute Bild in uns auf und reihten uns ein in die unübersehbaren, endlosen Kolonnen, die mit uns auf der gleichen Straße zogen, die über Nacht aus der Geborgenheit ins Elend gestoßen waren. Fast bis zur alten Reichsgrenze fuhren wir durch unsere Gemeinde, die sich über ein Gebiet von etwa 25 bis 50 km erstreckte. Immer neue Wagen reihten sich ein.
Schon im nächsten Dorf, Dratzig, wurden die Trecks mit Steinen beworfen, die doch nur aus völlig wehrlosen Frauen und Kindern bestanden. Die Roskoer, die knapp 2 Stunden nach uns kamen, wurden schon von Polen beschossen. Später stand an der Landstraße eine Gruppe deutscher Soldaten, die den Vorbeifahrenden heißen Kaffee reichten. Als ich den Kindern dazu etwas zu essen geben wollte, fiel mir ein, daß sowohl die fertiggemachten Brote als auch Fett und Wurst sich nicht bei dem Gepäck befanden, das wir bei uns hatten. Glücklicherweise hatte ich im Rucksack einen ganzen Laib Brot und ein Taschenmesser. So lernten wir es schon am ersten Tage, dafür dankbar zu sein, daß wir wenigstens noch trockenes Brot essen konnten.
Mitten hinein in unsere ernsten Gedanken, die sich mit dem, was hinter uns und was vor uns

lag, beschäftigten, schallte plötzlich laut und deutlich, wenn auch die Melodie nicht ganz richtig war, der erste Vers vom Lied: "Jesu geh voran ..." / "Führ' uns an der Hand bis ins Vaterland ..."
Meine Annemarie hatte es angestimmt, und die Jungen sangen es, so gut und laut sie es konnten, mit. Das war ein Trostwort aus Kindermund, das bei allen, die es hörten, seine Wirkung nicht verfehlte. Ich fühlte mich in meinen sorgenvollen Grübeleien durch das selbstverständliche Lied der Kinder, die auch etwas von der Ungewißheit, die auf uns lastete, spüren konnten, tief beschämt.
Als wir das Altreichsgebiet erreicht hatten, atmeten wir auf und machten im ersten Dorfkrug Rast, um uns aufzuwärmen, das Vieh zu füttern und vor allem, um einen Überblick zu gewinnen, wieweit wir noch beisammen geblieben waren. Dabei stellte es sich heraus, daß außer den polnischen Kutschern, die uns übrigens bis zum Schluß treu dienten, nur ein einziger Mann bei uns war, der Verwalter von Gut G., ein älterer, sehr gewissenhafter und frommer Mensch mit einem Beinleiden aus dem Ersten Weltkrieg.
Die übrigen deutschen Männer waren ja, soweit sie nicht Soldaten waren, noch in den letzten Tagen zum Volkssturm einberufen. Nach einer kurzen ernsten Aussprache sah er ein, daß ihm das Amt des Treckführers auferlegt sei, und er hat es treu ausgeübt, bis uns in der West-Prignitz Pferde, Wagen und Kutscher beschlagnahmt wurden. Wir alle, besonders aber meine Kinder, haben ihm viel zu danken. Gott schenkte uns in ihm einen Vater und Versorger. Da er ja Gelegenheit hatte, auf dem Gutshof seinen Wagen vollzuladen, war er natürlich besser versorgt als wir alle und teilte immer wieder mit uns, was er besaß. Manche Suppe hat Frau M. für den ganzen Treck gekocht. ...
Das erste Nachtquartier bezogen wir in einem kleinen Dorf, 13 km hinter Driesen, und wurden dort sehr freundlich aufgenommen und gut verpflegt. Gepäck und Wagen wurden auf einem Gutshof abgestellt, und wir wurden in verschiedenen Häusern untergebracht. Die Familie, die uns aufnahm, holte uns mit einem Rodelschlitten ab, weil unsere Kinder so todmüde waren, daß sie nicht mehr fähig waren, auch nur einen kurzen Weg zu gehen. Vor allem mein Curt ... fiel einfach in sich zusammen, wenn er stehen oder sitzen sollte. Mein Jüngster, der immer besonders guten Appetit hatte, verweigerte standhaft das Essen. "Ist nicht mein Löffel, ist nicht mein Teller!" Es dauerte tagelang, bis er begriff, daß er seinen Teller und Löffel nicht mehr besaß.
Die nächsten Nächte verbrachten wir in Zechow (7 km vor Landsberg) in einem Tanzsaal. Dort wurden die Pferde neu beschlagen und die Eisen geschärft. Die Ruhepause benutzte unser Treckführer, um für uns in Briesenhorst, einem kleinen Dörfchen an der Grenze der Kreise Landsberg und Soldin, endgültige Quartiere zu machen. Der Kreis Soldin war ja als Unterkunft für die Flüchtlinge aus dem Kreis Scharnikau bestimmt, bis diese wieder in die Heimat zurückkehren konnten, wie es hieß.
In Landsberg verließen uns sehr viele, fast alle, die im Reichsinneren Verwandte hatten, bei denen sie hofften, bleiben zu können, und fuhren mit der Eisenbahn weiter. Hier herrschten noch geordnete Verhältnisse. Wir erfuhren dort auch, daß unser Reichsstatthalter schon vor einer Woche mit großem Gefolge dort durchgereist ist und in einem der feudalsten Lokale den Abschied aus dem Warthegau gefeiert hatte.
Unser Treck wurde nun wesentlich kleiner. Jede Familie hatte einen Wagen für sich und konnte sich so wohnlich wie möglich einrichten. In Briesenhorst bekamen wir gute Quartiere mit Kochmöglichkeiten. Am Sonnabend wurde ich gebeten, doch am Sonntag für unseren Treck Gottesdienst zu halten (das haben wir später immer getan), da am Ort keine Kirche war.
Wir feierten den Gottesdienst in meinem Zimmer. Die Filehner brachten ihre Quartierwirte mit, manche andere Menschen kamen auch noch, so daß die Bauernstube die Menschen kaum fassen konnte. Das silberne Amtskreuz, das mein Mann im Baltikum zur Ordination bekom-

men hatte, half den Tisch zum Altar gestalten.
Dieses silberne Kreuz hat, solange wir unterwegs waren, noch oft seinen Dienst tun dürfen. Es ist sicher selten in einem Gotteshaus inniger gebetet, gesungen und Gottesdienst gefeiert worden, als in dieser schlichten Flüchtlingsbehausung am ersten Sonntag nach der Vertreibung. Übrigens war ich erstaunt, wie viele die Bibel oder nur das Gesangbuch mitgenommen hatten. Manche, von denen ich es gar nicht erwartet hätte.
Wenn Briesenhorst auch nicht unser endgültiges Quartier blieb, so wurden uns dort doch ein paar Ruhetage geschenkt, ehe die große Hatz begann. Großmutter hatte für sich ein schmales Bett, und ich schlief mit den 3 Kindern in einem großen, breiten Bett. Curt hatte Mittelohrentzündung, und Annemarie war schwer erkältet und hatte hohes Fieber. ...
In der Nacht ... wurden wir herausgeklopft: "Der Russe ist in Landsberg, wir müssen sofort aufbrechen." In einer knappen halben Stunde waren wir fertig. Und los ging die nächtliche Fahrt durch einen wilden Schneesturm, daß man die Hand vor Augen nicht sehen konnte. Meine kranken Kinder durften bei mir im geschlossenen Wagen mitfahren. Ich hatte bei diesem entsetzlichen Wetter auch vollauf damit zu tun, mich um die Urgroßmutter und meinen kleinen Sohn zu kümmern. Unser nächstes Ziel war Küstrin. Auf der Straße halfen wir, ein im Schnee festgefahrenes Wehrmachtsfahrzeug wieder flott zu machen und erfuhren, daß der Russe bereits in Küstrin wäre. Der Weg über Soldin sei aber noch frei.
Nun nahmen wir Kurs auf Soldin. In Werblitz wollten wir eine Rast einlegen, weil Pferde und Menschen erschöpft waren. Nirgends fanden wir (eine) Unterkunft. Jedes Haus war schon vollgestopft mit Flüchtlingen. Schließlich fanden wir in einem zugigen Gasthausflur wenigstens noch einen Platz, wo wir ein Dach über dem Kopf hatten. Unsere Kinder fanden in einem umgedrehten Tisch etwas Schutz. Wir anderen versuchten uns, in Decken gehüllt, ein wenig auf dem Steinfußboden auszustrecken, wobei die Enge des Raumes uns zustatten kam, daß einer den anderen wärmte.
Kaum hatten wir eine einigermaßen passable Lage gefunden und waren ein wenig eingeschlafen, da gab es Panzeralarm. In wilder Eile verließen die Flüchtlinge das Dorf. Großmutter war den Anstrengungen und Aufregungen nicht mehr gewachsen und brach zusammen. Was blieb mir übrig, als sie in ihrem bemitleidenswerten Zustand auf den Wagen zu packen und weiterzufahren.
Gegen Tagesanbruch erreichten wir Soldin. Die Straßen waren durch Wehrmachtsfahrzeuge und Flüchtlinge rettungslos verstopft, so daß man nur schrittweise vorwärtskam. Immerhin waren wir, als gegen Mittag russische Panzer in die Stadt eindrangen, schon über das Zentrum hinaus. Wir hörten wohl aus nächster Nähe die Schießereien und erfuhren von Fußgängern, die eiligst zu fliehen versuchten und beweglicher waren als wir, was sich im Zentrum von Soldin zugetragen hatte, wurden aber noch nicht direkt betroffen.
Noch wehte derselbe eisige Schneesturm. Wir aber saßen auf unserem Wagen und hatten an diesem Tage nicht einmal einen Schluck warmen Kaffee im Leibe. Das gefrorene Brot mochten wir auch nicht essen. Großmutter bekam einen Schwächeanfall nach dem anderen. Christian weinte vor Kälte. Wir aber waren eingereiht in die großen Kolonnen und mußten geduldig warten, bis wir wieder ein paar Pferdelängen vorankamen. Und hinter uns kamen die Russen. Wir waren alle recht müde und verzagt.
Erst mitten in der Nacht erreichten wir Bad Schönfließ und fanden in der geheizten Schule noch ein Plätzchen, wo wir uns auf Stroh ausstrecken konnten. Freundliche Leidensgenossen, Unbekannte, die mit uns in dieselben unendlichen Kolonnen eingereiht waren, gaben der Großmutter noch heißen Kaffee aus der Thermosflasche.
Am Morgen ging es schon lange vor Tagesanbruch weiter, denn Eile tat not, weil der Russe uns schon auf den Fersen saß; 2 Pferde, die durch die Strapazen der letzten Tage krank geworden waren, mußten wir zurücklassen. Wir rückten alle ein bißchen zusammen und fuhren

weiter. Der Schneesturm hatte aufgehört. ... Am Rande der Straße sah man immer wieder das traurige Strandgut der Trecks, tote Pferde, zerbrochene Wagen und zurückgelassene Gepäckstücke. Glücklicherweise empfanden die Kinder das Grauen dieses Anblicks durchaus nicht so stark wie wir Erwachsenen. Solange klirrender Frost herrschte, mochte das ja noch angehen, aber sobald Tauwetter einsetzte, was würde dann werden?
Schneller, als wir es nach den Erfahrungen der letzten Tage zu hoffen gewagt hatten, kamen wir nach Königsberg/Neumark. Schilder wiesen darauf hin, wo es Verpflegung für Menschen und Tiere geben sollte. Der Marktplatz stand voller Wagen. Es dauerte eine geraume Zeit, bis in dem Speiselokal Platz für uns war. Wohltuend empfanden wir die Wärme und den Duft der kräftigen Erbsensuppe.
Es gab sogar die Möglichkeit, sich mit warmem Wasser zu waschen. Wie weit lag für uns doch schon die Zeit zurück, wo solche Dinge zu den Selbstverständlichkeiten des Lebens gehörten, über die man gar nicht nachgedacht hatte, geschweige denn für sie besonders dankbar war. Einige saßen vor dampfenden Tellern, als schrille Töne uns auffahren ließen. "Alarm, Alarm!" Die Stadt muß sofort von allen Zivilpersonen geräumt werden. Zuallererst müssen die Flüchtlinge die Stadt verlassen.
Nun gilt es, wieder weiterzuziehen. Alles rennt und rettet, flüchtet.
In der Eile und Angst ist man sich gegenseitig im Wege, aber alle haben nur ein Ziel, die Oder zu überschreiten. - Noch nicht lange haben wir die Stadt hinter uns, als furchtbare Detonationen zu hören sind. Der Königsberger Flugplatz wurde gesprengt, und die Einheiten, die dort stationiert waren, fahren in eiliger Flucht an uns vorüber. Wohlmeinende Landser mahnen uns immer wieder: "Frauen, fahrt schneller, damit Ihr noch über die Oder kommt, ehe die Brücken gesprengt werden."
Immer wieder fahren Wehrmachtswagen an uns vorüber; immer wieder stockt die endlose Kolonne, weil irgendwo ein zu Tode ermattetes Pferd gestürzt ist, eine Deichsel brach oder sonst irgend etwas die Weiterfahrt behindert. Heiße Gebete entringen sich der gequälten Brust. Je mehr wir uns der Oder nähern, desto mehr treffen wir Wehrmachtssoldaten, die noch keinesfalls Anstalten machen, zu fliehen. Ganz im Gegenteil, als die Soldaten, die an der Straße arbeiten, von unserer Angst hören, lachen sie uns aus. "Schwedt können wir mindestens 4 Wochen halten, wenn der Russe kommen sollte." Diese Sicherheit ist wohltuend und beruhigend, aber nach den bereits gemachten Erfahrungen vermag sie uns nicht mehr ganz zu überzeugen.
Wir atmen auf, als wir die Oderbrücken hinter uns haben, und wähnen uns mal wieder in Sicherheit. Gern hätten wir nun auch unseren treuen Pferden Ruhe gegönnt, aber erst 15 km hinter Schwedt gelingt es uns, einen Platz für uns und unsere Pferde und Wagen zu finden. Meine Kinder bleiben mit Herrn M. in der Glaskutsche, während uns eine Waschküche als Schlafsaal dient. Es ist zwar recht feucht dort, aber wir dürfen heizen. Frau M. stiftet uns noch eine gute Suppe. Dann schlafen wir so dankbar und sorglos wie seit langem nicht.
Am anderen Morgen nehmen wir uns noch Zeit, eine Mehlsuppe zu kochen, ehe wir die Fahrt fortsetzen. Auch jetzt waren die Straßen noch überfüllt von schier endlosen Flüchtlingskolonnen, aber es ging alles geordneter zu. Die wilde Hast, das Rennen ums nackte Leben hatte aufgehört.
In den meisten größeren Ortschaften gab es Verpflegungsstellen für Flüchtlinge, so daß man manchmal sogar mehrmals am Tage etwas Warmes bekam. Auch hatte jeder Ort eine Dienststelle, die für Nachtquartiere sorgte. In jeder Weise merkte man, daß man dem Chaos entronnen war, und empfand das trotz unserer an sich wenig angenehmen Situation täglich neu mit großem Dank.
Nach bestimmten Plänen wurden die Trecks geleitet und die Flüchtlinge aus den verschiedenen Kreisen wieder in bestimmte Kreise eingewiesen. Wie gut war es nun, wieder ein Ziel vor

sich zu haben, das wenigstens ein Stück zweite Heimat werden sollte, und die Hoffnung auf ein Wiedersehen mit vielen Gemeindegliedern. Das waren sehr große Erleichterungen unseres Daseins, die sich noch stärker psychisch als physisch auswirkten.
Andererseits machten einsetzendes Tauwetter und Regen und die Fliegergefahr uns viel zu schaffen. Bald hatten wir keinen trockenen Faden mehr an uns. Infolgedessen fror man auch nachts, obwohl man in geheizten Räumen schlief. –
Wenn Flieger kamen, war es eigentlich ein sinnloses Unterfangen, sich vor ihnen in Sicherheit bringen zu wollen, und doch versuchten wir es immer wieder. Daß auch Trecks von Tieffliegern angegriffen wurden, gehört zu den Dingen, die kaum zu begreifen waren. Die meisten Flieger hatten aber andere Ziele und kümmerten sich wenig um uns.
Im großen Bogen umfuhren wir Berlin. Unser Ziel war der Kreis Westprignitz, etwa 140 km westlich von Berlin. Die Nachtquartiere waren sehr unterschiedlich. Mit besonderem Grauen denke ich noch an die Nacht in Templin. Hunderte von Menschen waren in einem Kinosaal zusammengepfercht. Die Luft war verbraucht, und es machte alles einen schrecklich unsauberen Eindruck. Welche Menschen alle mochten vor uns schon in dem zertretenen Stroh geschlafen haben. Zu allem Überfluß setzte noch stundenlang der elektrische Strom aus, und wir waren völlig in der Finsternis. In Radensieben im Kreis Neuruppin hatten wir es dagegen besonders gut getroffen. Wir bekamen saubere Privatquartiere und durften über Sonnabend-Sonntag dort bleiben. Schon der Empfang in dem Dorf war sehr nett. ---
Die nächsten Tage wurden wir alle ziemlich kreuz und quer geleitet. Das hatte wohl darin seinen Grund, daß man die Flüchtlingskolonnen möglichst gleichmäßig über das Land verteilen wollte, damit nicht nur die Ortschaften an den Hauptstraßen die Last zu tragen hatten. Uns machte das nicht viel aus, da wir ja doch nicht länger als ein bis zwei Nächte an einem Ort bleiben durften, ehe wir in den Kreis kamen, der uns aufnehmen sollte.
In dem kleinen Dörfchen Stavenow taufte ich um 7 Uhr morgens einen kleinen Jungen, der auch mit seiner Mutter auf der Flucht war. Paten waren die Quartierwirtin und eine Frau aus unserem Treck. In Pritzwalk hatte unser gummibereifter Wagen die erste Panne, zischend entfuhr die Luft dem rechten Hinterreifen. Ehe wir uns noch recht klar waren, was los war, entdeckten wir schon, daß wir gerade vor einer Autoreparaturwerkstatt uns befanden. So konnte der Schaden in wenigen Minuten behoben werden. Mit Dank wurde es uns in diesem Augenblick von neuem deutlich, wie gnädig uns unser Herr bis dahin geführt hatte.
Ende Februar ereichten wir unsere endgültigen Quartiere in Sagast in der Westprignitz, etwa 140 km westlich von Berlin. Dort fühlten wir uns zunächst wirklich sicher und versuchten, uns einzurichten, so gut es ging. In einem freundlichen Lehrerhaus wurde uns ein Zimmer eingeräumt.<<

Die Flucht vor der Roten Armee aus Ostbrandenburg

Fluchtbeginn in Landsberg an der Warthe am 30. Januar 1945

Erlebnisbericht des Richard P. aus der Stadt Landsberg an der Warthe in Ostbrandenburg (x001/385-386): >>Nachdem noch am Abend des 29. Januar 1945 über den Drahtfunk jegliche Befürchtungen als unbegründet bezeichnet worden waren, bekam ich gegen 11.00 Uhr eine Anforderung für 10 Klein-LKW, die feindwärts eingesetzt werden sollten, die meisten fuhren sich im Schnee fest und kamen nicht wieder.

Nach Mitternacht sammelten sich in meinem an der Hauptstraße gelegenen Büro außer vielen müden Flüchtlingen auch 2 verwundete Soldaten, die auf Befragen erklärten, daß sie bei Straßenkämpfen gegen Panzer in Friedeberg verwundet worden seien und, auf irgendwelchen Fahrzeugen mitfahrend, Landsberg erreicht hätten. Friedeberg, etwa 25 km nordostwärts von Landsberg (entfernt), brenne an allen Enden, sagten sie uns.

Nun machte sich auf der westwärts führenden Straße auch immer stärker anschwellender Verkehr bemerkbar, flüchtende Zivilpersonen, vielfach zu Fuß mit Schlitten, Wagen, aber auch Frauen mit Kinderwagen und Gepäck, gegen Morgen (sah man) auch Soldaten und ganze Kolonnen von Polizeieinheiten. Es war nun auch Geschützdonner zu hören, und Feuerschein zeigte an, daß in den umliegenden Dörfern Brände ausgebrochen waren.

Von dem Volkssturm und seinen Führern war nichts zu hören und zu sehen. Ich hörte nur, daß die Lastwagenfahrer ihre Angehörigen und die Angehörigen des Volkssturms aufgeladen hatten. Den Anruf eines Apothekers, was denn nun werden sollte, konnte ich nicht beantworten. Ich sah und hörte aber, daß sich unsere gesamten Fahrzeuge bereits westwärts in Marsch setzten.

Gegen 8.00 Uhr sah ich dann den Kreisleiter mit seinem Stab, mit Gewehren auf den Rücken, westwärts ziehen, sie richteten sich im Büro des Gaswerkes ein. Auf meine Anfrage, wie ich mich zu verhalten habe, bekam ich zunächst keine Antwort, später erhielt ich den Bescheid, in einer Stunde wäre der Iwan hier.

Diejenigen, die nun erkannt hatten, wie die Kriegslage war, versuchten mit der Bahn wegzukommen. Die etwa 800 m lange Bahnhofsstraße, der Bahnhofsvorplatz und das Gebäude selbst waren mit Menschen gerammelt voll, von denen die wenigsten mitgenommen werden konnten. Ein Teil resignierte und ging in die Wohnung zurück, andere machten sich zu Fuß auf den Weg, andere wiederum, die die Gefahr noch gar nicht erkannt hatten, gingen morgens an ihre Arbeit, die Geschäfte und Banken öffneten wieder, die Banken bekamen sogar nach Einzahlungen.

Ein Teil der Bevölkerung lehnte es überhaupt ab, bei dieser Witterung zu flüchten, nicht zuletzt, weil ja vom Feinde nichts zu sehen war. Das erklärte sich aber daraus, daß die vorstoßenden sowjetischen Kolonnen auf dem kürzesten Wege die Oder zu erreichen suchten und nördlich an Landsberg vorbeistießen. Im Laufe des Vormittags sah ich dann auch russische Jäger so niedrig über der Stadt, daß man die roten Sterne leuchten sah. Ich rechnete jeden Augenblick mit Tiefflliegerangriffen auf die Flüchtenden.

Erschütternd war zu sehen, wie sich unter den Flüchtenden auch Verwundete befanden, die ihre beinverletzten Kameraden trugen oder auf Schlitten mitzuschleppen versuchten, hierfür waren ja keinerlei Fahrzeuge mehr da, denn jeder versuchte, die eigene Haut zu retten. Die letzten Flüchtlingszüge auf der Ostbahn wurden bei Küstrin noch durch russische Panzer beschossen, wobei es Verletzte gegeben haben soll.

Ich selbst wurde, nachdem von Kreisleitung, Bürgermeister und Verwaltung niemand mehr da war, bei dem Versuch, liegengebliebene Fahrzeuge wieder flott zu machen, ... in den Mahlstrom der westwärts strebenden Fahrzeuge hineingezogen, nunmehr in der Hoffnung, die Landsberger Fahrzeuge, wie es auch besprochen war, in Küstrin zu sammeln, um sie zum wei-

teren Transport von Frauen, Kindern und Kranken nach Landsberg zurückzuführen.
Ich fand aber dort in der Nacht niemanden mehr vor, Küstrin wurde als Festung erklärt und in Verteidigungszustand versetzt, Panzersperren wurden gebaut, nachdem die russischen Panzer über das Eis der Oder schon bis Eberswalde und weiter in die Mark Brandenburg eingedrungen waren. Berlin hatte in dieser Nacht erstmalig Panzeralarm. Mir blieb unter den Umständen nichts übrig, als mich bei meiner vorgesetzten Dienststelle, dem Oberpräsidenten der Provinz Mark Brandenburg, zur weiteren Verwendung zu melden. ...<<

Räumung und mißglückte Flucht, Rückkehr in das von sowjetischen Truppen besetzte Dorf und Befreiung durch deutsche Truppen

Erlebnisbericht des Amtssekretärs i.R. Robert L. aus Benau, Kreis Sorau in Brandenburg (x001/480-485): >>Sonntag, den 11. Februar 1945, wurden wir früh mit der Nachricht überrascht, der Russe stehe an der Brücke von Gladisgorpe. Anrückendes deutsches Militär bestätigte dies. Da die eingesetzten Kräfte zu schwach waren, konnte der Russe mit Infanteriekräften über den Bober Fuß fassen.
Die Lage wurde für die Bevölkerung von Benau immer kritischer, so daß an die Räumung von Benau gedacht werden mußte.
Bei dem Ernst der Lage hätte dies für die Gesamteinwohnerschaft veranlaßt werden müssen. Viele warnende Stimmen, Frauen und Kinder doch abzubefördern, wurden von der Kreisleitung nicht beachtet, auch hat die Leitung der Gemeindebehörde völlig versagt.
Montag, den 12. Februar 1945, wurde die Lage unhaltbar, so daß gegen 13.00 Uhr mittags der Befehl kam, den Ort umgehend zu räumen. Jetzt war es für viele, welche kein Gespann hatten, zu spät.
Das Oberdorf wurde um diese Zeit von den Russen beschossen, desgl. der Bahnhof. Das Bahnpersonal mit seinen Familien hatte den Bahnhof mit dem Zug verlassen, so daß der Bahnhof in Benau stillgelegt war.
Nun begann in überstürztem Maß die Räumung, jedoch nur von denjenigen, welche eigenes Gespann hatten. Die anderen waren zum größten Teil sich selbst überlassen. Auch ich bemühte mich, meinen Sohn Kurt mit Familie und meine Frau auf dem Treck unterzubringen, dies gelang mir bei dem Bauern Max K., welcher einen Trecker fuhr. Der Bestimmungsort für Benau war Spremberg. Ich und meine Tochter Elsa nahmen uns unsere Räder und fuhren gegen 3.00 Uhr nachmittags in der gleichen Richtung ab.
Als wir in Laubnitz anlangten, hatte der ganze Treck haltgemacht, um in Laubnitz zu übernachten. Wäre der Treck weitergefahren, so wäre ihm viel Unglück erspart geblieben, denn am Dienstag besetzte der Russe Laubnitz und behinderte den Treck am Weiterfahren.
Der Bauer K. sowie der Bauer Paul B., dieselben fuhren einen Trecker, haben in Laubnitz nicht gehalten, sind weitergefahren und haben ihr Ziel Spremberg erreicht. Ich und meine Tochter sind bis Gersdorf gefahren, um bei einem Geschäftsfreund zu übernachten. Am andern Morgen fuhren wir über den Bahnhof Liebsgen nach Pitschkau, um dort zu übernachten. Hier trafen wir die Bauern Wilhelm W. und Bruno F. mit ihren Gespannen, welche hier gleichfalls übernachten wollten.
Gegen Abend kam auch für Pitschkau der Räumungsbefehl, so daß ich und meine Tochter nach Gablenz zu ihren Schwiegereltern fuhren. Hier blieben wir über Nacht. Am Mittwoch, dem 14. Februar 1945, sahen wir die letzten deutschen Posten. Da wir von den Russen eingeschlossen waren, faßte ich den Entschluß, mit meiner Tochter nach Benau zurückzukehren. Wir wollten fremde Leute nicht belästigen. Wir nahmen Richtung auf Zwippendorf. Beim Bahnübergang teilte uns ein Bahner mit, nicht über Zwippendorf zu fahren, da uns die Russen nicht mehr durchließen.
Wir schlugen den Weg links der Bahn ein, um über die Lubsbrücke nach Berthelsdorf-

Friedersdorf, von da nach Benau zu gelangen. Als wir ungefähr 300 Meter im Wald gegangen waren, hörten wir russische Panzer in Richtung Gassen fahren. Im selben Augenblick erschienen deutsche Flieger und beschossen die Panzer, die Panzer die Flieger. Wir waren einem mörderischen Feuer von zwei Seiten ausgesetzt. Äste flogen uns zu Füßen. Wir liefen, so schnell uns unsere Füße tragen konnten, unter einen Bahntunnel, unsere Räder liegen lassend. Nach einiger Zeit wurde es wieder ruhiger, wir nahmen unsere Räder und gingen in Richtung Chaussee. Auf dem Weg dorthin begegnete uns der Müller und erklärte, die Mühle sei von den Russen besetzt.
An der Chaussee angelangt, wir mußten über die Lubsbrücke, gewahrten wir an der Mühle einen russischen Posten. Im gleichen Augenblick erschien ein weiterer Posten mit Gewehr. Wir hoben die Hände hoch, und man ließ uns in Richtung Berthelsdorf passieren.
Kaum 200 Meter von der Chaussee entfernt, griffen unsere Flieger erneut russische Panzer an. Wir standen wieder im Bomben- und Maschinengewehrhagel; aber trotzdem die Kugeln um uns herumpfiffen, sind wir nicht getroffen worden. Wir gingen nun in Richtung Berthelsdorf. Kurz vor dem Dorf sahen wir fahrende russische Kolonnen in Richtung Gassen, an der Bahn lang fahrend. Wir gingen in ein Gehöft, da wurde uns von der Wirtin mitgeteilt, sofort weiterzugehen, da die Russen gleich wiederkommen würden. Sie hatte ihre Tochter versteckt, da die Russen nach ihr fahndeten. Ich und meine Tochter verließen daraufhin das Haus.
Als wir fast die Straße erreichten, kam uns ein russischer Offizier mit zwei Mann entgegen. Wir hoben die Hände hoch und konnten, ohne belästigt zu werden, die Straße passieren. Nun gingen wir in Richtung Friedersdorf die Straße entlang. Am Wege lagen Fahrräder, Stiefel, Hausratsgegenstände und anderes mehr, unseren Landsleuten gehörig. Als wir kurz vor Friedersdorf anlangten, kamen unsere Flieger und beschossen das dritte Mal russische Kolonnen. Auch dieses Mal blieben wir unverletzt, trotz der nahen Einschläge.
Wir gingen nun durch den Wald in Richtung Hermsdorfer Weg und wollten am Buschkretscham vorbei nach Benau, in unsere Behausung. Als wir ungefähr einen halben Kilometer durch den Wald gegangen waren, wurden wir von seitwärts angerufen. Beim Umdrehen gewahrten wir einen russischen Offizier mit Fahne. Als er näher herankam, gab er zu verstehen, daß er nicht schieße und gut sei. Dies flößte uns Vertrauen ein.
Er sah nicht wie ein Russe aus, hatte blondes Haar und blaue Augen. Er brachte eine Karte von unserer Gegend in russisch hervor, desgl. Kompaß und Zentimetermaß und fragte nach unserem Wohin. Ich zeigte ihm auf der Karte unseren Ort Benau. Er nahm ein Päckchen deutsche Zigaretten heraus und bot mir und meiner Tochter davon an, ein paar zu nehmen. Ich hatte ein Fläschchen Schnaps bei mir und bat ihn, zu trinken; ich mußte jedoch zuerst davon trinken, dann tat er dasselbe. Er liebäugelte auch nach meiner Tochter, berührte sie jedoch nicht unzüchtig. Nun nahm er das Rad meiner Tochter und schob es einen halben Kilometer durch den Wald.
Am Weg begegnete uns der Bauer Gustav S. aus Friedersdorf; derselbe wollte nach Gablenz zu seiner Familie, mußte jedoch nach Friedersdorf mit zurückkommen. Nun stieß ein russischer Posten zu uns, Anweisungen von ihm zu erhalten. Jetzt bestiegen die beiden ihre Räder in Richtung Fünfeichen.
Als wir dort ankamen, konnten wir unbehelligt passieren. Kurz vor dem Bahnübergang kamen wieder Russen schießend auf uns zu, aber es stellte sich heraus, daß die Schüsse nicht uns galten, sondern einer fahrenden Kolonne, welche Richters Weg in Richtung Syrau fuhr. Am Buschkretscham angelangt, erschien … wieder eine Patrouille, welche auch uns wieder passieren ließ. Der oben bezeichnete Offizier hatte bis hier Anweisung erteilt, uns unbehelligt passieren zu lassen.
Bei der Witwe R. begegnete uns ein Auto mit vier russischen Offizieren; wir grüßten, auch sie ließen uns passieren. … Wir … sahen die Zerstörung des Niederdorfes, zerschossene und

brennende Gehöfte, tote Deutsche und russische Soldaten, jedoch keine lebenden Benauer. Die Leere und Totenstille machten auf uns einen niederschmetternden Eindruck. Dies war wohl … die schwerste Stunde, die ich mit meiner Tochter erlebte. Es kam uns vor, als ob wir die einzigen lebenden Benauer seien.
Wir gingen dann bei Schmied N. den Fußweg über die Wiesen nach unserem Grundstück zu. Vor dem Gehöft des Bauern Willi R. bei der Eiche sahen wir zwei Frauen und ein Kind nach dem Grundstück S. gehen. Im selben Augenblick hörten wir übermenschliche Schreie, denn aus dem Grundstück kamen mehrere Russen, welche wohl die Frauen belästigten. Am Abend erfuhren wir, daß es Frau S. mit Mutter und Tochter waren. Die Mutter ist seitdem verschwunden. Nun gingen ich und meine Tochter nach unserem Grundstück.
Am Hexengraben lagen ein russisches Auto und ein toter Russe. Auf unserem Grundstück angelangt, stellten wir unsere Räder ans Haus und begaben uns in die Küche, von da in die Stube. Die Türen standen alle offen, und eine Grabesstille umgab uns. Beim Anblick der Küche und Stube, wir waren nur eine halbe Minute im Haus, packte uns das Grauen, denn es war alles Geschirr in kleinste Stücke zerschlagen. Auch im Hof lagen die gefüllten Weckgläser zerschlagen am Boden. Ich sagte: "Komm, mein liebes Kind, hier haben wir nichts mehr zu suchen; wir haben hier zur Zeit keine Heimat mehr."
Es war uns bekannt, daß der alte G., 75jährig, auf seinem Grundstück bleiben wollte. Wir begaben uns dorthin. Ungefähr 30 Meter vom Grundstück G. bei einem Bretterstapel wurden wir im Flüsterton angerufen: "Legt euch nieder". Beim Nähertreten erkannten wir ca. 30 unserer Landsleute. - Ernst S. nebst Tochter und Enkel, Familie Max T., Familie Kurt B. nebst Mutter und Schwester, Robert G. mit Familie, Paul D. mit Familie. Dieselben hatten sich vor den Russen dorthin geflüchtet.
Da es zu dunkeln anfing und sehr kalt war, machte ich den Vorschlag, in den Rübenkeller bei L. (Pfarrgärtner) zu gehen, was wir auch ausführten. Auf dem Weg dorthin kam ein Russe, winkte uns, zu ihm zu kommen. Bei ihm angelangt, forderte er uns auf - wir waren ungefähr sechs Mann -, das Auto helfen flottzumachen, welches von der Straße den Abhang heruntergeschleudert war. Bei näherem Hinschauen gewahrte ich Wäsche unter den Rädern. Die Wäsche war mein Eigentum, hatten sie aus meiner ca. zehn Meter entfernten Wohnung geholt; sie sollte zum Flottmachen des Autos dienen. Ich mußte dieselbe liegen lassen, hatte keine Verwendung mehr dafür. Als wir das Auto in den Hof des Bäckers V. geschoben hatten, bedankte sich der russische Chauffeur dafür.
Wir begaben uns nun gleichfalls nach dem Rübenkeller. Als wir beim Grundstück des Fleischers Paul St. vorbeikamen, kamen zwei Russen auf uns zu, nahmen meine Tochter in die Mitte und führten sie nach dem Grundstück ab. Als ich es verhindern wollte, stießen sie mich zurück. Im gleichen Augenblick kam ein dritter Russe aus der Haustür, mit seinem Gewehr im Anschlag auf mich gerichtet. Hätte ich nochmal versucht, meine Tochter zu befreien, hätte er mich niedergeschossen.
Ich ging dann nach meinem Grundstück ca. 100 Meter entfernt, um mein Rad zu holen. Auf halbem Weg dorthin kam meine Tochter angelaufen und erklärte mir, ein Offizier habe sie hinausgeworfen und auf die beiden Russen sehr geschimpft. Wie wir später erfuhren, mußten die Russen packen, das Mitteldorf verlassen, da unsere Truppen im Anmarsch waren, das Dorf Billendorf, ca. fünf Kilometer entfernt, schon freigekämpft hatten.
Ich bin dann mit meiner Tochter nach dem Rübenkeller gegangen, wo sich die anderen Landsleute schon befanden.
Gegen Abend wurde es sehr unruhig im Mitteldorf, eine große Schießerei begann, russische Kommandos erschallten, und gegen 11.00 Uhr nachts erklangen deutsche Kommandos im Hof des L.: "Gruppe Sänger Feuer frei." Ich gab dem Fräulein Marta B. den Auftrag - dieselbe stand gerade auf der Kellertreppe - mal nachzusehen, ob es deutsche Soldaten wären. Sie

schrie dann in den Hof: "Sind deutsche Soldaten hier?"
Nach kurzer Zeit kam ein Feldwebel mit drei Obergefreiten und war erstaunt, daß so viele Leute im Keller seien. Wir erzählten ihm unser Schicksal. Er erklärte, wir hätten diese Nacht nichts zu befürchten, da das Dorf rechts und links der Chaussee ca. 300 Meter freigekämpft worden sei. Zwei Frauen begaben sich nun sofort nach der Küche des L. und kochten zwei Töpfe Kartoffeln. Die haben geschmeckt, da fast alle schon zwei Tage nichts mehr gegessen hatten. Wir anderen stimmten den Choral an: "Nun danket alle Gott".
An ein Schlafen war durch die Aufregung nicht zu denken, auch war jetzt Ruhe eingetreten. Am Donnerstagnachmittag kam Unruhe unter die deutschen Soldaten, welche im Hof waren. Auf Befragen, was los sei, erwiderten sie, sie müßten sich zurückziehen, da russische Panzer im Anmarsch seien. Nach kurzer Zeit begann ein ohrenbetäubendes Schießen vom Bahnübergang, ca. 300 Meter entfernt, an; Ziel: die Kirche und die umliegenden Häuser. Die Erde erdröhnte; sechs Panzer, ein T 34, gaben Schnellfeuer. Unsere Lage war kritisch geworden, da die Granaten in nächster Nähe des Kellers einschlugen.
Gegen 4.00 Uhr nachmittags hörten wir Motorengeräusch. Unsere Flieger kamen und beschossen die Panzer. Drei wurden von ihnen außer Gefecht gesetzt, zwei erledigte der Kommandeur unserer Truppe, der sechste wurde von einem Obergefreiten angeschossen, fuhr jedoch durchs Niederdorf bis zum Buschkretscham. Derselbe beschoß dann in der Nacht den Kirchberg.
Gegen Abend am 15. Februar 1945 wollten wir das entlaufende Vieh von L. einfangen, bekamen jedoch Feuer vom Mühlischen Walde her mit Leuchtspurmunition; es war hell wie am Tage, wir bekamen Feuer von unserer eigenen Artillerie. Dieselbe war unseren Truppen zu Hilfe geeilt und nahm an, daß um die Kirche herum noch der Feind sei. Wir mußten uns nach einem neuen Übernachtungsraum umsehen, da die Scheune niedergebrannt war. (In dieser Scheune war der Rübenkeller.) Auch das Grundstück G. brannte vollständig nieder, sowie das Grundstück M. stand in Flammen. Wir suchten endlich den Keller von Ernst S. auf und verbrachten, ca. 30 Personen zusammengepfercht, die Nacht.
Am Morgen, dem 16. Februar 1945, gingen wir dann zum Pfarrhause, um zu sehen, ob dort noch Landsleute seien. Daselbst befand sich gleichfalls eine größere Anzahl. Wie war die Freude groß, als uns die frühere Schwester F. mit einer warmen Suppe empfing.
Ich begab mich zum Kommandeur unserer Truppe, der gleichfalls im Pfarrhaus untergebracht war (derselbe war beim Abschuß der zwei Panzer schwer verwundet worden), und bat um Abtransport der Frauen und Kinder, ca. 30 Personen. Leider konnte er dem Wunsch nicht nachkommen, da ihm Transportmittel nicht zur Verfügung standen. Wir bekamen des Nachts schweren Beschuß, so daß wir den Pfarrkeller mehrmals aufsuchen mußten.
Am Sonnabend, dem 17. Februar, begab ich mich wegen des Abtransportes der Frauen, Kinder und Kranken nochmals zum Kommandeur. Nun erklärte er mir, gegen 10 Uhr käme ein Lastauto mit Munition, fuhr jedoch nach Entladung gleich wieder ab. Nun konnten ca. 30 Personen, Frauen, Kinder und Kranke, die Gefahrenzone verlassen. Wir anderen Landsleute nahmen uns die im Pfarrhaus stehenden Räder, um nach Sablath, unserem Bestimmungsort, zu fahren.
Als wir die freie Chaussee erlangten, bekamen wir so schweres MG-Feuer, daß wir unsere Räder wegwarfen und in den Straßengraben sprangen. Ich bin dann bis zum Pfarrberg, ca. ein Kilometer, 1 1/2 Stunde gekrochen, da ich beim Aufstehen gleich schweres Feuer bekam.
Meine Tochter Ella fuhr in rasendem Tempo, bekam jedoch am linken Schuh einen Streifschuß, der 15jährigen Inge G. wurde der hintere Mantel zerschossen. In Nißmenau wollte ich meine Brille hervorholen, mußte jedoch feststellen, daß ich dieselbe im Jackett im Pfarrkeller habe liegen lassen, da ich mir infolge der Kälte den Überzieher angezogen hatte. Als ich zurückkehren wollte, verbot mir dies die Feldgendarmerie-Patrouille: Es dürfe keiner zurück.

In Billendorf waren meine Tochter und G. nicht anwesend. Der Feldgendarm erklärte mir. dieselben seien mit einem Militärauto nach Christianstadt gefahren. Dies konnte jedoch nicht möglich sein, da Christianstadt von den Russen besetzt war. Ich befürchtete für die beiden das Schlimmste. Nun war ich ganz allein, da dieselben auch nicht in Sablath waren.
In Sablath setzte ich mich sofort bei den hohen Militärstellen (hier lag der gesamte Divisionsstab) zum Abtransport der Frauen und Kinder aus Benau nach Spremberg ein. Diese Stadt war für uns vorgesehen. Leider waren auch hier keine Transportmöglichkeiten vorhanden.
Am Sonntag früh ließ ich mich wieder bei der Division melden, erhielt jedoch denselben Bescheid. Die Landsleute sollten sich jedoch in der Nähe des Denkmals aufhalten, es könne sein, daß ein Lastauto mal eintreffe. Ich benachrichtigte daraufhin meine Landsleute. Ich begab mich nun nach Altwasser, um bei einem alten Freund unterzukommen.
Auf dem Weg dorthin überholte mich ein Lastauto. Wer saß oben? Meine Landsleute. Ich hatte für ihr Fortkommen gesorgt, nur ich kam nicht mit. Ich begab mich nun nach Buschweide - Altwasser war geräumt.
Hier wurde mir mitgeteilt, daß sich alle zum Abtransport nach Cottbus in Königswille zu melden hätten. Unterwegs traf ich den Gemeindediener W., Frau Gastwirt Sch. mit deren Schwester, Frau K. Dieselben blieben in Hermswalde. Frau Witwe L. und Frau K. schlossen sich mir an.
Montagnacht kamen wir in Cottbus an. Am Vormittag trafen wir in Spremberg ein. Am Dienstag traf auch meine Tochter Ella ein. Ein Militärauto hatte sie mit nach Guben genommen, wo sie für einen Truppenteil kochen mußte.
Am Mittwoch wurden wir nach Söhren, Kreis Segeberg/Holstein, überwiesen, da meine Schwiegertochter Lieschen L. dort eine Tante hatte.<<

Die Flucht vor der Roten Armee aus Ostpreußen

Flucht im Januar 1945, Überrollung des Trecks durch sowjetische Truppen bei Saalfeld und Rückkehr im Februar 1945

Erlebnisbericht der L. S. aus Groß Nappern, Kreis Osterode in Ostpreußen (x001/22-27):

>>17. Januar 1945. Warschau geräumt! Rufe Frau Pfarrer D. in Groß-Schmückwalde an, frage, ob dies die höchste Alarmbereitschaft sei, was sie verneint.

Abends kein Licht, kein Radio.

19. Januar 1945. Schon vor 8 Uhr kommt Lehrer H. und sagt: "Frau S., es ist so weit! Richten Sie sofort ihren Treck!" Fieberhaftes Rennen treppauf, treppab. Was soll aus Tante Käthe werden? Sie ist 81, krank, und will von nichts wissen. Am Abend kommt die Meldung: "Abfahrt nicht notwendig. Feind 60 km zurückgeschlagen!" Darf man es glauben? Wieder kein Licht. Es liegt etwas Unheimliches in der Luft. Beim trüben Schein einer Petroleumlampe packen wir weiter. Es ist ein gegenseitiges Aushelfen, wenn etwas fehlt. Die Kinder finden es herrlich. Gott sei Dank, daß sie den Ernst der Stunde nicht spüren.

20. Januar 1945. 13 Uhr (ist ein) Treffen im Schulhaus. Es handelt sich um die Verteilung der Leiter- und Kastenwagen an die Flüchtlinge. Während Lehrer H. und Inspektor H. noch disponieren, kommt Schuster Rudolf S. angestürzt: "Sofort los! Nur mit Handgepäck!" Im Nu sind wir auf der Dorfstraße, die mit einem Mal voll von jammernden Frauen ist. Unsere Gumbinner Flüchtlinge sind noch unschlüssig. Trage Tante Käthe mit Lotte S. in den Landauer, wo sie in Pelzdecken gehüllt ganz friedlich sitzt, neben ihr die 7jährige Ingrid, ihr gegenüber die 6jährige Jutta und die 2jährige Oda. Dann gilt es, unsere ... Sachen zu verstauen. Natürlich ist es viel zu viel, alle Wagen sind überlastet. ...

Die Chaussee ist eisglatt. Es sind mindestens -20 Grad, doch keiner spürt die Kälte in der fieberhaften Aufregung. 18 Uhr stehen wir dicht ineinandergekeilt am ersten Bahnübergang ... in Osterode. Löse Lotte S. im Wagen ab, da sie nach ihren Eltern sehen will. Tante Käthe plagt mich mit Fragen: "Warum steht der Wagen still, was wollen wir hier, warum essen wir kein Abendbrot?" Auf der Straße rennen die Menschen, als wenn sie gejagt würden. Züge mit Panzern (fahren) in Richtung Allenstein. ...

Plötzlich ist H. mit heißem Kaffe da. Das tut gut. Unser kriegsversehrter Volontär S. bemüht sich um den Zusammenhalt des Groß-Napperner Trecks. ... Wir dürfen nicht überholen, sehen ja auch ein, daß die Wehrmacht die Straße frei haben muß. Mit Bangen sehen wir sie immer noch nach Osten ziehen.

Endlich können wir weiter, kommen aber nur langsam vorwärts. Tante Käthe beginnt wieder zu fragen, und wenn meine Antworten nicht befriedigend ausfallen, zerrt sie an meiner Hand. Im Liebemühler Wald bleiben wir stecken. Nehme Frau K. und Hildchen in den Wagen, Friedchen kommt neben Kutscher W. auf den Bock. Versorge alle aus meinem Rucksack. Sehe die ersten zurückgehenden deutschen Soldaten im Schneehemd, erschöpft und abgehetzt. Der Russe scheint uns auf den Fersen zu sein. Wie zur Bestätigung erschallt Kanonendonner. Weiter, nur weiter.

Vorbei an Pillauken kommen wir in der Dämmerung nach Liebemühl. Frage (dort) nach der NSV. Tante Käthe will aus dem Wagen. Befehl der Kreisleitung: "Sofort einsteigen und weiterfahren!" ... Die Kinder sind eingeschlafen. Tante Käthe redet wirr und zerrt an meinen Nerven. 1 Uhr nachts (sind wir) vor einem Bauernhof in Nickelshagen.

Die Tür ist verrammelt. Nach langem Klopfen erscheint ein weißbehaubtes Mütterchen am Fenster, und es bedarf guten deutschen Zuredens, um ihr klarzumachen, daß wir noch nicht die Russen sind. Sie öffnet. Wir tragen Tante Käthe ins Haus und stärken uns. Osterode, will man wissen, soll brennen. ...

Feuerschein überall. Weiter. ... Die Straßen verstopfen immer mehr. Schimpfende Landser. 15

Uhr (sind wir in) Saalfeld. Halt auf dem Marktplatz. Wir vertreten uns die Beine. Der Kutscher steht bei den Pferden.
Plötzliches Rasseln und Dröhnen, nein, kein deutscher, ein russischer Panzer, riesenhaft, Maschinengewehre tackern. Ich reiße die Kinder in den Wagen, K. flüchtet in ein Haus. Der Kutscher schreit: "Mich hat es getroffen!" Ich kann nicht helfen, da ich die wild um sich schlagende Tante Käthe halten muß. Der nächste Panzer rammt uns, die Deichsel bricht, und die Pferde gehen durch. Wir streifen in rasender Fahrt eine Bretterwand, eine Hausecke. Wieder ein Panzer, die Pferde biegen aus, dabei kippt der Wagen um, wir fliegen durcheinander, werden weitergeschleift. Ich liege auf Ingrid, wühle mich hoch, frage: "Wem tut was weh?" "Nichts!", sagt Ingrid, "ich habe nur Angst, Mutti, laß uns beten."
Endlich kommen wir zum Stehen. Ich sehe eine Gestalt vorbeilaufen, schreie, klopfe, schlage wie rasend gegen die Wand des Wagens, erkenne unseren französischen Gefangenen Michel, der einen Treckwagen fuhr. Er hilft das Dach öffnen, und wir können die Kinder herausheben, schwieriger ist es mit Tante Käthe, die sich mit Händen und Füßen sträubt. Wir müssen sie zurücklassen, als uns neue Panzer zu überrollen drohen. Mit den Kindern und einer rasch aufgerafften Decke unter dem Arm kann ich in das nächste Haus flüchten. Panzer toben vorbei.
Als wir uns wieder hervorwagen, sind Pferd und Wagen verschwunden. Michel will mich zum verwundeten Kutscher bringen, er ist nicht mehr zu finden. Wir stapfen durch tiefen Schnee, kommen an einen Schuppen. Heftiges Maschinengewehrfeuer in den Straßen. Längst ist es dunkel. Mit Mühe entziffere ich auf der Tür des etwas abgelegenen Schuppens: "Giftkammer Ceresan!" Nun, ein Beizmittel kann eine Landfrau nicht schrecken.
Ich stoße die Tür auf, (es ist) alles dunkel, aber ich höre Menschen, lasse mit zitternden Händen ein Streichholz aufflammen: 8 todernste Männer in Wlassow-Uniform starren mich an. Eine Frau mit einem Säugling, eine Alte. Rasch ziehe ich meine 3 Kinder rein, mache die Tür wieder dicht. Wir kauern uns in eine Ecke. Ich lege die jetzt so kostbar gewordene Decke über die Kinder. Die Stunden schleichen. Meine Gedanken kreisen um Tante Käthe. Habe ich sie im Stich gelassen? Lebt sie noch? Werde ich jemals etwas über ihr Schicksal erfahren? Ich muß jetzt bei meinen Kindern bleiben, noch haben sie das Leben vor sich, meine einzige Aufgabe ist es, ihr Leben zu beschützen und zu bewahren.
Allmählich gewöhnen sich die Augen an die Dunkelheit, ich entdecke noch ein ukrainisches Ehepaar mit Kind, die bei uns gearbeitet haben, kann ihnen ein Stück Brot geben. Die Stadt scheint in den Händen der Russen zu sein, ich höre, wie sie im Vorderhaus mit den Kolben die Türen einschlagen. Alles hält den Atem an. Werden sie uns finden? Man fürchtet, sich durch den wilden Herzschlag zu verraten. Es geht vorüber. Die Füße erstarren in der Kälte. Ingrid und Jutta flüstern: "Mutti, die Russen, was werden sie mit uns machen?" "Nichts", sage ich, während es mich schüttelt, "nichts!", und lege meine Hand auf ihre Lippen. ...
4 Uhr morgens versuche ich, ins Vorderhaus zu gehen. Wir können hier nicht bleiben, es muß etwas geschehen. Plötzlich steht unser Obermelker N. vor mir. Dem Mann laufen die hellen Tränen herunter. Er vermißt seine Frau und seine Tochter Gertrud. ... Wir bekommen (in einer Fleischerei) zu essen. Aber es dauert nicht lange, bis die ersten Russen kommen. Wir kommen, vielleicht der Fleischerei wegen, mit Uhren und Ringen, die Männer mit bzw. ohne Langschäfter (Lederstiefel) noch gnädig davon. Ich sage zu N.: "Es hat keinen Zweck, uns hier festzusetzen, wir müssen aus dem brennenden Saalfeld raus!"
Ja, Saalfeld brennt an allen Ecken und Enden. Organisiere einen Schlitten, auf den ich Oda setzen kann. (Wir) marschieren los, kommen ins Kampfgelände, finden, auf Kartoffelkraut liegend, Schutz in einer Gärtnerei. Dann in einem Bunker. Nicht lange, da jagen uns die Russen raus, nehmen H. mit, der behauptet Pole zu sein, obwohl sein Sprachschatz mit dem Wort "Popolski" erschöpft ist. Seine Frau und Sohn Ulrich laufen mit uns. N. ist immer noch untröstlich. Ich sage: "Zu Fuß können wir nur nach Groß-Nappern zurück, da werden auch

Ihre Frau und Gertrud sein!" ...
Wir marschieren, von den Russen getrieben, die Straße des Todes zurück, in unserem Rücken die brennende Stadt. Brennende Bauernhöfe begleiten uns, brüllendes Vieh. Kommen in ein schweres Panzergefecht und müssen im Straßengraben Deckung suchen. Oda schreit so, daß N. böse wird. Er ist jetzt unser Schutz, denn er kann ... polnisch.
Es wird dunkel, die Kinder können nicht mehr. In einer Holzhütte finden wir Unterschlupf. Die Hütte ist (fast voller Holz) ... und wir sind 11 Erwachsene und 9 Kinder, aber es muß gehen. Barbarische Kälte, ich mache Feuer. Russen kommen und wärmen sich. "Schimna, schimna" (ukrainisch: simno = kalt), rufen sie und strecken die mit Trauringen bedeckten Finger über das Feuer. Mit steifen Händen kochen wir in einer Konservenbüchse Schneewasser und trinken es. Mit einer Eisenstange breche ich eine Miete auf: Kartoffeln wie Steine, aber doch Kartoffeln! Halbgar schlingen wir sie hinab.
Weiter. Ungeheure Massen von ... Panzern begegnen uns, auf denen Trauben von Menschen hängen. Russen, nichts als Russen. ... Überfahrenes, zerquetschtes Vieh, Zivilisten mit eingeschlagenen Köpfen neben ausgeplünderten, umgestürzten Trecks, tote deutsche Soldaten. Die Gesichter der Kinder sind ganz klein und blaß und so stumm geworden. In Groß-Hanswalde finden wir in der Nacht keine Unterkunft. Viele Häuser sind ohne Dächer. Ich binde mir den Schlitten um den Leib, um Ingrid und Jutta an die Hand nehmen zu können.
In Schliewe, nahe der abgebrannten Kirche will mich ein Russe abseits zerren, (aber ich) kann mich losreißen. (Wir sehen) ein niedergebranntes Gutsgehöft seitlich der Straße. In einer halbzerstörten Scheune (liegt) etwas Stroh. Ich reibe den Kindern die erfrorenen Füße mit etwas Schnee ein, bereite ein Lager.
N. fängt eine Kuh und strahlt, daß er wieder melken kann. Ich strahle auch, obwohl die Milch der euterkranken Kuh gelb ist. (Wir) greifen und rupfen 2 Hühner. Der brennende Hunger kann gestillt werden. Aber die Kinder jammern immer noch über ihre geschwollenen Füße. Trage sie zum Austreten raus, Jutta kriecht auf allen Vieren. ...
Als der Morgen kommt, tauchen Menschen auf. Angesichts der erfrorenen Füße der Kinder kann ich einen Landarbeiter mit Pferd und Wagen bewegen, uns mitzunehmen. Das Pferd ist alt und schwach, so daß wir oft schieben müssen. Tiefer Schnee, wohl 20-25 Grad unter Null. Wo der eisige Ostwind den Schnee weggefegt hat, ist die Chaussee spiegelglatt. Die Helle blendet. (Ich habe) keine Handschuhe, die haben mir die Russen abgenommen; finde in einem Tornister ein paar Socken.
Wieder bleiben wir stecken, der abgetriebene Gaul droht zu fallen. Die Polenfrau, die auch auf dem Wagen ist, will die Kinder heruntersetzen. Wir reisen ja gewissermaßen unter ihrem Schutz, und sie kann sich alles erlauben. Wir dürfen nicht einmal den toten deutschen Soldaten am Wege die Soldbücher abnehmen. Wer wird ihre Angehörigen benachrichtigen? ...
Über Dittersdorf (geht es) nach Liebemühl. Dämmerung, die den Augen gut tut. N. muß seine 16jährige Tochter Hilde schützen. Endlich (finden wir) ein heiles, offenbar noch bewohntes Haus. Aber als wir eintreten, bietet sich uns ein Bild unvorstellbaren Grauens; verstreutes und verschüttetes Essen, Tote sitzen auf dem Sofa, hängen über Stühlen, liegen in den Betten. Fußboden und Wände sind mit Blut bespritzt. Nur ein Hund kläfft uns wütend an. Wir flüchten ins Freie. Plötzlich ist da eine alte Frau, ruft hinter uns her: "Kommt, ruht Euch hier aus!" Ich schüttele den Kopf, fort, nur fort von hier! Wieder bringen wir den Wagen in Gang. Ich ziehe immer noch meinen Schlitten.
Im nächsten Gehöft kommen wir unter. Es wimmelt hier von Menschen. (Unter ihnen sind) viele Franzosen, die ganz lustig kochen und braten. Schleppe die Kinder auf dem Rücken ins Haus. Bekomme zu essen. ... Ich sehe mich um. ... Verwundete Frauen und Kinder aus dem letzten Liebemühler Zug, der nicht mehr fortkam und beschossen wurde. Eine Schwester, der ich (beim) Verbinden helfe. ...

Als wir weiterziehen, schließt sie sich uns an. Schritt für Schritt geht es durch den vertrauten Liebemühler Wald. Auch dort Trümmer von Trecks und Todesgeruch. Pillauken - überall Russen. Senke mein Gesicht tiefer. ... Osterode (ist) abgebrannt, keine Menschenseele (ist zu sehen). Vor den Ruinen der Post (liegt) Geld in Haufen, niemand will es. ... Ein Russe hält uns an: "Wohin?" "Nach Hause!" Er winkt grinsend ab, als gäbe es so etwas für Deutsche nicht mehr. In der Wilhelmstraße stehen noch einige Häuser, aber man sieht keine Menschen. Was noch lebt, hält sich ängstlich versteckt. ...
(Wir) kommen noch bis Treuwalde, dann ist es dunkel. Das erste Haus ist abgebrannt, ebenso die Försterei und das Schulhaus. In einem Stall finden wir 22 Menschen Platz. Brate das Stück Schweinefleisch, das mir in Liebemühl ein Franzose gab. ... Das erste Mal seit 8 Tagen ziehe ich meine Halbschuhe aus, und das erste Mal seit dem Aufbruch aus Groß-Nappern schlafe ich den Schlaf völliger, totenähnlicher Erschöpfung. ...
Einer hat gegen Morgen Feuer gemacht, und da meine Schuhe zu nahe dran waren, sind sie steinhart zusammengeschrumpft. Ich bekomme ein Paar Knobelbecher Größe 43 verpaßt, und weiter geht es. Hoffentlich laufe ich mir nicht zu schlimme Blasen. Im Schießwald irren hungernde Pferde und ein winselnder Hund umher. Mörlen (hat) kein Gutshaus mehr. Auf der Strecke nach Rheinsgut (weht ein) schneidender Ostwind, der uns beinahe umwirft. Über uns fliegt ein Fieseler Storch mit blutrot leuchtendem Sowjetstern. Von fern (sieht man) den Groß-Schmückwalder Kirchturm, er steht also noch.
Die Heimat rückt näher und die bange Frage: Wie werden wir sie antreffen? Klein-Schmückwalde, das Gutshaus ist niedergebrannt. N. sondiert. Wir warten. Es dauert mir zu lange, und ich wage mich in die Insthäuser (Häuser der Gutstagelöhner), finde N. mit Russen, bekomme meinen Pelz abgenommen. N. gibt mir zu verstehen, daß er mir nicht weiter helfen kann. Ich werde durchsucht, abgetastet. "Partisan?", fragen sie drohend, wohl wegen meiner Skihosen, dann: "Patron?" Ich spreche mit Frau S. wegen unseres Unterkommens, sie zeigt mir, daß alles reichlich besetzt ist. Ein Russe will mich ins Zimmer ziehen: "Frau, kumm!" Ich komme weg. Zu den Kindern. Wieder auf den Wagen. Im nächsten Haus, das leer ist, kommen wir unter, und ich kann etwas Eßbares zusammenbrauen.
Am 3. Tag wagen wir trotz Schneesturm den nur 2 km entfernten Weg nach Groß-Nappern, aber die Kinder sind so schlecht auf den Füßen, daß es mir ins Herz schneidet und ich noch einmal umkehre. Der zweite Anlauf glückt.
Am 4. Februar sind wir wieder zu Hause. ... Das Haupthaus ist abgebrannt, nur das gelbe Nebenhaus steht. ... Tolle Szenen müssen sich hier abgespielt haben, haben die Russen doch eine volle Brennerei vorgefunden. Ins Haus gehe ich zunächst nicht, da ich von draußen sehen kann, wie es drinnen aussieht! ...
Die langen Nächte sind angefüllt mit wilden Schießereien und ständiger Menschenjagd. Oft hört man das Schreien von Frauen, das Weinen von Mädchen. ... Fristen unser Leben von Tag zu Tag.
In der Küche wird den ganzen Tag für die Russen geschlachtet und gebraten. Der Kommandant bewohnt unten 2 Zimmer und benimmt sich ... fast europäisch. Er besucht uns, und ich erfahre, daß mein Mann ein "guter Pan" gewesen sei und gerne kommen dürfe. Dabei lassen wir es. Ich bin froh und dankbar, die erfrorenen Füße und den furchtbaren Durchfall der Kinder pflegen zu können. Ein russischer Sanitäter steckt mir sogar etwas Chinosol und einige Tropfen Opium zu. Unter Aufsicht eines Feldwebels gehen Helga M. und ich zum ersten Mal ins Haus. Es sieht unbeschreiblich aus, nichts als Scherben, herumfliegende Federn. Ich gehe von Zimmer zu Zimmer, pralle zurück: Da liegt Bauer P. erschossen über einem Bett. Es dauert Tage, bis ich mich wieder ins Haus wage, um den einen oder anderen noch verwertbaren Gegenstand zu holen. Viel ist es nicht. ...<<

Flucht im Januar 1945, Überrollung des Trecks durch sowjetische Truppen bei Preußisch Holland und Rückkehr

Erlebnisbericht der Studentin Josefine S. aus Osterode in Ostpreußen (x001/27-32): >>Wir fahren auf dem Weg nach Elbing weiter, Stunden durch den weißen Schnee, der immer höher wird. Wir sind ganz verkrustet vom Schnee und haben kalte Füße, müssen mit klammen Fingern Brote streichen, die mit kalter Milch, die wir in einer Kanne mitgenommen haben, gegessen werden. Einige Stunden übernachten wir auf dem Gutshof. Die Leute sind schon geflüchtet, und fremde Menschen haben hier für Stunden Unterkunft gefunden. In den Zimmern liegt Stroh, worauf wir uns für einige Stunden ausruhen. In der Küche (entsteht eine) große Stokkung. Die Frauen wollen alle an einem Herd kochen, und es dauert lange, bis auch wir uns eine Suppe gekocht haben.

Die Straßen sind voll von Flüchtlingen, Wagen und Fußgängern. Ab und zu fahren Autos, dicht gefüllt mit Menschen und Koffern, an uns vorbei, und neidisch folgen die Blicke der Fußgänger. Immer wieder gibt es Stockungen.

Eine Panik erfaßt die Menschen, als der Ruf laut wird: "Die Russen sind in der Nähe!" Man schaut sich an. Das kann doch nicht möglich sein. Auf einmal kommt ein Mann zu Pferd geritten und ruft mit lauter Stimme: "Rette sich, wer kann! In einer halben Stunde wird der Russe da sein." Eine lähmende Angst überfällt uns.

Auf einmal fliegen Panzergeschosse über uns hinweg. Die vor uns liegende Stadt Preußisch Holland wird beschossen. Wir legen uns auf die Erde an einen dicken Baum. Über uns fliegen die Geschosse. Ein furchtbares Dröhnen beim Einschlag. Ich habe mit meinem Leben abgeschlossen. Eine unsägliche Ruhe kommt über mich. Ich liege am Boden, neben mir das junge Mädchen, das sich ängstlich an mich schmiegt. Wir haben keine Hoffnung mehr. Wenn die Geschosse kommen, legt man unwillkürlich das Gesicht in seine Hände, als wolle man durch die Rettung seines Kopfes sein Leben retten.

Auf einmal hörte die Schießerei auf; schon rollten Panzer an, von allen Seiten kamen russische Soldaten in Schneehemden. Die Verwirrung war so groß, daß man nicht wußte, sind es deutsche oder russische Soldaten und schon sah man mit hocherhobenen Armen unsere Soldaten, die aus einem Lazarettzug kamen, vor den russischen Soldaten stehen. Sie wurden gesammelt und abgeführt. Die Panzer rasten durch die Wagenreihen. Wagen wurden in Gräben geschleudert, die Pferdeleiber lagen verendet im Graben. Männer, Frauen und Kinder kämpften mit dem Tode, Verwundete schrien um Hilfe. Neben mir verbindet eine Frau ihren Mann, dem das Blut aus einer breiten Wunde fließt.

Hinter mir sagt ein junges Mädchen zu ihrem Vater: "Vater, erschieße mich!" "Ja, Vater", sagt der ungefähr 16jährige Bruder, "ich habe nichts mehr zu erwarten." Der Vater blickt seine Kinder an, Tränen laufen ihm über das Gesicht, und er sagt mit ruhiger Stimme: "Wartet noch etwas, Kinder!" Da kommt ein (sowjetischer) Offizier zu Pferd. Einige deutsche Soldaten werden zu ihm geführt, er nimmt seinen Revolver, ich schließe die Augen, Schüsse knallen, und vor uns liegen die Armen. Kopfschuß. Der Schrecken steht in ihren Gesichtern. Die Leichen bleiben liegen. Keiner wagt es, sie anzurühren.

Da rollten die Panzer mit den Soldaten heran. Das sollte die russische Armee sein, die, wie man uns erzählte, dem Hungertode nahe und schlecht gekleidet sei? Diese festen, kräftigen Kerle. Flintenweiber, die vor Gesundheit strotzen, saßen neben den Soldaten, alle in guter Uniform, mit Filzstiefeln an und Pelzmützen auf. Wir standen am Wegrande und sahen uns die vorbeirollenden Panzer und Soldaten an. ... Sie winkten uns zu und riefen: "Hitler kaputt". Einige sprangen herunter von den langsamer fahrenden Panzern und kamen auf uns zu. "Ur, Urr", klang es aus rauhen Kehlen, und ich hörte zum ersten Male die rauhe ... russische Sprache.

Im Nu waren die vielen Menschen ihrer Uhren und Ringe beraubt. Dem Herrn N. riß einer die

herrlichen Pelzhandschuhe von den Händen und warf ihm seine durchnäßten Handschuhe zu. Es wurde nach Waffen gesucht... Dieser Vorbeimarsch dauerte einige Stunden. Auch widerliche Gesichter von Funktionären sahen wir. Da dachte man unwillkürlich an die GPU.
Es dunkelte bereits, und wir überlegten, was wir tun sollten. Wir standen hilflos auf der Straße. Keine Seele kümmerte sich um uns. Die Polen, die als Arbeiter auf den Höfen gearbeitet hatten und mit (uns) geflüchtet waren, schlossen sofort Freundschaft mit den russischen Soldaten, da sie sich verständigen konnten, und sagten uns: "Fahrt nach Hause, eßt und schlaft, Russe gut, Euch passiert nichts."
Die Landstraße dröhnte von den vorbeirollenden Panzern. Wir fuhren mit unseren Wagen weiter. Die Franzosen hatten uns verlassen. Sie sammelten sich und meinten, sie würden sofort in ihre Heimat entlassen. "Was sollten wir nun machen?", war unsere Frage. Wir entschieden uns und fuhren auf dem Seitenweg zum nächsten Gutshaus. Aber das Haus war schon ganz mit Polen belegt.
Wir gingen in das nächste Insthaus, aber es war fest verrammelt, und wir mußten (die Tür) mit einem Beil, das wir im Stall fanden, öffnen. Im Stall standen 2 Schweine vor leeren Trögen. Hühner saßen auf der Stange, Futter war nicht mehr zu sehen. In der Küche machten wir uns etwas Feuer, aßen ein wenig und saßen während der ganzen Nacht voller Angst auf den Stühlen. Wir wagten nicht, uns zu rühren. Eine große Trostlosigkeit hatte uns gepackt, und wir sahen voller Grauen der Zukunft entgegen. ...
Am Morgen fanden wir weitere Räume, ein komplettes Schlafzimmer mit Ofen. Wir machten uns Feuer. Ein junger Mann holte vom Gutshof Milch. ... Da nahten Schritte. Das Blut stockte uns in den Adern. Ich sah es an den Gesichtern der anderen. Mehrere (sowjetische) Offiziere und Soldaten kamen herein. Einer konnte etwas Deutsch: ... "Hitler kaputt." "Wir fahren nach Berlin."
Sie brachten Fleisch, das ich fertigmachen sollte. Sie fanden eingewecktes Fleisch und Früchte. Das schien ihnen neu zu sein. Sie machten die Gläser auf und machten Zeichen, ich sollte davon probieren, erst danach aßen sie davon. Als das Fleisch fertig war, aßen sie es mit Brot. Knochen wurden auf den Tisch geworfen oder auf die Erde. Dann tranken sie von ihrem mitgebrachten Wodka, rauchten und suchten sich mit uns zu unterhalten. So kamen in Trupps immer wieder Soldaten und Offiziere, die sich wärmten und ihr mitgebrachtes Fleisch und Brot verzehrten.
In der Nacht hatten wir uns auf die Betten gelegt. Da nahten wieder Schritte, ein Offizier kommt herein und leuchtet uns mit einer elektrischen Lampe ins Gesicht und fragt: "Germanski?" Wir bejahen. Er verläßt Gott sei Dank den Raum. Wir liegen stillschweigend auf den Betten und warten auf den Morgen. Herr N. war ganz zerschlagen und fragte immer wieder: "Wo mag meine Frau mit den Kindern sein?"
So blieben wir hier vier Tage. In der dritten Nacht kamen 5 Offiziere mit geladenem Revolver und sagten: "Heraus, hier wir schlafen." Wohin sollen wir?
In einem Raum hatten sich 16 Franzosen einquartiert. Wir gingen zu ihnen und baten, ob wir den Rest der Nacht bleiben könnten. Sie bejahten, und wir saßen die ganze Nacht frierend auf Stühlen. Nachmittags, ich hatte für den Abend Kartoffeln fertiggemacht, ... kamen junge, betrunkene Offiziere in den Raum. Einer konnte etwas deutsch. Er sagte: "Euer Leben in Gefahr, lauft sofort."
Wir zogen unsere Mäntel an und gingen auf den Gutshof, wo unsere Wagen standen. ... Beide Wagen waren geplündert. Wäsche, Lebensmittel und Koffer waren verschwunden, und Reste von Wäscheteilen lagen zerfetzt am Boden. Schnell wurden die Pferde angeschirrt, aber immer standen die Russen mit Maschinenpistolen in unserer Nähe und beobachteten uns mit lauernden Blicken. Ich hatte das Gefühl, sie lassen uns ... alles bereit machen und wenn wir im Begriff sind, vom Hofe zu fahren, bekommen wir die Kugel. Aber es war nicht so. Sie ließen

uns fahren. ... Unterwegs gingen wir auf beiden Seiten der Wagen, um die Pferde zu entlasten. Ab und zu fuhren russische Autos an uns vorbei.
Auf einmal hielt ein Auto, und mich umringten 3 baumlange Kerle, hielten mich fest und warfen mich auf ihr Auto. Meine Rufe verhallten im Schneesturm. Der Wagen setzte sich in Bewegung, und ich stand auf dem Auto, von den lauernden Blicken eines Russen beobachtet. Eisige Kälte umwehte mich. Ich war seit Mittag ohne Essen und hatte nur das, was ich am Körper hatte. Grinsend beobachtete mich einer der Kerle, der in Decken eingehüllt lag, und fragte höhnisch: "Kalt?" Das Auto fuhr langsamer, ich sprang herunter, aber sofort hielt das Auto, und wieder warf man mich auf den Wagen.
Es folgten die entehrendsten Augenblicke meines Lebens, die nicht wiederzugeben sind. Auf einmal hielt der Wagen. Ich sprang herunter und lief so schnell, wie ich konnte, in den dunklen Winterabend hinein, von einer gewaltigen Angst getrieben. Es war schätzungsweise 22 Uhr. Weit und breit war kein Haus zu sehen. Unter mir tiefer Schnee. An den Füßen hatte ich Militärschuhe; da meine Schuhe naß geworden waren, hatte mir einer der Franzosen diese geschenkt. Aber das harte Leder schnitt in die Muskulatur.
Ich lief ohne aufzuhören, bis ich an eine kleine Brücke kam. Hier stellte ich mich unter und hätte mich am liebsten in den weichen Schnee gelegt, um nicht wieder aufzuwachen. Was nun? Findet mich hier ein Russe, bin ich erledigt, oder komme ich in den Scheinwerfer eines Autos, wird man mich verschleppen.
Eisige Kälte kroch an meinem Körper hoch. Ich stand bis über die Waden im weichen Schnee. Herrgott, hilf mir, war das einzige, was ich sagen konnte. Aber ruhig standen die Sterne am Himmel. Was quälst Du Dich, Menschenkind, das Schicksal, das Dir auferlegt ist, mußt Du tragen. Da hörte ich Wagen und Menschen, die leise an mir vorübergingen. Gott sei Dank, es waren Flüchtlinge, die auch auf dem Wege nach Osterode waren. Sie hatten noch ihr ganzes Gut auf dem Wagen. Ich schloß mich ihnen an. ...
Wir kamen an einen großen Gutshof. Hier wurden wir von Russen ... festgehalten. Kontrolle! ...
Wir kamen in den großen Kuhstall. Die Kühe liefen draußen im Schnee herum. Hier waren wohl etwa hundert und mehr Menschen. Man saß auf den Steintrögen. Einige Männer hatten Holz geholt und machten ein kleines Feuer. Stand man nahe davor, konnte man sich erwärmen. Qualvolle Stunden folgten, besonders für die Frauen. Von Zeit zu Zeit kamen Soldaten herein, auch Offiziere und holten Mädchen und junge Frauen. Kein Schreien, kein Bitten, nichts half. Mit dem Revolver in der Hand faßten sie die Frauen um das Handgelenk und rissen sie mit.
Ein Vater, der seine Tochter schützen wollte, wurde auf den Hof geholt und erschossen. ... Gegen Morgen kam sie wieder, Schrecken in den kindlichen Augen. Sie war über Nacht um Jahre gealtert. Da ihr Körper aber nicht mehr eines größeren Gefühlsausbruches fähig war, sank sie in das Stroh. Traurigkeit und Mutlosigkeit überfiel alle. Wir warteten. Es kamen - Gott sei Dank! - keine Soldaten mehr. Rund um den Gutshof standen Soldaten mit den bekannten Pelzmützen auf dem Kopf und der umgehängten Maschinenpistole.
Am anderen Morgen wurden alle Wagen nach Waffen durchsucht. Frauen und Kinder konnten gehen. Ich schloß mich einer Gruppe an und kam glücklich durch die Kontrolle. ...
Flüchtlinge über Flüchtlinge waren auf der Landstraße. Wir gingen zu Fuß neben den Wagen her. Die Gräben waren angefüllt mit ... Hafer, mit Betten, Wäsche, Kleidungsstücken. Die Leute hatten die Sachen abgeworfen, um ihre Wagen zu erleichtern, weil sie schneller vorwärtskommen wollten, denn alle hatten zu viel mitgenommen. Hausrat, Lebensmittel, Betten, Kleidung, da man der Ansicht war, irgendwo im Reich als Evakuierte leben zu können, bis der Krieg vorüber war. Aber es war anders gekommen. Werte von ungeheurem Ausmaß lagen hier verstreut und sollten in der Nässe umkommen.

Immer wieder sah man Leichen von deutschen Soldaten, Männern, Frauen und Kindern, die aber nun auf das Feld gebracht und wenigstens bedeckt wurden. Schauder über Schauder krochen über unsere Rücken. Hätte ich doch Gift, sagte ein Mann, ich würde mich und die ganze Familie vergiften. Ich würde es nicht ertragen, wenn meine Frau und meine Töchter diesen schrecklichen Menschen zum Opfer fielen. So kamen wir am Abend zu einem Gutshof, wo wir übernachten wollten.
Hier hatten sich schon Franzosen einquartiert, die gerade ein Schwein abschlachteten. Auf dem Hofe lag der erschossene Besitzer des Hauses. Der Mond beleuchtete sein schreckerfülltes Gesicht, die Augen waren weit geöffnet, der Mund war wie zu einer Grimasse verzogen. ... In einen großen Raum holten wir Stroh, die zerschlagenen Fensterscheiben wurden mit Stroh verstopft. Holz wurde zerkleinert. ... Langsam füllte sich der Raum, und Männer, Frauen und Kinder machten sich Lagerstätten aus Stroh. In der Küche wurde Kaffee gekocht und bald war eine große Stille eingetreten, da sich alles mit der Abendmahlzeit beschäftigte. Es waren zum Großteil Bauern, die über große Vorräte an Brot, Butter und Fleisch verfügten.
Ich mußte mir einen Platz suchen, nachdem ich noch eine Kranke, die man hereingetragen hatte, verbunden hatte. Sie hatte im Rücken eine faustgroße Wunde, auch am Bein und an den Armen. Sie war beim Beschuß (des Trecks) verletzt worden. Die Wunden waren notdürftig verbunden, sahen schrecklich aus und verbreiteten einen fürchterlichen Geruch. Ich hatte einen Platz auf einem Wäschesack gefunden. Seit dem Mittag des vergangenen Tages hatte ich nichts mehr gegessen und getrunken.
Ob sich wohl einer deiner annehmen wird?, dachte ich. Keiner der schmatzenden Leute dachte daran, daß einer nichts haben könnte. Es war schrecklich, um ein Stückchen Brot bitten zu müssen. Die Mutter der Verletzten, woran ich mich zuerst wendete, lehnte es ab, sie wären eine große Familie und hätten selbst nicht viel. Endlich erhielt ich von einer jungen Bäuerin eine Schnitte Brot mit Schmalz, die ich mit Heißhunger verzehrte. In der Küche bekam ich von den Franzosen sogar eine Tasse Milch und Pellkartoffeln. --- Am anderen Tage ging ich auf den Bauernhof, der in der Nähe war. Hier sollte ich einige Wochen bleiben. Die junge Bäuerin war sehr gutmütig und hatte mich aufgenommen.<<

Flucht über das Frische Haff nach Danzig von Januar bis Februar 1945
Erlebnisbericht der Abiturientin M. M. aus Lyck in Ostpreußen (x001/80-82): >>Am 21. Januar 1945 mußte Lyck geräumt werden.
Schweren Herzens trennten sich meine Mutter, meine Schwester und ich von meinem Vater, der zum Volkssturm eingezogen wurde, sowie von den Großeltern. Mein Großvater beabsichtigte, soviel wie nur irgend möglich von unserem beweglichen Gut mitzunehmen, und setzte sich mit seinem Treck in Richtung Arys in Bewegung.
Mit den letzten Zügen kamen wir bis Rastenburg, wo wir bei Verwandten übernachteten. Radioberichte, die wir hörten, ließen erkennen, daß Ostpreußen in eine aussichtslose Lage geraten war.
Inzwischen erreichte uns die Hiobsbotschaft, daß der Zugverkehr nach dem Reich eingestellt worden sei. Wir hatten jetzt nur den einen Gedanken, Rastenburg so schnell wie möglich zu verlassen. Meine Großmutter blieb mit ihrem Hausmädchen zurück, weil sie unbedingt auf ihren Mann warten wollte. Wir sollten sie und meinen Großvater nie mehr sehen.
Auf dem Güterbahnhof von Rastenburg fanden wir 3 Zuflucht in einem Güterwagen, der Soldaten in Richtung Königsberg/Ostpreußen transportierte. In Korschen mußten wir raus, hatten jedoch das Glück, sofort einen neuen Güterzug, der mit Flüchtlingen überfüllt war, zu erwischen. Unterwegs starben Säuglinge vor Hunger.
Am 26. Januar erreichten wir Bartenstein. In ihrer Angst, den vordringenden Russen in die Hände zu fallen, hatten es zahlreiche Flüchtlinge trotz der starken Kälte fertigbekommen, sich

in offenen Lorenwagen an den Transport anzuhängen. In Bartenstein waren viele bereits erfroren.
Wir blieben während der Nacht in unserem Wagen. Mit Tagesanbruch verließen wir den Güterzug und suchten uns in Bartenstein ein Quartier. ... Es herrschte eine Kälte von minus 25 Grad. Während wir unterwegs waren, hörten wir in der Ferne das dumpfe Grollen von Artilleriekanonaden.
Wir fanden eine Unterkunft und ruhten uns zwei Tage aus. Dann trieb uns das näherkommende Artilleriefeuer aus der Stadt Bartenstein. Unter den pausenlosen Detonationen der von den eigenen Truppen gesprengten Wehrmachtsanlagen in Bartenstein bahnten wir uns inmitten einer kopflos fliehenden Menschenmasse den Weg aus der Stadt.
Bald sahen wir ein, daß auf den Chausseen kein Fortkommen möglich war. Wir begaben uns zum Güterbahnhof zurück und hatten wiederum das unerhörte Glück, einen Waggon zu finden, der nur mäßig besetzt war. Unser Bekannter holte sich einige Eisenbahner heran, die diesen Waggon nach vielem Zureden schließlich an einen Lazarettzug in Richtung Braunsberg anhängten. Die Eisenbahner nahmen sich der Flüchtlinge in rührender Weise an und besorgten Essen und Trinken.
Am 1. Februar 1945 gelangte der Transport nach Braunsberg. ... Wir befanden uns in einem riesigen Kessel. Pausenlos belegten russische Flugzeuge die Stadt Braunsberg mit Bomben und Bordwaffenfeuer. ... Täglich mußten wir stundenlang nach Lebensmitteln und Kohlen anstehen. Das Gedröhn der Stalinorgeln kam von Tag zu Tag näher. Licht und Gas fiel aus. Wir lebten mit 10 Personen in einem Zimmer. ...
In der Dunkelheit verließen wir ... unser Domizil und tappten uns durch eine stockfinstere Nacht auf einer von Menschenleichen und Tierkadavern besäten Landstraße vorwärts. Hinter uns blieb das brennende Braunsberg zurück; links von uns - um Frauenburg - tobte eine erbitterte Schlacht. Gegen Mitternacht erreichten wir - völlig verdreckt und verschlammt - das Städtchen Passarge am Frischen Haff.
Heinz P., unser genesender Soldat, und seine Mutter konnten nicht mehr weiter. Wir mußten sie zurücklassen, als wir unseren Fußmarsch zum Frischen Haff fortsetzten. Inzwischen war die eisige Kälte anhaltendem Regenwetter gewichen. Wir erreichten den Uferrand des Frischen Haffs, verpusteten einige Minuten und traten dann den Marsch zur gegenüberliegenden Nehrung an. Das Eis war brüchig; stellenweise mußten wir uns mühsam durch 25 cm hohes Wasser schleppen. Mit Stöcken tasteten wir ständig die Fläche vor uns ab. Zahllose Bombentrichter zwangen uns zu Umwegen. Häufig rutschte man aus und glaubte sich bereits verloren. Die Kleider, völlig durchnäßt, ließen nur schwerfällige Bewegungen zu. Aber die Todesangst vertrieb die Frostschauer, die über den Körper jagten.
Ich sah Frauen Übermenschliches leisten. Als Treckführerinnen fanden sie instinktiv den sichersten Weg für ihre Wagen. Überall auf der Eisfläche lag verstreuter Hausrat herum; Verwundete krochen mit bittenden Gebärden zu uns heran, schleppten sich an Stöcken dahin, wurden auf kleinen Schlitten von Kameraden weitergeschoben.
Sechs Stunden dauerte unser Weg durch dieses Tal des Todes. Dann hatten wir, zu Tode ermattet, die Frische Nehrung erreicht. In einem winzigen Hühnerstall sanken wir in einen flüchtigen Schlaf. Unsere Mägen knurrten vor Hunger.
(Wir) liefen in Richtung ... Danzig weiter. Unterwegs sahen wir grauenvolle Szenen. Mütter warfen ihre Kinder im Wahnsinn ins Meer, Menschen hängten sich auf; andere stürzten sich auf verendete Pferde, schnitten sich Fleisch heraus. ... Jeder dachte nur an sich selbst - niemand konnte den Kranken und Schwachen helfen.
In Kahlberg stellten wir uns dem Roten Kreuz zur Verfügung und pflegten Verwundete in der Strandhalle. Am 13. Februar 1945 gingen wir als Pflegepersonal an Bord eines Lazarettschiffes. Am nächsten Tage erreichten wir Danzig-Neufahrwasser und gingen von Bord.

Am 15. Februar 1945 erhielten wir ein Quartier in Zoppot zugewiesen. Meine Mutter und Schwester und ich konnten sich kaum noch auf den Füßen halten. Trotzdem schleppten wir uns zum Güterbahnhof in Gotenhafen, wo es uns zum dritten Mal durch eine wunderbare Fügung gelang, in einem Feldpostgüterwagen nach Stolp (Pommern) mitgenommen zu werden. Am 19. Februar 1945 kamen wir als Pflegepersonal mit einem Lazarettzug über Hannover nach Gera in Thüringen, wo wir bei Verwandten untergebracht wurden. Es war der 28. Februar 1945. An diesem Tag endete unsere Flucht aus Ostpreußen.<<

Flucht über das Frische Haff nach Westpommern von Januar bis März 1945

Erlebnisbericht der Annemarie K. aus Loschkeim, Kreis Bartenstein in Ostpreußen (x001/-102-118): >>28. Januar 1945. Das Haus ist übervoll. Die Flüchtlinge schlachten Schweine. 20° Kälte. Der Treck aus Blumenthal fährt los. Wir sollen mit; Vater zögert noch. Hauptmann L. verspricht mir, mir rechtzeitig zu sagen, wenn es Zeit ist. Der Wohnwagen ist fast fertig beladen. Tag und Nacht geht die Türe: Soldaten, Flüchtlinge. Ich habe mir vorn im Wohnzimmer ein Lager auf dem Sofa zurechtgemacht und liege angezogen da. Bei jedem erneuten Beben des Hauses (Sprengungen, Artillerie) springt mir Hexe (Dackel) angsterfüllt ins Genick. ...

29. Januar 1945. Es ist milder. Die Leute wollen nicht mit. Da kommen endlich die Männer vom Volkssturm zurück. Nun ist überhaupt erst die Durchführbarkeit des Trecks gewährleistet. Der Packbefehl ist da! Wir schlafen die letzte Nacht, jeder unter dem eigenen Dach. Ein Leben im Haus. Unser friedliches, stilles Loschkeim ist nicht wiederzuerkennen. ...

30. Januar 1945. ... Die letzten Vorbereitungen zur Flucht werden getroffen. Mittags holt F. Hexe (Dackel), sie wird erschossen. Ebenso die sieben edlen Fohlen. Die ein- und zweijährigen Fohlen, z.T. die dreijährigen, bleiben da. Das Militär will das Vieh losmachen, wenn es abrückt. Um 18 Uhr werden die Männer zusammengerufen. Die Abfahrt des Trecks ... wird auf ca. 23 Uhr bei Mondaufgang festgesetzt. Wir hören die Rede Hitlers. Sie ist leer und nichtssagend. Also rette sich wer kann.

Wir sitzen zum letzten Mal am gemütlichen Tisch im Wohnzimmer, trinken mit Hauptmann L. und Hauptmann B. eine Flasche Wein. Hauptmann L. gibt mir Zigaretten, Kekse und Bonbons für die Kinder für unterwegs. Ich nehme mir eine Handvoll Erde, binde sie in ein Taschentuch, nehme sie mit in die Fremde. ... Die Wagen fahren vor. Die Eltern und ich verlassen gemeinsam das Haus. Der Treck ordnet sich: Wohnwagen, … die Stuten wollen nicht anziehen, ich muß noch Soldaten um Hilfe holen, - unser Kutschwagen, Reintraud mit kleinem Kutschwagen, der Futterwagen, … die Wagen der Leute, zuletzt die Weißrussen und Polen mit ihren Wagen (11 im ganzen).

Hoher Schnee, der Mond beleuchtet das Haus, die Tannen davor. Ich gehe in hohen Stiefeln, den Stock in der Hand am Treck entlang und fasse es nicht, daß wir nun tatsächlich die geliebte Heimatscholle verlassen müssen, uns mitten in Eis und Schnee auf die Landstraße begeben müssen. Eine Provinz auf der Straße! Ein Irrsinn und ein Elend! Doch ich denke an Hptm. L.'s Worte, als er mir zum Abschied die Hand küßte und den Schlüssel zu Georgs Zimmer nahm, das er erst öffnen wird, wenn wir fort sind: "Und nun seien Sie nicht so weich, wie Sie innerlich tatsächlich sind. So kommen Sie nicht durch. Und möge Ihnen das Schlimmste erspart bleiben."

Der Treck biegt auf die Chaussee ein, um die Ecke nach dem Eichgarten zu. Dort bleiben nun die Gräber zurück. Der Wagen von W. hat da schon die erste "Panne". … Die Weißrussen und Polen kehren um. Beim Gut G. hohe Schneewehen. Schwer schieben die Mädels an ihren Rädern. Hinter uns der Treck von Herrn B., dann der Treck von Frau S. (Kreis Gerdauen). Erste Rast im Feldweg hinter Teppelheim.

31. Januar 1945. ... Das Fahren auf der Landstraße (hörte) auf. Die Straße wurde belebt von

den Trossen der Wehrmacht, und diese hatten Befehl, die Flüchtlingsfuhrwerke in den Graben zu schieben, wenn sie im Wege waren, nötigenfalls ihnen die Pferde auszuspannen zum eigenen Gebrauch. Ich habe diesen Befehl selber gesehen. ... Wir waren also vogelfrei.
Zwischen unseren Treck schoben sich andere Wagen. ... Nirgends gibt es Wasser. Die Front ist ca. 12 km von uns ab. Wir stehen zur Nacht auf einer moorigen Wiese bei Dexen. Ab und zu (hören wir) Schüsse im Wald. Immer mehr Treckwagen kommen. Sind alle Fuhrwerke da? St. fährt mit W. seine Familie holen, die hinten geblieben sind. Er nimmt die Pferde von Reintrauds Wagen, der wird an den großen Kutschwagen angehängt.
Reintraud und das Mädchen kommen in den Wohnwagen. Sie sind reichlich durchgefroren. Wir fahren früh los Richtung Gr. Peisten durch den Wald.
1. Februar 1945. ... Vor Groß Peisten ist ein riesiges Flüchtlingslager entstanden. Eine Herde Vieh und Schafe (steht) auf einer Wiese im Hintergrund. Reintraud und ich wollen sehen, ob noch einige Kühe zu melken sind. Es ist nicht möglich. ... Am Zaun entlang schiebt sich lahmend und müde ein prächtiger Bulle. Er wird niemand mehr gefährlich. Neben ihren frischgeborenen, toten Kälbern stehen unglücklich muhend die Kühe. Das schöne ostpreußische Herdbuchvieh frierend und hungernd in Eis und Schnee. ... Das Vieh ist bereits jetzt hilflos dem Verderben preisgegeben.
Mitten im Gewühl treffen wir Flüchtlinge aus dem Kreis Wehlau, die vor 10 Tagen bei uns in Loschkeim im Quartier lagen. Sie stehen schon seit 7 Tagen hier. Der gelähmte Herr J. liegt apathisch im Wagen. ... Ich überrede Vater, nur eben füttern zu lassen und dann unter allen Umständen Anschluß an die Trecks auf der Chaussee zu bekommen. Dies gelingt uns auch, und wir stehen in Sturm und Regen auf der Chaussee. ... Nachts (herrscht) weiter Sturm und Regen. Die Frauen mit den kleinen Kindern kommen in den Wohnwagen. Der Säugling von Frau S. hungert. ... Sie zerkaut Kekse und schiebt sie dem Kind in den Mund. Die anderen Kinder bekommen Bonbons. Da - ein Krach - ein Schleudern! Ein Militärlastwagen hat den Wohnwagen gerammt, eine Planke seitlich losgerissen, der Wind heult herein. ... Schrittweise rückt der Treck bis ins Dorf.
2. Februar 1945. ... Das Schießen nimmt zu. Kampflärm nähert sich. Die Gendarmerie wird unruhig, leitet den Treck rechts ab. Die Chaussee über Landsberg ist nicht mehr zu passieren. Leuchtkugeln steigen auf. Panzerangriff. Wir biegen um 7 Uhr auf eine Wiese ab. ... Der Treck stoppt. Unten im Kessel (hört man) schon Geschrei der Russen. Links seitlich brennt Landsberg. Feindliche Flieger kreisen über der Stadt. Unser Gummiwagen hat gerade jetzt eine Radpanne. Eilig montieren die Männer das Reserverad auf. ... Ich werde von einem Flugzeug mit Bordwaffen beschossen. Schnell (werfe ich mich) auf den Bauch! Um mich herum schlägt es ein. Wie durch ein Wunder bleibe ich unversehrt. "Rette sich, wer kann!" ...
Unser Treck ist zersprengt. In Massen strömen die Flüchtlinge aus dem brennenden Landsberg. Über Sturzacker jagen die Coupés von den umliegenden Gütern. Die Soldaten sagen: "Kehrt doch um und fahrt nach Hause. Ihr kommt doch nicht mehr raus, seid im Kessel drin." Aus der Gegenrichtung - von Pr. Eylau her - kommen uns die Trecks auch entgegen. Reintraud und ich gehen neben dem Wagen her, halten Ausschau nach den übrigen Leuten. Links geht es ab nach Schönwiese. Es ist ca. 11 Uhr vormittags. Wir sind in einem Talkessel gelandet und warten. Vater trifft Herrn von S. L. und F. kommen mit den Pferden, der Wagen hat ein Rad verloren. Viele Sachen haben sie nicht gerettet. Der Futterwagen ... steht auf der Chaussee, … Radbruch. Die anderen Wagen sind hinten geblieben.
Sch. ist am weitesten zurück mit den herrlichen Kutschpferden (Trespe und Angora) und den beiden Kutschwagen. Die Schießerei nimmt zu. Auf den Höhen ziehen Wehrmacht und Volkssturm auf. Auf verschneiten Wegen, teils über Sturzacker, erreichen wir bei einbrechender Dunkelheit ein Gehöft. Dort bereiten wir Abendbrot. Die Gastgeber wollen nicht fliehen. "Wohin?", fragen sie uns. Um 23 Uhr ist Alarm! Der Russe ist in Eichen, 3 km von uns (ent-

fernt). Wir rüsten zur Weiterfahrt, die Wege sind verstopft. ...
3. Februar 1945. Wir entschließen uns, ... zum Gehöft zurückzugehen und unser Schicksal zu erwarten. Es erscheint ausgeschlossen, daß es noch ein Ausweichen vor dem Russen gibt. Meine Mutter sitzt in der Bauernstube am warmen Ofen. Die Luft ist schlecht, aber sie schläft ein. Schüsse peitschen über das Gehöft. Ich muß jetzt allein sein. Ich gehe in die Scheune. Die Eltern und Reintraud folgen. Wir sind alle übermüdet. Wir wühlen uns ins Stroh. Wir schlafen, schlafen tatsächlich ein trotz bellender Schüsse, bebender Scheune, zu erwartender Russenhorden.
Um 10 Uhr wache ich auf. Es ist wie ein Wunder! Die Russen sind noch nicht da. Wir kochen Bohnenkaffee, essen Wurstbrote und beladen wieder unseren Wagen. F. und L. haben Pech. Ihr organisierter Schlitten wird vom Hofbesitzer als der seines Schwiegersohnes erkannt und einbehalten. Aber sie sind Meister im Organisieren. Sie kommen mit einem Kastenwagen an. Unsere Rollschinken waren derweil von F.'s Schlitten verschwunden.
Langsam schiebt sich die Treckschlange im vereisten Hohlweg weiter. Gradi, der mal wieder im Graben gelandet ist, belädt mit Brizzi wieder den Wagen. Einiges bleibt liegen, darunter leider die Milchkannen mit Salzfleisch. Fräulein Idas Betten landen bei L. auf dem Wagen. Wir sind startbereit. Es geht weiter bis Kumkeim. Wir stehen neben der Ortschaft. Es herrscht starker Artilleriebeschuß. ... Endlich gegen Abend geht es weiter.
In Pilzen, wo wir Quartier hätten haben können, machen wir keine Rast und versuchen es im Wald. Es geht nicht mit den langen Wagen. Wir fahren weiter bis Bornehmen und halten rechts dicht am Eingang des Dorfes. Wir treffen dort Teile der R. 21. Der Stab liegt in Rossitten.
4. Februar 1945. Ich versuche, Hauptmann L. von unserer Anwesenheit zu benachrichtigen. Da das Auto keinen Brennstoff hatte, konnte der Fahrer aber den Brief nicht übermitteln. Wir kommen an diesem Tag nicht weiter.
5. Februar 1945. Wir werden durch ein wahres Trommelfeuer geweckt. Die Front ist nur 3-5 km entfernt. Es ist klares Fliegerwetter, und wir bekommen gegen 10 Uhr heftigen Bordwaffenbeschuß. ... Trotzdem kochen wir Mittag und waschen uns gründlich. Wir treffen Frau R. aus dem Kreis Bartenstein. Ihr Mann ist in Eichen gestorben (Granatsplitter). Sie haben dort den Russeneinfall erlebt und das Grab nicht mehr ausheben können, denn sie mußten das Dorf schnell verlassen, das danach wieder von den deutschen Truppen eingenommen wurde.
Nachmittags geht es langsam weiter. Es wird in 2 Reihen gefahren, und beim Einbiegen auf die Hauptstraße gelingt es nur durch Anwendung von Landsknechtsmanieren, den Treck zusammenzuhalten. Wir kommen ... nur 3 km weiter bis Quehnen.
6. Februar 1945. Frau Süden erscheint am Vormittag. Sie hat auch nur noch zwei Wagen. Mutti steht auf einmal auch der alten Frau Sch. (Liekeim, Kreis Bartenstein) gegenüber. Diese war mit einem Handwagen losgezogen und zog nun mit Veterinären mit. "Wo haben Sie denn geschlafen, gnädige Frau?" Darauf die alte, feine Dame: "Ja, ist das nicht zu riechen?" Neben dem Bullen im Kuhstall. Damals fanden wir so etwas noch furchtbar.
Gegen ½ 2 Uhr mittags machen Reintraud und ich uns auf nach Rossitten, um die R. 21 zu treffen. Unterwegs begegnen wir Sch. Sie sitzen auf dem Wagen von der Schwester von Frau Sch. und bleiben auch dort. Sie erzählen, wie unsere Leute drei Tage unter den Russen waren und dann weitergefahren sind ohne Sachen und ohne unsere Pferde. Ich hoffe, daß es Julius G. mit seinem Treck ähnlich ergangen ist, denn seit Gr. Peisten fehlt jede Spur von ihm. Wir treffen von der R. 21 auch Sepp hoch zu Roß. Ich gebe Nachricht an Hauptmann L., der auf dem Gefechtsstand in Bartenstein ist. Wir gehen zurück und kommen gerade zur Zeit, der Treck schleicht bereits vorwärts.
Wir sind abends in Angam. Es wird eine unruhige Nacht, da wir unmittelbar an der Straßenkreuzung halten. Am dunklen Nachthimmel (sieht man) rundherum den Feuerschein der

Front. Eine schmale Stelle ist dunkel. Da ist der Kessel also offen. Es soll die Strecke über Arnstein – Tiefensee sein. Soll ich wirklich Arnstein, das Paradies meiner glücklichen Kindheit noch einmal wiedersehen? Als der Name "Arnstein" fällt, wird sogar Mutter lebhaft, die seit dem Gehirnschlag am 2. Februar 1945 unter heftigen Kopfschmerzen leidet und zeitweise ganz wirres Zeug redet. In der Nacht läuft ... eine noch junge Frau hin und her und schreit: "Laßt mich raus, was ist hier los?" Es hat nicht nur die alten Leute getroffen. Auch viele junge Menschen sind irrsinnig geworden. Überhaupt lastet so am 9. oder 10. Tag des Trecks eine Angstpsychose über allen: Kopfschmerzen, Schwindel, Schlaflosigkeit. Dann wird dieser tote Punkt überwunden. Wir sind alte "Treckhasen" geworden.
7. Februar 1945. Morgens um 7 Uhr sagt uns ein Feldgendarm, daß der Weg über Sangnitten freigekämpft ist. Wir schlagen also diesen Weg ein. Da wir die ersten sind, kommen wir gut voran. Hier haben Kämpfe getobt. Tote Pferde liegen am Wege und auf dem Felde, Blutlachen auf dem Wege, Blutspritzer an den Hauswänden. Ab und zu (sieht man) ein frisches Grab am Straßenrand mit schlichtem Holzkreuz. Es ist heute Muttis und meines toten Bruders Geburtstag. Aber meine Mutter erinnert sich nicht mehr daran. Muttis einziges Geburtstagsgeschenk: ein Omelett. Immer weiter geht die Fahrt. Wir kommen etwa 30 km voran.
Am Nachmittag hat (ein) Wagen Deichselbruch. Sie bleiben zurück. Soldaten helfen, die Deichsel zurechtzumachen. ... Wir halten abends unfern Sonnenstuhl am Wald. Es wird ein Feuer angemacht. Klarer Sternenhimmel, (es ist) mäßig kalt. ... Bald ertönt Fliegerwarnung. Das Feuer wird gelöscht. Wir hören einen Zug pfeifen. So etwas gibt es also noch in Ostpreußen! ...
9. Februar 1945. Wir fahren nur ca. 2 km weiter und machen in einem Gehöft warmes Mittag(essen), bekommen dort auch Hafer für die Pferde. ...
Ich rauche die letzte Zigarette. Meiner Mutter ging es nachts so schlecht, daß wir dachten, es ginge zu Ende. Sie ißt nichts mehr, will dauernd trinken und hat doch schon Ruhr. Wir haben noch Wein und davon bekommt sie nun immer.
Wir stehen am Sonnenstuhl, 16 km vom Frischen Haff entfernt. ... Gerüchte erreichen uns: "5 Brücken sollen über das Haff gehen. - Nur mit Handgepäck darf man rüber. Alles ist verstopft, es wird 14 Tage dauern, bis wir durchgeschleust werden. Es soll bis Danzig gehen, wo uns die Partei erwartet." Welch frohes Wiedersehen!" Hier war sie (jedenfalls) nicht mehr. ...
10. Februar 1945. Wir stehen noch immer in Sonnenstuhl. ... Im ehemaligen Gutshaus ist ein Altersheim und Lazarett. Mutter, der es sehr schlecht geht, und ich gehen hin und sehen, ob wir Hilfe bekommen. Ich beschreibe einer Schwester die Krankheitserscheinungen (meiner Mutter). Sie sagt, daß Hunderte von alten Menschen so erkrankt seien. Sie öffnet die Türen zu den Krankenzimmern. Gestank, Schmutz und Enge. Nein, da kann Mutter nicht hin. Ich spreche den Arzt, er sagt: "Nehmen Sie sie weiter mit, in ca. 2 Tagen ist sie tot." So leid sie mir tut, ich kann ihr nicht helfen und ihr kein Bett verschaffen. Sie schläft nun schon viel; da sie nichts ißt, nehmen ihre Kräfte schnell ab. ... Unsere Leute backen Brot. (Ich habe) keine Zigarette mehr! ...
11. Februar 1945. ... Wir erleichtern unseren Wagen um die Brotmaschine. Sie ist kurz darauf im Graben verschwunden. Es geht weiter durch das Kampfgebiet, an verödeten Gütern vorbei. ... Es ist ein sonniger, schöner Tag. Mutter schläft. Aber die Nase ist sehr spitz und eingefallen. Der Atem geht ruhig, aber sehr flach. M. fühlt den Puls, er ist sehr schwach. 10 Minuten vor 3 Uhr tut sie den letzten Atemzug. Sie ist so friedlich eingeschlafen, daß außer M., Reintraud und mir keiner im Wagen ihren Tod bemerkte. Reintraud drückt ihr die Augen zu. Ich kann mich nicht rühren und sitze wie erstarrt. Eine Mutter ging fort - und bleibt nun in der Heimat, die sie nicht verlassen wollte. Wir fahren im Wald zwischen Regitten und Helenenhof, Kreis Braunsberg. ...
Im Wald wird ein schöner Platz für das Grab ausgemacht. Die Leute gehen daran, es zu gra-

ben. Es muß tief sein, wir haben keinen Sarg. Die Tote wird in ein großes Laken gehüllt, mit einer Decke bedeckt und auf einem breiten Brett aus dem Wagen geschoben. ... Das Grab ist mit Tannen- und Kiefernzweigen ausgelegt. Sanft bettet F. die Tote auf diesen grünen Teppich. Er gibt ihr die Briefe ihres Sohnes, die Bilder ihrer Kinder und Enkel mit, die ich ihm reiche. Sie hatte sich die Briefe und Bilder 2 Nächte vorher zusammengesucht und gebündelt und dabei gemurmelt: "Meine Kinder, meine Kinderchen!" –
Bevor die weiche Walderde die Tote bedeckt, legen wir alle noch Kiefernzweige ins Grab. Nur eine ihrer Töchter steht am Grabe. Die beiden anderen wissen es nicht, daß ihre Mutter in der Heimat bleibt. ... Still gehen ... die Leute und ich zum Wagen zurück. Im Wald unter den klaren Sternen liegt wieder ein einsames Grab am Wege.
12. Februar 1945. Morgens gehen M. und ich noch einmal zu Mutters Grab und nehmen still Abschied. Dann fahren wir weiter. In Russen wird uns noch eine Frau mit 2 Kindern in den Wagen gesetzt. Sie hat ihren Mann vor einer Weile verloren, weil sein Fuhrwerk vom Treck getrennt wurde. Sie gibt uns Zigaretten. ... Der Weg über Knüppeldämme und schwappendes Wasser zu beiden Seiten ist furchtbar und lebensgefährlich. Wir sind von oben bis unten mit Dreck bespritzt. Gegen Abend stehen wir im Schlamm vor Alt-Passarge. Der Übergang über das Haff liegt vor uns.
13. Februar 1945. Die Pferde stehen zu eng, sie beißen sich mit fremden Pferden. Ich muß mehrmals raus in den fast knietiefen Schlamm, um sie zu beruhigen. ... Am Morgen haben wir die Bescherung. Die Fuchsstute hat sich ein Bein gebrochen und muß erschossen werden. Die Vorderpferde von T. kommen vor den Wagen. Die Stute "Puppa" als Einzelpferd vorne vor die Hinterpferde von T. Diese Regelung wurde nach einigen Schwierigkeiten getroffen. Der gute L. meinte, nun könnten T.'s Sachen von seinem Wagen geworfen werden und dann die Pferde vor ihren Wagen. Ich machte ihm den Standpunkt klar, daß er … besser acht haben sollte auf die ihm anvertrauten Pferde. Noch einmal würde nicht ausgeholfen.
(Wir) gehen ins Dorf, um auf dem Standesamt meiner Großmutter Tod anzumelden. Es ist geschlossen. Niemand mehr da. Vor der Kirchentüre liegen eine Reihe von Leichen, notdürftig die Gesichter mit Tüchern bedeckt. Es begräbt sie niemand.
Wir stehen am Haff. In 2 Reihen - von Heiligenbeil und hier von Alt-Passarge - in Abständen von 100 m fahren die Treckfuhrwerke über das Haff. Es ist sonniges, klares Wetter. Das Eis ist fest. Schade, daß wir noch nicht herüberkönnen. Gegen Abend kommen wir noch bis zum Ausgang des Dorfes. War anfänglich klares Wetter und leichter Frost, so schlägt es gegen 22 Uhr um. Wir stehen im Schneesturm bis 2 Uhr nachts auf der Straße. Da wird die Parole durchgegeben: "Fertigmachen! - Es geht aufs Haff." ...
14. Februar 1945. Nach hundert Metern Fahrt auf dem Eis ... stehen wir. Unser Wohnwagen ist zu schwer. Es bilden sich sofort Wasserlachen. Fahren können wir wohl, aber nicht stehen. Ich spreche mit dem Wachhabenden. Er sieht die Gefahr ein. Ich kann auf eigene Gefahr neben der abgesteckten Treckstraße vorziehen. St. fährt sicher und ruhig. Die Eltern sind vorgegangen. Die Frau mit den beiden Kindern geht auf einen leichten Schlitten; es ist ihr zu gefährlich. Zu beiden Seiten des Weges liegen eingebrochene Wagen, Teile des Verdecks und die Ohren von Pferden ragen aus dem Wasser heraus. Dann liegen wieder Fuhrwerke zertrümmert da, die 4 Pferde sind zerfetzt: Volltreffer! ... Feindliche Flieger sind über uns. Aber es ist zu diesig, schlechtes Fliegerwetter, und noch immer regnet es.
Ich habe nasse Füße, gehe für ein paar Minuten auf den Wagen. Bereite für Reintraud, S. und mich Speckspirkel. Auch der Gendarm bekommt einen Teil und ist froh. Dann räumen Reintraud und ich auf und machen uns noch Grieß mit Kirschen. ... Gegen 12 Uhr mittags kommen die Eltern zurück und essen auch noch Grieß mit Kirschen. Dann gehen wieder alle hinter dem Wagen her, der über Eisspalten schaukelt, das Wasser gurgelt, teilweise sind leichte Holzdämme über zu breite Eisspalten gelegt. S. fährt sicher.

Von Braunsberg her (kommen) viele Reiter und Pferde. Wir nehmen die Ferngläser. Das Landgestüt Braunsberg ist es. Jetzt erst! Viele der edlen Tiere tanzen unruhig auf dem Eis. Unsere Tiere sind müde, sie sind sehr ruhig und tun nun schon (seit) 14 Tagen vorbildlich ihre Pflicht. (Sie sind in diesen Tagen) noch nicht aus den Sielen gekommen. Ich habe die nassen Stiefel ausgezogen, auch schon die hohen nassen Schuhe und stehe in Halbschuhen und den Überschuhen meiner toten Großmutter da. Wir haben es geschafft.
Vor uns liegen die Häuser von Neukrug. Da - man faßt es nicht mit gesundem Menschenverstand: Wir dürfen nicht an Land. Die 100 m Abstand sind so dicht an Land nicht mehr gewahrt. Nicht nur unser Wohnwagen steht mitten im Wasser. Nicht weit von uns entfernt ruft eine Frau, die Leute mögen ihr doch helfen, die Pferde würden nicht anziehen. Sie steht in einer großen Wasserlache. Es rührt sich niemand. Die Hände in den Hosentaschen, sehen die Männer zu, stumpf von all dem Elend. Und wie zum Hohn wird uns erklärt: "Das Eis ist von Pionieren geprüft. Einsturzgefahr besteht nicht." Vater glaubt es. Sachen, die schon vom Wohnwagen auf einen anderen Wagen gekommen waren, werden wieder zurückgebracht.
Wir essen Abendbrot. Da erscheint S. an der Wagentür: "Der Wagen steht bis zu den Achsen im Wasser". Die Mädels essen nicht mal ihre Speckspirkel auf, nehmen ihr letztes Gepäck und springen vom Wagen. Vater gibt den Befehl, die Pferde loszumachen. ... Die Ketten klirren. S. lenkt die 4 Pferde um. ...
Ich rufe mir den Polen und die Italiener ran und reiche ihnen die Pelze, Mäntel, Schuhe, einen großen Koffer von Mutter. Ich will das Silber nehmen, ergreife gerade noch 2 Löffel, da rutscht der Wagen, bricht vorne rechts ein. Ich rufe nach den Italienern, um die Eßwaren zu übernehmen. ... Vater ruft, ich solle sofort aus dem Wagen kommen und noch die Petroleumlampe mitbringen. Ohne Petroleum! Ich trinke schnell noch den letzten Schluck Wein aus. Steige aus und gleite bis zu den Knien ins Wasser. ... Die Laterne geht aus. ...
Ich gehe auf den offenen Leiterwagen, setze mich auf die Kleiderkiste, und B. wickelt mich in Decken ein. Ich bin tatsächlich eingeschlafen und erwache erst, als wir wieder fahren. Ich rufe entsetzt nach Reintraud: "Was ist mit dem Wohnwagen?"Abgesoffen", ist die Antwort. ... "Es gab ein Klirren und Krachen, er sackte vorne weg." Es war dunkel. - Nichts war von ihm zu sehen. So verloren wir unser letztes Hab und Gut und die Eßwaren. ...
Dann stehen wir wieder. ... Die Städte Frauenburg und Braunsberg brennen. ... Die Pferde wollen nicht stehen, 1/4 m hoch steht das Wasser auf dem Haff. Sie scharren unruhig, auch sie frieren. Wir haben auch kalte, nasse Füße. Die Eltern sind vorgegangen, Mutti ist (an) diesem einen Tag gealtert, daß sie kaum wiederzuerkennen ist. Sie weint bitterlich. Erst der einzige Sohn, dann der Enkel, dann die Scholle, nun die letzte Habe - verloren. Dafür haben die Eltern ein Leben lang fleißig gearbeitet. Es ist sehr bitter. So fahren wir immer weiter von der Heimat fort. Das ganze mutet wie ein Spuk an.
15. Februar 1945. Kahlberg kommt in Sicht. F. geht vor, um die Eltern zu benachrichtigen. Nun fängt das Hungern an. Für 8 Personen bekommen wir etwas Brot. ... Der Treck geht ganz flott bis zum Ende des Haffs. Die Sonne scheint. Ich habe meine nassen Schuhe und Überschuhe ausgezogen, laß die Sonne heraufprallen. Aber es hilft nur wenig. Von Mutters guten, geretteten Schuhen finde ich nur einen Schuh, auch nur einen ihrer Handschuhe. Ich hoffe, sie liegen noch unten im Wagen. Ungewaschen, ungekämmt mit unbeschreiblich schmutzigen Händen, so sitzen wir alle da.
Zu beiden Seiten der Treckstraße auf dem Haff: Tote Pferde, Menschenleichen. Spitze, gelbe Gesichter starren in den blauen Himmel. Feindflieger kreisen über uns. Die Pferde bekommen fast den letzten Hafer. ... Gegen Abend kommen wir in Bodenwinkel vom Haff. Ostpreußen liegt hinter uns. Mit ganz unbeschreiblich dumpfem Schmerzgefühl blicken wir noch einmal nach der herrlichen, verlorenen Heimat zurück: Es dämmert, die bewaldeten Elbinger Höhen versinken - wir sind ohne Heimat. -

Ein Aufenthalt in Bodenwinkel ist zwecklos. Es gibt für Pferde und Menschen keine gute Unterkunft. Es ist ein kleines Fischerdorf. Wir fahren bis Stutthof. Der Mond geht auf. Wir kommen in Danziger Gebiete. Im Auffanglager für Flüchtlinge erhalten wir eine warme Suppe. ... Herr B. borgt mir einen Löffel. Zur Nacht geht es in eine der großen Maschinenhallen. Vor der Eingangstür liegt ein totes Pferd. Wir sind solche Wegweiser ja gewöhnt. Vorher hatten wir noch Karten geschrieben. ... Diese Karten haben auch alle erhalten. ...
Wir legen uns auf feuchtes Stroh. Es tropft durch die Ritzen der Decke. Es ist ein Bellen wie im Hundezwinger. Alle Flüchtlinge sind erkältet. Ich träume: Um die Maschinenhalle steht 3 Fuß hoch Wasser. Ich laufe zu den Eltern, rufe, wir müßten raus. Da erst wird mir bewußt, wo wir sind, als sie mich beruhigen. Ich schlafe wieder ein.
16. Februar 1945. Es gibt noch einmal die dünne Grütze, etwas Brot, Pferdefutter. Die Eltern können auf offenem Wagen den Treck nicht weiter mit machen. Sie wollen von Danzig aus mit der Bahn nach Meißen. Wir gehen zu den Fuhrwerken. Die Eltern nahmen ihre Sachen: Koffer, Rucksack, Decken. Der einzige Pole, der noch beim Treck war, ging mit. Er soll in Danzig beim Arbeitsamt abgegeben werden.
Den beiden Mädchen wird freigestellt, den Treck zu verlassen und mit nach Danzig zu gehen, oder auf eigene Verantwortung mitzufahren. Wir haben ja nichts mehr zu essen für sie. Sie bleiben. Else schließt sich F. an und Frieda L.'s Vater sagt den Leuten, daß von nun an ich den Treck übernehme; die Eltern verabschieden sich von allen. Die Trennung wird allen schwer. Aber besonders mir. Da gehen sie nun hin. Wann sehen wir uns wieder? Daß wir uns wiedersehen, weiß ich. Mutti mit Decke und Rucksack, Vater mit Pelz und Kartentasche.
S. nimmt den Koffer. Der Italiener Augusto geht auch mit. Auch wir fahren los, kommen langsam voran über die Nogatbrücken. Es wird Abend. Irgendwo rauf auf den Hof. Es ist ja egal, wo. Da kommt Reintraud angelaufen, ich solle bloß mal sehen kommen, wer in der Küche steht und kocht. Gretchen M. und Edith P.! So haben wir die verlorenen Schäflein wieder. Die Freude auf beiden Seiten ist riesengroß. Sogar Gradi schüttelt mir lange die Hand. Auch unser Hunger ist groß. Frau P. steht bereits da mit einem Teller von Pellkartoffeln und Speck, und wir essen beide gleich zusammen aus einem Teller.
Wir schlafen in einer Tischlerwerkstatt. Oma R., P.'s Kinder und ich in einem kleinen Zimmer daneben. Die Wirtsleute sind nett. Ich bekomme sogar warmes Wasser zum Waschen. Der Ofen ist geheizt. Daneben liegen meine Sachen zum Trocknen und ich nicht weit davon auf einem Unterbett auf der Erde.
17. Februar 1945. Wir bekommen noch warmen Kaffee und brechen um ½ 8 Uhr auf. Es geht über die große Weichselbrücke. Else und Frieda gingen über Mittag - als der Treck lange stand - irgendwo Mittag essen. Sie sagten niemand etwas. Der Treck fährt, die Mädels kommen nicht zur Zeit und treffen uns auch nicht abends im Quartier in Kl. Zünder. Dort sind wir beim Bürgermeister einquartiert, die Pferde unter Dach, die Leute im Kuhstall.
Reintraud erhält sogar ein Bett im Zimmer des Stubenmädchens, und ich schlafe bei einer Kaufmannsfrau aus Danzig, auf der Erde zwar, aber - auf Schlaraffiamatratzen warm und weich. Ich höre Radio, aber nichts Gutes. Wir durften alle in der Küche Abendbrot kochen, bekamen Kartoffeln geliefert. Ich bekam abends von meiner freundlichen Flüchtlingsfrau noch zwei Stücke Leber, Pfefferkuchen und Kaffee. Ich rauche auch noch eine Zigarette. …
18. Februar 1945. Wir kommen durch Danzig-Ohra. Es ist Sonntag, sonst hätte ich meinen Onkel angeläutet und mich nach den Eltern und den anderen Verwandten erkundigt. Friedlich gehen die Menschen auf der Straße spazieren, bringen auch heißen Kaffee an die Treckwagen. Auf schlechtem Weg kommen wir bis Wonneberg. Die Latten fliegen von den Zäunen, Feuer prasseln. Es wird Abendbrot gemacht. Ich traf am Vormittag Heinz G.; er sagt mir, J. sei nicht von den Russen geschnappt, worüber ich sehr froh bin. … Wir bekamen auch Brot und Butter von der NSV. Heinz G.'s Treck (Kinderhof, 22 Wagen) ist zersprengt. Er sitzt auf dem Wagen

seines Schweizers, der ihn auch verpflegt.
19. Februar 1945.
Wir sind nun in der Kaschubei (Landstrich in Pommerellen). Ich muß daran denken, wie seinerzeit Herr B. und ich in Magothen die Kaschubei aufsuchten. Das ist … steiniger, armer Boden, ein Gemisch von Polen, Deutschen, rückgeführten Rumänen etc. Wir stehen abends 5 Uhr in Karthaus auf dem Markt. Verpflegungs- und Futterscheine holen wir uns ab, essen, füttern, erhalten den Quartierschein, der auf Garschendorf lautet, und fahren weiter. Waldig und bergig geht es bei Mondschein voran. Aber wir sind falsch gefahren, kommen auf eine vereiste Straße. Gradi sitzt mal wieder im Graben. Um 1/2 10 Uhr endlich landen wir in Nasse Wiese. Diese kümmerlichen Höfe machen ihrem Namen leider Ehre. Wir schlafen in der Küche auf der Erde. Einige von uns nebenbei bei Weißrussen und Ukrainern.
20. Februar 1945.
Die Wagen werden geschmiert. Wir stopfen unsere Sachen. Wir sind alle fiebrig und erkältet, ein Ruhetag tut not. Wir backen Kartoffelpuffer. Die Nacht ist furchtbar. Reintraud, unsere Leute und ich schlafen mit den Italienern, mit Polen und Ukrainern zusammen. Gegen Abend fährt ein Gutstreck auf den Hof: lauter Gummiwagen … Herr S. gibt uns Hufnägel und Stollen. Die "Örtlichkeiten" sind unglaublich. Unsere Leute sehen nun ein, wie gut sie es in dieser Beziehung zuhause hatten.
21. Februar 1945. Es schleicht zu viel Gesindel rum, daher sind Nachtwachen gestellt. Am Vormittag werden Stollen eingeschraubt. Unser geschickter F. muß jetzt Schmied sein. Er kann auch das. Auf vereister Straße geht es ... weiter. ... Der Vormittag ist sonnig, so daß wir nicht mehr frieren. Nachmittags wird es allerdings regnerisch, und als wir abends in Sierke ankommen, fällt ein feiner, alles durchdringender Regen vom Himmel.
Es gibt keine Unterkunft mehr. Die Pferde stehen draußen. Das gute alte Milchpferd kann nicht mehr weiter. Es ist hier beinahe schlimmer als auf dem Haff. In die Scheunen können wir nicht, da haben Gefangenentransporte übernachtet. Das Stroh ist verlaust. Aus der Küche des Hauses, vor dem wir stehen, dringt Bratenduft. Uns läuft das Wasser im Munde zusammen. Es sind Klopse.
Die halb polnischen Hausbewohner lassen keinen von uns herein. Wehrmachtssoldaten geben uns die Reste aus ihren Kochgeschirren. Wir stürzen uns darauf. Der Löffel ist gar nicht abgewaschen. Was tut's! Reintraud, einige Kinder und ich schlafen mit 7 fremden Soldaten in einem schmalen Zimmer auf der Erde. Es ist wenigstens warm. Später kommen noch 2 Frauen dazu.
22. Februar 1945. Am Morgen das Übliche: Ein Trupp holt Pferdefutter, der andere steht nach Brot an. Ein Pferd kann nicht mehr weiter und wird gegen einen halben Zentner Hafer eingetauscht. Auch G., der mit seinen erfrorenen Füßen nicht weiter kann, bleibt in Sierke, um von dort in ein Lazarett gebracht zu werden. Ich habe für 19 Personen 4 kg Brot erhalten. Weitere Verpflegung soll es in Göbeln geben. Wir fahren also los. In Göbeln gibt es jedoch nichts. ... Bochow liegt vor uns. ... Wir kommen alle unter, und die Pferde stehen im Stall. ... Endlich kann ich mich waschen und umziehen. Abends sitze ich mit den Gastgebern bei einer Flasche Rotwein zusammen. Fehlt nur die Zigarette Ich schlafe auf der Chaiselongue in M.'s Zimmer, um mich herum vertraute Gegenstände und Bilder, Erinnerungen an glückliche Kinderzeit in Ballupönen.
23. Februar 1945. Ich bemühe mich mit Herrn M.'s Hilfe um den Totenschein für meine Mutter. Es scheint zu klappen. Gute Verpflegung.
24. Februar 1945. Die Regierung Köslin genehmigt, daß mir der Schein ausgestellt wird, wenn ich verzichte, den Ort zu nennen: also, gestorben auf dem Treck. Der Schein soll an Herrn M. gehen, der ihn an die Sterbekasse nach Berlin schicken will. Die Abschrift meines Schreibens nach Köslin ist bei meinen Akten in der braunen Aktentasche.

Um 9 Uhr geht es dann weiter. Die Eltern M. winken, Tränen in den Augen. Ich habe das Gefühl, sie zum letzten Mal gesehen zu haben. Gegen 5 Uhr nachmittags finden wir Quartier in Rambow, d.h. wir stehen auf einem freien Platz im Dorf. … Mit Mühe kommen wir einzeln unter. Auf dem Gut ist Militär, Flüchtlinge werden nicht aufgenommen. Reintraud und mich nimmt schließlich der Ortsbauernführer mit. Wir bekommen Milchsuppe und Rührei und eine Zigarette! Im selben Zimmer schläft bereits ein Mann. Nun, wir sind größere Enge gewöhnt. R. schläft auf der Ofenbank, ich auf dem Sofa.
25. Februar 1945. Um ¾ 10 Uhr geht es weiter. Wir fahren 30 km. In Stolp Alarm! Bei regnerischem Wetter fahren wir durch bis Gr. Brüskow. In der Schule wird uns Quartier angewiesen. Altes Stroh und feucht dazu. Oben wohnen Flüchtlinge aus Bochum. Reintraud und ich erzählen uns mit ihnen. Sie laden uns zum Abendbrot ein. Überall nur die eine Frage: "Werden wir auch noch fliehen müssen?"...
26. Februar 1945. Es regnete die ganze Nacht. Unsere Sachen sind durchgeweicht. Wir müssen aber weiter. Es ist zum Verzweifeln! Um 10 Uhr soll die Schule geräumt sein. Die Polizei kommt und gestattet gnädig, daß wir bis 11.30 Uhr in der Schule bleiben dürfen. Es hört auf zu regnen. Die Wagen sind naß. Wir setzen uns ins nasse Stroh, fahren weiter. Es ist windig. ...
Nach Mecklenburg!, ist die Parole. Wenn nur die Pferde durchhalten! Manchmal denke ich: Dieser Spuk auf der Landstraße muß ein Ende haben. Große Sorge außer um die mir anvertrauten Trecks habe ich auch um Eltern und Geschwister. Ob sie wohl alle durchgekommen sind?
Es klärt sich auf und wir fahren 25 km bis Natzmershagen. Die Unterbringung des Trecks klappt hier gut. Die Pferde stehen im Stall und wir bekommen ein gutes und reichliches Abendbrot. Die Matratzen sind feucht. Ich kann nicht einschlafen. Vollmond! Ich gehe draußen auf und ab. Man denkt zu viel, und der Verstand kann diesen Wahnsinn doch nicht fassen. ...
27. Februar 1945. Am Morgen gab es herrliche Milchsuppe. Der Bauer ist vom Volkssturm zurückgekommen. Der Russe ist bei Pollnow durchgebrochen. Wir nehmen die Karte vor. Es sieht brenzlig aus. Die Pferde werden beschlagen. Die junge Braune ... muß hier zurückbleiben. Einen Zentner Hafer bekomme ich noch für das Pferd. Es geht über Rügenwalde in Richtung Köslin weiter, um rechtzeitig aus diesem Kessel rauszukommen. Durch Rügenwalde geht es bis Altenhagen. ... Reintraud und F. suchen Quartier. Es ist schwierig, denn die Unterkünfte sind überfüllt. ... Aber die Pferde werden gut verpflegt, wenn sie auch im Schweinestall stehen müssen. Das gefällt "Spinne" gar nicht. Ich muß in den leeren Stall vorgehen, dann kommt sie erst nach.
... Von unseren Quartierwirten bekommen wir abends einen Apfel geschenkt. Die Leute dort wissen nicht, ob sie fliehen sollen. Ich rate dazu. ... Nachts bellte öfters ein Hund. Wir standen auf und sahen nach dem Wagen. Zuletzt schliefen wir doch fest ein.
29. Februar 1945. Morgens merkten wir, daß verschiedene Dinge aus unseren Koffern fehlten: gute Seife, Kleiderbürsten, seidene Nachthemden etc. Um 8 Uhr ging es weiter. Frau Richters Wagen steht noch unbespannt. 6 km vor Zanow soll der Russe sein. Es stockt ziemlich. Wir kommen auf einem abseits gelegenen Gehöft unter. Ein Sandweg führt hin. Die Pferde ziehen schwer. Abends verfohlt Senta. Die Pferde stehen im Stall. Die Bäuerin geht am Stock. Sie hat schwer Rheuma und 6 kleine Kinder. Polnische Arbeiter auf dem Hof. Frau P. und ich wachen auf dem Wagen. Später löst Reintraud mich ab.
Ich wandere in den Kuhstall, wo Gretchen und Oma Rohde schon schlafen. Oma R. hat stark die Ruhr. Die Bäuerin hatte gerade frisches Brot gebacken. Ich kaufe eins für 10,- M., 10 weitere tausche ich gegen Sielen ein, dazu ein Pack Streichhölzer, die ich verteile. In Zanow ist eine Streichholzfabrik, aber wir kommen nicht mehr dahin. Am 26. Februar sang die erste

Lerche. Nun ist es März, und seit Januar liegen wir schon auf der Straße! … In Rügenwalde steckte ich Post an Mutti, Ilse, Herrn T.'s Bruder ein. Wir sollen ab Zanow über Köslin umgeleitet werden. Wenn wir nur erst heil aus diesem Kessel raus wären. 12 km von uns (entfernt) der Russe und keine Front!!!
1. März 1945. Durch herrlichen Wald geht es bei Köslin. Als wir gegen 13 Uhr in der Stadt sind, ... heißt es: Köslin steht kurz vor dem Panzeralarm. ... Wir werden über Jamund umgeleitet, es ist ein Umweg von ca. 12 km. ... Der Sturm hat einige Koffer und den Teppich vom Wagen gerissen. B. bindet ihn wieder fest. Ich steige vorne auf. Frau S. reicht mir die Matratzen, um sie seitlich zu befestigen. Erneut setzt der Sturm ein. Ich kann mich nicht halten, stürze mitsamt den Auflagen rückwärts hinunter und wäre zwischen Pferde und Deichsel gefallen, wenn B. nicht im letzten Moment dazugesprungen wäre und mich festgehalten hätte. ...
In Jamund sehen wir die ersten blühenden Schneeglöckchen und Haselnußsträucher. Es fängt an zu regnen. Wir sind vollkommen naß. ... In Köslin ist Panzeralarm. Die Bewohner fliehen. Das übliche trostlose Bild. Mütter mit Kinderwagen, das Nötigste oben. Alte Leute, von jüngeren Verwandten gestützt. Regen und Nässe. Ein lahmer Mann hinkt die Straße entlang. Ein Paar Stiefel über der Schulter. Das ist alles. Niemand wird ihm helfen. Die Sonne kommt vor. Es ist windig. So werden wir also wieder trocken.
Wir fahren ins Dorf Bast. ... Quartier ist auf Gut G. ... Eine Unmenge von Flüchtlingen (hält sich dort bereits) auf. Einst ein herrlicher Besitz mit Blick auf die Ostsee. Jetzt (ist das Gut) ein Schmutzhaufen. Auf dem Hof stehen über 100 Flüchtlingswagen. Schlechte Aufnahme! ... Die Pferde sind im Schafstall untergebracht. Sie haben es warm, und die Männer sind bei ihnen im Stall geblieben.
Um 23.45 Uhr ... herrscht höchste Alarmbereitschaft! ... Schnee und Hagelschauer prasseln hernieder. Ab und zu ein Donnerschlag. Schüsse in Richtung Köslin. Die Hölle ist los. Wir liegen im Mittelgang des Pferdestalles, zwischen Dung und Stroh, versuchen, noch eine halbe Stunde zu schlafen. Um 1/2 4 Uhr fahren wir als die Ersten los.
2. März 1945. Es ist noch immer ein entsetzlicher Sturm. Zitternd vor Kälte rücken wir dicht aneinander. Unsere Sachen sind noch alle naß. Ich habe entsetzliche Schmerzen im Unterleib, Reintraud hat Mandelentzündung. 12 km vor Kolberg werden wir umgeleitet und treffen die Loschkeimer Leute. Die Freude ist groß, die Frauen weinen vor Freude. Ich kann es so gut verstehen. S. und Frau, Frau H., Frau B. sind sehr elend. Frieda und Eise sind auch wieder da - glücklich, ihre Sachen wiederzuhaben. S. ist Führer eines Trecks von 6 Wagen. Auf einem Loschkeimer Wagen mit 4 fremden Pferden haben 22 Menschen ihre Sachen. Else, Frieda und Herta St. kommen wieder zu uns. S.'s Wagen schließt sich an. Wir fahren weiter.
Nachmittags der übliche Schneesturm. Wir suchen in Degow selber Quartier. Der Treck fährt weiter und soll in unmittelbarer Nähe auffahren. Alle Mann in einer kleinen Stube. Der Gestank ist furchtbar. Ich liege zum ersten Mal im Bett, eine Wärmflasche auf dem Leib, denn ich habe furchtbare Schmerzen.
Frau L. hat Radio gehört und berichtet, daß der Russe aus Köslin raus mußte, auch im Samland ist er zurückgeworfen. Wir bekommen Milch zu kaufen. Das Holz ist naß, dennoch bekommen wir Grießbrei zustande. Besonders Else tut er gut, die mit ihrer Zahnfleischentzündung nicht beißen kann. Ein Eisen fehlt St.'s Fuchs. Als er beschlagen ist, fahren wir los. 1. März 1945 sind die Männer gelöhnt worden. Ich hatte morgens noch einen langen Brief an Mutti geschrieben. Wenn ich doch nur erst einmal von ihr Nachricht hätte. Gestern schenkte mir Strauß eine Zigarette. Ich höre, daß die Straße nach Kolberg gesperrt wird. Also nach dem Westen fahren. Herta St. versucht, die Loschkeimer Leute zu finden, vergebens! So sind wir wieder getrennt. Es tut mir herzlich leid, aber ich kann es nicht ändern. Wir müssen sehen, durchzukommen. Es wird schwer werden.
3. März 1945. Wir fahren durch schöne Gegenden. Kommen gegen Abend nach Groß Jestin.

Alles befindet sich noch in tiefster Ruhe. Niemand ahnt, daß morgen der Russe da sein wird. Wir erhalten Quartier ... auf 3 verschiedenen Höfen. Wir haben kaum ausgespannt, da heißt es, wir müßten weiter, weil in dieses Gehöft ein Wehrmachtsstab käme. Das war mir gerade recht. Es geschehen Wunder! Es ist der Stab der R. 21, dessen einer Teil in Loschkeim in Quartier war. Die Offiziere fragen nach ihren Kameraden in Ostpreußen. Ich bekomme zwei Schluck Kognak, die meiner Ruhr gut tun.
Oberleutnant Sch. macht mich auf die große Gefahr aufmerksam, in der wir schweben, wenn wir nicht sofort aufbrechen. Er rückt mit den letzten Panzern ab, in 1/2 Stunde ist die Straße frei. Er bietet mir an: mich und meine und T.'s Sachen auf einer Zugmaschine mitzunehmen. Ich müsse Leute und Pferde dalassen. Ich bitte ihn, dies alles vor den Leuten zu wiederholen, lasse die Männer rufen. Er tut es. Sie haben wenig Lust, anzuspannen. Ich verstehe es, sie sind müde, nur es muß sein. Wir fahren nachts durch und sind morgens um 9 Uhr in Treptow/Rega.
4. März 1945. ... (Wir) versuchen, in einer Molkerei Butter für unseren Treck zu bekommen. Kistenweise steht sie frisch duftend da. Wir erhalten nicht ein Gramm. 1 1/2 Stunden später ist der Russe in Treptow, und die Polen bewerfen sich mit Butter.
Das Flüchtlingselend ist groß, das Wetter regnerisch und diesig. ... 3 1/2 km hinter uns in Treptow (ist) der Russe. ... Wir fahren nachts durch: Richtung Cammin.
5. März 1945. L. hat mit dem Anspannen gezögert. Diese verlorene halbe Stunde wird uns noch teuer zu stehen kommen. ... Wir fahren -- fahren -- fahren. Auf der Straße füttern wir gegen 13.00 Uhr (die Pferde) kurz ab. Ein Offizier macht Schwierigkeiten. Er will uns auf (den) weichen Acker schieben lassen. Unsere Pferde fressen ruhig weiter - er tobt -. ... Flüchtlinge (kommen) aus Greifenberg, wo bereits der Russe ist. Es wird brenzlig. ... Vor Cammin stoppt der Treck, schrittweise geht es voran. Wir stehen dicht vor dem Stadteingang. ... Es soll niemand mehr hinein, die Panzersperren sind geschlossen. ...
Nachmittags sind wir mitten im Beschuß. Die Flüchtlinge gehen in den Gräben in Deckung. Eine Granate schlägt ins Gasthaus, 100 m hinter uns, ein. Die Pferde stehen völlig ruhig, sie sind todmüde. Ich stehe an der Straße hinter einem Baum. Ein Geschoß saust unmittelbar an meinem Kopf vorbei. ... Schon werden verletzte Zivilisten aus den Trecks vorbeigetragen. Da erschallt das Kommando: "Achtung, russische Panzer von rechts." Das ist unsere Straße. Also, sollen wir hier doch noch geschnappt werden!? ... Die Schlange der Treckwagen schiebt sich langsam voran. Wir kommen ... noch in die Stadt hinein. ...
Die ersten russischen Panzer sind da. Die Straßenkämpfe beginnen. Ganz junge Kerlchen ohne genügend Munition sollen die Stadt verteidigen. ... Wir fragen die Posten an der Panzersperre, ob sie für uns noch einmal die Sperre öffnen. "Ja, aber schnell." (Wir laufen) zurück, (machen) die Wagen abfahrbereit und fahren hintereinander auf.
Die Leute (gehen) alle links in Deckung. Reintraud geht vor. Sie wird das Zeichen geben, wenn die Straße nach Dievenow, ... in der Straßenkämpfe toben, passierbar ist. ... R. gibt das Zeichen. Ich gebe die Pferde frei, und los geht es im Galopp. Wir laufen hinterdrein, können die Wagen aber nicht einholen. ...
2 km hinter uns rollen russische Panzer in Cammin ein. Die Infanterie springt von den Panzern herunter, trägt Tod und Brand in die Stadt. ... Häuser gehen in Flammen auf, Schreie der Frauen erschallen. Flüchtlinge irren ohne jede Habe quer übers Feld. Soldaten kommen vorbei: "Ihr müßt ausrücken, die Brücke soll gesprengt werden." Wie sollen wir ausrücken, wenn in 2 Reihen vor uns die Straße verstopft ist?!
Es wird dunkel, der Feuerschein des brennenden Cammins erleuchtet den Himmel. Todmüde sitzen wir auf unseren Wagen. F. kommt. Was werden wir machen? Viele verlassen ihre Wagen, gehen mit dem Handgepäck los. Ich sage: "Ich bleibe. Ohne Gepäck und Wagen kommen wir nicht weit." So blieben alle. Obwohl wir jeden Augenblick damit rechnen mußten, daß

russische Panzer uns überrollen würden, schliefen wir ein. 3 km hinter uns das brennende Cammin. ...
Wir erwachen bei Tagesgrauen. Meine Aktentasche ist fort. Gestohlen, verloren? Wer weiß es. Aber mit ihr sind meine letzten Akten, die Sterbeversicherung meiner Mutter, mein Waschzeug, Kämme und die schöne Gummiwärmflasche fort. Der trauere ich am meisten nach. Uns zur Seite liegen verlassene Höfe, Wagen, Flüchtlingsgut in den Gräben, ähnlich wie in Ostpreußen. Nur nicht denken!
Frau M. und Frau P. finden in einem Gehöft einen Schweinskopf und Leber. Sie braten Spirkel (halb ausgebratenen Speck) und Leber und trotz unserer Ruhr essen wir alles. L. und F. haben ein Schwein geschlachtet. Die tote Sau wird auf den Wagen geladen, zum Ausnehmen ist jetzt keine Zeit. ... Gegen 16.30 Uhr kommen wir durch Dievenow. Dort ist viel Militär. Dievenow soll verteidigt werden. Wir kommen als letzter Treck über die Pionierbrücke auf die Insel Wollin.<<

Die Verhältnisse im eingeschlossenen Königsberg, Flucht mit dem Schiff über Pillau nach Danzig im Februar 1945, Weitertransport mit der Eisenbahn

Erlebnisbericht des Kreisbürodirektors a.D. Eduard Schwartz aus Königsberg in Ostpreußen (x001/125-126): >>Nach dem großen Luftangriff, durch den etwa 20.000 Einwohner der Stadt obdachlos geworden waren, bot Königsberg ein trauriges Bild. Mit der Nachtruhe war es von da ab vorbei, denn die Russen rückten immer näher, und die Luftangriffe mehrten sich. …
Im Januar 1945 wurde der Ring um die Festung durch die Russen dauernd enger geschlossen. Tag und Nacht brachten wir im Luftschutzkeller zu, da der Artilleriebeschuß und der Abwurf von Fliegerbomben an der Tagesordnung war. Ein Aufenthalt auf der Straße war mit Lebensgefahr verbunden.
Auf vieles Zureden entschlossen wir uns Ende Januar 1945, durch den Belagerungsring in der Richtung über Brandenburg nach dem Frischen Haff zu flüchten. Mit einem beladenen Rodelschlitten brachen wir in der Nacht bei 20° Kälte, bei Eis und Schnee durch die Trümmer der Stadt auf und gelangten bis zur neuen Eisenbahnbrücke.
Aus entgegengesetzter Richtung kamen Einwohner aus Metgethen nach dem Innern der Stadt, weil die Russen bereits bis vor den Vorort vorgedrungen waren. An der Eisenbahnbrücke wurden wir von der Wache zur Umkehr aufgefordert, weil wir nach ihrer Ansicht innerhalb der Festung am sichersten untergebracht wären.
Wir kehrten um und eilten nach unserem Luftschutzkeller, den wir vor Morgengrauen erreichten. Die im Luftschutzkeller verbliebenen Einwohner freuten sich, als wir wieder zurückkamen. Die Eisenbahnstrecke nach Pillau konnte nicht benutzt werden, da sie bereits von den Russen besetzt war. So waren wir in der Festung eingeschlossen und mußten uns dem Schicksal übergeben, gequält von dem Gedanken, entweder verschüttet oder von den Russen in Gefangenschaft verschleppt zu werden.
Am 24. Februar 1945 forderte man uns auf, Königsberg zu verlassen. Auf dem Trommelplatz sollten wir uns ungeachtet der Fliegergefahr mit einem kleinen Handgepäck innerhalb 3 Stunden sammeln und mit Autos nach dem Hafenbecken IV gebracht werden. Noch ein Blick nach dem Grab unserer Habe, und fort ging es zum Sammelplatz. Leider mußten wir unsere jüngste Tochter, die als Medizinerin auf dem Hauptverbandsplatz eingesetzt war, schweren Herzens zurücklassen. Aus Pflichtgefühl konnte sie die nicht mehr transportfähigen Schwerverwundeten nicht verlassen. Bitter war der Trennungsschmerz, denn was ihrer harrte, konnten wir uns denken. –
Im Hafen angelangt, begann das Verladen auf Kohlenschleppkähnen. Über uns kreisten russische Flieger. Beim Dunkelwerden brachte uns ein Schleppdampfer nach Pillau. Tausende warteten dort bereits auf den Abtransport über die See. Auf einem gebrechlichen hölzernen

Viehtransportdampfer wurden wir verstaut. Infolge des hohen Seegangs konnte die Abfahrt erst am 2. Tage in Begleitung von einem Torpedoboot und zwei Minensuchern erfolgen. Als wir die Hoheitsgrenze erreicht hatten, verließen uns die Begleitschiffe, und mit ängstlichen, gemischten Gefühlen ging es Richtung Neufahrwasser.
Nachts um 2 Uhr erreichten wir das Ziel. Wir dankten alle Gott, daß wir wieder festen Boden unter den Füßen hatten. Eine Transportleitung war uns nicht mitgegeben, darum waren wir auf uns selbst angewiesen. In einen einfahrenden leeren Gütertransportzug, der mit einem unbestimmten Ziel ins Reich fuhr, kletterten wir hinein. In unserem Wagen befanden sich 62 Personen. Die Fahrt ging über Stolp, Kolberg, Greifswald, Rostock, Lübeck, Neumünster nach Flensburg.<<

Zustände im Kreis Samland und die Belagerung der Festung Pillau in Ostpreußen von Januar bis April 1945

Erlebnisbericht des Offiziers A. S. (x001/147-151): >>Es war Mitte Januar 1945 als bei uns in Pillau die Unruhe aufstieg und jede Sicherheit ins Wanken brachte. Bis dahin war unser Städtchen auf der vorgeschobenen Landzunge des Samlandes, fernab vom Durchgangsverkehr, ja eigentlich vom Kriegsgeschehen überhaupt, wie ein fernes Eiland - unwirklich dahinträumend!
Die Kriegsmarine in unseren Mauern hielt trotz der erhöhten und angespannten Arbeit den alten Rahmen, sie war gepflegt und zuversichtlich, völlig unverbraucht und ungeheuer optimistisch. ... Wer sah denn das Gespenst, das hinter uns allen stand? Wohl hatten im Herbst 1944 Flüchtlingstransporter Esten und Letten, verzweifelte Menschen mit kargem Gepäck, bei uns abgesetzt zur Weiterbeförderung. ... An die Prophezeiung der Verwundeten: "Die Russen sind nicht aufzuhalten, sie werden auch noch hierher kommen", glaubte im Grunde keiner von uns. Es mußte ja etwas kommen, es mußte ja eine Wendung eintreten, die Front mußte ja wieder gehalten werden!
Und nun auf einmal lag Angst in der Luft, eine Bedrängnis, die man nicht mehr bezwingen und wegleugnen konnte. Dieser und jener sprach von Flucht, noch hielt man's für feige und voreilig, wollte selbst noch Beispiel geben, um die Angstpsychose nicht ausbrechen zu lassen. Aber die Spannung und Unruhe wuchs von Tag zu Tag, selbst die Marineoffiziere ... mahnten zur Ruhe und Besonnenheit und rieten doch, das Nötigste bereitzuhalten. Die Frauen, deren Männer dienstlich gebunden waren, wehrten sich am längsten gegen ein Weggehen und damit gegen das Aufgeben der Familiengemeinschaft. Dann aber ging alles sehr schnell. ...
Immer häufiger und größer wurden die Verwundetentransporte, die "Steuben", die "Berlin", die "Gustloff" faßten kaum das, was ununterbrochen in Lazarettzügen heranrollte, und schon drängten sich Flüchtlinge an die Lazarettschiffe heran und flehten um Mitnahme. Tag und Nacht waren die Helferinnen auf den Beinen, sie lief an, die Arbeit, die bis zum Umsinken geleistet werden mußte, und jeder fühlte, daß die große, schwere Not, die schon hinter allem stand, noch viel Schweres und Schlimmeres fordern würde.
Und der Winter war grausam hart mit der unerbittlichen Kälte von 20-25 Grad! Dazu fegte ein eisiger Sturm über das Frische Haff. Alles war fest gefroren, und doch standen die Menschen, die nun in immer größeren Massen herandrängten, Tag und Nacht am Hafen, um die einlaufenden Schiffe als erste zu bestürmen.
Im Radio kamen unentwegt aufpeitschende Meldungen vom Gauleiter Koch durch: "Königsberger bleibt in Euren Häusern, - kämpft mit der Waffe! usw.", die nur wie ... Hohn wirkten. Keiner glaubte nun mehr an einen guten Ausgang. Wer konnte, floh, erstürmte die Eisenbahnwagen, bis dann die Züge nach tagelangem Hin- und Herfahren plötzlich wieder zurückkamen mit der Schreckenskunde: "Eisenbahnstrecke Elbing von den Russen beschossen und besetzt!" Und nun ergriff eine ungeheure Panik und Verzweiflung die Menschen, die wie in

einer Mausefalle saßen und nur noch die einzige Möglichkeit hatten, an das Ausfalltor Pillau heranzukommen und sich dahin zu Fuß oder mit dem Treck auf den Weg zu machen, um hier einen Platz auf einem Schiff zu finden.
Ostpreußen auf der Flucht! Übers Haff (ging es) hinüber zur Frischen Nehrung, ... viele brachen in der offen gehaltenen Fahrrinne ein, versanken mit Roß und Wagen, mit Mann und Maus, mit aller Habe, oder sie erfroren in den eisigen Winternächten. Und vielen wurde die Nehrungsstraße, die sie über das Eis oder von Pillau aus erreichten, auch noch zum Verhängnis, teils aus der Luft von russischen Tiefffliegern, teils durch Erschöpfung, teils durch Kältestarre.
Auf den weiten Landstraßen wanderten sie zu Tausenden mit Schubkarren und Handwagen, weinende, todmüde und frierende Kinder an den Händen, schwere Gepäckstücke umgehängt, bis sie nicht mehr weiterkonnten und Stück für Stück auf der Straße zurücklassen mußten. Für alle gab es nur noch ein Ziel: Pillau!
Hier war die Rettung vor den nachstürmenden Russen, hier war noch ein Weg ins Freie. - Und wie kamen hier die Menschen nach tagelanger Flucht an, hungrig, fast erfroren, gehetzt und gepeinigt von einer rasenden Angst, viele nahezu wahnsinnig, andere stumpf und gleichgültig vor Entsetzen und Kummer, kaum das Nötigste bei sich, nicht immer alle Familienangehörigen beisammen, die alten Eltern zurückgelassen, die Kinder unterwegs erfroren und an den Straßenrändern im Schnee begraben.
Spürten es die Mütter noch, oder war jedes tote Kind eine Last weniger? So stand diese verzweifelte Menschenmenge wie eine dichte Mauer am Pillauer Bollwerk, nur von dem einen Gedanken besessen, ein Schiff zu finden, das sie mitnahm "ins Reich"! Dann, so hofften sie, hätte alle Not ein Ende. –
Aber nicht jeden Tag gingen Schiffe, und kein Schiff konnte diese Menschenmassen fassen, die es stürmten. Da drangen sie in die Häuser und in die Wohnungen wie eine Walze, die alles niederriß, was ihnen im Wege stand. Alle hatten tiefstes Grauen in den von der Kälte entzündeten Augen, jeder hatte bis zuletzt geglaubt und gehofft, sich an die Scholle gekrampft, erst im allerletzten Augenblick das Allernötigste ergriffen, und so waren sie dann davongezogen in ein ungewisses Schicksal hinein.
Wir Pillauer erlebten mit schreierstarrtem Herzen das ungeheure Leid, das nun zu uns heranbrandete und uns mit einschloß. Wir heizten die Zimmer, was die Öfen hielten, standen unentwegt am Herd, um dauernd Kaffee zu brühen und die fast Erfrorenen auch innerlich zu erwärmen. Wir teilten das letzte Stück Brot mit ihnen und vergaßen selbst unseren Hunger dabei, denn die Bäckereien wurden gestürmt und konnten für die vielen Tausenden den Bedarf nicht annähernd decken.
Tag und Nacht wurde der Badeofen angehalten, damit sich die Menschen nach ihrer langen, eisigen Wanderung säubern und wieder menschlich machen konnten. Die Kinder wurden gewaschen und die Windeln und die Babywäsche dazu. Hunderte hatten wir in diesen Tagen in unserer großen Wohnung bei uns und in den Büroräumen untergebracht, die zum ersten Mal nach der Flucht aus ihrem Heimatort wieder Atem holten und erschöpft dalagen, um neue Kraft zu sammeln.
Nie werde ich vergessen, als spät abends einmal noch ein Schub Königsberger zu uns zum Nachtquartier hereinkam, wie ein älterer Herr an seinen Stöcken zu mir in die Küche kam, um sich heißen Kaffee einschenken zu lassen. Er starrte mich an wie einen Geist, als er mich so ruhig hantieren und für alle sorgen sah. "Oh", sagte er, "ich wollte mich noch heute abend um einen Schiffsplatz bemühen. Aber wenn ich Ihre Ruhe sehe, ich glaube, dann kann ich doch noch eine Nacht hier bleiben und mal endlich schlafen. Wenn Sie noch so ruhig sind, kann es doch noch nicht so schlimm sein!"
Er blieb nicht nur eine, er blieb zwei Nächte, wir schieden als Freunde und sind uns heute

noch verbunden. So ging es, daß wir von manchem schwer Abschied nahmen, um den wir sorgten, wie er seinen Weg fortsetzen könnte. Und diese Angst um ihr Leben und ihre letzte Habe, die sie alle hatten!
Und dann kam die furchtbare Nacht, die alle, die sie erlebten, niemals vergessen werden. Wir hatten uns spät zu einer kurzen Ruhe hingelegt. Da wurden wir durch ein gewaltiges Donnergetöse, dem eine erdbebenartige Erschütterung folgte, aus dem Schlaf hochgerissen. Wir sahen mit aufgerissenen Augen, wie sich die Wände neigten und wieder zurückpendelten. Zugleich ein Krachen und Schlagen, als ginge das Haus um uns in Trümmer.
Was war geschehen? Die Russen? Die Stalinorgeln? Bombentreffer? Das waren die ersten Gedanken ... Als wir vorsichtig die Tür öffneten, standen wir in Scherben, überall sah es verheerend aus, alle Fenster waren herausgeschlagen, die Türen hingen lose in den Angeln, die Hausflurtür lag auf dem Hof, die Gardinen hingen zerfetzt (vor den zerschlagenen Fenstern), die eisige Kälte drang überall ein. ... War das schon der Untergang? Alle standen zitternd und mit schlotternden Knien (vor dem Haus) und wußten nicht ein noch aus.
Dann kam die erste Nachricht aus der Kommandantur: "Munitionslager im Fort Stiehle in die Luft geflogen." Alles mitgerissen, was in der Nähe war, Häuser und Menschen, Baracken mit den Arbeitern. Menschen hingen zerfetzt in den Bäumen, andere irrten wie wahnsinnig umher. War's ein Versehen, Sabotage? ...
Diese Nacht des 26. Januar war der Anfang vom Untergang Pillaus. Nun hatten auch wir nichts mehr, was wir den Flüchtlingen an Wärme und Unterkommen bieten konnten. Durch alle Räume fegte der eisige Wind, und Türen und Fenster waren nicht zu ersetzen. ... Unsere Hoffnung auf irgendein Wunder, daß das Schlimmste verhüten sollte, war geschwunden.
Am letzten Sonntag im Januar waren 8.000 Flüchtlinge gemeldet, es kamen mit der Bahn und mit Schiffen aus Königsberg jedoch 28.000 an! Dennoch gelang es, alle in den Kasernen zu verpflegen und sie dort in den Schulen, Kirchen und Sälen unterzubringen. Die Kriegsmarine stellte Lebensmittel in reichstem Maße zur Verfügung.
Im Hafen drängte alles zu den Schiffen. Fürchterliche Szenen spielten sich ab. Der Mensch wurde zum Tier. Frauen warfen ihre Kinder ins Wasser (den anlegenden Booten entgegen), um nur mitzukommen oder sie in dem Gedränge nicht totquetschen zu lassen. Der allgemeine Wirrwarr wurde nun dadurch gleichzeitig noch erhöht, daß völlig desorganisierte Truppen in die Stadt und in die Häuser strömten, plünderten, sich mit den Flüchtlingen vereinigten und ebenfalls auf die Schiffe drängten. Um durch die Absperrungen zum Hafen zu gelangen, nahmen Soldaten den Müttern Kinder weg und behaupteten, sie wollten ihre Familie an Bord bringen! Andere hatten sich Frauenkleidung angezogen und versuchten auf diese Weise, mit den Schiffen wegzukommen.
Am ... 5. Februar erfolgte der erste Bombenangriff auf Pillau. Um 14.30 Uhr kamen die russischen Flieger in mehreren Wellen an, und in kurzer Zeit war das Werk getan. Was durch die Explosionskatastrophe noch verschont geblieben war, bekam jetzt den Rest. Viele Häuser wurden getroffen und sanken zusammen. Mehrere hundert Opfer an Toten und Verwundeten waren zu beklagen.
Da der alte Friedhof im Laufe der letzten Woche völlig belegt war, wurde ein neuer angelegt. Er erstreckte sich von der Nordermole hinter den Dünen mit der Zeit bis Ende April bis an die Strandhalle von Z. Bis dahin wurden dort rund 8.000 Soldaten und Zivilisten begraben. Der ganze Friedhof war vom Heeresgräberoffizier unter natürlicher Ausnutzung des Kiefernbestandes sehr geschmackvoll als Heldenhain angelegt und ausgestaltet worden. In der Mitte auf einem Andachtsplatz ragte ein hohes Holzkreuz.
Am 6. März folgte der 2. Bombenangriff. ... Auch bei diesem Angriff waren wieder ungezählte Flüchtlinge unter den Opfern. Mit dem Vordringen der Russen auf der gegenüberliegenden Haffseite und im Samland nahm dann auch die Artillerietätigkeit allmählich immer mehr zu.

Pillau wurde von Rosenberg, Balga, Patersort, Fischhausen und Widitten aus beschossen. Jede Nacht kreisten - sich regelmäßig ablösende –
Flieger in niedrigem Abstand über der Stadt, genannt "Nachteulen", und warfen Einzelbomben auf den geringsten Lichtschein. So wurden im Laufe der letzten Wochen getroffen und z.T. völlig zerstört: im Zitadellenhof die Kommandantur, das schöne, alte Zeughaus, die Festungskirche, die Wohnhäuser des inneren Ringes; die Kasernen am Bahnhof haben tagelang gebrannt, der Seedienstbahnhof, die Oberschule, das Amtsgericht, das Marinelazarett, in der Plantage die Offiziershäuser und die Siedlungshäuser (nur wenige sind erhalten geblieben), ferner das Marineverpflegungsamt und die Munitionsanstalt, von den Zerstörungen in der Stadt ganz zu schweigen.
Die Reste der 4. Armee, die im Raume von Heiligenbeil - Balga kämpften, wurden über (das) Haff mit kleinen Fahrzeugen nach Pillau gebracht. Zugleich nahm die Zahl der Verwundeten aus der Samlandfront erheblich zu. Die höchste Zahl an Verwundeten, die Pillau, Lochstädt und Neuhäuser an einigen Tagen barg, betrug 32.000! Dennoch war es möglich, in verhältnismäßig kurzer Zeit diese auf Lazarettschiffen und anderen Hilfsfahrzeugen bis auf 3.000 abzubefördern. Militärisch wurde die Kriegsmarine in der Befehlsgewalt immer mehr durch das Heer ausgeschaltet.
Ein Generalkommando folgte dem andern, manchmal wechselte es schon nach 5 Tagen. Die Truppen und besonders die reichlich großen Stäbe plünderten die Wohnungen in der Stadt allmählich völlig aus. Im Laufe der Zeit waren dann sämtliche Einwohner und Flüchtlinge aus der Stadt mit Schiffen aller Art abbefördert worden. Ein großer Teil mußte auf Anordnung des stellvertretenden Reichsverteidigungskommissars leider den Fußmarsch über die Frische Nehrung antreten. Es war gerade die Zeit grimmiger Kälte, übelsten Winterwetters, Glatteis, während Tiefflieger von oben die Nehrungsstraße ständig beschossen. Für viele wurde dieser Marsch zum Todesweg.
Als die Front nun immer näher rückte, und es sich zeigte, daß Pillau nicht zu halten war, setzte sich der Rest des Stabes der Kriegsmarine nach Neutief ab. Ich erhielt den Befehl, mit dem Rest meiner Kompanie, 80 Mann, in der Nacht vom Hinterhafen abzufahren. Wir warteten von Stunde zu Stunde, aber es kam kein Schiff. So wurde es 3.00 Uhr. Das Artilleriefeuer auf die Stadt und das Bahngelände in unserem Rücken nahm immer mehr zu, und die Russen waren von Kamstigall her in das Gelände des Hinterhafens eingedrungen. Ein Teil der Häuser auf dem Russendamm brannte lichterloh. Von dorther und vom Hinterhafen aus wurden wir bereits mit MG beschossen. Das Artilleriefeuer auf Bahnanlagen und Holzwiese nahm weiter zu.
Da trotz wiederholter Zusage kein Schiff kam, entschloß ich mich, mich mit meiner Kompanie zum Vorhafen durchzuschlagen. Wir hofften, daß dort noch ein Schiff lag. Einzeln oder in kleinen Trupps, nach jedem Granateneinschlag weiterspringend, gelangten wir wie durch ein Wunder ohne Verluste über die Holzwiese und Hindenburgbrücke an dem gerade in hellen Flammen stehenden Hause des Konsuls Jansen vorbei über den Schutt der Häuser in der Königsbergerstraße (Sparkasse, Strahlendorf) und am Markt … durch die Lizentstraße, deren jedes Haus Bombentreffer bekommen hatte und dann durch die Lotsenstraße über die Trümmer des "Goldenen Ankers" zur Ecke am Vorhafen.
Hier konnten wir gerade noch im letzten Augenblick den letzten Marinefährprahm und damit das letzte Fahrzeug, das aus Pillau ablegte, besteigen. ... Um 4.30 Uhr, am Morgen des 25. April, legten wir ab.<<

Die Flucht vor der Roten Armee aus Westpreußen

Die Belagerung der Festung Elbing in Westpreußen von Januar bis Februar 1945

Erlebnisbericht des Oberleutnants C. G. (x001/54-62): >>Als die ersten Nachrichten von dem russischen Angriff in Ostpreußen durchsickerten und von angeblich versprengten Soldaten nicht sehr wohlwollend kommentiert wurden, flüchtete – noch ehe überhaupt ein amtlicher Befehl zur Verteidigung eintraf - ein Teil der sozial besser gestellten Bevölkerung aus der Stadt in Richtung Danzig. Es handelte sich vor allem um Familien höherer Behörden- und Staatsangestellter sowie um Parteifunktionäre. Denn nur diese verfügten über das notwendige Kraftfahrzeug. Gleichzeitig fingen die Behörden an zu räumen, besser gesagt: ... "zu flüchten". Beamte und Angestellte waren plötzlich spurlos verschwunden, trotzdem strikte Befehle "zum Ausharren" bestanden.

Die telefonische Verbindung zu den meisten Ärzten, Rechtsanwälten usw. hörten bereits am 17. und 18. Januar auf, sie waren geflüchtet. Schichau arbeitete wie immer, der Straßenverkehr ging vonstatten, die Gaststätten waren geöffnet und voll besetzt, die Kinos spielten ... den Farbtonfilm "Opfergang" nach der Novelle von R. Binding.

Lediglich auf dem Bahnhof stauten sich die Massen. ... Bis zu 4.000 und 5.000 Personen warteten bereits in diesen Tagen auf eine Gelegenheit zur Flucht nach Westen. Tag und Nacht waren alle Plätzchen und Ecken im Bahnhofsgelände besetzt. Der Zugverkehr schien von den Ereignissen der Kampfhandlungen keinerlei Notiz zu nehmen. Fahrplanmäßig und pünktlich wie in besten Friedenszeiten kamen und verließen die Züge den Bahnhof, allerdings waren die nach Westen strebenden Bahnen unbeschreiblich überfüllt. Überall klebten, hingen und klammerten Menschen in lebensgefährlicher Weise an den einzelnen Wagen, nur um mitzukommen.

Am 20. Januar brachte nachmittags gegen 17 Uhr ein von Elbing ausgesandter Panzerspähtrupp die Meldung, daß die Stadt Osterode brenne. Trotzdem gab es Unzählige, die das einfach nicht glaubten. Erst drei Tage später (!) erließ der Kampfkommandant, Oberst Schöpffer, den Alarmbefehl mit dem Stichwort "1.600". Die wenigen schweren Waffen wurden bei eisiger Kälte und stürmischem Nordostwind in Stellung gebracht.

Stündlich verstärken sich nun die Flüchtlingskolonnen, die sich von Preußisch Holland und von Braunsberg her auf der Königsberger Straße in dichten Knäueln in und durch die Stadt wälzen, vermischt mit zurückströmenden Einheiten. Die anfängliche Ordnung dieser Flucht geht bald in eine regellose Unordnung, in ein wahres Chaos über, besonders an der einzigen Brücke über den Elbingfluß. Bald säumt wahllos weggeworfenes Flüchtlingsgut, Koffer, Kisten, Betten ... usw. die Straße.

Erst mit der Einschließung der Stadt (etwa am 25. Januar) hörte dieser Elendszug (der Flüchtlingstrecks) langsam auf. ... Es war ein unmögliches Bild des Jammers, die alten, total erschöpften Leute, die schreienden Kinder und wimmernden Säuglinge vorbeiziehen zu sehen, ohne helfen zu können. Vor der Unger-Kaserne halten indessen Offiziere auf eigene Faust Lastkraftwagen mit flüchtenden Soldaten an, lassen diese absteigen und dafür die am Wege wartenden Mütter mit Kindern aufsitzen und weiterfahren. So gelang manchen noch die rettende Flucht nach Westen.

Nachdem der Ring um die Stadt völlig geschlossen ist (am 26. Januar), treffen nur noch einzelne Flüchtlinge oder kleinere Kampfgruppen ein, welche die Verteidigung verstärken. So glückt das einer Schwadron unter Führung eines Rittmeisters Graf F. und einem noch 250 Mann starken Jägerbataillon vom Jäger-Regiment 83 Brieg - aus dem Verband der 28. Jägerdivision unter einem Hauptmann H. und Oberleutnant E.

War diese regellose Flucht aller verantwortlichen Stellen aus der Stadt schon eine Katastrophe, so gilt das von den militärischen Vorbereitungen für die Verteidigung nicht weniger.

Gegen diese fragwürdige und verantwortungslose Verteidigung richtete sich vom 23. Januar an der feindliche Stoß. Von diesem Tage ab überstürzten sich die militärischen Ereignisse. Am Vormittag passierte der letzte "SF-Zug" fahrplanmäßig und pünktlich Elbing in Richtung Danzig. Noch in der Nacht erreichten die Russen nach zuverlässigen Meldungen die Bahnlinie Elbing - Königsberg. Das Schneetreiben und die eisige Kälte dauern an. Der Schienenweg nach Dirschau und Danzig ist noch frei, aber auch hier kann es sich nur noch um Stunden handeln. ...

Dann und wann verläßt ein über- und übervoller Zug Elbing. Trotz der horrenden Kälte hokken Tausende von Flüchtlingen auf dem Bahnhof auf offenen Güterwagen, Mütter mit den Säuglingen im Arm, alte Männer, Halbwüchsige, Kranke, Sieche, Erschöpfte, teilweise lange schon ohne warme Verpflegung, alle von der schwachen Hoffnung beseelt, doch noch unter selbstmörderischen Umständen nach Westen fahren zu können. Unzählige fallen erfroren während der Fahrt vom Zuge, weil sie sich nicht mehr aufrecht halten können. 12 kleine Kinder lädt man in Deutsch Eylau aus einem Flüchtlingszug aus, als Leichen. ...

Als ich befehlsgemäß die Zustände auf dem Bahnhof untersuchen soll, hocken die Menschen dumpf und verschüchtert auf den offenen Wagen. "Das ist doch Wahnsinn", schreie ich durch den Lärm einem Mann zu, der auf dem Wagen ein Kind wiegt, "ihr müßt doch alle erfrieren"! Der schreit zurück: "Fragen Sie lieber die Leute, die diesen Wahnsinn hier verschuldet haben, die Mörder und Lumpen!" "Mann, sagt der neben mir stehende Feldwebel, Sie schreien sich noch um ihren Hals."

Da tritt der andere auf uns zu und schreit mit einer sich überschlagenden Stimme: "Sie können dann ja mein Kind gleich mit aufhängen, die Verbrecher!" Es ist sinnlos, völlig sinnlos! Und immer wieder durchbricht diese brodelnde Volksstimmung das verzweifelte Weinen und Wimmern der Kinder, die jetzt gerade in der grimmigen Kälte am meisten leiden müssen.

Am Abend des 23. Januar durchfahren 7 russische Panzer, in der Dämmerung schwer auszumachen, in die Flüchtlingskolonnen geklemmt, unbemerkt die Panzergrabenübergangsstelle bei Grunauhöhe. In der Stadt schießen sie wüst mit Maschinengewehren und gelegentlich mit den Panzerkanonen, ohne aber Personenverluste zu verursachen. Sie rammen eine Anzahl von Flüchtlingsfahrzeugen. Zwei Panzer werden durch Panzerfäuste vernichtet, die restlichen 5 durchqueren die ganze Stadt, rasen die Ziesenstraße hinaus und bleiben dann für Tage am Bollwerk (nördlich der Mudrakaserne) stehen.

Es entsteht nunmehr eine Massenflucht, die verheerende Panik ist unabwendbar. Alles stürzt kopflos über die Elbingbrücke, auch als die Gefahr längst vorüber ist. Die einzige Straße nach Westen ist bald über und über mit Flüchtlingen bedeckt, die um jeden Preis vorwärtsdrängen. Keiner nimmt auf den anderen Rücksicht, jeder ist nur auf die eigene Rettung bedacht. Nur mit äußerster Gewaltanwendung können die notwendigen Truppentransporte sich ihren Weg bahnen. Die Verteidigung sichert sich inzwischen durch zahlreiche Panzervernichtungstrupps (deren einzige wirksame Waffe die Panzerfaust ist) und beugt so weiteren Panzerüberraschungen vor.

Nachts kommt der Rest eines über 6 km langen Flüchtlingstrecks aus dem Kreise Preußisch Holland, lediglich der Kreisleiter mit Familie sowie etwa 30 alten Männern, an, die fast alle bereits den Ersten Weltkrieg mitgemacht haben. Die übrigen Flüchtlinge, so berichten sie, seien beim Auftauchen der russischen Panzer in alle Winde zerstoben, ein großer Teil sei an Ort und Stelle getötet worden: Männer, Frauen, Kinder - ohne Unterschied! - Fieberhaft arbeitet man trotz fehlender Schanzgeräte daran, den inneren Verteidigungsbereich auszubauen - ein fast sinnloses Unternehmen, denn der Boden ist steinhart gefroren und kann nur wirksam mit Sprengpatronen aufgebrochen werden. Und die fehlen - wie vieles andere. - Dazu häufen sich bei dem starken Frost die Fälle von Erfrierungen, denn kaum einer besitzt schützende Winterkleidung.

Die ersten heftigen Angriffe der Russen erfolgen vom 25. Januar an im Südosten aus Richtung Preußisch-Holland. Sie können alle mit großer Mühe abgewehrt werden. Aber südlich des Drausensees gewinnt der Gegner über Rückfort hinaus ständig Boden. Dort gelingt ihm der Stoß auf Fichthorst und damit die Unterbrechung der Bahnlinie nach dem Westen. Die Verbindung wird auf der Straße nach Einlage an der Nogat für Stunden noch offen gehalten, aber aus den eingehenden Meldungen ersehe ich stündlich, wie der Russe zäh nach Norden zwischen Elbingfluß und Nogat hinaufdrängt. Eine Trift nach der anderen (Triften sind schneisenähnliche Wiesenwege) fällt ihm in die Hände.
Schließlich erreicht er mit Spähtrupps das Dorf Zeyer. Damit ist Elbing restlos eingeschlossen. Im Norden bei Tolkemit und Trunz herrscht nur zeitweilige Spähtrupptätigkeit. Immer noch flüchten Bauern aus den umliegenden Dörfern nach Elbing. Teilweise werden sie sogar von den Russen hineingeschickt.
Aus Trunz berichtet ein Flüchtling eidesstattlich von den Greueltaten, besonders der mongolischen Truppenteile. Er berichtet, daß die Frau des Lehrers H. und die Gemeindeschwester die im Ort befindliche Krankenstation für ausländische Arbeiter (die am Panzergraben gearbeitet hatten) versorgt hätten. Die beiden Frauen seien grausam mißhandelt worden und hätten schließlich Gift genommen, um weiteren Quälereien zu entgehen. Solche Berichte werden von nun an so zahlreich aufgenommen, daß wir uns unser vermutliches Schicksal und das der Zivilbevölkerung selbst an unsern Fingern abzählen können.
Am 26. Januar erfolgt ganz überraschend gegen Mittag von Norden her ein starker Panzerangriff in die Stadt hinein. Es sind vorwiegend amerikanische "Sherman", aber auch einige schwere Kolosse vom Typ "Stalin" (über 60 t schwer). 42 Panzer kostet den Gegner dieser Versuch, 2 davon vernichten Amputierte einer Genesungskompanie. ... Ein weiterer Panzerangriff folgt nicht, der Russe zieht vielmehr systematisch neue Verbände und schwere Waffen zur regelrechten Belagerung heran. Auf eigene Faust verlassen 3 kleinere Haff-Dampfer Elbing Sie werden nur unbedeutend am Bollwerk beschossen und haben ohne weitere Gefährdung Danzig erreicht.
Die Zahl der geflohenen Zivilbevölkerung schätzen wir auf etwa 10.000 bis 12.000 Personen. Dafür sind wenigstens in der gleichen Anzahl Flüchtlinge aus der weiteren und näheren Umgebung in die Stadt geströmt.
Gas, Licht und Wasser gibt es vom 26. Januar an nicht mehr. Die Behörden sind verschwunden, kein Ladenbesitzer verkauft etwas. Die zurückbleibende Bevölkerung ist völlig sich selbst überlassen. So beginnt zuerst ein schüchternes, bald ein offenes Plündern (obwohl darauf die Todesstrafe steht). Die Spitzen der Partei haben sich längst in Sicherheit gebracht. Zurückgeblieben sind die gutgläubigen kleinen Parteigenossen, die z.B. in der Münchener Straße erst räumen, als die Russen die Häuser mit Granatwerfern beschießen. Sie glauben auch jetzt noch an den Endsieg - so nachhaltig hat eine verantwortungslose Propaganda gewirkt!
Auf meine Anfrage beim Kreisleiter am 24. Januar betreffs einer Evakuierung der Zivilbevölkerung erhalte ich den klassischen Bescheid, das sei Sache der Partei. Und die Partei werde in 4-6 Stunden eine vollständige Räumung durchführen, die Leute sollten alle ruhig mit ihrem Marschgepäck in ihren Wohnungen warten, bis aufgerufen würde! Das dies nie erfolgen konnte, war mir längst klar. So gab ich denn allen denen, die an mich mit Evakuierungsfragen herantraten, den privaten Rat, sich schleunigst nach Westen "abzusetzen".
Es gibt keine Milch für Säuglinge und Kleinkinder. Kein ziviler Arzt praktizierte mehr. Da kommen die jammernden Mütter mit Kindern auf dem Arm in die Kasernen und betteln flehentlich um Milch für ihre Schützlinge. Das Herz hätte einem brechen mögen angesichts dieses Hundeelends. Eine geordnete Ausgabe aus dem reichlich gefüllten Ersatzverpflegungsmagazin hätte erfolgen können, aber es gab keine zivile Stelle, die sich dessen hätte annehmen können. Statt dessen wird dort geplündert und sinnlos getrunken.

Da wird ein Stabsarzt zu einer schwierigen Entbindung gerufen. Er ist ratlos, weil der Strom der Verwundeten und solcher Soldaten mit Frostwunden gar kein Ende nimmt. Da werden 2 herzkranke Frauen hereingebracht, Mutter und Tochter bitten fast kniefällig, in der Kaserne bleiben zu dürfen. Zwischendurch immer neue Protokolle über russische Ausschreitungen gegen die wehrlose Zivilbevölkerung. Es ist die nackte Faust des Satans, die nach unserer Kehle greift. Immer wieder schrillt das Telefon. Von überallher greift der Gegner mit überlegenen Kräften an, stellenweise wird die vordere Linie zurückgenommen. Langsam aber sicher scheint sich unser Schicksal zu erfüllen.
Am 27. Januar dringt der Russe im plötzlichen Vorstoß auf der Haffstraße in die Stadt ein. Er überrumpelt die Mudrakaserne und setzt sich mit mehreren Panzern, Paks und etwa zwei Kompanien an der Brauerei Englischbrunnen (am Ziesepark) fest. Zwar gelingt am nächsten Tage wieder die Rückgewinnung der Kaserne, aber darüber hinaus sind die eigenen Kräfte zu schwach, um die Russen hier zu vertreiben. In der Flakstellung Lärchwalde verlange ich nach dem Batteriechef. Der dienstälteste Wachtmeister sagt wie abwesend: "Herr Hauptmann hat sich heute Nacht auf dem Gefechtsstand erschossen. ---"
Zwei Tage darauf versuchen die Russen bei Englischbrunnen nach Norden auszubreiten, werden aber bei diesem Vorhaben restlos aufgerieben. Doch auch die eigenen Verluste sind beängstigend im Ansteigen. Und sie können nicht ausgeglichen werden!
Aus Urlaubern, die in Elbing gesammelt wurden, werden Urlaubskompanien aufgestellt. Sie erweisen sich, da keiner den anderen kennt, als äußerst unzuverlässig. Nicht viel anders ist das Bild bei den Besatzungen, deren Torpedoboote bei Schichau auf der Werft liegen. Ihre Einheiten lösen sich förmlich auf. Teilweise beziehen Soldaten leerstehende oder sogar bewohnte Häuser und führen dort während der noch bestehenden kurzen Galgenfrist zum Teil ein wüstes Leben mit Frauen. ...
Vom 28. Januar an wird das feindliche Artilleriefeuer stundenweise außerordentlich heftig. Schwere Geschütze und wenigstens 4 der berüchtigten Salvengeschütze ("Stalinorgeln") sind in Tätigkeit. ... Mühsam hält die zusammengeschmolzene Schar der Verteidiger noch den äußeren Stadtkern. ... Immer wieder müssen die Stellungen zurückgenommen werden, denn feindliche Einbrüche können nicht im Gegenstoß bereinigt werden.
Das Elend der Zivilbevölkerung, das sich hauptsächlich in den Kellern abspielt, nimmt dramatische Formen an oder endet auch oft in stumpfer Lethargie. So hocken tagelang in der ... Volksschule 200 meist ältere Frauen und Männer stumpf und gleichgültig auf demselben Fleck, kaum daß sich einer zur Verrichtung seiner Notdurft vom Platze erhebt. Sie haben den Keller (später) nicht mehr verlassen!
Trotz der Einschließung der Stadt besteht zeitweise eine lose Verbindung zu Teilen der 7. Panzerdivision, die am Westufer der Nogat steht (ca. 6 km). Deshalb riskieren wir auch bei Nacht mehrmals einen Abtransport von über 1.000 gehfähigen Verwundeten, die nur von einem Maschinengewehrtrupp begleitet sind. Merkwürdigerweise glückt das.
Die Telefonverbindungen bestehen bis zum 3. Februar (und werden natürlich von den Russen abgehört) nach Danzig und anderen Orten. So erreicht uns denn auch auf diesem Wege jener irrsinnige Befehl eines Oberbefehlshabers der Gruppe Weichsel namens Himmler, daß Elbing als Brücke vom Westen zum Osten nach dem Befehl des "Führers" um jeden Preis gehalten werden müsse. - Warum, so fragt man sich, da eine Front in Ostpreußen längst nicht mehr besteht?
Eigenartigerweise kämpfen sich gerade um den 30. Januar herum zwei russische Panzer vom Typ T 34 und T 43 nach Elbing durch. Sie waren die "Überlebenden" eines zwölf Panzer starken Verbandes, der von der großen Panzerwerkstatt Braunsberg aus Befehl hatte, Elbing zu erreichen.
In der Stadtmitte sind bis auf das Rathaus und die Hauptpost fast alle großen Gebäude ausge-

brannt, während am Nordrand nennenswerte Schäden noch nicht zu verzeichnen sind. Der Flugplatz im Süden ist seit dem 27. Januar in feindlicher Hand. In der Folgezeit berennen starke Kräfte die Marienburger Vorstadt auf dem Westufer des Elbingflusses. Sie muß am 1. Februar aufgegeben werden. Langsam wird die Lage kritischer.
Am 5. Februar bilden die Kasernenmauern die vordere Linie, am 6. bezieht der Rest der Verteidiger eine Stellung im Stadtinnern. Die Kasernen müssen geräumt werden. So nehmen wir auch Abschied von zwei Massengräbern vor dem Eingang der Ungerkaserne mit 25 Toten, die ich dort am 31. Januar im russischen Artilleriefeuer beerdigt hatte. Nur die wenigsten waren namentlich zu ermitteln. Ein 16-jähriger Hitlerjunge namens Sch. war auch dabei. –
Vom 6. Februar an war eine Bestattung nicht mehr möglich. So wurden die Verluste nur noch zahlenmäßig gemeldet.
Die Verteidigungslinie verläuft nunmehr im Norden die Grünstraße entlang zum Jahnkrankenhaus. Unser Gefechtsstand ist das Gymnasium in der Königsberger Straße.
Am 6. Februar tobt für Stunden vormittags ein wahrer Feuerorkan über der Stadt. Das Jaulen, Heulen, Fauchen und Krachen der Geschosse aller Kaliber will kein Ende nehmen. Gegen 12.30 Uhr tritt plötzlich eine Feuerpause ein. Wir nehmen ... einen älteren Mann in Empfang, der ein weißes Tuch schwenkt. Er übergibt mir eine Aufforderung vom "Kommando der russischen Truppen um Elbing", uns zu ergeben. Der Kampfkommandant verzeichnet sein "Kenntnis genommen: Schöpffer" darauf, und der alte Mann geht wieder zum Feind zurück. Nachmittags setzt dann ... erneut das gegnerische Feuer aus allen Rohren ein. Die Verteidigung kann dem so gut wie gar nichts entgegensetzen. Wir müssen warten, warten. - Worauf denn eigentlich?
Um 16 Uhr kommt die Meldung, daß der Russe sich der Schichauwerft bemächtigt und die dort stehende Polizei über den Haffuferbahnhof auf die Ziesestraße zurückgedrängt hat. Vom Gymnasium bis zur Werft sind es 600 m. Überhaupt kann der gesamte Verteidigungsring höchstens einen Durchmesser von 1.200 m an der breitesten Stelle haben.
Zusammen mit den bereits genannten Männern vom Volkssturm Preußisch-Holland soll ich die Polizei entlasten.
Beim Angriff auf die kleine Kapelle ... werde ich verwundet. ... Im Gymnasium werde ich verbunden. Ein Bombentreffer hat den Nordgiebel völlig abgerissen. Trotzdem herrscht im Keller ein wüstes Gewimmel von Soldaten, Verwundeten, Kranken, Zivilpersonen, darunter viele Frauen und Kinder. Jeder glaubt sich hier wie auf einer rettenden Insel und verläßt nur im äußersten Notfall einmal den Keller. Beim Kommandeur sitzt eine junge Mutter mit zwei 6- oder 7jährigen Mädchen, die bei jedem Granatwerfereinschlag zusammenzucken und laut weinen. Mit Schokolade werden sie beruhigt.
Nachts in einer Feuerpause - es ist ein irrsinniges Geschieße mit Maschinengewehren und Maschinenpistolen in den Straßen, nur die schweren Waffen schweigen - fahren wir auf einem Pferdefuhrwerk zum Lazarett. Das ist die "Heinrich von Flauen Schule".
Nun deckt der Russe 2 Tage lang die todwunde Stadt mit einem wahren Trommelfeuer zu. Kein Sanitäter wagt sich zum Verwundetentransport nach draußen. ... In den Kellern, die zuletzt über 2.000 Verwundete beherbergen, herrscht unsägliches Elend. Da liegen die armen, hilflosen Verwundeten, einer neben dem anderen, so dicht, daß man sich beim Vorwärtsgehen kaum bewegen kann - ohne Versorgung und fast ohne Verpflegung. Es gibt mal eine Suppe oder etwas Tee. Die Luft ist erfüllt mit allen widerlichen Gerüchen. ... Zwischen den Verwundeten hocken oder liegen Zivilpersonen, Frauen, Männer, Kinder, Greise, Säuglinge. Und das wimmert, jammert, flucht, betet und stöhnt - es ist eine schaurige Musik des Krieges, die hier zu hören ist.
Im einzigen Behandlungszimmer sind seit Tagen 4 Ärzte ununterbrochen beschäftigt, die Verwundeten und Kranken, die laufend durchgehen, zu verbinden. ... Woher nehmen sie nur die

physische Kraft, hier ihre vielleicht sinnlose Arbeit zu tun? An den Gesichtern sieht man, daß sie nur noch ein Schatten ihrer selbst sind. Im Stehen werden die meisten "Fälle" erledigt. Es riecht nach Äther zum Erbrechen, aber sicher wie immer handhaben die Hände das Messer, wenn hier oder dort ein Schußbruch zu operieren ist. "Der Nächste". So verrinnt Stunde um Stunde, und draußen mäht erbarmungslos der Tod. Dieses Bild der wimmernden und klagenden Menschen, ihre verzweifelten Gesichter - nie wird man es vergessen können. Und trotzdem wähnen sich alle irgendwie im Schutze des Lazaretts wie auf einer Insel, um die eine Sturmflut herumbrandet.
Nach 2 Tagen konnte ich alles nicht mehr ansehen und verließ nachts, trotzdem die "Stalinorgeln" heftig am Werk waren, wieder das Lazarett, um zum Gymnasium zurückzueilen. Da das Schlüsselbein zerschmettert war, ließ ich mir die rechte Hand fest an den Oberkörper binden.
Da tauchte im Dunkel ein weißes Etwas vor mir auf, laut hörte ich es "Mutti! Mutti" rufen. Da stand ein weinendes kleines Mädchen von höchstens 10 Jahren, und dabei ein Krachen um uns her, daß man stets auf dem Sprung in die Deckung sein mußte. Aber immer wieder rief das kleine Ding ihr klagendes "Mutti, wo bist Du?" Vielleicht war die Mutter längst tot - und so nahm ich das Mädchen mit zum Gefechtsstand. Sollte das noch Krieg sein? Nein, es war dies ein Stück Hölle auf Erden.
Im Gymnasium gab der Kommandeur gerade seine Befehle zum Ausbruchsversuch am nächsten Morgen. Da stand der Hauptmann, der an sich auf Krücken hätte gehen müssen, denn mit dem Stock allein schaffte er nur ein paar 100 Meter. Und er sagte ganz leise zu mir: "Es ist gut, daß Sie kommen, morgen wird das Lazarett wahrscheinlich an die Russen übergeben." Als er mein entsetztes Gesicht sah, fügte er hinzu: "Wir sind am Ende."
Nachts ging es quer durch Hinterhöfe und Gärten, ein Mann hinter dem anderen, Verwundete in der Mitte, vorsichtig bis in die Nähe der Brauerei Englischbrunnen, wo die Pioniere mit Hilfe eines Lastkahnes eine Fähre gebaut hatten.
Morgens um 5 Uhr - am 10. Februar - befanden sich auf dem Westufer des Elbingflusses rund 2.000 Mann. Diese griffen ... eine westlich liegende 800 m entfernte Siedlung an, in der Annahme, dort seien Russen. In Wirklichkeit befanden sich dort Soldaten der 7. deutschen Panzerdivision, die beim Hurra-Gebrüll der Stürmenden glaubten, es handele sich um Russen. So wurde in Verkennung der Lage dieser völlig unnötige Angriff von eigener Artillerie zusammengeschossen. ... Den Soldaten drängten in Massen Zivilpersonen nach. Inzwischen hatten die Russen den Ausbruchversuch entdeckt - und nun traf das zusammengefaßte feindliche Feuer gerade den nachfolgenden wehrlosen Haufen. So hielt der Tod hier noch eine vielfältige Ernte unter denen, die bereits die ersehnte Freiheit zu besitzen glaubten.
Als ich gegen 10 Uhr im Graben kriechend (floh), ... lagen dort reihenweise die Toten. An einem kleinen Mädchen kam ich vorbei. Es lag dort still da, mit leicht geöffnetem Mund, fast lächelnd - daneben die Puppe, die dem Arm entglitten war.
2.400 Verwundete im Lazarett "Heinrich von Plauenschule" fielen in russische Hand. Die meisten - das darf als sicher gelten - sind eines jämmerlichen Todes gestorben. Fürchterlich war das Schicksal der in der Stadt verbliebenen Zivilpersonen.<<

Fluchtereignisse, Zusammentreffen mit den sowjetischen Truppen, Fortsetzung der Flucht nach einem deutschen Gegenstoß

Erlebnisbericht des Bauern Berthold Schönfeld aus Buchheim bei Lindenwald, Kreis Wirsitz in Westpreußen (x001/176-178): >>Am 21. Januar etwa l Uhr früh wurde die Räumung durch die Partei angeordnet. Entsprechend dieser Parteianordnung packten die Ortseinwohner das Notwendigste auf ihre Fuhrwerke und versammelten sich ab 5 Uhr früh in Lindenwald, dem Sitz und Mittelpunkt der Ortsgruppe. Nachdem die Anwesenheit aller deutschen Bewohner festgestellt worden war, wurde die Wagengruppe der Buchheimer Gemeinde in den großen

Treck der Ortsgruppe eingereiht und über Gr. Tonin, Schönweiher, Jastremken in Richtung Vandsburg in Marsch gesetzt. Treckführer war der Kaufmann und Mühlenbesitzer Erich K. aus Lindenwald.
Alle für den Volkssturm vorgesehenen Männer, damit auch ich, mußten zurückbleiben und hatten zunächst die Aufgabe, für Ordnung in den verlassenen Ortschaften und die Fütterung des zurückgebliebenen Viehs zu sorgen. Wir waren sehr überrascht, als um 10 Uhr abends dieses Tages der größte Teil unserer Treckfuhrwerke wieder nach Hause zurückkehrte. Sie hatten um die Mittagszeit Vandsburg erreicht und wollten weisungsgemäß von dort aus nach Flatow weiterfahren.
Diese Absicht konnte aber nicht verwirklicht werden, da die Chaussee nach Flatow vollkommen durch andere Trecks verstopft war. Auch die Bemühungen von Wehrmachtsangehörigen, diesen Zustand zu ordnen und unseren Treck einzureihen, blieben so aussichtslos, daß der führende Offizier, ein Major, wegen der herrschenden Kälte (es waren schon 15 Kleinkinder von anderen Trecks erfroren) und der fehlenden Unterkünfte für unseren und die Treckzüge anderer Gemeinden sofortige Umkehr in die Heimat empfahl.
Dies wurde von den meisten Treckleuten für richtig gehalten und befolgt. Alle Bemühungen, mit dem Kreisleiter in Wirsitz über unsere Lage und weiteres Verhalten in telefonische Verbindung zu kommen, scheiterten, da zunächst in Nakel, später auch in Immenheim (Mrotschen) die Fernsprechzentralen unbesetzt waren.
Daraufhin fuhr ich zusammen mit Treckführer K. nach Jastremken, Kreis Zempelburg, rief den Zempelburger Kreisleiter Bütow an und erkundigte mich nach Möglichkeiten, mit unserem Treck in westlicher oder nordwestlicher Richtung sein Kreisgebiet zu durchqueren. Er gab eine gleiche Beurteilung der Verhältnisse wie tags zuvor der Major und riet zum Abwarten. Auch bei den Gesprächen an den folgenden beiden Tagen beruhigte er uns unter Hinweis auf "eine wahrscheinlich kommende Stabilisierung der militärischen Lage durch Einsatz neuer Truppen".
Da in der Frühe des 24. Januar plötzlich aus südlicher Richtung (nach unserer Schätzung in der Gegend von Slupowo, Moritzfelde oder Bachwitz, Kreis Bromberg) starker Gefechtslärm zu hören war, wurden sofort alle deutschen Familien zum Abmarsch aufgefordert. Dieses Mal fuhren wir ab Lindenwald über Kl. Tonin, Rogalin und Kl. Wöllwitz in Richtung Zempelburg, das nach vielen Stockungen nachts durchfahren wurde. Als erste Station war ursprünglich der Ort Ziskau, Kreis Zempelburg, vorgesehen. Da Ziskau aber keine Möglichkeit zur Unterkunft mehr bot, waren unsere zuerst abgefahrenen Familien weitergeleitet worden und teilweise in Alt-Battrow und Linde untergebracht. Wegen starken Schneefalls und erneut verstopfter Chaussee durch liegengebliebene Trecks beschlossen wir, unseren Pferden nach den ungewöhnlichen Strapazen etwas Ruhe zu gönnen.
Ganz unerwartet erfolgte dann am 28. Januar 1945 nachmittags der Vormarsch einer russischen Panzerdivision auf der Chaussee aus Richtung Zempelburg. Der Feind konnte aber nur bis wenige Kilometer hinter Pr. Friedland vordringen, da ihn dann der deutsche Widerstand aufhielt. Für uns Geflüchtete kamen nun furchtbare Stunden und Tage. Daß wir unsere Pferde und damit auch die sonst noch mitgeführte Habe und Sachen von Wert verloren, brauche ich nicht besonders zu erwähnen, das ist ja tausendfältig immer das gleiche gewesen! Jeder behielt praktisch nur das, was er selbst tragen konnte.
Von den Russen wurden wir immer wieder zur Rückkehr in die Heimat aufgefordert. Ob jemand und wer dieser Aufforderung Folge leistete, wer zu Schaden kam oder getötet wurde, war in dem Wirrwarr und durch die Unterbringung in verschiedenen Ortschaften nicht möglich zu erfahren. Ich weiß bis heute noch nichts absolut Sicheres. Nur weiß ich, daß die alte Frau Pauline L., die ich zusammen mit ihrer Tochter Paula auf meinem Wagen bis Linde mitgenommen hatte, die Aufregungen jener Tage nicht überstand und gestorben ist. Sie ist in

Linde beerdigt worden.
Dann setzte der Gegenstoß der deutschen Truppen ein, der die Russen zurückdrängte. Dadurch wurde Linde befreit (am 7. Februar 1945). Hier waren außer meiner Mutter, meiner Schwester und mir aus Buchheim nur die Familien K. und M. (K. = 9 Personen, M. = 5 Personen) untergebracht. Die anderen Buchheimer Familien, die sich in Alt Battrow befanden, blieben unter den Russen, da dieser Ort von der deutschen Wehrmacht nicht mehr freigekämpft werden konnte. Mit der Familie K. und M. zusammen flüchteten wir dann mit dem letzten verbliebenen Handgepäck teils zu Fuß, teils mit der Bahn bis Schivelbein in Pommern.<<

Flucht nach Pommern, Rückkehr nach Danzig und Seetransport nach Dänemark
Erlebnisbericht des Landwirts Johannes W. aus Altfelde, Kreis Marienburg in Westpreußen (x001/272-273): >>Als am Abend des 23. Januar 1945 russische Panzer in Elbing eingedrungen waren, entschlossen wir Altfelder uns, ebenso auch die Nachbargemeinden, unsere Heimat zu verlassen; einen offiziellen Räumungsbefehl hatten wir noch nicht, und in der Nacht vom 23. zum 24. Januar verließen die Treckwagen Altfelde, denen sich noch viele fremde Flüchtlingswagen, die in Altfelde Quartier gemacht hatten, anschlossen.
Erst am 24. mittags passierte unser Treck die Nogatbrücke in Marienburg, da die Straßen vollständig verstopft waren und das Tempo ungemein behinderten, außerdem der zurückflutenden Wehrmacht das Vorfahrtsrecht eingeräumt werden mußte.
Wie der Treck an der Kreisleitung Marienburg vorbeifuhr, war diese immer noch der Meinung, daß wir zu früh losgefahren seien. Was hatte es uns genützt, daß monatelang vorher alles bis ins Kleinste ausgearbeitet worden war, der Abtransport der Viehbestände und Herdbuchherden, die Marschwege, Quartiere festgelegt usw., und nicht ein Stück Vieh aus dem ganzen Kreise Marienburg ist herausgekommen, ganz abgesehen von den Tausenden von Zentnern Getreide, die dort geblieben und den Russen verfielen. In der Zuckerfabrik lagerten noch ca. 40.000 Zentner Zucker.
Volkssturmmänner, verschiedene ältere Leute, die keine Lust verspürten, sich auf die vereisten Straßen zu begeben, und sich nicht entschließen konnten, die Heimat zu verlassen, blieben zurück. Auch ich blieb mit meinem Melkermeister im Hof, um den Viehbestand notdürftig zu füttern und nach dem Rechten zu sehen.
Eine Panzerabwehrkompanie, ca. 140 Mann stark, hatte sich schon zwei Tage, von Osten kommend, in Altfelde einquartiert, und als am Mittag des 24. Januar von Posilge, aus Richtung Christburg kommend, vier russische Panzer gemeldet wurden, übernahm diese Truppe die Verteidigung an der Chaussee Notzendorf - Posilge. Das Gefecht begann ungefähr um 3 Uhr nachmittags, in dessen Verlauf auch die gemeldeten Panzer abgeschossen wurden.
Um diese Zeit verließen mein Melker und ich die heimatliche Scholle zu Fuß querfeldein in Richtung Jonasdorf - Schadwalde, um über die Nogat zu kommen. … Nachdem wir in Schadwalde etwas gegessen, gingen mein Melker und ich Richtung Kalthof - Dirschau, um unseren Treck einzuholen, den wir auch in Sobbowitz trafen. Herr Hauptmann Jacob mit seinen Kameraden schloß sich uns an bis Kalthof, wo ihr Troß lag. Als wir in der Nähe von Kaminke waren, wurde der Flugplatz Königsdorf gesprengt.
Der ganze Treck der Gemeinde Altfelde war auseinandergerissen, aber jeder kannte ja das Ziel, Kreis Karthaus. In Neusitz wurden wir von einem Schneesturm, der zwei Tage anhielt, überrascht und mußten dort vier Tage bleiben, bis die Straßen wieder befahrbar waren. Dann fuhren wir bis Kamehlen, rasteten wieder einige Tage und kamen dann in unser vorgesehenes Quartier nach Schmellen.
Hier lagen wir untätig bis Ende Februar, als der Weitermarsch nach dem Westen hinter die Oder befohlen wurde. Die Trecks zogen weiter Richtung Lauenburg - Stolp und liefen dem

Russen, der inzwischen über Schlawe bis zur Ostsee durchgestoßen war, direkt in die Arme. Wenn der Weiterzug nur acht Tage früher befohlen wäre, hätten die meisten ihre Fahrzeuge, Pferde und den nötigsten Hausrat hinübergerettet. So ging noch das Letzte verloren, und die Russen machten reiche Beute.
Arbeitsfähige Männer, die noch beim Treck waren, und viele junge Frauen und Mädchen verschleppten die Russen, u.a. Landwirt Winter, Otto Sch., Martha W., Lotte und Anna H. aus Altfelde. Alles andere wurde zu Fuß in die Heimat zurückgeschickt, da Pferde und Wagen von den Russen beschlagnahmt wurden. -
Mittlerweile hatten die Russen den Ring um Danzig geschlossen, und uns blieb nur der Weg nach Danzig offen, das wir dann auch auf Umwegen über Neustadt erreichten, weil Karthaus schon am 9. März von den Russen besetzt war.
Von Danzig konnten wir am 18. März mit Dampfer "Westpreußen" mit noch ca. 5.000 anderen Flüchtlingen nach Dänemark fahren. Hier wurden wir nach der Kapitulation interniert und kamen Ende Januar 1947 mit einem Flüchtlingstransport nach Ristissen in die französische Zone.<<

Flucht im Januar 1945, Überrollung des Trecks durch sowjetische Truppen im Kreis Karthaus und Rückkehr von März bis Mai 1945

Erlebnisbericht der Bäuerin L. T. aus dem Kreis Dirschau in Westpreußen (x001/335-342, x002/194): >>24. Januar 1945. Dampfend von der Wärme des Stalles werden unsere Pferde vor unseren schon am Abend vorher vollgepackten Flüchtlingswagen gespannt. (Es ist) ein langgemachter Leiterwagen mit einem schützenden Verdeck. Noch schnell die Pökeltonne mit dem 4-Zentnerschwein heraufgeschafft, das noch am Abend vorher geschlachtet wurde.
Kaum können es die dick vermummten Kinder erwarten, auf den Wagen gehoben zu werden; denn sie denken, es geht auf eine Spazierfahrt. Wie blühend und gesund sie aussehen, sind sie doch noch nie jemals im Leben krank gewesen! Alle drei blond, blauäugig und rotbäckig, der gerade 8 Jahre alt gewordene Gerhard, der bald 7jährige Heini und die rundliche 3jährige Gretchen.
Mir ist das Herz so schwer, als ich den Wagen besteige, und zumute, als steige ich in mein eigenes Grab. "Du wirst kein eigenes, selbstgebackenes Brot mehr in deinem Leben essen", durchzuckt mich ein Gedanke, als der Wagen durchs Hoftor rollt. –
Schwer fällt mir der Abschied von unserer zweiten Heimat, unsrer Pachtung in Rokitten, Kreis Dirschau/Westpreußen, wohin mein Mann seit 1940 aus Ostpreußen als Wirtschaftsberater für die Volksdeutschen aus Bessarabien und dem Warschau-Gebiet von der Landesbauernschaft Danzig-Westpreußen dienstverpflichtet ist. Deshalb darf mein Mann uns jetzt auch nicht begleiten, erst wenn Rokitten von der Wehrmacht geräumt wird, darf er fort.
So haben wir jetzt den "guten" Valerie, den Zivilrussen bzw. "Ostarbeiter" als Kutscher, der leider jedoch gelernter Chauffeur ist und keinen "Pferdeverstand" hat. Deshalb lenkt mein Mann unser schwankendes Gefährt mit den übermütigen Pferden mit sicherer Hand durch die hohen Schneewälle des Landweges bis auf die Hauptchaussee, um dann Abschied von uns zu nehmen.
Schritt für Schritt fahren wir nun im langen, endlosen Flüchtlingszug gen Westen. Dumpfer Kanonendonner grollt schon seit gestern von Marienburg. "Gleich wird der Russe die Zange um Pommern schließen", berichtete uns heute nacht ein Stabsoffizier. "Nur schnell durch bis Mecklenburg", nehme ich mir vor, - wenn die Straße nur nicht so verstopft wäre, oft müssen die Flüchtlingswagen stundenlang halten, um Wehrmachtsfahrzeuge durchfluten zu lassen, so daß wir am Abend nur ganze 6 km gefahren sind.
Es ist doch keine Vergnügungsfahrt, merken die Kinder, als wir abends in einer mit Flüchtlingen (überfüllten) Stube auf dem Fußboden schlafen.

So fahren wir fünf Tage durch. Schneesturm mit über 20° Frost setzt ein. Unvergeßlich ist mir die Nacht, als wir wohl gegen 2 Uhr morgens vor Berent stehen. Die Straße ist wieder total verstopft. Valerie, unsere Perle, steigt wieder vom Wagen, trinkt Schnaps mit den Ostarbeitern der anderen Flüchtlingswagen. Die Kinder (sind) durchgefroren und unglücklich, obgleich sie tief in Betten verpackt sind, aber der Schnee dringt durch alle Ritzen. Die Pferde sehen schon ganz zottig und schubbrig aus, obgleich wir genug Hafer (mitgenommen) haben. Dann läßt man uns nicht mehr weiter nach Westen fahren, weil die Russen wohl schon die Zange um Pommern geschlossen haben.
In der Nacht zum 7. März müssen wir überstürzt unsere Quartiere verlassen und flüchten, weil in der Nähe schon Granaten einschlagen. Unser guter Valerie ist nur mit Mühe und Not von mir zu überreden, den Wagen zu fahren, und widerwillig und noch nachlässiger als sonst versieht er seinen Posten. In wilder Flucht geht es nun über bergige, vereiste Waldwege in Richtung Gotenhafen, denn die Hauptstraßen hat der Russe schon alle. ... Da droht der Russe, uns in einer kleineren Stadt zu umzingeln. ... Unser Fuhrwerk wird so eingeklemmt, daß wir nicht mehr weiter können.
Ich ... packe nur die Betten und etwas Lebensmittel auf einen Wehrmachts-LKW und fahre mit den Kindern davon. Wir fahren stundenlang nur durch Wälder und wüste Gegenden, immer in der Nähe der Front. Unser Fahrer und auch die Fahrer der anderen LKW sind Russen, die auf deutscher Seite kämpfen.
Vor einer Lichtung halten plötzlich alle Autos. Die Fahrer springen von ihren Sitzen und lassen ausgiebig ihre Schnapsflaschen kreisen. Ich habe das Gefühl, jetzt wird es brenzlig, sie trinken sich Mut an. Und richtig, kaum springt unser Wagen an, schießt sich die feindliche Artillerie gerade auf uns ein. Soldaten fallen. Pferde wälzen sich in ihrem Blut. Das Dach unseres Autos hat ein großes Loch. Im Nu ist die Straße verstopft und das feindliche Feuer konzentriert sich noch mehr auf uns.
Geistesgegenwärtig biegt unser Fahrer auf das freie Feld aus, ... doch die warme Märzsonne hat den Boden schon aufgetaut, das Auto bleibt stecken. "Raus, die Weiber, schieben", brüllt er. ... Wir kommen vorwärts, in sausender Fahrt jagt das Auto davon. Ich klammere mich an einer Klappe fest und lasse mich mitschleifen, um meine Kinder nicht zu verlieren. In Dekkung des Waldes warten wir dann auf die anderen Frauen.
Doch nun kommen wir nicht mehr weiter, der Kühler hat einen Granatsplitter abbekommen. Alle Autos fluten vorbei, wir bleiben stehen. ... Wir sitzen nun gottergeben die ganze Nacht im Auto bei heftigstem Schneesturm und Geschützdonner. Im fahlen Morgengrauen wird alles ruhig und still. Ein verirrter LKW-Fahrer erbarmt sich unser und nimmt uns ins Schlepptau. Es geht nur im Schneckentempo vorwärts, da - von neuem ganz in der Nähe Beschuß, meine drei Kinder haben sich eng an mich gedrückt. Sie haben alle weiße, verzerrte Gesichter. Ich bete immer, daß wir alle auf einmal tot wären, wenn wir sterben müssen. Uns gegenüber hat sich ein Flak-Soldat eingefunden, der sich immerfort mit einer jungen Frau küßt.
"Russische Panzer von vorn gemeldet", schreit der Leutnant uns von vorn zu. "Kleines Handgepäck bereitlegen, wenn ich rufe, können alle den Wagen verlassen". Mit zitternden Händen packe ich etwas Brot, Speck ... und Verbandstoff ein und gebe dem Ältesten eine warme Dekke. ...
Plötzlich (hören wir) ein Krachen und Donnern, vom Auto vor uns loht eine Stichflamme hoch. "Raus!" Wir springen wie die Irren vom Lastkraftwagen runter, laufen, was wir können, von der Straße fort in den dichten Wald. – In der Nähe brennt ein Dorf, in dem geschossen wird; auch die Bewohner des Dorfes fliehen in den Wald. Ich werfe mich mit den Kindern auf den Waldboden.
Da sehen wir schon hinter den Bäumen die braunen Uniformen mit den ekligen Pelzmützen. (Rotarmisten, die) wie die Katzen angeschlichen kommen. "Jetzt werden sie uns erschießen",

denke ich. Da heben alle Deutschen die Hände, zum Zeichen, daß sie sich ergeben. ... "Der Chitler ... und die Chitler!", geht das Denunzieren der Polacken los, und die Betreffenden werden sofort festgenommen. "Ihr jetzt Russkis", dolmetscht uns ein Russe. Sofort übernimmt uns ein russisches Flintenweib: "Alle mit!" Wir müssen durch einen reißenden Bach waten, dessen Wasser den Kindern bis zu den Hüften reichen würde. Alle über sechs Jahre müssen allein durch. "Is gutt für Gesundheit", befiehlt die Russin.
Ich benutze das Durcheinander, um meine drei Kinder über den Bach zu tragen, und verliere dadurch den Anschluß. Wir irren dann allein im tollsten Maschinengewehrfeuer herum. Die Erde spritzt uns nur so um die Ohren, aber wir gehen nicht in Deckung. Wir haben keine Angst und sind ganz abgestumpft, als ob uns das alles nichts angeht.
Da endlich ein entlegenes Haus eines Dorfes, um das sich unglückliche Leidensgenossen scharen. Ich bitte um etwas warmen Kaffee, aber die Polin läßt uns die Küche nicht betreten. "Da, soviel zu trinken", und zeigt auf den Schnee, denn ein Brunnen ist nirgends zu finden. ...
Bald geht das Plündern los. Ein feister russischer Zivilist zieht mir den Trauring ab und befiehlt mir, bis zum Abend in einem zugewiesenen Raum zu bleiben. Als er sich entfernt, benutze ich die Gelegenheit, um auszureißen. (Wir laufen) wieder in den Wald. Bloß fort. ...
Als es anfängt, dunkel zu werden, finden wir auf einer Anhöhe, ganz einsam liegend, ein halbzerschossenes Haus. "Kommt her! Trinken, warmen Kaffee für eure Kinder", ruft uns ein Polin überaus freundlich entgegen. Das Haus ist schon angefüllt mit Flüchtlingen und immer mehr strömen herbei. Es gibt tatsächlich warmen Kaffee!
"Gibt es doch noch edle Menschen?", denke ich, und es kommt mir nicht geheuer vor. Als wir dann noch eine Kleinigkeit von unserem bißchen Brot "von zu Hause" gegessen haben und es ganz dunkel geworden ist, eröffnet uns das Weib: "So, Kinder, jetzt kommen russische Soldaten und Offiziere schlafen."
Und bald ist das Haus voller Russen, die ausgehungert wie die Wölfe sind. Ich verlasse sofort die große Stube, wo die meisten Menschen zusammengepfercht sind, und lege die Kinder neben den Herd in der Küche auf den Fußboden zum Schlafen hin. Sofort drückt mir die Polin eine Bratpfanne in die Hand. "Du für Offizier Abendbrot machen". ... Der Offizier ist ungehalten, daß ich nichts esse. Um ihn nicht zu sehr zu erzürnen, trinke ich etwas vom schwarzen Tee "mit Zucker". Auf seinen Befehl muß ich auch meinen Kindern etwas von diesem lukullischen Mahl anbieten, aber die sind aus ihrem tiefen Schlaf nicht wach zu kriegen. Dieser Russe ist jedenfalls ein anständiger Mensch.
... Als die Russen satt sind, kommt der Schnaps heran, und man merkt, wie sie systematisch gegen uns aufgehetzt sind: ... Sie zeigen nämlich Bilder herum, wie (angeblich) deutsche Soldaten in Rußland russische Frauen und Mädchen auf viehische Art ermordet haben.
Und was nun folgt, ist nicht mit Worten zu beschreiben. Wäre ich ein Komponist, würde ich diese Nacht als "Symphonie des Grauens" schildern. - Die elende Petroleumlampe ist erloschen, alles spielt sich im Dunkeln ab.
Draußen, nicht weit fort, tobt die Front. Plötzlich (hört man) ein Brüllen und Schreien, Bitten und Beschwören. ... (Es ist) ein halb irrsinniger Schrei in grauenhafter Angst: "Hilfe, Hilfe, Flüchtlinge!" - Dann scheint mir mein Blut in den Adern zu erstarren vor Angst, als ich nebenbei in der großen Stube den Verzweiflungsschrei einer Mutter höre: "Quält uns die Kinder nicht," - dann ein Brüllen und Schreien, Herausschleifen aus dem Haus, draußen ein schrilles Quieken und stoßweises Wimmern. - Was ist los? –
Ich will ins Freie. - Die Russen, die mit uns in der Küche sind, lassen es nicht zu. Sollte es denn tatsächlich der Fall sein, daß die Russen uns die Kinder fortnehmen, wie es die Zeitungen in der letzten Zeit immer schrieben, - und sie uns die Kinder womöglich quälen, oder quälen sie ein Kind, weil sich eine Mutter nicht vergewaltigen läßt? –
Da - "Jetzt kommen wir mit unsern Kindern dran", flüstert die Stimme eines jungen Weibes

neben mir, auch in höchster Erregung.
"Unser Leben hat sowieso keinen Zweck mehr", durchzuckt mich ein Gedanke, "Darf ich meine Kinder bei mir behalten, bringe ich sie doch nicht durch die Hungersnot und, wenn ja, werden beide Jungen später auch in solch braunen Uniformen stecken, und das liebe kleine Mädel wird früh eine Prostituierte sein, da hilft nur eins: Sterben."
Doch in dieser Symphonie des Grauens müßte immer wieder ein Motiv wiederkehren, das einen beruhigenden, tröstenden Einfluß hätte wie z.B. das herrliche Motiv des Pilgerchors in der Ouvertüre von "Tannhäuser", das die Stimmen der Unterwelt übertönt, und mein Motiv müßte bedeuten: "Gottes große Güte ist viel größer als das Grauen, ist größer, als du armer, elender Mensch es je begreifst." –
"Doktor", brüllt jemand, "zum Verbinden", und der Lauf eines Gewehres ist auf mich gerichtet. "Was Deine Mann?", dolmetscht ein Pole, und einem Mißverständnis verdanke ich mein Leben, denn meine Antwort Kreisbauernschaft wiederholt er mit: "Er arbeitet beim Bauern?" "Ja, beim Bauern", sage ich. "Dann bleibst leben." ...
(Wir) irren durch zerschossene Dörfer. In fast jedem bewohnbaren Haus sind bereits Polen. Mein Kopf ist ganz wirr und das Tragen des fast 4jährigen Gretchens fällt mir sehr schwer. Gerhard und Heini sind sehr tapfer. Beim Betteln haben wir wenig Glück. ... Wir vier bekommen Durchfall und werden infolge der unregelmäßigen Ernährung und der Strapazen ganz müde und elend. Mittags, wenn wir uns im Straßengraben ausruhen, sind die Kinder gar nicht mehr weiterzubekommen. ... Wenn wir zerschlagen und elend in irgendeiner Scheune aufwachen, ist den Kindern so schwindlig, daß sie beim Aufstehen immer taumeln. Bald sind sie total verlaust: Kopf- und Kleiderläuse.
Immer nach Osten wandern wir zurück, Flüchtlinge in großen Mengen, Ostpreußen, die "nach Hause" gehen, denn nach Westen läßt uns der Russe nicht durch. Wir wandern auf der Autobahn nach Dirschau und gehen den ganzen Tag im Regen. Wir sind total durchnäßt, haben nichts Warmes im Magen. Es dunkelt, aber kein Haus ist in Sicht. Da stoßen wir auf einen großen Flüchtlingshaufen, der sich entschließt, die Nacht im dichten Wald zu verbringen.
Endlich hört der Regen auf. Tannenzweige brechen wir ab und legen unsere einzige Decke herauf. Auf die Decke dicht aneinander lege ich die Kinder mit dem schweren, guten Mantel meines Mannes bedeckt, den ich zum Glück mitgenommen hatte, und lege mich voller Angst neben sie. Werden sie auch diese Strapaze überstehen?
Klarer Sternenhimmel, Frost, in der Ferne (hört man) das Grollen der Front, nicht weit entfernt Hundegebell. Werden uns die Russen mit ihren Spürhunden finden? Alle Flüchtlinge verhalten sich ganz ruhig, nur das Schreien und Wimmern der Säuglinge, die ohne Milch ja dem Tod geweiht sind, schneidet einem ins Herz. Ich friere schauderhaft ohne Mantel, weiß mir aber zu helfen und erwärme mich immer dadurch, daß ich in gewissen Abständen Kniebeugen mache. –
Doch auch diese Nacht hat Gott uns geholfen, zu überstehen. Nur war es am Morgen sehr schwierig, den Kindern die total gefrorenen Schuhe anzuziehen. ...
Furchtbar ist dieser Leidensweg "nach Hause" besonders für die alten Leute. So ist mir ... besonders eine alte, einfache Frau aus Schönwalde ... in Erinnerung, die sich mit Macht an uns zu klammern sucht. Wenn wir abends in einem Elendsquartier ankommen, suche ich in Kellern oder Mieten Kartoffeln und koche sie für uns alle ab. Ruhen wir uns am Tag öfter am Weg aus, läuft das arme alte Weib mit ängstlichen, trippelnden Schritten schon weiter, um ja mit uns mitzukommen. Verlaust und verkommen ist sie genau so wie wir. Nach ein paar Tagen zwingt sie sich nicht mehr weiter. Sie ist nicht dazu zu bewegen, bis zum nächsten Dorf, das nicht weit entfernt ist, mitzukommen. ... Sie bleibt unter einem Strauch an der Straße liegen.
Bald merke ich, daß es gefährlich ist, im großen Flüchtlingszug zu gehen; denn alle Frauen,

die zur Arbeit tauglich scheinen, werden von den Russen auf der Straße aussortiert, verschleppt, und deren Kinder bleiben allein zurück. Eines Abends treffe ich in einem Elendsquartier ein dickes, ordinäres Weib aus dem Kreis Heiligenbeil, die ... 3 Jungen aufgelesen hat, deren Mutter verschleppt wurde. Diese Jungen müssen am Tag bei den Russen um Brot betteln. ...
Ich ... gehe mit den Kindern allein, dazu gehört viel Mut! Ist ein russischer Posten in Sicht, fange ich an zu lahmen. Auf die Frage: "Frau, wo Dokumente?" Ziehe ich seelenruhig meine deutsche Kennkarte, die die Russen stets verkehrt halten. "Pascholl", die Sache ist erledigt. Damit ihnen mein guter Mantel nicht so begehrenswert erscheint, habe ich oben am Aufschlag die Klappen durchgeschnitten. ...
Ich merke, daß die Kinder schon recht schwach geworden sind, und auch ich bin todmüde. Wie lange werden wir diesen Elendsmarsch noch durchhalten? ...
Mein Mann ist den Polen gegenüber stets tolerant gewesen, - niemand hat einen Haß auf uns gehabt, - vielleicht nimmt uns ein guter Mensch in Rokitten auf, - und wir biegen von der Hauptstraße nach Rokitten ab.
Kaum sind wir im Dorf, steht der "Gewaltige von Rokitten" vor uns, Balomonczek, vor dem selbst alle einheimischen Polen zittern, der sich seit 1939 als Partisan in den Wäldern versteckt hielt und dessen Besitzung mein Mann gepachtet hatte. Er hatte ein Gewehr auf dem Rücken, am Arm die weiße Binde der Polen und trug knallrote Filzpantoffeln. "Frau, wo dein Mann?!" "Ich weiß nicht, sicher tot. Laß mich hier in Rokitten arbeiten." ... Vielleicht erinnerte er sich daran, daß mein Mann seine Familie während seiner Partisanenzeit gut behandelt hatte, - jedenfalls übergab er mich nicht der GPU, wie er es wohl hätte tun müssen, sondern riet mir, so schnell wie möglich in meine Heimat Ostpreußen zu fliehen.
Wir dürfen eine Nacht in einem einsamen Insthaus in Rokitten übernachten. ... Als wir im Morgengrauen das Dorf verlassen, übergibt uns Frau C., die viele Jahre bei uns gearbeitet hatte, für jeden ein Stück Brot und drei schöne Eier, obgleich das für eine Polin nicht ungefährlich war.
Nur schnell über die Weichsel! Das ist jedoch leichter gesagt als getan, denn die Eisenbahnbrücke dicht bei der Stadt ist gesprengt, ebenso die Kniebauer-Brücke, die nach dem Polenfeldzug gebaut wurde. Viele Polen setzen die Ostpreußen mit Ruderbooten über den Fluß, aber nur gegen mindestens 10 Pfund Speck. Wir haben keine Chancen, weil wir nichts besitzen. – Doch wie erstaunt und erfreut sind wir, als uns bei Klein-Schlanz, 20 km von Dirschau entfernt, ein Pole auf seinem bepackten Boot mitnimmt, obgleich wir ihn gar nicht darum gebeten haben. Zum Dank gebe ich ihm meine schöne Angora-Strickjacke, die ich anhabe. Verlaust ist sie sowieso!
Bis über die Knie versinke ich im Schlamm, als ich am anderen Ufer meine drei Kinder an Land trage. An der Weichsel herrscht Hochwasser. Gerettet von den Polen, denke ich. Wir sind in Ostpreußen! Doch nach einigen Minuten sprengt bereits ein Russe auf einem Pferd auf uns zu. "Dawai, dawai", nicht schnell genug können wir ihm bis zum nächsten Dorf laufen. Heini weint immerfort. Er klagt über starke Stiche in der Brust. Wieder geht es zum Ausplündern in die russische Kommandantur. Bei uns ist aber nichts mehr zu holen. Wir sind jetzt so erschöpft, daß wir 2 bis 3 Tage im Dorf bleiben.
Es sind noch Kartoffeln in den Mieten, und die Kinder schlafen auch am Tag wie tot. Sie hausen in einem wüsten Haus mit anderen Flüchtlingen. Die Nächte sind hier ruhig, die russische Kommandantur ist in der Nähe und der Kommandant muß wohl ein anständiger Mensch sein. Eines Abends spricht mich eine Flüchtlingsfrau an. Ich wundere mich, daß sie so undeutlich durch die Nase spricht. Wir kommen ins Gespräch: Bezirksbauernführer wäre ihr Mann gewesen im Gr. Werder (Delta zwischen Weichselarm und Nogat). Als die Russen sie vergewaltigten, wäre ihr Mann ihr zu Hilfe geeilt. Dafür hätten sie ihr das Nasenbein eingeschlagen. Auf

der Kniebauerbrücke hätte sie gestern mit ihrem Mann gestanden: "Laß uns runterspringen, dann hat die Qual ein Ende", hat er sie gebeten. Doch der Gedanke an ihre Kinder hat es verhindert. –
Nun ist sie so unglücklich, daß sie es nicht zugelassen hat, denn eben haben sie ihren Mann fortgenommen, im Keller der Molkerei sitzt er. Um sie zu trösten, gebe ich ihr von meinem erbettelten Fleisch und meiner Milch ab, denn meinen Kindern geht es heute so elend, daß sie nichts essen können und ich denke, was ich heute abgebe, gibt mir Gott morgen wieder, und erfreut schleicht sie sich abends im Dunkeln fort, um ihrem verhafteten Mann etwas durchs vergitterte Kellerfenster zu geben.
Dann gehe ich mit den Kindern die Autobahn in Richtung Marienburg entlang. Es ist immer das gleiche Bild auf diesem Weg des Elends: Auf der einen Seite des Weges wandern wir Flüchtlinge ostwärts. Viele haben ihr elendes Gepäck auf Handwagen, Kinderwagen oder Kindersportwagen geladen, ein Pferdefuhrwerk der Flüchtlinge sieht man jedoch niemals. In der Mitte der Straße brausen die rücksichtslos fahrenden Lastautos des russischen Nachschubs. Fast jedes Lastauto transportiert ein Geschütz oder Schlauchboote. ...
In einem Siedlungshaus außerhalb von Marienburg "organisieren" wir uns einen stabilen Handwagen und Federbetten. Die kleine Grete und den geschwächten Heini setzen wir in die Betten. Gerhard zieht tapfer an der Deichsel, während ich unser elendes Gefährt schiebe. ...
Zum 1. Mai müssen wir hier die Straßen ... fegen, und wir erleben wieder die Besoffenheit der roten Sieger mit den üblichen Begleiterscheinungen.
Von Heiligenbeil an gleicht Ostpreußen einer Wüste. Gleich hinter der Weichsel sind alle Höfe leer, wenn nicht zufällig ein Pole der Besitzer ist. ... Keine Kuh, kein Pferd, kein Schwein, keine Taube, kein Kaninchen, leere Bienenstöcke, ganz öde, verlassene, zerschossene Dörfer, 10-20 km wandern wir, ohne ein menschliches Wesen zu sehen, höchstens streicht eine verwilderte Katze über die Straße. Mir ist oft himmelangst. ...
Wir sind nun vom 9. März bis 8. Mai unterwegs gewesen. Total abgerissen ... krank und heruntergekommen sind wir (nach Schönwiese zurückgekehrt). ... Im Bauernhaus meiner Schwiegereltern spielt sich eine polnisch sprechende Deutsche, eine Evakuierte aus Berlin, als Herrin auf und herrscht über 11 Flüchtlinge, die aus allen Gegenden zusammengewürfelt sind. Frau S. heißt diese – gelinde ausgedrückt – sehr berechnende Frau.
Ich ziehe in die leere Dachgeschoßwohnung des zu unserem Hof gehörenden Hauses der Arbeiter. Im Erdgeschoß sind 3 Frauen mit ihren Kindern, aus Angst vor den Russen, in ein Zimmer gezogen. ... Sie sind mir stets gute und treue Nachbarn gewesen.
"Endlich zu Hause", jubeln die Kinder, nicht mehr dieses Hasten und Laufen auf der Straße, endlich wieder etwas Ruhe. ...<<

Die Flucht vor der Roten Armee aus Ostpommern

Flucht aus Wurow nach Norden, Überfall durch sowjetische Vorhuten und erneuter Fluchtversuch entlang der Ostseeküste über Dievenow nach dem Westen.

Erlebnisbericht der Frau R. aus Wurow, Kreis Regenwalde in Ostpommern (x001/217-223):

>>Ich entsinne mich noch genau des 3. Märztages, als wir unser liebes Wurow verlassen mußten. Wir sahen uns wohl zuletzt, als Sie uns auf der Chaussee hinter Schivelbein überholten, in Richtung Stolzenberg. Erst war ja verabredet, daß alle Wagen bis Neugasthof fahren sollten. Als wir nun mit unsern Wagen in Neugasthof ankamen, hörten wir von K., daß wir noch bis Stolzenberg fahren sollten.

Weil die Pferde aber ziemlich schlapp waren und wir auch alle sehr durchgefroren waren, machten wir in Neugasthof Halt. Jeder versuchte einen Unterschlupf zu finden. L. und ich hatten mit … anderen Flüchtlingen ein Zimmer bei dem dortigen Inspektor. Wir wollten uns gerade aufs Stroh legen, da kam die Kunde, Neugasthof müsse geräumt werden, die Russen wären ein Dorf vor Neugasthof. Weil wir nicht wußten, wo wir im Dunkeln hin sollten, blieben wir dort. Mit der Ruhe war es vorbei. Jeder ging an seinen Wagen. Nach einer Weile hörten wir schon die russischen Panzer die Straßen lang rollen. Diese "Panzerspitzen" nahmen kein Ende.

Wir konnten es noch alle nicht fassen. Da wurden wir durch Bremsenquietschen aufgeschreckt. Der erste russische Panzer hielt. Bald schallte es durch die Nacht: "Ura, Ura!" Mein Herz schlug zum Zerspringen. Ich sprang in den Wagen und holte unseren schlafenden Rolfi raus. Dann blinkten überall Taschenlampen auf, die Russen kamen näher. Mir stockte fast der Atem, als die ersten zwei Russen vor uns standen. Sie verlangten die Uhren. Ich hatte meine Uhren im Koffer verpackt.

Ich gab ihnen zu verstehen, ich hätte keine, da waren sie auch zufrieden und gingen an die anderen Wagen. Von da (gingen sie) zum Gasthaus. Es war wohl verschlossen. Da wurden die Türen und Fenster kaputt geschossen. Es dauerte nicht lange, da schallten furchtbare Schreie durch die Nacht: "Schießt mich nicht tot, ich bin eine gute Frau und habe niemand was getan." Doch die Russen kannten wohl kein Mitleid. Ein Schuß, und die Frau war tot.

Wir waren von Entsetzen gepackt. Wir blieben die ganze Nacht in unseren Wagen. Morgens wollten wir dann wieder die Rückfahrt nach Wurow antreten. Die Russen waren auch, nachdem wir die weiße Fahne gehißt hatten, damit einverstanden. Wir sollten um 11 Uhr vormittags fahren. Um 11 kam der Kommissar persönlich und ging von Wagen zu Wagen. Ich sehe noch deutlich das höhnisch grinsende Gesicht, als er sagte, ihr müßt bis zum nächsten Tag noch bleiben, es kommen noch die Offiziere. Habt keine Angst, die Russen sind gut. Sie tun deutschen Frauen und Kindern nichts. Kaum war er aus unserem Wagen, da schrie es: "Feuer, Feuer!"

Wir sahen aus dem Wagen, da stand das Gebäude, wo wir aufgefahren waren, von oben bis unten in hellen Flammen und drohte, jeden Augenblick auf die Wagen zu stürzen. L. sprang runter, ich nach und riß Rolfi mit. Die Pferde waren nicht zu halten, es war ein fürchterlicher Anblick. Zum Unglück war vor uns noch ein hoher Zaun. Ich kam mit Rolfi nicht rüber. Da warf der Franzose Moritz Rolfi rüber. Ich sprang nach. Da standen unsere Leute an der anderen Straßenseite, blaß vor Entsetzen und sahen in das Feuer.

Zu gleicher Zeit kam ein Tiefflieger. Ich war von solcher Angst gepackt, nahm Rolfi an die Hand und lief in den nahen Wald. Mir kam Frau B. mit Manfred, Frau M. mit Horst und Hanni und Frau F. nach. Von einer kleinen Lichtung haben wir dann die Wagen beobachtet. Wir konnten aber nicht feststellen, ob unser Wagen verbrannt sei oder nicht.

Von einer maßlosen Angst gepackt, liefen wir dann weit in den Wald, haben uns unter Sträuchern versteckt und aßen Schnee, wenn wir Hunger hatten. Ich hatte nichts, nur Rolfi vom

Wagen gerissen. Frau B. hatte ein klein wenig zum Essen, das blieb für die Kinder. Als es gegen Abend dunkelte, wagten wir es, aus unserem Versteck rauszukommen. Wir wollten nun auf einsamen Waldwegen zurück nach Wurow. Nur langsam tasteten wir uns vorwärts, wir wollten den Russen nicht wieder in die Hände fallen. Wir kamen an ein einsames Gehöft. Nachdem wir es eine Zeitlang beobachtet hatten, faßten wir Mut und gingen hin. Wir hatten Glück, es waren noch keine Russen da. Es waren nette Leute, wir konnten dort die Nacht verbringen.
Am Morgen sind wir dann zu Fuß losgegangen. Ein Stückchen ging es, dann konnte Rolfi nicht mehr laufen. Dann hab ich ihn getragen. Eine Weile ging es, dann war auch ich schlapp. Wir haben uns dann abgewechselt. Ich war mit Rolfi für die anderen nur eine Last. Sie waren aber alle so nett zu mir und wollten mich mit Rolfi nicht im Stich lassen. Wir sind dann in Richtung Wurow gelaufen, mal vor und mal zurück. Hatten wir ein gutes Stück geschafft, mußten wir wieder zurück, denn wir waren oft bald wieder im Kampfgebiet. Es war furchtbar, aus allen Ecken kamen und hörte man Schüsse fallen. So waren wir denn ohne Essen gelaufen. Wie oft sagte Rolfi: "Ich hab' Hunger!" Ich konnte ihm nichts geben. Dann hab ich nur die Tränen runtergeschluckt.
Auf unserem Fußmarsch trafen wir auf einem einsamen Feldweg eine Frau mit ihren beiden Kindern. Ich kannte die Frau, sie war aus Bärwalde. Sie kam von Schivelbein und erzählte uns schreckliche und grauenvolle Dinge, was sie beim Einmarsch der Russen dort miterlebt hatte. Uns ging es kalt über den Rücken. Sie riet uns dringend ab, nach Wurow zurückzugehen, sondern zu versuchen, an der Küste rauszukommen, dort sollte noch ein kleines Stückchen frei sein. (Über meine Eltern konnte sie mir nichts Genaues sagen. Bärwalde war auch geräumt, aber sicher auch zu spät.)
Wir haben dann lange überlegt, was wir machen sollten. Für die anderen wäre es ja nicht so schlimm gewesen, nur für mich mit Rolfi, dazu ohne Verpflegung. Wir kamen dann zu dem Entschluß, nicht nach Wurow zu gehen. Unsere Frauen versprachen mir, mich nicht zu verlassen. So kamen wir denn nach Semerow-Ausbau, wo wir von netten Leuten aufgenommen und bewirtet wurden.
Da drang die Kunde durch, daß im Dorf deutsche Wehrmacht liege und noch Zivilisten mit rausnähme. Wir haben nicht lange überlegt, ich nahm Rolfi auf den Rücken, und im Dauerlauf gings zum Dorf. Dort buddelten sich schon überall die Soldaten ein. Als wir außer Puste im Dorf ankamen, sahen wir die vollgestopften LKW. der Wehrmacht.
Wir bettelten, weinten und flehten, doch es half nichts, die Wagen waren zu voll, und vor unseren Augen sausten die Wagen ab. Als Trost sagte man uns, wir sollten zu Fuß weiter gehen, es kämen noch Wagen nach. Wir machten uns dann wieder zu Fuß auf den Weg. Eine Zeitlang ging es, doch wurde es, je weiter wir kamen, immer schwieriger. Das Tragen von Rolfi wurde bald zur Last.
Dann sahen wir auf ca. 100 m Entfernung zwei Landser, welche ein Rad bei sich führten. In meiner Not lief ich diesen Soldaten nach und bat, ob sie wohl Rolfi aufs Rad nehmen würden. Als Antwort bekam ich, wenn ich das Rad führen wollte, dann ja. Mir fiel ein Stein vom Herzen. Wir setzten Rolfi auf das Rad, und ich schob das Rad. Ich schob wohl 100 m, da fing ich an zu taumeln, die Kräfte verließen mich. Da hatten die Soldaten Mitleid und haben Rolfi mit dem Rad geschoben.
Zwei Tage saß Rolfi tapfer auf der Lenkstange. Wir haben ihn nur bewundert, daß er so tapfer aushielt. Ich zog meine Trainingshose aus, wickelte sie um seine Füßchen, ebenso meine Schals, denn es war ja doch ziemlich kalt. Wir kamen durch die Gegend, wo der Krieg in seiner ganzen Grausamkeit getobt hatte und wo Flüchtlinge total ausgeplündert waren. Überall ein Bild des Schreckens. Es war nur ein schmaler Weg, welcher freigekämpft war. Rechts und links war die Knallerei in vollem Gange. Wir trafen viel Wehrmacht, die auf dem Rückzug

war.
Ganz zufällig sah ich einen früheren Klassenlehrer von mir aus Bärwalde, welcher Offizier im Volkssturm war. Die Freude war groß, als wir uns sahen. Auch er sagte mir, daß die Bärwalder raus sein sollten. Dann gings weiter. Nach zwei Tagen war es wohl den Soldaten über, sich mit uns rumzuschleppen. Ich konnte es ihnen auch nicht verdenken. Da legten sie ein gutes Wort für uns bei der Wehrmacht ein. Wir hatten gerade einen Troß eingeholt. Da kam ich mit Rolfi auf einen Wagen, und die anderen Frauen liefen zu Fuß nebenher, ebenso die beiden Soldaten. Nun hatten wir es doch etwas besser, vor allem, die Soldaten gaben uns Essen ab. So fuhren wir dann mit dem Wagen …
Eines Nachts, als wir in irgendeinem Dorf auf Stroh übernachteten (die Namen der Dörfer weiß ich nicht mehr), wurden wir geweckt. Es hieß, in 5 Minuten muß alles auf den Wagen sitzen, der Russe ist durchgebrochen. Als wir im Sturm zu unserem Wagen rannten, sausten schon die ersten Kugeln durch die Gegend. Im Galopp ging es ein Dorf zurück.
Nach ungefähr l-2 Stunden kam die gleiche Parole. Nun war schon alles so aufgeregt, keiner wartete mehr auf den anderen. Es hieß, rette sich, wer kann. Rolfi war gerade eingeschlafen, und ich konnte ihn gar nicht wach bekommen. Da nahm ich denn den schlafenden Jungen in die Arme, und los gings im Galopp. In der Dunkelheit konnten wir nicht den Wagen finden. Die Frauen waren alle schon übernervös und rannten zu Fuß los.
Es war ein fürchterlicher Landweg. Wir stampften im tiefen Schnee. Nur mühsam kam man vorwärts, dazu das schlafende Kind im Arm. Bald konnte ich nicht mehr, dann nahm Frau B. Rolfi, wir wechselten uns ab. Zuletzt kam nur jeder noch ungefähr 10 m, dann waren wir schlapp. Es war furchtbar.
Als ein großer LKW kam, stellten wir uns in den Weg, da mußte er ja halten. Es war ein Munitionswagen. Auf unser Flehen konnte ich mit Rolfi mitfahren. Ich sollte auf der Haltestelle warten, bis die Frauen zu Fuß nachkamen. Ich weiß den Namen nicht mehr. Ich habe jedenfalls gewartet und gewartet. Inzwischen wurde auch dort geräumt, und der Flüchtlingsstrom wurde immer gewaltiger, aber kein Wurower war zu sehen. Ich war ja so verzweifelt.
Vor uns war ein großer Platz, dort machten sich die Wagen der Wehrmacht zum Kampf bereit. Es waren nur noch ein paar Zivilisten im Ort. Als die Not am größten war, stiegen sie einfach auf die Verdecks der großen Wagen. Ich stand mutterseelenallein mit Rolfi da. Inzwischen setzten sich die Wagen in Bewegung. Es waren nur noch zwei Wagen da.
Ich bat den Offizier, der den Verkehr dort regelte, uns doch mitzunehmen. Er lehnte ab mit der Begründung, im Kampf könnten sie keine Frauen und Kinder gebrauchen. Ich war der Verzweiflung nahe. Ich fing an zu weinen und Rolfi auch. Dann setzte ein fürchterliches Unwetter ein, man konnte kaum ein Auge aufmachen. Wir stellten uns an einen Telegraphenmast und weinten. Ich sagte dem Offizier, uns soll lieber eine Kugel treffen, als dem Russen in die Hände fallen. Nach einer Weile hatte er wohl Mitleid mit uns und sagte, wir sollen in einen Wagen einsteigen. Wir saßen dann in einem großen LKW neben dem Fahrer. Die Fahrt war fürchterlich. Es ging über Holzbrücken, wo man sich kaum traute, mit dem Handwagen rüberzuziehen, und dann die schmalen, aufgeweichten und aufgefahrenen Landwege. Es war furchtbar.
Mittags ging die Truppe in den Kampf. Wir wurden in einem Ort zurückgelassen und mußten dort warten. Nun hatten sich noch mehr Zivilisten eingefunden und wurden auf die einzelnen Wagen verteilt. Da hatten wir denn Glück, ich kam mit Rolfi in einen Wagen, dort befanden sich nur der Fahrer und ein junger Wachtmeister. Was waren wir froh. Der Wachtmeister hat rührend für uns gesorgt, nun hatten wir wieder was zu essen. Rolfi hatten die Soldaten bald alle liebgewonnen und haben ihn sehr verwöhnt.
Wir kamen durch Gegenden, wo der Russe grausam gehaust hatte. Überall ein Bild der Vernichtung. Nun kamen wir in das Ostseebad Horst, die Truppe ging dort in den Kampf, und wir

sollten per Schiff rausgebracht werden. Uns packte das Grauen, als wir zum Strand runtergingen. Als wir am Strand waren, war weit und breit kein Schiff zu sehen. Von den Leuten erfuhren wir dann, daß es auch nicht Horst sei, sondern der nächste Ort sei erst Horst.
In einem Heim bekamen wir Mittag, und dann tippelten Rolfi und ich zu Fuß zum Ostseebad Horst. Über uns kreisten dauernd die russischen Tiefflieger. Glücklich kamen wir in Horst an, nachdem ich Rolfi fast den ganzen Weg getragen hatte. Ich war müde zum Umkippen. In Horst hörten wir dann, daß es erst geplant sei, daß wir per Schiff raus sollten. In Horst war noch sehr viel deutsches Militär.
Ich entschloß mich, in Horst zu bleiben. Wir gingen von Hans zu Haus, doch keiner wollte uns aufnehmen. Ich brach bald auf der Straße zusammen, da ging denn eine junge Frau zu verschiedenen Leuten und fragte für uns um Obdach. Überall die gleiche Antwort. Da nahm uns die Frau mit zu ihren Eltern, dort konnten wir bleiben. Es waren einfache, aber sehr gute Leute. Wir hatten es dort gut.
Am Nachmittag sah ich schon auf den Straßen, wie sich die Soldaten dort an allen Ecken einbuddelten. Ich ahnte nichts Gutes. Nachts um 12 Uhr wurden wir aus dem Schlaf geweckt, Horst müsse geräumt werden. Wir zogen uns schnell an und wollten versuchen, mit einem Wehrmachtsfahrzeug mitzukommen. Überall erhielten wir die Antwort, es sei schon alles überladen. Es waren dort sehr viele Verwundete, die alle mitgenommen werden mußten. Wir tappten im Stockdunkeln weiter.
Endlich nach langem Bitten nahm uns ein Kastenwagen … mit vielen Verwundeten mit. Es war eine fürchterliche Fahrt. Die Wege waren furchtbar schlecht. Der Fahrer war alt und konnte nicht (mehr richtig) gucken. Jedesmal, wenn er über einen Stein fuhr, stöhnten und jammerten die Verwundeten. Im Laufe der Fahrt kamen noch mehr Zivilisten auf den Wagen. Einer lag auf dem anderen. Rolfi schrie, er kriege keine Luft, und die Verwundeten stöhnten. Es war eine furchtbare Fahrt.
Dann lag der Wagen auf der Kippe und drohte, eine Böschung runter zu stürzen. Alles mußte schnell raus, auch die Verwundeten mußten ausgeladen werden. Als diese Panne vorbei war, hatten wir im Dunkeln den Anschluß an die anderen Fahrzeuge verloren. … Gegen Morgen hatten wir wieder den ganzen Treck erreicht. Rolfi hatte ein Guckloch durch den Plan und sah plötzlich den jungen Wachtmeister. Er rief gleich: "Onkel Soldat, nimmst Du uns wieder mit?" Wir hatten Glück, nach einer Weile kam der Wachtmeister und holte uns in sein Fahrzeug. Was waren wir da froh!
Wir kamen dann nach Rewahl. Dort bot sich uns ein Bild der wahren Verwüstung. Hier hatten die Russen einen ostpreußischen Treck geplündert, es war furchtbar. Über Tag hatten wir hier Ruhe und konnten uns sogar waschen. Gegen Abend ging es wieder Hals über Kopf los, als die Kugeln schon durch die Gegend sausten. Wir fuhren in Richtung Dievenow, dort sollte noch ein Ausweg sein. Der freigekämpfte Weg war nur sehr schmal, und das Schießen wurde immer heftiger.
Wir waren wohl schon einige Kilometer gefahren, da stockte auf einmal alles. Der Russe war mit aller Macht durchgebrochen. Die Hälfte der Fahrzeuge war gut durch, und die andere Hälfte, wo wir waren, war abgeschnitten, eingekesselt. Wir wußten nicht, was tun. Erst hoffte der Wachtmeister (er führte die Truppe) noch, daß Hilfe aus der Luft kommen sollte, denn die Munition war auch alle, oder sonst wollten sie die Fahrzeuge sprengen, und jeder sollte sich dann eben auf eigene Faust retten. Nun war noch ein Ausweg am Strand entlang. Da erbot sich ein Soldat, er wollte die Zivilisten am Strand entlang nach Dievenow bringen. Ich wußte erst auch nicht, ob ich bei den Soldaten bleiben sollte oder ob ich mich den Zivilisten anschließen sollte.
Nach einigem Überlegen entschloß ich mich, mit am Strand entlang zu laufen. Es war stockdunkle Nacht. Als ich mich mit Rolfi durch den Wald getastet hatte und die Dünen glücklich

runter geklettert war, war von den Zivilisten keine Seele mehr am Strand zu sehen. Ich war ja so verzweifelt, ich hätte laut schreien können.
Es war stockdunkel, von rechts schoß unsere Schiffsartillerie, und von links ballerte der Russe in einer Tour, dazu das grauenhafte Rauschen der Ostsee. (Wenn es im Sommer auch noch so schön sein mag, jetzt war es furchtbar.)
Uns blieb nun weiter nichts übrig, als zu Fuß los zu laufen. Dies war die furchtbarste Nacht, die ich erlebt habe. Das Schießen wurde immer gewaltiger. Wir liefen so schnell wir konnten, doch bald konnte Rolfi nicht mehr. Es ging furchtbar schwer vorwärts, denn die See war sehr stürmisch und überschwemmte immer den Dünensand. Ich hatte quatschnasse Füße, dann habe ich Rolfi getragen, doch ich hielt es nicht lange aus, dann setzten wir uns in den nassen Dünensand.
So ging es abwechselnd bis zum Morgengrauen, von einer entsetzlichen Angst gejagt. Im Dämmerlicht sahen und erkannten wir die unzähligen deutschen Soldaten. Der Tod hatte reiche Beute gehalten. Uns durchlief ein Grausen. Gut, daß es Nacht war und wir die Toten nicht eher sahen. Nach langem Laufen hörten wir einen Wagen am Strand lang kommen. Die Pferde waren wie Skelette, und die Soldaten schoben den Wagen. Ich konnte Rolfi auf mein Bitten drauf setzen, mußte aber mitschieben.
Vor Dievenow hatte sich der Russe festgebissen, und wir lagen bis nachmittags auf dem Bauch in Deckung. Die Kugeln sausten unentwegt über uns weg. Den Kopf durfte man nicht heben. Nachmittags war der Weg nach Dievenow freigekämpft. Wir mußten noch wieder eine Stunde ungefähr durch einen Waldweg laufen, kamen aber gut nach Dievenow rein. Hier war zum Unglück die Fähre kaputt, welche uns übersetzen sollte. Nun mußten alle Wagen und Flüchtlinge über eine lange Holzbrücke, die aber unter dauerndem Beschuß lag. Es war ein fürchterlicher Betrieb, unzählig waren die Menschen und Fahrzeuge, die über die Brücke wollten.
Ach, was haben wir uns hier in den Dreck geworfen, wenn die Kugeln über uns sausten. Es war ganz furchtbar. Manch einer hat hier sein Leben gelassen. Nun ging die Bettelei wieder los, keiner wollte uns mitnehmen, keiner wollte unnütze Last haben, weil jeder im Galopp über die Brücke jagen mußte. Ich hatte schon die Hoffnung aufgegeben. Man kam nicht zur Besinnung, dann mußte man sich wieder in den Dreck schmeißen. Wenn wir wieder hoch waren, bat Rolfi: "Mutti frag doch wieder!"
Nach langem Warten kam endlich ein kleines Auto, welches mit Pferden bespannt war. Es war nur ein Soldat drin, und der nahm uns mit. Als wir auf der Brücke waren, sausten die Kugeln wieder durch die Luft, aber zum Glück ins Wasser. Bis zum Abend fuhren wir mit dem "Auto", dann waren wir glücklich aus dem Gefahrengebiet raus. Am anderen Tag, als wir auf der Suche nach einem Fahrzeug waren, trafen wir ganz zufällig Frau N. mit ihren zwei Kindern and Willi H. Die Freude war groß, endlich einen Wurower zu treffen.
Wir blieben dann zusammen und kamen mit viel Mühe nach Misdroy, von dort mit Lastwagen nach Swinemünde. Von Swinemünde aus benutzten wir die Bahn. Frau N. konnte sich erst nicht entschließen, wo sie hinfahren sollte. Schließlich entschloß sie sich, nach Berlin zu fahren. Wir fuhren dann in Richtung Helmstedt. Wir hatten noch oft Fliegeralarm, aber es ging gut. So kamen wir am 17. März nachmittags arm, aber doch reich in Helmstedt an, die Freude war riesengroß, als wir bei unserem Pappi im Lazarett waren.<<

Flucht am Ostseestrand entlang nach Westpommern im März 1945
Erlebnisbericht des Max K. aus Treptow, Kreis Greifenberg in Ostpommern (x001/228-232):
>>Ende Februar wurde die Regierung von Köslin in unsere Kreisstadt Greifenberg verlegt. Das war ein deutliches Zeichen, daß unsere Abschiedsstunde bald kommen mußte. Am Sonnabend, dem 3. März, war trotz aller Besorgnis noch Schulunterricht gehalten worden, obgleich

schon die Kranken der Treptower Lazarette mit einem Zug abtransportiert wurden.
Als wir am Sonntag, dem 4. März 1945, morgens erwachten, hörten wir von der Straße her den Ruf: "Die Stadt muß geräumt werden, sie wird beschossen!" In größter Eile begab ich mich zur Schule und sorgte mit meinem Hausmeister für die Fortschaffung der Aktenkisten. Wir stellten sie im Rathaus ab und baten, sie den fortzuschaffenden Stadtakten beizufügen. Die Stadt war von Fahrzeugen aller Art, zivilen und militärischen, mehr als überfüllt. ... Rufe der Kutscher, Peitschenknallen und Hupen der Autos und Lastkraftwagen tönten durcheinander; die Menschen irrten wie Ameisen in einem zerstörten Haufen durcheinander; das Rathaus war von einem Menschenknäuel besetzt, da jeder zur Flucht noch die Lebensmittelkarten haben wollte.
... Der Feind war mit Panzerspitzen bis in die Nähe des Bahnhofes vorgedrungen und hatte ihn beschossen. Ein Zug mit Müttern und Kindern war der Beschießung zum Opfer gefallen. Die Mütter konnten nur in größter Eile mit ihren Kindern aus dem Bahnhofsgebäude entfliehen; zur Rettung ihres Gepäcks fanden sie keine Zeit. Bald hörten wir die Einschläge von Granaten; die Kirche der altlutherischen Gemeinde, die etwa 300 m von unserer Wohnung entfernt war, erhielt einen Treffer.
Am Vormittag sprach ich noch den Bürgermeister vor dem Rathaus. ... Als ich mich verabschiedete, sagte er: "Wir haben uns heute zum letzten Mal gesehen." ... Er verließ den Ort seiner Wirksamkeit nicht und hat noch am selben Tage - wie ich später erfuhr - sein Leben durch Freitod beendet. Gegen Mittag hatten schon die meisten Bewohner unserer Straße das Weite gesucht. Immer wieder fielen Schüsse, und starke Einschläge zeigten an, daß die Beschießung ihren Fortgang nahm.
Da die zur Oder-Linie führende Hauptstraße mit Fahrzeugen der Trecks völlig verstopft war, kam sie für unsere Flucht nicht in Frage, wir mußten die Wege an der Küste wählen, um vorwärts zu kommen. Mit unserem reichlich bepackten Handwagen schlängelten wir uns durch die Anlagen zur Straße nach Horst hindurch. Es war mildes, nebliges Wetter; die Straße war von einer schlammigen Schmutzschicht bedeckt. Da ich meinen Körper mit 2 Anzügen und 2 Mänteln bekleidet hatte, ließ ein Schweißausbruch nicht lange auf sich warten. ...
Die Straße war von einem Flüchtlingsstrom bedeckt, alles eilend, hastend, einander überholend, vorbei an Fahrrädern, die voll bepackt waren, an zweirädrigen Karren, an Hand- und Kinderwagen, an Flüchtenden, die nur ein kleines Gepäckstück trugen und mitleidig auf die Schwerbelasteten sahen, an Bekannten, die wegen der kleinen Kinder ihre Schritte verlangsamen mußten, ... vorüber an dem Superintendenten S., der mit dem Fahrrad in die entgegengesetzte Richtung nach Treptow fuhr, um – trotz der Gefahr – seine Gemeinde, wie er sagte, nicht im Stich zu lassen. Alles in allem: Ein Bild des Grauens und Schauderns, des Erbarmens! Der Abend brach herein. ... Für ein Nachtquartier mußte gesorgt werden; wir fanden es bei freundlichen Bauern.
5. März, ... gegen Morgen, wurden Sprengungen in der Ferne und Schüsse in der Nähe hörbar. Das war für uns um 3.30 Uhr das Signal zum Aufbruch. ... Die Mitführung des Handwagens machte es nötig, daß wir auf möglichst festen Wegen ... (an die Ostseeküste) zu gelangen suchten. ... Das Dorf war fast entvölkert. Im Gasthaus erfuhren wir, daß der Bürgermeister und der Ortsbauernführer als erste den Ort verlassen hatten, daß viele Wirtschaften unbewohnt waren und wir uns ein beliebiges Quartier aussuchen könnten. So wurde die Behausung des Ortsbauernführers unser Quartier.
Wir trafen die verlassenen Räume dieses Gehöftes in größter Unordnung an. Sie zeigten an, in welcher Hast und Aufregung Hof und Haus verlassen worden waren. Auf dem Tisch standen noch die Reste der letzten Mahlzeit. Auf den Tischen standen noch die Reste der letzten Mahlzeit: Eine halbgefüllte Schmalzbüchse, Butterreste, Brotstücke, Teile von Heringen und Wurst usw. Die Betten lagen in Unordnung, Schmutz und Unsauberkeit überall. Die Speise-

schränke waren noch reichlich mit gefüllten Weckgläsern besetzt.
Trotz größten Unbehagens mußten wir hier eine Nacht verbringen. Eine polnische Magd und ein polnischer Knecht waren auf dem Hof zurückgeblieben. Wir konnten beobachten, wie der Knecht in den Räumen nach Raub suchte; insonderheit hatten es ihm die mit Fleisch gefüllten Weckgläser angetan. In den späten Abendstunden stieß ein Schwarm von Flüchtlingen zu uns und nahm Besitz von den benachbarten Räumen. In der Nacht weckten uns wiederholt überlaute Geräusche von der Dorfstraße her. Von diesem Quartier nahmen wir am nächsten Morgen gern Abschied. In den späten Abendstunden stieß ein Schwarm von Flüchtlingen zu uns und nahm Besitz von den benachbarten Räumen. ...
Am dritten Tage unseres Fluchtmarsches passierten wir ein Dorf, das restlos von Menschen verlassen war. Die zurückgelassenen Lebensmittel in den Geschäften halfen manchen Flüchtlingen beim Stillen des Hungers. Wir erreichten den kleinen Badeort Rewahl und sahen uns schon dort genötigt, unser Wagengepäck zu erleichtern. Am Ausgang des Dorfes stellten wir 2 Koffer mit Kleidern und Wäsche in einem Hause ab. Mit dem Rest des Gepäcks ging die Reise weiter nach Westen.
Immer wieder hörten wir auf den schlechten, durchgefahrenen Wegen von anderen Flüchtenden die Bemerkung: "Mit ihrem Handwagen werden sie nicht weit kommen!" Wir erreichten aber an diesem Tage mit dem Handwagen doch die ausgedehnte Wochenendsiedlung Poberow. Entgegenkommende Menschen wiesen uns in ein verlassenes Wochenendhaus.
Wie vorteilhaft war es eingerichtet und wie sorgfältig gepflegt! Wie anziehend für einen Erholungsurlaub in Friedenszeiten, von Wald umgeben und das nahe Meer fast vor der Tür! Der Feind hatte das vor der Siedlung gelegene Gut bereits besetzt; indes war uns die Situation, ganz dicht am Feind zu sein, noch nicht klar. Wir wagten es daher noch, uns in die gepflegten Betten zu legen, wurden aber schon nach kurzer Zeit durch Schüsse aufgeschreckt. ...
Wir schlossen uns einem Ehepaar aus Berlin an. ... Wir erfuhren, daß am Nachmittag ein Treckzug und viele Flüchtlinge unter militärischem Schutz nach Westen durchbrechen wollten. In diesen Zug reihten wir uns ein, immer noch mit dem Handwagen ausgerüstet. Schon nach Zurücklegung von einigen Kilometern mußte der Zug halten. Man stellte fest, daß der Feind zu stark und daher der Rückmarsch notwendig sei. Als ich ... im Gewühl der Menschen mit meinem Handwagen kehrtmachte, brach die Deichsel, und ich brachte den Wagen nur mit großer Mühe in unser Quartier zurück.
9. März: ... Ein deutscher Spähtrupp näherte sich unserem Hause; er empfahl uns, möglichst schnell und ruhig am Strand entlang, nach Rewahl zurückzugehen, da von dort aus die angestaute Masse der Flüchtlinge unter militärischem Schutz nach Westen durchgeschleust werden sollte. Man empfahl, hart an den Dünen am Strande zu gehen, da aus den Dünen Beschießung durch feindliche Soldaten wahrscheinlich sei. Wir ließen den größten Teil unserer Habe in Poberow zurück und machten uns sofort auf den Weg, nur noch mit einem kleinen Handkoffer und einem Rucksack ausgerüstet. Schon nach kurzer Zeit ... sausten mehrfach Kugeln an unseren Ohren vorbei; eine Granate schlug im Strandwasser auf. ... Wir erreichten aber unversehrt die bei Rewahl stehende deutsche Truppe.
Schon eine Stunde später setzte sich von hier aus ein Flüchtlingsstrom unter militärischem Schutz in Bewegung. Unterwegs traten Ruhepausen ein, in denen vorfühlende Trupps die Stärke des Feindes prüften und die Möglichkeit eines Durchbruchs erkunden mußten.
Gegen 23 Uhr wurde nach langem Warten bekannt, daß infolge zu starker Kräfte das Durchbrechen der sowjetischen Linien nicht möglich sei, und wieder hieß die Losung: "Kehrt marsch!" Wir verbrachten die Nacht in einem Arbeiterhaus des Gutes H. Das kleine Zimmer beherbergte außer dem Arbeiterehepaar etwa 10 Flüchtlinge und nahm dann noch 6 bis 8 Soldaten auf, die dringend schlafen mußten. In diesem niedrigen Raum und der Menschenfülle mit allem, was sich aus dieser Zusammenpferchung ergab, wurde die Nacht zu einer großen

Pein. Es war am nächsten Morgen wie eine Erlösung, als wir im Freien wieder frische Luft atmen konnten.
Wir gingen wieder nach Rewahl, das jedoch unter Beschuß lag, weshalb wir unseren Weg am Strand über Rewahl hinaus fortsetzten und Unterkunft in einem Kinderheim fanden, das bereits von Flüchtlingen stark überfüllt war. Wir trafen hier viele Bekannte aus Treptow, die zum Teil willens waren, in den Heimatort zurückzukehren, da sie an eine Befreiung aus der Umklammerung nicht mehr glaubten. Die Nacht brach herein. Wer einen geschützten Platz erhaschen konnte, legte sich zur Ruhe. Der Gedanke, was diese Nacht bringen würde, ließ uns jedoch nicht zum Schlafen kommen. Irgendeine Wendung mußte für diesen Flüchtlingsstrom ja in Kürze eintreten.
Nachts gegen 2 Uhr erging der Befehl an alle, sich in größter Ruhe für den ersehnten Abmarsch bereitzuhalten. Wieder sollte der Durchbruch der feindlichen Linien unter militärischem Schutz versucht werden, und wieder entstand die bange Frage: "Wird es uns diesmal gelingen, den Weg zur Oder freizubekommen?"
Gegen 3 Uhr brachen wir auf. Dauernd wurde zur größten Ruhe gemahnt. Nach einer längeren Pause vor Rewahl gelang es, den Ort ohne Störung zu passieren. Hinter Rewahl ... setzte plötzlich eine Beschießung des Zuges - mutmaßlich mit Geschossen feindlicher Panzer - ein. ... Dabei waren natürlich Tote und Verwundete zu beklagen. Diese Lage machte es notwendig, daß der Weg hart am Strand fortgesetzt werden mußte. Der Strand war feucht, aber das Meer wenig bewegt. Die Menschen und Fahrzeuge kamen nur langsam vorwärts.
Eine Völkerwanderung am Ostseestrand! Welch ein schauriges Bild! Wieviel wertvolles Gut ließen die Flüchtenden hier noch zurück: Da lagen Fahrräder, ... geöffnete Koffer mit wertvollen Kleidungsstücken, Reisekörbe, Federbetten, ... zerbrochene Handwagen. ... Wieviel Leid hing da an jedem Stück! Wieviel Überwindung hatte es die Menschen gekostet, sich auch noch von dem letzten geretteten Besitz zu trennen! Und dieses höchst seltsame Strandgut mehrte sich dauernd, weil die Beschwerden der Flucht die Last allmählich unerträglich machten. ... Vereinzelt (lag dort) auch noch ein toter Feldgrauer, ... dem die Stiefel ausgezogen worden waren.
Einige Kilometer hinter dem Gut H. ließ die Beschießung nach, und wir glaubten der schlimmsten Gefahr entgangen zu sein. Mir war es durch Herausgabe eines Tabakpäckchens gelungen, meinen kleinen Handkoffer auf einen Wagen der Wehrmacht zu legen. Mit diesem Fuhrwerk mußte ich natürlich Schritt halten.
Plötzlich fielen Schüsse aus dem Dünengelände. Die deutschen Soldaten schwärmten aus und nahmen das Dünengefecht auf. Die Erregung in dem Menschenstrom wuchs ins Ungemessene. Die Pferde rasten in dem Gewehrgeknatter mit den Fuhrwerken davon. Verwundete schrien auf und hemmten den Fortgang der Eilenden; sie wurden notdürftig verbunden und auf den Wagen geladen. Ich hatte große Mühe, bei meinem Fuhrwerk zu bleiben.
Meine Frau war in der Hast hingefallen, und es dauerte einige Zeit, bis wir uns wieder fanden. Da das Fuhrwerk, dem ich mich angeschlossen hatte, Verwundete aufnehmen mußte, mußte ich meinen kleinen Koffer wieder selbst tragen, und daher wurde ich von meiner Frau allmählich eingeholt. Die deutsche Abteilung hatte den Feind zurückgedrängt und damit unseren Durchbruch nach Westen erzwungen.
Am späten Nachmittag des 11. März erreichten wir die Odermündung bei Dievenow. Im Hafen von Dievenow nahmen kleine Einheiten der deutschen Flotte Flüchtlinge auf, um sie nach Swinemünde zu bringen. Wir wurden durch ein Schnellboot befördert. Die Besatzung des kleinen Schiffes war außerordentlich hilfsbereit, höflich und entgegenkommend. In den behaglich eingerichteten Räumen des Bootes überfiel alle das Gefühl der Geborgenheit; die kurze Seefahrt war nach der körperlichen und seelischen Belastung der letzten Tage eine wohltuende Erholung.<<

Flucht aus Bütow über Stolp, Lauenburg nach Gotenhafen im März 1945

Erlebnisbericht der Charlotte D. aus der Stadt Bütow in Ostpommern (x001/247-256): >>Wir traten nunmehr endgültig - am Morgen des 3. März - ... den Weg zur Flucht an!

Meine Mutter ging als erste, sehr schnell und sehr aufrecht, daß es fast auffiel, daß ihr in Wirklichkeit ganz anders ums Herz zumute war. Die bange Frage, "ist es für immer oder nur für einige Wochen?", lag unausgesprochen in der Luft und bewegte uns so, daß jedes gesprochene Wort eine furchtbare Wirkung gehabt hätte. So sagten wir gar nichts, schleppten unser Gepäck, spürten nicht, wie schwer es war.

Hinter meiner Mutter stiefelten die beiden Jungen, jeder mit einem kleinen Rucksack - sie hatten vorher immer darum gebeten, wenn wir "verreisen", wollten sie auch einen Rucksack auf dem Rücken haben -, der Kleinste hatte noch sein kleines Kopfkissen unter dem Arm, von dem er sich nicht trennen wollte. Dann kam Frau W., dann ich. Keine von den Frauen hat sich auch nur ein einziges Mal umgedreht, ich tat es allerdings noch schnell an der letzten Ecke, wo ich unser Haus noch einmal ganz vor mir sehen konnte.

Mit einem Blick erfaßte ich das Haus mit der großen Veranda, Balkon und Sonnenplatz, Garten und Obstbäume, letztere alle von meinem Vater mit meinem Bruder gepflanzt, den Teich, ... wo wir noch Weihnachten und das Jahresende 1944/45 still und froh im trauten Familienkreise gefeiert hatten, daß ich es an diesem Morgen einfach nicht glauben konnte und wollte, daß dies für immer verloren gehen sollte! Dieser Blick des Abschieds war der letzte Augenblick, wo Gefühle und Besinnlichkeit die Oberhand gewannen. Dann trat die rauhe Wirklichkeit an mich, an uns alle heran, und damit galt es fertigzuwerden!

In der Stadt herrschte ein tolles Durcheinander, die Schäden und Trümmer der Luftangriffe waren in keiner Weise beseitigt, aus allen Häusern kamen Frauen, Kinder, Alte und Gebrechliche und rüsteten zum Aufbruch. Dazwischen fuhren Wehrmachtsautos in wilder Hast umher, liefen Soldaten herum, von uns allen betrachtet, als könnten sie uns helfen. Aber die Soldaten waren im Grunde genau so hilflos wie wir, sie wußten genau so wenig und sahen genauso ungewiß in die nächste Zukunft wie die Zivilbevölkerung. Wo sie konnten, sprangen sie ein und halfen das Gepäck tragen, zogen Schlitten, auf denen Kinder saßen, usw.

Bei unserem Weg durch die Stadt, wobei wir kaum (nach) rechts noch (nach) links sahen, rutschte meine Mutter auf der Straße aus und stürzte. Mit dem schweren Rucksack auf dem Rücken, den Taschen in jeder Hand, den vielen Sachen, die sie anhatte, konnte sie sich einfach nicht mehr rühren, geschweige denn, selber aufstehen. Sie lag da und sagte kein Wort. Ich glaube, sie hatte gar nicht ganz begriffen, daß sie hingefallen war und ohne fremde Hilfe nicht mehr aufstehen konnte. Bis ich mein Gepäck abgesetzt hatte, um zu helfen, sprang schon ein Soldat hinzu, zog sie hoch und begleitete sie ein Stück den Weg hinan.

Auf ihre bange Frage, wo denn heute früh die Russen seien, hatte er nur ein Achselzucken. Wahrscheinlich wollte er nichts sagen, um die Angst, die ja auf ihrem Gesicht deutlich zu lesen war, nicht zu vergrößern. Vielleicht wußte er auch wirklich nichts, wie wir ja alle trotz der bedrohlichen Lage, in der wir seit Wochen lebten, völlig im Ungewissen geblieben waren. Auch an diesem Morgen wußten wir nur, daß wir unsere Heimat verlassen mußten bzw. durften – denn es war ja nicht angeordnet, daß die Bevölkerung das Gebiet verlassen mußte -, wie und wohin war uns allen unbekannt. Auch wie der Abtransport vor sich gehen sollte, ob es überhaupt eine Möglichkeit gab, anders als zu Fuß weiterzukommen, konnte auch niemand sagen.

Wild und chaotisch ging es an diesem Morgen auf den Straßen Bütows zu. Die ... unmöglichsten Fortbewegungsgegenstände sah man, in erster Linie Kinderschlitten und Handwagen, mit Gepäck beladen, die dann von den zugehörigen Parteien geschoben und gezogen wurden. Meistens hatten sich Hausgemeinschaften zusammengetan, um sich besser helfen zu können.

Ich hatte nur den einen Gedanken und den einen Wunsch, daß die Lastautos, die an diesem

Morgen bereitstehen sollten, durch den Räumungsbefehl der letzten Nacht keinen anderen Einsatzplan bekommen hatten.
Am Krankenhaus ... waren schon schrecklich viele Menschen, unsere Hoffnung, fortzukommen, schwand von Minute zu Minute. Von Autos war außerdem nichts zu sehen, statt dessen näherten sich russische Flugzeuge, und wir warfen uns alle auf die Erde, gerade dorthin, wo wir standen, ohne Rücksicht auf Schnee und Dreck. Das hätte gerade noch gefehlt, daß Bomben in diese Menschenansammlung fielen. Der Schrecken ging aber bald vorüber.
Da wir immer noch nichts erfahren konnten, wie der Abtransport gedacht war, es ließ sich niemand von einer Dienststelle sehen, machten sich manche zu Fuß auf den Weg und zogen einfach los. Ich muß gestehen, hätten wir nicht die Kinder bei uns gehabt, wäre ich mit meiner Mutter dort auch nicht länger stehen geblieben. Dieses Warten erschien uns unerträglich, die Russen kamen immer näher, und wir standen immer noch da und warteten.
Schließlich fuhren tatsächlich einige Lastautos vor. Das Einsteigen und Verteilen der Plätze ging ziemlich rasch und verhältnismäßig geordnet vor sich. ... Es waren große Lastwagen, mit Anhängern, ohne Bänke oder Sitzgelegenheit, z.T. auch ohne jegliche Schutzplane und ohne Stufen oder Leiter, um überhaupt nach oben zu kommen. Kinder und Kinderwagen wurden hinaufgehoben, die Fahrer halfen, und wer sonst oben war, zog die anderen einfach hoch.
Die älteren Frauen kletterten über die Räder hinweg nach oben und stiegen über die Kastenbretter, als seien sie es gewöhnt. Es ging alles sehr schnell. ... Die Kinder wurden auf die Rucksäcke gesetzt, bekamen eine Decke über den Kopf - es setzten starke Schnee- und Graupelschauer ein -, und wir Erwachsenen hockten uns irgendwo hin, wo wir gerade standen. Ich selbst saß auf dem Außenrand, neben mir stand ein Kinderwagen. Das kleine Kind war vollkommen zugedeckt. Obwohl es bis zum späten Abend nichts zu trinken bekam, schrie es während der gesamten Fahrt nicht. ...
Endlich ging es los, ein letzter Blick zum Himmel, ob vielleicht wieder feindliche Flugzeuge erschienen? Es ging gut, und wir atmeten auf. Uns war inzwischen gesagt worden, wir sollten 8 km weitergebracht werden. Dort sollte man uns abladen und die Autos wieder zurückfahren. Es leuchtete uns wohl ein, daß erst einmal alle aus der Stadt heraus sollten und wir, die wir zu den Ersten gehörten, nicht gleich sehr weit gefahren werden konnten. Doch was nützten schon 8 km. Dann standen wir dort vermutlich herum, und bald hatten die Russen uns eingeholt. Wäre es da nicht besser gewesen, gleich zu Hause zu bleiben?
Diese Frage beschäftigte uns alle, wenn auch kaum ein Wort gesprochen wurde. Wir saßen, standen oder hockten auf den offenen Autos. Es war bitterkalt, der Fahrtwind tat sein übriges. Immer wieder schneite es, hörte dann mal wieder auf, und wir ergaben uns in unser Schicksal. Wir froren nicht einmal bzw. spürten es nicht.
Es ging in nordwestliche Richtung. Die Straßen waren belebt von Flüchtlingen, die zu Fuß, per Rad und mit Trecks unterwegs waren. Auf den Bauernhöfen, an denen wir vorbeifuhren, rüstete man sich, um mit Pferden und Wagen loszuziehen. Volkssturmmänner sah man mitunter an manchen Straßenkreuzungen. Sie sahen uns nur kopfschüttelnd nach. Bedauerten sie uns oder sich selber?
Einige Kilometer von Bütow entfernt, sahen wir plötzlich an der Straße eine gute Bekannte von uns. War sie bis hierher zu Fuß gegangen? Sie stand neben ihrem Gepäck und winkte heftig. Man sah ihr an, daß sie sonst etwas darum gegeben hätte, auf diesem Lastauto mitzufahren. Aber es ging ja alles viel zu schnell. Wir hätten auch keine Gelegenheit gehabt, den Fahrer zum Anhalten zu bringen
Als wir das Dorf Gustkow hinter uns hatten – hier wäre ungefähr die 8-km-Grenze gewesen -, waren wir jedesmal froh, wenn wir wieder durch ein anderes Dorf fuhren, ohne anzuhalten, vergrößerte sich doch dadurch unser Vorsprung immer mehr. Allerdings wurde die Fahrt auf den glatten und vereisten Chausseen immer beschwerlicher. Des öfteren rutschten wir zurück,

einmal bis dicht an eine sehr hohe Grabenböschung. (Es waren) Schrecksekunden für uns alle, die wir den tiefen Abhang vor uns sahen. Im Nu sprangen einige hinab, ein entsetzliches Unglück drohte. Aber gerade vor dem Grabenrand bekam der Fahrer wieder Gewalt über den Wagen, allerdings mußten nun alle absteigen, damit erst einmal die glatte, ansteigende Straße überwunden werden konnte.
Es gab unfreiwillige Aufenthalte, aber mit Schieben und Unterlegen von Decken ging es Zentimeter um Zentimeter voran. Wir waren froh, daß es überhaupt weiterging. Erst nach diesem Zwischenfall löste sich unter uns ein wenig die Erstarrung, wenn auch immer noch keiner etwas essen konnte, selbst die Kinder hielten bis zum Abend aus.
Es ging weiter und weiter. Wir fuhren durch die Stadt Stolp, mehr als 60 km von Bütow entfernt, dort war alles noch ziemlich ruhig. Wohin wir nun aber eigentlich sollten, wurde uns immer unverständlicher! Einige meinten, wir würden wohl bis nach Stolpmünde gebracht werden und von dort aus entweder unmittelbar an der Küste längs Richtung Westen weitergebracht werden, denn der andere Weg durch Pommern über Neustettin weiter westwärts war ja bereits durch den Einbruch der Russen bei Schlochau, Baldenburg, Pyritz usw. versperrt, oder aber per Schiff über die Ostsee fort.
Letzteres erschien uns ebenso ungeheuerlich wie unmöglich, dieser Weg kam für uns doch überhaupt nicht in Frage. Hinzu kam, daß uns Gerüchte über den Untergang der "Gustloff" zu Ohren gekommen waren, die uns damals zwar niemals bestätigt worden sind, aber wir hatten davon gehört und waren so doppelt mißtrauisch.
Hier muß ich erwähnen, daß die aus Westfalen in Bütow und Rummelsburg untergebrachten Frauen, die einige Stunden vor uns per Bahn fortgebracht werden sollten, tatsächlich nach vielen Aufenthalten auf der verhältnismäßigen kurzen Strecke und sonstigen Schwierigkeiten in Stolpmünde gelandet sind, allerdings erst dann, als es nur noch den Ausweg über die See gab. Inzwischen war der Russe nämlich bis Köslin vorgestoßen und wandte sich von dort westwärts.
Selbstverständlich waren gar nicht genügend Schiffe bereit; die Szenen, die sich im Hafen zu Stolpmünde abgespielt haben, müssen entsetzlich gewesen sein. Kinder wurden von den Müttern getrennt und umgekehrt, die Schiffe fuhren mit den Müttern ab, die Kinder blieben zurück oder umgekehrt.
Mir ist bekannt, daß ein damals 10-jähriger Junge mit seiner 4 Jahre jüngeren Schwester zurückblieb, später von den Russen oder Polen in ein Waisenhaus gesteckt wurde und nach langer Zeit, als der Krieg zu Ende war, beide sich über Westpommern herausgeschlagen haben, immer auf der Suche nach der Mutter, die ohne Wissen über das Schicksal ihrer Kinder in Westfalen lebte. Sie haben sich dann auch gefunden. Allerdings berichten andere, die von Stolpmünde weggekommen sind, daß sie die oder jenen am Hafen hätten stehen sehen, seitdem fehlt von diesen aber jede Spur.
Als wir nun durch Stolp durchgefahren waren, ging es Gott sei Dank nicht nach Stolpmünde, sondern in östlicher Richtung weiter. Unser Ziel war und blieb uns unbekannt. Am späten Abend wurden wir endlich in einem größeren Dorf ausgeladen. Die Bevölkerung war hilfreich, es war alles gut vorbereitet, das erste warme Essen war vor allem für die Kinder schnell fertig, die Verteilung auf die Sammel- und Einzelquartiere ging auch verhältnismäßig schnell vor sich. Wir 5 konnten auch zusammenbleiben und kamen zu einem Arzt, wo wir überaus hilfreich aufgenommen wurden.
Auf der ostpommerschen Landstraße ging es immer weiter in Richtung Osten, dahin, von wo eigentlich die Russen kamen. Wir waren völlig eingeschlossen, denn bei Köslin waren die Russen an die Ostsee vorgestoßen, unsere engste Heimat war bereits besetzt, von Neustettin aus stießen sie nach Westen vor, bei Pyritz - Greifenhagen waren starke Kämpfe im Gange, bei Schneidemühl standen die Russen schon eine ganze Zeit und drangen auch von dort west-

lich weiter und auf die Oder zu. Und wann würden sie vor Stettin erscheinen?
Wohin also sollten wir noch? Nur weiter nach Osten konnten wir, wie lange noch, war uns gleichgültig. Wir kamen erst mal weiter, wenn auch fremd unter uns völlig unbekannten Soldaten; ob wir jemals wieder Bütower sahen, wußten wir auch nicht; wieweit diese Fahrt ging und wie lange sie währte, war genau so dunkel.
Das Bild, das sich uns jetzt auf den Straßen bot, war nicht dazu angetan, in uns den Gedanken aufkommen zu lassen, hier irgendwo zu bleiben. Immer mehr Menschen waren es, die zu Fuß weiter zogen, auch marschierende Soldaten trafen wir, allerdings zogen sie in die entgegengesetzte Richtung, deprimierend aber war der Anblick von umgekippten Treckwagen oder totem Vieh, das wir mitunter in den Straßengräben sahen.
Der Strom der Autos und Fahrzeuge wurde immer dichter, mitunter fuhr alles kreuz und quer. Ich paßte vor allem auf, die vor uns fahrenden Fahrzeuge nicht zu verlieren, denn in einem fuhr ja meine Mutter. Wenn ich mich umdrehte, sah ich in dem hinter uns fahrenden Auto in die großen Augen von Frau W., die ihre beiden schlafenden Kinder im Arm hielt und sich nicht rührte. Was wohl meine Mutter denken mochte? ... Bisher hatte ich ihnen immer Mut zusprechen können, aber nun war mir selbst so hoffnungslos zumute, daß ich kaum noch zu einem Lächeln, geschweige denn zu einem positiven Gedanken fähig war.
Es wurde immer kälter, die Dunkelheit immer stärker, der Abend brach herein, wir fuhren immer noch. Meiner Schätzung nach mußten wir schon längst im Lauenburger Kreis sein, aber wo? Der Fahrer neben mir wurde immer müder, so müde, daß ich dauernd auf ihn einreden mußte, damit er nicht einschlief! ...
Endlich kamen wir in ein größeres Dorf. Wir sahen Licht in den Häusern, viele Wehrmachtssoldaten aber nur wenige Zivilisten waren auf der Straße. Wir hielten endlich, hier sollte Quartier gemacht werden. Schon während der Fahrt hatte ich mit dem Fahrer vereinbart, daß er uns benachrichtigt, sowie er und seine Kameraden irgendeinen Befehl bekämen, der die Lage änderte.
Vor allem beschwor ich ihn, uns bei einer Weiterfahrt ja wieder mitzunehmen. Dasselbe hatte meine Mutter mit dem Hauptfeldwebel vereinbart, als wir uns in diesem Dorf im Lauenburger Kreis ziemlich spät trennten, nicht ohne den Soldaten das Haus gezeigt zu haben, in dem wir die Nacht verbringen wollten. Es war auch hier nicht leicht, noch einen Platz zu bekommen.
Endlich fanden wir in einer warmen Küche auf einer langen, schmalen Bank eine Sitzgelegenheit. Die Kinder hatten wir auf 2 Stühle gelegt. Wir hatten gerade etwas gegessen, ... als einer der Wehrmachtssoldaten erschien, um uns mitzuteilen, daß sie sofort weiter müßten, wenn wir also wieder mit wollten, müßten wir sofort bereit sein. ...
So schwer es uns auch wurde, die Wärme, das Dach über dem Kopf mit der Landstraße zu vertauschen, brachen wir sofort hastig auf. Wir wußten ja nicht, ob und wie wir am nächsten Tag weiterkommen würden, und diese Soldaten kannten wir nun schon, sie waren anständig, freundlich, hilfsbereit und voller Verständnis für uns.
Mit unbekanntem Ziel ging es weiter, immer in Richtung Osten. Es war nicht bekannt, wo der Russe eigentlich war. Für uns war es die Hauptsache, daß wir weiter kamen, ganz gleich, in welcher Richtung, nur vorwärts. Die Soldaten wußten auch nicht, ob und wo sie zum erneuten Einsatz kämen. Auch ihre Gedanken waren in der Heimat bei ihren Lieben. Ihr eigenes Schicksal war genau so ungewiß wie das unsrige, es hing ebenso von dem Vordringen der Russen ab, wie unser Schicksal auch.
Mitten in der Nacht, es war sternenklar und bitterkalt, hielten wir plötzlich an, links war ein Wald, rechts eine Scheune, vor uns anscheinend ein Dorf. Man hörte unbestimmte Geräusche. Hier wurde eine Ruhepause eingelegt.
Gegen Mittag ging unsere Fahrt weiter, nun allerdings ziemlich forsch und ohne Anhalten. Ich hatte an diesem Tage ... doch ein bißchen Angst vor unserem eigenen Mut und vor unserem

eigenen Schicksal. Sicher kamen die Soldaten ... bald zum Einsatz, dann standen wir wieder auf der Straße. Ein Ausweichen vor den Russen gab es nicht mehr, denn er war ja schon überall, und der Kessel, in dem wir uns noch befanden, wurde täglich kleiner. Wir mußten ja an einer Stelle mit den Russen zusammentreffen und wie furchtbar würde das sein? Langsam kamen mir Zweifel, ob es nicht doch richtiger gewesen wäre, auch wieder nach Hause zu gehen, um dort zu versuchen, sein Geschick zu meistern. Dort hätten wir immerhin noch eine Weile etwas zu essen gehabt, - und hier waren wir nun so weit weg von zu Haus, daß wir es nicht mehr geschafft hätten, zu Fuß zurückzugehen.
Was sich an diesem Tag auf den Straßen zeigte, war grauenvoll und absolut nicht dazu angetan, die Hoffnung auf ein Entrinnen aus diesem Hexenkessel zu verstärken. Wir kamen nicht mehr so schnell vorwärts, im Gegenteil, immer mehr Wagen von Trecks, immer mehr zu Fuß laufende Menschen, immer mehr herrenloses Getier versperrte und verstopfte die Straße. Vor allem sah man immer häufiger totes Vieh in den Straßengräben. ...
Solche Anblicke waren entsetzlich, dazu die müden, vergrämten Menschen, viele Soldaten dazwischen, häufig allerdings solche, die in entgegengesetzter Richtung zogen. Sie sollten offensichtlich zum Einsatz an die Front; daß es hierbei nicht viel mehr Zusammenstöße, viel mehr Unglücksfälle gegeben hat, ist wirklich ein Wunder gewesen, denn an ein Ausweichen war überhaupt nicht zu denken. Je später der Abend wurde, um so dichter wurden die Ströme der Menschen, der Autos, der Fahrzeuge, die von Pferden gezogen wurden. Selbstverständlich waren auch viele Handwagen dabei, die zum Teil von Hunden gezogen wurden.
Plötzlich hieß es, wir sind bald vor Gotenhafen. ... Und plötzlich wußte ich auch, ... welcher Weg uns nur noch blieb: (Wir mußten nach) ... Gotenhafen, um über See wegzukommen. ...
Wir erreichten Gotenhafen gegen Mittag des 10. März. Da mir nur immer vorschwebte, zum Hafen zu kommen, um dort ein Schiff zu finden, baten wir den Fahrer, uns in der Nähe des Hafens abzusetzen. Wir blieben somit die letzten Mitreisenden auf dem Lastauto, die übrigen hatten sich schon eher irgendwo mitten in der Stadt ... absetzen lassen. Wir standen dann an der Straße und wußten nicht, wohin wir gehen sollten. .. Irgendwer hatte uns während der Fahrt gesagt, daß man sich selbst ein Schiff suchen könnte, man müßte nur mit dem Kapitän sprechen. ... Andere erzählten, daß es in Gotenhafen beim Roten Kreuz Schiffskarten gäbe, sonst dürfe man gar nicht auf ein Schiff herauf. ...
Ich ... zog allein los, um eine Dienststelle des Roten Kreuzes zu suchen. Einer der Einwohner wußte Gott sei dank Bescheid, aber bis zum Hafen war es sehr weit. So schärfte ich meiner Mutter ein, auf mich zu warten und nicht wegzugehen, denn sonst würde ich sie nie wiederfinden. Ich trennte mich nur sehr ungern und hätte sie am liebsten alle mitgenommen, aber wir hatten ja das Gepäck noch bei uns, und außerdem konnten weder die beiden Alten noch die Kinder weite Strecken laufen.
Nach vielem Suchen fand ich auch die bewußte Dienststelle, traf dort sogar noch Bütower, die mir aber sagten, daß sie schon seit Tagen auf eine Karte warteten, allerdings bestätigten sie mir auch noch, daß man ohne Karte ... auf kein Schiff kommen würde. ... In diesem Haus herrschte ein tolles Durcheinander. Es war zwar noch etwas von einer Organisation zu merken, aber die Menschen stürmten und drängten, daß es (von) vornherein aussichtslos erschien, überhaupt jemand zu fragen, ob man eine Karte bekommen könnte. Es war einfach sinnlos. Selbstverständlich wurde nicht gerade freundlich untereinander verkehrt, viele bekamen Schreikrämpfe, hatten ihre Kinder bei sich. ... Es haben sich hier schon böse Szenen abgespielt.
Bald war ich wieder draußen, ich war entsetzt und mutlos zugleich. ... Wir waren hier nun so dicht vor dem Ziel, sollte es nun doch alles umsonst gewesen sein? Ich wollte es einfach nicht wahrhaben, ich mußte doch noch etwas unternehmen. Der Abend brach bald herein, meine Lieben warteten auf mich. Ich sprach einen Kriegsbeschädigten an, der gerade eben aus der

Dienststelle kam, und mit einem Bein sehr eilig weitergehen wollte. Er hatte also irgendein Ziel. Ich fragte ihn, ob er nicht Rat wisse, er sei doch wohl aus Gotenhafen? Nein, das sei er nicht, aber er wäre schon seit Tagen hier. Ich wolle wohl auch mit einem Schiff weg?
Fast wagte ich an ein Wunder zu glauben, ja, sagte ich, aber es wäre völlig aussichtslos. Er bestätigte es mir und nach einer kurzen Pause fragte er dann, wieviele Karten ich denn brauchen würde. Ich wäre ihm am liebsten um den Hals gefallen. ... Ich fing an zu stottern und sprach von meiner Mutter. Ja, 2 Karten könnte er vielleicht besorgen. Und als ich dann von einer weiteren Mutter mit 2 kleinen Kindern sprach, verneinte er es zunächst entschieden. ... Mein bestürztes Gesicht schien ihn jedoch zu dauern, denn er lenkte dann doch wieder ein und er wollte tun, was er tun könne.
Aber wir mußten ja nun irgendwie in Verbindung bleiben, er konnte allerdings nicht mit mir mitkommen, denn wir standen ja noch irgendwo an der Straße. Kurz entschlossen gab er mir dann seine augenblickliche Wohnung an, gab mir Schlüssel mit und sagte nur, wir sollten es uns dort bequem machen und alles benutzen, er würde erst abends spät nach Hause kommen, wir sollten nicht auf ihn warten.
Noch ganz benommen von soviel Menschenfreundlichkeit und soviel Glück suchte ich dann meine Mutter. Den Zettel mit der Anschrift hütete ich wie ein Heiligtum, behalten hätte ich den Namen nicht können, obwohl ich versuchte, ihn mir einzuprägen, aber ich vergaß entweder den Namen bzw. die Straße.
Endlich kam mir die Gegend dann auch wieder bekannter vor, und ich wußte, daß meine Mutter hier irgendwo auf mich warten mußte. Da setzte plötzlich ein furchtbares Schießen ein. ... Kein Mensch war mehr zu sehen. Ich sprang an den Häusern entlang, duckte mich, warf mich in Deckung, ich mußte zu meiner Mutter. Sollten das schon die Russen sein? ... Völlig verstört fand ich schließlich meine Mutter und Bekannte in einem Hauseingang sitzen. Sie glaubten, ihr Ende wäre gekommen. ...
Ich zog mit meinen Lieben gleich los und war viel zu aufgeregt, um ihnen zu berichten, was mir in der Zwischenzeit widerfahren war. Ich wollte so schnell wie möglich zum Quartier, um von der Straße wegzukommen. Es war ein entsetzlich langer Weg, mittlerweile war es schon dunkel geworden.
Wir trafen kaum noch jemanden, den wir nach dem Weg fragen konnten. Aber wir waren dann in der gesuchten Straße und standen vor der Wohnungstür; in der Dunkelheit hatten wir erkennen können, daß die Häuser rundherum … schon einige Beschädigungen aufwiesen und die Umgebung anscheinend ziemlich menschenleer sein müsse. - Als wir die uns angegebene Wohnungstür aufschließen wollten, war unser Gastgeber bereits da, hatte schon Tee für uns gekocht und war aufgeregt, daß wir noch nicht kamen.
Meine Mutter schien es noch für einen Traum zu halten, denn warum sollte ein fremder Mann uns einfach aufnehmen und dann noch für Schiffskarten sorgen? Des Rätsels Lösung war dann sehr einfach, die Wohnung hatte er von einer Ärztin übernommen, die Hals über Kopf abgereist und froh war, daß sich überhaupt jemand in ihrer Wohnung aufhielt, ehe irgendwelche völlig fremde Menschen dort einzogen.
Der kriegsbeschädigte Mann war Leiter in einem Heim der Kinderlandverschickung in Ostpreußen gewesen und sollte nun ca. dreihundert 12- bis 13jährige Jungen – es waren meiner Erinnerung nach Berliner Kinder – aus diesem Kessel heimbringen. Er selbst wollte dann in Mecklenburg bleiben, wo seine Frau auf ihn wartete. Uns Erwachsene könnte er als Begleitpersonen mitnehmen. ... An diesem Abend machte er uns keine bestimmten Versprechungen, denn er wußte auch nicht, wann er ein Schiff bekommen würde, sondern versprach uns nur, daß er uns nicht im Stich lassen würde.
Endlich sahen wir dann Wasser und Schiffe vor uns. Aber noch ein grausiger Blick bot sich uns, Frauen und Kinder nebeneinander liegend in großen Hallen, auf ihren Bündeln sitzend,

wartend, schimpfend und ganz verbittert, es war wirklich ein Anblick des Elends. Sauber und ordentlich sah kaum einer von diesen Flüchtlingen aus. Sie hatten schon tagelang hier herumgelegen und warteten auf die Gelegenheit, auf ein Schiff zu kommen. ... Immer mehr Menschen strömten hier zusammen und immer weniger fanden Gelegenheit, überhaupt wegzukommen. Wir mochten gar nicht hinsehen und waren wie gelähmt, als wir (dies) alles beobachten mußten. ..."Nur fort", war daher unser Wunsch, als wir auf einmal von Bütower umgeben waren, die ebenfalls ein Schiff suchten.
In unserer Aufregung ... erzählten wir, daß wir Schiffskarten hätten. Wir wurden bestürmt, gefragt und beinahe gelyncht, als wir es nicht verraten wollten und konnten, wo denn nun unser Schiff liegen würde. ... Andere wieder fragten nach dem Weg zum Roten Kreuz, sie wollten es auch versuchen. Eine Bekannte war dort regelrecht hinausgeworfen worden, denn zuerst müßten die Mütter mit Kindern fortgebracht werden. Kurz vor dem rettenden Schiff sah ich uns doch noch zurückbleiben. ... Die beiden Jungen waren schon ein Stück weitergegangen, sie hatten unser Gepäck bei sich, deshalb rannte ich ohne Rücksicht auf die Umstehenden los und zog meine Mutter mit. So wurden wir die aufgeregten Bütower los. ...
Am Schiff wartete schon unser Betreuer. Er war sehr aufgeregt, weil wir uns verspätet hatten. ... Wir mußten eine ganz steile Treppe hinaufklettern, das Schiff reckte sich riesengroß vor uns in den Himmel. Mir schwand aller Mut, dort mit meiner Mutter und den Kindern hinaufzukommen. Auch das wurde überstanden. Mit Hilfe der Matrosen klappte es dann sogar ganz gut. Wir standen dann oben an Deck. Es war die "Goya", ein ziemlich großer Kasten ...<<

Lebensverhältnisse in der Stadt Stolp im Januar 1945 und Flucht über die Ostsee nach Westpommern im März 1945

Erlebnisbericht des Superintendenten Otto G. aus der Stadt Stolp in Ostpommern (x001/256-261): >>Mitte Januar 1945 kamen die ersten "Flüchtlinge" aus Ostpreußen nach Stolp. ... In wohlgeordneten Transporten mit (der) Eisenbahn kamen sie an und hatten auch reichlich Gepäck mitnehmen können. Sie wurden in Stolp und in den umliegenden Dörfern einquartiert und von den Bewohnern meist gern und willig aufgenommen.
Ende Januar 1945 (setzte) der große Flüchtlingsstrom aus Ost- und Westpreußen ein. In ununterbrochener Folge zogen die Wagen und Schlitten bepackt mit der mitgenommenen Habe der Flüchtlinge, mit Frauen und Kindern auf den Chausseen durch Städte und Dörfer immer weiter nach Westen. Ein Elendszug erschütterndster Art war es. Müde, abgetriebene Pferde vor den Wagen, frierende, kranke und verzweifelte Menschen auf den Wagen oder neben den Wagen hergehend, über die Wagen als Schutz Teppiche und Planen gespannt, so zogen sie in nie abreißender Folge weiter nach Westen.
An Straßenkreuzungen mußte meist gehalten werden. Dort gaben Polizeibeamte ihnen die Richtung an, wohin sie weiter fahren sollten. In der Nähe unseres Pfarrhauses an der Wilhelmstraße war solch eine Wegkreuzung. Von den haltenden Trecks kamen Frauen und Kinder in unser Haus, baten um heißen Kaffee oder heiße Milch oder um die Möglichkeit, sich Speisen aufwärmen zu können. Willig und gern wurde ihnen ihre Bitte erfüllt.
Andere Frauen und Kinder gingen während der Haltepause der Trecks in Geschäfte und kauften Brot und andere Lebensmittel. Dabei kam es häufig vor, daß sie zurückkommend ihre Wagen und Angehörigen nicht mehr fanden. Inzwischen mußte die Wagenkolonne in verschiedene Richtungen weiterfahren, ohne Rücksicht auf die Bitten der Wagenlenker, solange zu warten, bis die Angehörigen zurück waren. So kam es, daß viele ihre Kinder und Mütter verloren, weil niemand diesen sagen konnte, in welcher Richtung ihr Wagen weitergeleitet worden war.
Während der Nächte hielten die Trecks in Dörfern, in Wäldern, an geschützten Ecken in den Städten. Froh und dankbar waren diese Menschen, wenn sie einmal ein Bett angeboten beka-

men und sich ordentlich mit warmem Wasser waschen oder gar baden konnten. Meine Frau hatte immer warmes Wasser, heißen Kaffee und andere warme Speisen bereit. Auf vielen Gütern des Landkreises, wo täglich Hunderte von Wagen mit Pferden gegen Abend um Nachtquartier baten, kamen sie in Scheunen und Ställen unter, wurden meistens ordentlich mit einer in großen Kesseln gekochten Erbsensuppe gespeist, die Pferde erhielten Futter.
Manche Güter haben Hunderte von Zentnern Hafer unentgeltlich ausgegeben, um die Pferde zu füttern. Aber wenn diesen fliehenden deutschen Brüdern und Schwestern auch nach Möglichkeit geholfen wurde, so nahm die Zahl der Kranken und Sterbenden in diesen Trecks doch erheblich zu. Immer mehr Wagen mußten aus dem heimatlichen Verband der Trecks ausscheiden, weil sie entweder wegen Krankheit eines oder mehrerer Familienmitglieder nicht mehr weiter fahren konnten oder weil ältere Leute gestorben waren und nun beerdigt werden mußten oder Kinder erfroren waren und ein Grab finden mußten, oder weil die Pferde so ermattet waren, daß sie nicht mehr weiter ziehen konnten oder der Wagen zusammengebrochen war und auf die Reparatur gewartet werden mußte.
Ich kann die Zahl der Toten nicht nennen, die auf der Flucht mit Trecks in Stolp und im Landkreise Stolp beerdigt werden mußten, sie ist aber sehr groß. Es wird immer, solange ich lebe, dieser Elendszug der Flüchtlinge in der Erinnerung bleiben, so oft ich das Wort "Treck" höre, steht er mir wieder vor Augen.
Der Flüchtlingsstrom aus dem Osten kam aber nicht nur in Trecks, sondern auch in überfüllten Eisenbahnzügen. Tagelang hatten die Fliehenden auf ihren Heimatbahnhöfen warten müssen, bis sie in einen Eisenbahnzug hineinkommen konnten. Meistens bestanden diese Züge aus Güterwagen. In wochenlanger Fahrt waren diese armen Menschen in ungeheizten Waggons, die keine Sitzgelegenheiten hatten, unterwegs. Kranke und Sterbende und Tote wurden an den Haltestellen ausgeladen.
Meine Schwiegermutter, fast 80 Jahre alt, war von Marienwerder/Westpreußen bis Stolp acht Tage ... in einem Güterwagen gefahren. Sie kam sterbenskrank bei uns an und ist bald darauf auch heimgegangen. ... In Jeseritz, einer Bahnstation vor Stolp, einem Dorf, das zu meiner St. Petrigemeinde gehörte, fanden Bahnbeamte, nachdem ein Flüchtlingszug abgefahren war, der lange vor dem Haltesignal gehalten hatte, am Bahndamm 30 Kinderleichen, die aus dem Zug herausgebracht waren. Diese 30 Kinderleichen habe ich auf dem Friedhof Jeseritz beerdigt.
(Es) blieb nicht verborgen, daß die deutsche Front im Osten zusammengebrochen war und es (wohl) kein Aufhalten für die russische Armee bis zur Oder geben würde. Unruhe, Angst und Furcht verbreiteten sich nun mehr und mehr unter der Bevölkerung. ... Wir Pastoren kamen überein, für diejenigen Konfirmanden, deren Eltern es wünschten, sofort die Konfirmation vorzunehmen. So habe ich ... am 4. Februar 1945 ... einen Teil der Konfirmanden eingesegnet. Mütter, die mit ihren Kindern aus Stolp evakuiert werden sollten, baten um die Taufe für die Kleinen, die eben geboren waren. ...
Täglich wurden Haustaufen erbeten. Es zeigte sich hierbei, wie stark die Stadt und der Landkreis mit Flüchtlingen schon belegt war, zu denen noch Mütter und Kinder kamen, die aus dem Ruhrgebiet dorthin evakuiert worden waren und die nun drängten, dorthin zurückzukommen. Auf dem Bahnhof in Stolp wurden Eisenbahnzüge zusammengestellt. ... Teilweise haben diese Menschen bis zu 24 Stunden in den Zügen warten müssen, bis eine Lokomotive den Zug übernehmen konnte. Von Stolp bis Stettin sind diese Züge 3 bis 4 Tage unterwegs gewesen, eine Strecke, die mit normalem Personenzug in 6 Stunden durchfahren wurde.
Ende Februar 1945 hatten die Russen, von Süden über Pyritz - Stargard vorbrechend, die Ostseeküste erreicht. ... Es bestand keine Möglichkeit mehr, zu Lande über die Oder hinauszukommen. Von Süden und Westen drängte der Russe auf Danzig zu. Der mit viel Mühe errichtete "Pommernwall" erwies sich als zwecklos, denn nicht von Osten her kam der Russe, sondern er kam vom Westen her gegen den "Pommernwall", in dem dann kaum ein Soldat zur

Verteidigung angesetzt war.
Wer nun noch dem Russen entrinnen wollte, konnte es nur noch mit (dem) Schiff über die Ostsee. Noch waren die Chausseen vollgestopft mit den Trecks, die sich immer noch vermehrten. ... Aber wohin sollten sie noch? Nach Westen ging es nicht mehr, nach Süden und Osten auch nicht. Ratlos fuhren viele Wagen hin und her.
Auf den Chausseen und Landstraßen entstand ein fürchterliches Durcheinander. 2 Kolonnen zogen nebeneinander nach Westen - 2 Kolonnen fuhren gleichzeitig nebeneinander nach Osten. Niemand wußte mehr wohin. Die Eisenbahn fuhr noch zwischen Stolp und Danzig. Viele versuchten von Stolpmünde, Leba oder Gotenhafen aus dem Kessel herauszukommen.
Am ... 6. März verließen viele Einwohner, mit Koffern und Rucksäcken bepackt, die Stadt. Sie drängten in die Eisenbahnzüge, welche in Richtung Danzig noch fuhren, oder gingen zu Fuß in Richtung Lauenburg - Danzig. Viele zogen Handwagen hinter sich her oder schoben Kinderwagen. Bald war die ganze Stadt im Aufbruch.
Am ... 7. März 1945 wurde ... der Räumungsbefehl gegeben. Ich fragte ... Oberst von K., ... ob tatsächlich der Räumungsbefehl aufrecht erhalten würde und die Stadt verteidigt werden sollte. Der Adjutant, Major W., gab mir die Antwort: "Es ist leider der Befehl vom Oberkommando gegeben worden, die Stadt räumen zu lassen und sie bis zum letzten Mann zu verteidigen. Doch außer einigen wenigen Volkssturmmännern und zusammengewürfelten Truppenverbänden haben wir nichts, vor allem keine Artillerie."
Ich begab mich darauf zum Landratsamt, um zu erfahren, welche Maßnahmen dort getroffen waren. Ich fand das (Personal des) Landratsamtes in heller Aufregung. Der Kreisoberinspektor B. stand auf der Treppe, konnte kein Wort über die Lippen bringen, die Tränen liefen ihm die Wangen herunter. Keiner konnte eine vernünftige Anordnung mehr treffen. ... Die Brücken über die Stolpe waren in der Stadt für eine Sprengung vorbereitet. Es hieß, bis zur Dunkelheit müßte die Stadt geräumt sein, da dann sämtliche Brücken gesprengt würden und dann keine Möglichkeit mehr wäre, etwa aus dem westlichen Teil der Stadt herauszukommen.
Mit diesen Nachrichten kam ich nach Hause, konnte noch einige Pastoren telefonisch benachrichtigen und mit ihnen verabreden, uns in Richtung Stolpmünde aus der Stadt zu begeben. Meine Frau, unsere beiden Töchter ... und alle unsere Hausgenossen bereiteten die Flucht vor und packten Koffer und Rucksäcke.
Ich begab mich zum Friedhof, wo ich an diesem Vormittag 3 Beerdigungen halten sollte. Ich fand die Friedhofskapelle verschlossen. Niemand von den Friedhofsangestellten war mehr da, keine Leichenträger und keine Totengräber. Nur ein bis 3 Angehörige der Toten waren vor der Friedhofskapelle. Es gelang uns, die Kapelle zu öffnen und die betreffenden Särge unter den vielen anderen herauszufinden. Ich habe nacheinander 3 kurze Totenfeiern gehalten, aber zu Grabe konnte ich keinen Toten mehr geleiten, da niemand da war, der die Särge zu den vorbereiteten Gräbern bringen konnte. Etwa 30 Särge, vorwiegend mit verstorbenen Soldaten, standen in der Friedhofskapelle oder außen um sie herum. ...
Als ich vom Friedhof zurückgekehrt war, brachte ich die Kirchenbücher, wichtige Archivalien und Rechnungsbücher in den Keller des Pfarrhauses. Das älteste Aktenstück war die Matrikel vom Jahre 1590, die ... davon berichtete, daß die Reformation Martin Luthers überall festen Fuß gefaßt hatte. Die Vermögensstücke der Kirchengemeinde, wie Sparkassenbücher, Wertpapiere u.a. packte ich in einen Koffer, den ich auf die Flucht mitnahm. Ich verständigte noch den Kirchenältesten W., der mir gegenüber wohnte, und gab ihm auch einen Hausschlüssel. Der Kirchendiener K. hatte schon morgens an diesem Mittwoch den Kirchenschlüssel gebracht und sich verabschiedet mit dem Bemerken, er wolle in Richtung Glowitz, um dort bei Verwandten das Weitere abzuwarten.
Es war mir bisher immer gestattet worden, mein Auto zu benutzen, weil ich umfangreiche Vertretungsdienste im Landkreis zu leisten hatte und als Standortpfarrer viel unterwegs sein

mußte. In dieses Auto packte ich nun Koffer und Rucksäcke z.T. oben auf das Verdeck, wo sie fest verschnürt wurden, und alsdann stiegen meine Frau, unsere beiden erwachsenen Töchter, unsere Hausgehilfin, eine alte Tante meiner Frau und ich, also 6 Personen in diesen 4sitzigen Hanomag-Kurier-Wagen ein. So schwer beladen fuhren wir ab, verließen unser sehr behagliches Heim mit 10 vollständig möblierten Räumen, all die Dinge, an die sich so schöne Erinnerungen banden, Bilder und Kunstgegenstände, Bücher und alte Familienstücke.
Wir schauten über den herrlichen ... großen Garten hinweg und nahmen Abschied von der lieben St. Petrikirche. Liebe Gemeindemitglieder traten an uns im Vorbeigehen heran, als wir ins Auto stiegen - sie selbst mit Rucksäcken und Koffern bepackt und Handwagen ziehend - und verabschiedeten sich. In den Tagen vorher kamen immer wieder liebe Gemeindeglieder und drängten uns, vor allem unsere beiden erwachsenen Töchter hinter die Oder zu schaffen, damit sie nicht den Russen in die Hände fielen.
Aber alle Versuche, diese beiden Töchter mit Eisenbahn, Flugzeug oder anderen Gelegenheiten aus Stolp herauszubringen, waren fehlgeschlagen. Sie blieben bei uns. Jetzt verließen wir gemeinsam unser liebes Stolp. Wann würden wir zurückkehren können? In welchem Zustand würden wir unser Pfarrhaus und unsere Kirche wiedersehen?
Wir fuhren ... zur Stolpmünder Chaussee, vorbei an fliehenden Menschen, fahrenden Trecks und einzelnen Soldaten. Die Chaussee war voller Wagenkolonnen, die teils nördlich, teils südlich zogen, dazwischen unendlich viele fliehende Menschen. Es gelang mir, das Auto durch alle Hindernisse hindurch in verhältnismäßig kurzer Zeit den 18 km langen Weg von Stolp nach Stolpmünde unbeschädigt zu lenken.
Ich hielt in der Nähe des Hafens, in dem einige Schiffe lagen, die mit Soldaten, Arbeitsdienstmännern und Flüchtlingen beladen wurden. Die Inhaberin einer Reederei, Frau G., empfing uns mit den Worten: "Gott sei Dank, daß Sie da sind." ... Wir hofften, daß auch die anderen Pastoren aus Stolp dorthin kommen würden. Nur Pastor B. mit Frau kam noch. Es ist unklar geblieben, weswegen die beiden anderen Pastoren, W. und S., mit ihren Frauen und Angehörigen nicht den Weg nach Stolpmünde genommen haben. Der eine ist in Richtung Lauenburg und der andere in Richtung Schmolsin gezogen. Beide sind umgekommen.
Frau G. hatte einen ihrer kleinen Dampfer mit den Angehörigen ihrer Reederei beladen lassen, und ein zweiter kleiner Dampfer "Martha" wurde mit Flüchtlingen in solcher Fülle besetzt, daß jeder auf seinem Flecken stehen mußte. Eine meiner Töchter und unsere Hausgehilfin hatten in einem Rettungsboot Platz gefunden, das der Dampfer mit sich führte. Frauen mit kleinen Kindern wurden in den Laderaum gebracht, wo Stroh aufgeschüttet war. Wir bekamen an Deck Stehplätze.
Da es sehr stürmisch geworden war und starker Frost herrschte, zögerte der Kapitän, mit seinem mit etwa 700 Menschen beladenen Schiff, den Hafen zu verlassen. Als wir ringsum den Feuerschein der brennenden Dörfer sahen und die Schüsse der Panzer immer näher aus Richtung Schlawe kamen, entschloß sich der Kapitän, doch auszulaufen. Es wurde eine grausige Fahrt!
Sobald wir in die offene See gekommen waren, kamen die Brecher über das Vorderschiff, die Mäntel und Decken, welche die Menschen schützen sollten, waren schnell mit einer dicken Eiskruste versehen. Natürlich war alles seekrank. Der Kapitän hielt Kurs in der Nähe der Küste auf Swinemünde zu. Unsere Fahrt längs der pommerschen Küste in dunkler Nacht bei abgeblendeten Lichtern werden wir nie vergessen. U-Boot- und Minengefahr auf der einen Seite, ... vorbei an brennenden Ostseedörfern, vorbei an dem lichterloh brennenden Kolberg, und auf der anderen Seite ein Spielball der stürmischen See, waren wir alle dennoch ruhig und gefaßt. Ich habe keinen Laut der Klage gehört. Wir spürten es: Wir sind in Gottes Hand. Wir wußten aber auch: "Weiß ich den Weg auch nicht, Du weißt ihn wohl."
Ohne einen Zwischenfall fuhren wir am 8. März 1945 ... in den Hafen von Swinemünde ein.

Das Schiff legte an, aber es durfte nicht ausgeladen werden. Swinemünde war übervoll von Flüchtlingen, der Kapitän sollte weiter nach Stralsund fahren. Er konnte sich nicht entschließen, wegen der Minen- und U-Boot-Gefahr auf offener See weiterzufahren, vielmehr steuerte er das Haff hinauf bis Ueckermünde und von dort wurden wir durch die Peene nach Stralsund gelotst. ...<<

Die Flucht vor der Roten Armee aus der Danziger Bucht

Untergang des Flüchtlingstransporters "Androß" im Hafen von Swinemünde.

Erlebnisbericht der Anna K. aus Gumbinnen in Ostpreußen (001/153-154): >>… Also am 12. März, früh ca. 7 Uhr, kam unser Schiff, die "Androß", die am 6. Pillau verlassen hatte, im Hafen von Swinemünde an.

Es hieß, wir nehmen nur Proviant und Kohlen, und dann ginge es weiter nach Dänemark. Gegen 11 Uhr kam plötzlich Alarm: "Amerikanische Bomber". Es war - meiner Ansicht nach - auf dem Schiff wenig bekannt, daß Alarm gegeben war. Nur die, die oben auf Deck waren, hatten es gehört. Und es war - meiner Ansicht nach - auch ein Versehen von der Schiffsleitung, die Passagiere nicht davon in Kenntnis zu setzen. Ich selber hatte die Sirene auch nicht gehört.

Plötzlich rief mir Forstmeister Messing zu (ein bekannter ostpreußischer Forstmeister, dessen Familie ich mich angeschlossen hatte, weil wir zusammen in Pillau in der gleichen Baracke gelegen hatten): "Wollen Sie nicht in den Bunker gehen, es ist Alarm gegeben, meine Familie ist auch schon drüben an Land."

Ich wollte zuerst nicht, aber dann tat ich's doch und ging vom Schiff - es war wohl Gottes Fügung und Führung, anders kann ich es mir nicht erklären. Denn diese Sekunde - gehst du, oder gehst du nicht - hat ja über mein Leben entschieden. Ich ging widerstrebenden Gefühls, da ich mir feige vorkam, das ganze Schiff saß noch voller Menschen. Während der ganzen Fahrt hatte ich meinen Platz in der Nähe … (einer Bekannten).

An dem Morgen stiegen ca. 10 Soldaten in Swinemünde aus, und da ich vorher sehr beengt saß, so ging ich in die andere Ecke des Raumes … Sonst hätte ich an … (meiner Bekannten) vorbei müssen, und sie wäre vielleicht mitgekommen. Von meinem jetzigen Platz hat sie mich gewiß gar nicht gehen sehen. Es ist wohl alles Bestimmung.

Als ich in den Bunker kam, war er voll. Da wies man mich in ein danebenstehendes Haus ("Marine-Seeamt" oder so ähnlich hieß es), wo auch ein guter Keller vorhanden war. Auch hier herrschte eine große Fülle; viele Menschen vom naheliegenden Bahnhof und aus der Stadt waren drinnen.

Um ca. 1/2 12 Uhr kam die erste Bombe, mit einem unvorstellbaren Krachen, daß man sich festhalten mußte, sonst wäre man umgefallen. Es war wohl die, die die "Androß" getroffen hatte. Eine dreiviertel Stunde dauerte der fürchterliche Angriff, man war wie betäubt von dem Krachen und Dröhnen und Splittern. Unvorstellbar!

Mit zitternden Knien ging man nach der Entwarnung heraus, und ein grausiger Anblick bot sich einem: Das Schiff war gesunken, das Ende, auf dem sich … (meine Bekannte) und ich befunden hatten, hatte einen Volltreffer bekommen, da ragte nur noch ein kleiner Teil aus dem Wasser hervor. Die andere Seite war etwas besser weggekommen, da ragte noch das "Deck" aus dem Wasser, und ein Teil der Passagiere wurde gerettet; sogar das Gepäck, das auf Deck lag, konnten diese Menschen teilweise retten, wenn es auch teilweise im Wasser lag. Wasserschutzpolizei, Rotes Kreuz etc. beteiligten sich an den Rettungsarbeiten.

Es war nicht mehr viel zu retten. Grausige Bilder boten sich einem, … herzerschütternde Szenen spielten sich ab - es war ein Bild des Grauens und der Verzweiflung; nie werde ich das in meinem Leben vergessen.---

Mit Familie M. verließen wir das Hafengelände, wir hatten ja nichts zu tragen, da all unser Gepäck, das auf Deck gelegen hatte, auch untergegangen war. Wir bekamen, nachdem man an tiefen Bombentrichtern, entwurzelten Bäumen etc. vorbeigekommen war, an zerstörten Häusern, brennenden Gebäuden etc., nach langen Bemühungen gegen Abend einen Wagen, der uns nach dem 6 km entfernten Ahlbeck brachte, wo wir in einer leeren Pension Zimmer und Betten erhielten.

Am nächsten Morgen setzte ich meine Fahrt fort über Wolgast, Grimmen, Strelitz etc., bis ich am 16. März … in der Lüneburger Heide landete.<<

Flucht über See von Stettin nach Stolpmünde und Einnahme Stolpmündes durch die sowjetischen Truppen

Erlebnisbericht des B. A. aus Stolpmünde in Pommern (x001/262-265): >>Am 5. März 1945 wurde ich auf meinen Antrag hin von Oberst R. für drei Tage beurlaubt, um meine wegen der Bombenangriffe nach meinem Geburtsort "Ostseebad Stolpmünde" umquartierte Familie auf dem Wasserwege nach Stettin zurückzuholen.

Die Landverbindung nach dort war bereits unterbrochen, da die Russen schon bei Cammin den Kessel in Pommern geschlossen hatten. Nur die Städte Kolberg, Rügenwalde, Stolpmünde und Leba selbst waren noch feindfrei.

Über die Data-Leitung sprach ich fernmündlich noch mit meiner Frau und erfuhr, daß im Hafen bereits verschiedene Schiffe zum Abtransport der Zivilisten bereitlägen und die Verladung schon begonnen hätte. Sie selbst hätte ebenfalls schon Schiffskarten für den Dampfer "Ernst", der in den nächsten Tagen in See gehen würde. Ich teilte meiner Frau mit, daß sie auf mich warten möge, da ich am 6. März 1945 mit dem Dampfer "Martha Geiß" dort eintreffen würde und sie somit sicherer zurückbringen könnte.

Am 5. März 1945, 6 Uhr morgens, fuhren wir von Stettin ab, um am Leitholm noch zu kompensieren. An Bord befanden sich noch drei weitere Offiziere, die ihren Truppenteil im Osten suchten, und ein Fliegermajor, welcher bei dem Kommandanten vom Schießplatz Stolpmünde für Stettin eine Maschine in Empfang nehmen wollte. –

Das Schiff hatte Order, in Kolberg eine Ladung Sprit zu löschen und dann in Stolpmünde ebenfalls Zivilisten an Bord zu nehmen. - Um 6 Uhr abends kamen wir in der Kaiserfahrt an, wurden durch ein Patrouillenboot angehalten und durften erst am Morgen des 6. März 1945, 6 Uhr, weiter nach Swinemünde dampfen. Dort lagen bei unserer Ankunft eine Anzahl Schiffe, die bereits auf das öffnen der Sperre warteten. Über die Notbrücke wurden gerade Truppen von Wollin nach der Insel Usedom übergeschleust.

Endlich wurde das Signal gegeben, daß die Schiffe, sich dem Konvoi nach dem Osten anschließend, die Sperre passieren konnten. Auf der Reede vor Swinemünde sollte sich der Geleitzug formieren. Unsere Ahnung, eventuell schon zu spät zu kommen, ließ uns einfach entgegen der Anordnung des Hafenkommandanten in Swinemünde unsern Weg "alleine" nehmen. Mit Volldampf passierten wir den vor dem Hafen liegenden Schiffsfriedhof, ein Wagnis, das der Kapitän des Schiffes nur auf Grund seiner genauen Kenntnis des Fahrwassers als Tourenfahrer zwischen Stettin und Stolpmünde mit Lotsenpatent auf seine Kappe nehmen konnte. Außerdem war ja Krieg, und das Schiff stand im Marineeinsatz.

Auf der Höhe von Kolberg kam ein Regierungsdampfer aus dem Hafen und gab uns Signal, daß der Hafen nicht mehr angelaufen werden könne, da er bereits von den Russen belagert und beschossen würde. Eine gute Aussicht für unsere Fahrt gen Osten! ---

Wir dampften also weiter und begegneten bereits einige Seemeilen weiter ostwärts mehreren Landungsbooten mit Flüchtlingen aus Stolpmünde und Rügenwalde. Durch gegebenes Flaggenwinksignal versuchte ich zu erfahren, ob sich vielleicht an Bord schon meine Familie befände. Es wurde immer abgewinkt! –

Es war bereits dunkel, und da wir wegen der Minengefahr dicht unter Land fuhren, konnten wir den Hafen von Rügenwalde und den Leuchtturm von Jershöft bereits brennen sehen. Unsere Hoffnung, Stolpmünde noch feindfrei anlaufen zu können, schwand immer mehr.

Kurz vor Stolpmünde kamen wir in einen Schneesturm und liefen auf Grund. Mit eigener Kraft konnten wir uns glücklicherweise nach einer halben Stunde wieder freimachen und gingen etwas von Land ab. Um 11 Uhr abends nahmen wir Kurs auf die Molen von Stolpmünde.

Jetzt kam der spannende Augenblick. Noch vor dem Passieren der Hafeneinfahrt erbaten wir durch Lichtsignal Anlegeerlaubnis. Würde die deutsche Marine antworten oder der Russe bereits Übergabebefehl geben? Stolpmünde war noch nicht besetzt!
Am Kai standen die Menschen schon seit Stunden, auf unsere Ankunft wartend. Meine Familie war nicht darunter. Wir bekamen Order, am 8. März 1945 vormittags 11.30 Uhr wieder auszulaufen.
Ich hatte danach also noch einen Tag, um von meinem Geburtsort und den Gräbern meiner Eltern und sonstigen Angehörigen Abschied zu nehmen, wenn -, ja, wenn man uns über die wahre Lage informiert hätte. Ich ging also von Bord zu unserer Villa und fand meine Familie und beide Schwestern bereits mit fertigem Gepäck zuhause vor. Am nächsten Tage ging ich mit meinem Urlaubsschein zur Anmeldung auf die Hafenkommandantur, wo ich erfuhr, daß meine Familie nach dem Westen fahren könne, ich aber zur Verteidigung des Ortes dort bleiben müsse.
Ich protestierte unter Hinweis, daß ich in Stettin ebenfalls eingesetzt wäre und nur für drei Tage Urlaub bekommen hätte. Es half mir nichts, ich mußte zum ca. 6 km entfernt gelegenen Schießplatz, um mir von dem Kommandanten, Oberstleutnant G., die Rückkehr nach Stettin bescheinigen zu lassen. Auf der Kommandantur herrschte ein aufgeregtes Durcheinander, trotzdem gelang es mir nach längerem Warten, die Bescheinigung zu erhalten. Während der Kommandant selbst die Erlaubnis auf die Rückseite meines Urlaubsscheines schrieb, hatte ich Gelegenheit, die große Wandkarte mit den erschreckend nahe an Stolpmünde steckenden roten Fähnchen zu sehen. Also doch!
Noch eine Nacht Ruhe, dann sollte die beschwerliche Fahrt losgehen. Am nächsten Morgen in der Frühe wurden wir mit dem Hinweis geweckt, mit dem Gepäck sofort "gen Osten" zu fliehen, der Ort würde geräumt!!!
Während sich meine Angehörigen fertigmachten, lief ich zum Hafen, um nach unserm Dampfer Ausschau zu halten. Auf dem Wege über die Kurpromenade sah ich "das letzte Schiff bereits im Westen verschwinden!" In der Nacht war der Russe "aus dem Westen" überraschend angerückt, die Kommandantur verschwunden und die Schiffe eiligst ausgelaufen. -
Von dem noch anwesenden Korvettenkapitän Wolff erhielt ich bei meinem Eintreffen am Hafen den Befehl, mit einem Polizei- und Panzeroffizier zu Dritt das Bollwerk von den zurückgebliebenen Menschen zu säubern, da Sprengungen vorgenommen werden sollten. Die Ausführung dieses "letzten deutschen Befehls" verzögerte meine Flucht um mehrere Stunden. Endlich mittags um 12.15 Uhr konnte ich das Notgepäck auf einen auf dem Hof stehenden Karren laden und mit meiner Frau, meinen fünf Kindern, von denen zwei noch im Kinderwagen lagen, und meinen beiden Schwestern die Flucht nach dem Osten antreten. Man wollte versuchen, in Leba noch ein Schiff einlaufen zu lassen, das uns nach dem Westen bringen sollte.
Nachmittags um 3.30 Uhr des 8. März 1945 fiel der Russe in Stolpmünde ein und erschien um 9.30 Uhr abends 17 km östlich bei unserem Treck. Ich hatte meine Angehörigen in einem leerstehenden Haus in Gambin zu einer kurzen Rast untergebracht, als ich das Geschrei "Urri" hörte.
Da ich immer noch in Uniform und bewaffnet war, mußten wir uns schnellstens unter Zurücklassung des Gepäcks ins nahe Wäldchen zurückziehen. Dort entledigte ich mich meiner Uniformstücke usw. Während der ganzen Nacht irrten wir im Schneegestöber in der Gegend umher, bis wir im Morgengrauen von einem Bauern etwas Stroh bekamen und, mit alter Kleidung versehen, auf dem einzigsten Weg ins Moor gewiesen wurden, wo wir vorläufig sicher sein sollten.
Am nächsten Tag fanden wir eine Waldhütte, die sich ein Gutsbesitzer als Zuflucht vor den Russen hatte bauen lassen. Dort hausten und hungerten wir acht Tage. Nachts schlich ich zu

den Bauern, um für die Kinder etwas Milch und Brot zu erhalten.
Am 15. März teilte uns der Bauer mit, daß alle Flüchtlinge unter Anlegung einer weißen Armbinde in ihren Heimatort zurückgehen sollten. Man würde sie ungehindert ziehen lassen. Nach mehrmaligen Versuchen glückte der Marsch zurück. Am 17. März trafen wir wieder in meinem Heimatort ein. Unser Haus war zwar von den Russen durchwühlt, im allgemeinen aber noch heil.
Fast zwei Wochen mußten wir für die Russen am Hafen arbeiten. Während dieser Zeit wurden Nacht für Nacht von betrunkenen Soldaten die Häuser, in denen Deutsche waren, nach Frauen durchsucht und diese von ihnen in Gegenwart der Angehörigen vergewaltigt.<<

Die Belagerung der Festung Gotenhafen im März 1945 und die Zustände auf der Halbinsel Hela im April 1945

Erlebnisbericht des Kriegsmarinepfarrers Arnold S. aus Gotenhafen (x001/307-312): >>Man muß wissen, daß Gotenhafen völlig frei liegt. ... (Der) Nordostwind in der Winterkälte war eine schwere Belastung für die Flüchtlinge, die in dauernd wachsender Zahl einströmten. ... Wochenlang zog Treck um Treck von Danzig her durch Gotenhafen in Richtung Lauenburg. Ein erschütternder Anblick, wie die Menschen aus dem Osten in einem kleinen Pferdewagen ihr Hab und Gut zusammengebracht hatten, um noch einige Habseligkeiten zu retten. ... Im Hafen von Gotenhafen lagen ältere Kriegsschiffe der Marine, die pausenlos ihre Munition in Richtung russische Front abschossen.
Der evangelische Ortspfarrer hatte sich rechtzeitig nach Westen abgesetzt. In dieser Zeit übernahm ich in meiner Tätigkeit als Marinepfarrer auch noch die Verwaltung der verwaisten evangelischen Gemeinde. Es war ein typisches Bild der damaligen Zeit, daß die Gottesdienste, je größer die Gefahr wurde, desto stärker besucht wurden. Über der ganzen Stadt lag eine unheimliche Spannung, die sich in manchem Verzweiflungsakt auswirkte.
Ich entsinne mich noch sehr genau des 30. Januar 1945, als ich am Morgen meinem Admiral begegnete, der mir in tiefster Erschütterung erzählte, daß er soeben die Nachricht erhalten habe, daß die "Wilhelm Gustloff" untergegangen sei. Ich hatte noch am Tage vorher bei zwei Familien, die mit dem Dampfer gen Westen fuhren, getauft, und eine unendliche Zahl von Bekannten war mit diesem Dampfer abgefahren und nun ein Opfer des Krieges geworden.
Anfang März wurde die Lage immer bedrohlicher, als der Russe den Durchzug durch Pommern abgeschnitten hatte. So trat bald das grauenvolle Bild ein, daß die Menschenmassen vom Osten nach Gotenhafen kamen und vom Westen große Menschenmassen wieder zurückströmten. Gotenhafen war der einzige größere Hafen, aus dem noch eine Rettung zum Westen möglich war.
Die Marine hat in dieser Zeit wirklich Großes geleistet. Schiff um Schiff jeder Art und Größe wurde mit Flüchtlingen gefüllt und fuhr ab. Im März nicht sehr lange vor dem Zusammenbruch kam der endgültige Befehl zur Räumung der Stadt von der deutschen Zivilbevölkerung. Auch hier wieder ein seltsames Spiel der Wiederholung alles Geschehens. In eiligster Flucht rettete sich die Zivilbevölkerung in die bereitstehenden Schiffe. Über Nacht war Gotenhafen, eine Stadt mit über 100.000 Deutschen, entleert. Totenstille in den Straßen bis auf die Trecks, die unentwegt hindurchzogen. ... Über Nacht waren wieder viele Zehntausende in Gotenhafen, die in den leeren Wohnungen Unterschlupf suchten. ...
Das Pfarrhaus stand im Mittelpunkt des Geschehens. Täglich wurden 30 bis 50 Menschen beerdigt, Alte und Junge, die die Strapazen der Flucht nicht überlebt hatten. Pfarrer kamen mit großen Teilen ihrer Gemeinde durch Gotenhafen. Manche blieben noch einige Tage bei mir, besuchten Kranke, beerdigten mit, fuhren nach Hela hinüber und halfen dort auch noch im Gemeindedienst mit.
Auf Wunsch der Flüchtlinge fand an jedem Morgen und an jedem Abend eine Andacht in der

Kirche statt. Die Gottesdienste waren überfüllt. Es mußten extra Bibel- und Gebetsstunden eingerichtet werden, die immer wieder die Menge der Herumirrenden und nach Trost Suchenden nicht aufnehmen konnten. Die Beerdigungen waren … schwere seelische Belastungen. Särge gab es nicht mehr. Die Leichen wurden in Papiertüten gepackt und lagen auf dem Friedhof nebeneinander, Große und Kleine, Alte und Neugeborene. Zahlreiche erschütterte Menschen (standen) an den Gräbern, Mütter, denen die Tränen versiegt waren, weil das Leid über ihre Kraft gegangen war.
Ins Pfarrhaus kamen besonders die Kinderreichen, die verzweifelt nach einer Möglichkeit suchten, mit ihren großen Familien auf einem Schiff Platz zu finden. Gottlob gelang es uns immer wieder, Plätze zu chartern und die Marinestellen willig zu machen, den Alten und Schwerbeweglichen sowie den Müttern mit ihren Kindern, die ja zumeist ohne Vater die Flucht antreten mußten, Platz auf unseren Schiffen zu besorgen. Je mehr es in den März hineinging, desto geringer wurde die Zahl der Flüchtlinge, desto kleiner aber auch die Möglichkeit zur Flucht.
Mitte März rückte der Russe dann näher an Gotenhafen heran. Danzig war umstellt. Keile seiner Formationen rückten auf Adlerhorst vor. Die Marine räumte weiterhin Gotenhafen und zog sich nach Oxhöft zurück. Die Gruppen des Heeres übernahmen die Verteidigung Gotenhafens. Zurückflutende Soldaten, eine aufgelöste Ordnung, Standrecht wurde erklärt, Soldaten, die desertiert waren, erschossen. Es wurden Zivilisten erschossen, die geplündert hatten. Ein Bild von völliger Auflösung von Sitte und Ordnung in der Stadt. ... Die ersten Granaten schlugen in der Stadt ein, und dann ging es pausenlos. Nachts kamen Flieger und warfen Bomben ab.
Am 23. März ist es mir möglich, noch 4 Schiffskarten für eine befreundete Familie nach dem Westen zu erhalten. ... Gegen 13.30 Uhr setzt der erste Tiefflliegerangriff ein, dem laufend weitere in Abständen von 5-10 Minuten folgen. Gleichzeitig erfolgt in nächster Nähe eine schwere Detonation, die ich anfangs für einen Bombeneinschlag hielt. Fünf Minuten später eine weitere, noch schwerere Erschütterung. Es handelt sich um zwei schwere Arieinschläge in die Adolf-Hitler-Straße, der erste ca. 400 m, der zweite nur ca. 200 m entfernt in der Nähe der Stadtverwaltung. Große Staubwolken liegen über der Straße, anscheinend sind die oberen Stockwerke der sechs- bis siebenstöckigen Häuser abrasiert worden.
Große Staubwolken liegen über der Straße, anscheinend sind die oberen Stockwerke der sechs- oder siebenstöckigen Häuser abrasiert worden. Pferdegespanne jagen im Galopp die Straße entlang, Wagen mit verwundeten (Soldaten) ... auf Stroh gebettet, einzelne Truppen mit Gefangenen zu Fuß dazwischen. ...
Da das bestellte Fahrzeug nicht kommt, laufe ich von Haus zu Haus zurück zum Adolf-Hitler-Platz. ... Getötete Pferde liegen an verschiedenen Stellen des Platzes. ... Kaum bin ich da angelangt, startet ein Bombenangriff. Bei den ersten Bomben flüchte ich in den Luftschutzkeller. Nach einer Viertelstunde ist es wieder ruhiger geworden, aber kaum bin ich draußen, (folgt) ein neuer Tiefflliegerangriff.
Erst gegen 3 Uhr ist es möglich, den Fahrer zu bewegen, loszufahren. Ich gehe inzwischen zur Verwaltung zurück, um mich dort umzusehen. Da nichts vorliegt, gehe ich zum Hafen. Auf dem Fußsteig hat eine Granate eingeschlagen. 2 tote Flüchtlingsfrauen mit ihrem Gepäck und einem Kinderwagen liegen vollkommen zerfetzt da. Bei einer Frau vermisse ich den Kopf. Ein ziemlicher Strom von Flüchtlingen, hauptsächlich Frauen mit Kindern, mit Kinderwagen, ... zu Fuß und auf Pferdegespannen flüchtet die Straße entlang nach dem Hafengebiet. Auch sie stürzen alle paar Minuten in die Hausflure. Vom Polizeipräsidium komme ich gerade zwei Häuser weiter bis zur Bäckerei, wo eine Granate den dritten Stock z.T. zerstört hat.
Wie ich die freie Strecke von der Hafenstraße bis zur Hafensperre schaffen soll, weiß ich noch nicht. Es gelingt mir aber, von da bis zur Brücke im Laufschritt zu kommen. Über Oxhöft und

Kielau schwirren Dutzende von Fliegern herum. Der nächste Sprung von der Brücke bis zu den ersten Häusern gelingt, wo ich Deckung finde. Gegen 1/2 4 Uhr kommt der B-Karren mit dem Gepäck, ich fahre mit. In der Hamburger Straße kommen wieder Tiefflieger an, wir lassen uns nicht stören, in voller Fahrt geht es weiter, nur die Köpfe ziehen wir ein.
Zehn Minuten später sind wir am Hafenbecken V., wo die "Walter Rauh" liegt, die die Flüchtlinge nach Kopenhagen bringen soll. Rund 3.000-4.000 Menschen drängen sich auf dem Kai, das Einschiffen geht langsam vor sich. Größeres Gepäck wird mit Seilen hochgezogen. Dreimal kommen Tiefflieger in bedrohliche Nähe, im Anflug sieht man das aufblitzende MG-Feuer. Die Menschen brüllen, Kinder schreien und versuchen, hinter allen möglichen Gegenständen, Deckung zu nehmen. Die 2 Vierlinge (2 cm Vierlings-Flakgeschütze) auf der "Walter Rauh" zwingen die Angreifer aber immer zum Abdrehen.
Langsam tritt wieder Beruhigung ein. ... Punkt 16 Uhr werden die Brücken hochgenommen, da ... das Schiff voll besetzt ist (6.000 Personen). Rund 2.000-3.000 Menschen müssen zurückbleiben. Betteln, Weinen, Schreien, Pfeifen, Johlen der Zurückbleibenden (hört man), jeder möchte noch mit. Die Sirene heult auf, die "Walter Rauh" legt ab.
Es ist inzwischen dunkel geworden. Im Osten leuchtet der Himmel blutrot, Zoppot brennt. (Wir sehen) ein grausig schönes Schauspiel. Ich gehe mit einem Kollegen zurück zur Stadt. Der Beschuß hat nachgelassen, nur einzelne Granaten schlagen in meiner Nähe ein.
Ich treffe noch Hunderte von Flüchtenden auf dem Wege zum Hafen, sie wollen alle noch mit dem Dampfer wegfahren. Es ist ihnen nicht gesagt worden, daß die "Rauh" bereits um 16 Uhr ablegt. Die Letzten haben erst um 16 Uhr Nachricht bekommen, sie kommen von weither. ... Man weint, man flucht, man brüllt, muß sich aber letzten Endes fügen und sich irgendwo in einem Schuppen ein Plätzchen für die Nacht suchen. Zurücklaufen wollen sie nicht mehr. Die Menschen sind verzweifelt.
Am Palmsonntag, dem 25. März 1945, verließ ich als fast letzter der Marine die Stadt, nachdem die Marine nach Oxhöft verlegt worden war. Es war ein schauriger, kalter, klarer Palmsonntag. Die beiden Marinepfarrer sprangen von Haus zu Haus zum Hafen hin. Der Einschlag der 21-cm-Granaten und Beschuß von allen Seiten machten ein Gehen durch die Stadt unmöglich. Auf der Straße lagen tödlich getroffene Menschen und verendete Pferde. Erschütternd war der Anblick gerade der seufzenden Kreatur, die zum Teil angeschossen langsam verblutete, ohne das sich ein Mensch darum kümmern konnte.
In der Frühe des Palmsonntags war ich noch in 2 Kellern und taufte dort Kinder von Marineangehörigen, deren Mütter infolge der Geburt nicht auf die Flucht gehen konnten. Es waren ergreifende Feiern innerster Beteiligung aller Anwesenden. Die Feiern selbst (wurden) durch harte, dumpfe Einschläge in nächster Nähe unterbrochen, die uns alle daran mahnten, daß zwischen uns und dem Tode nur ein kleiner Schritt war.
Die Marine tat ihren Dienst in selbstloser Weise. Die Fähre nach Oxhöft hinüber wurde in Betrieb gehalten. ... Nach stundenlangem Marsch zum Hafen, der sonst in kurzer Zeit zurückgelegt war, kamen wir nach Oxhöft hinüber. Auf dem Wege dorthin erlebten wir einen schauerlichen Tiefffliegerangriff, der immer wieder wiederholt wurde und bei dem sich die feindlichen Flieger die Mühe oder den Spaß machten, die sich im Grase Duckenden und in die Erde Einkrallenden durch Beschuß zur Strecke zu bringen. ... Der Russe hatte die Oxhöfter Kämpe erreicht und schoß gnadenlos seine Granaten in die zusammengeballten Massen, die sich kaum mehr wehren konnten.
Die Haupttätigkeit war für mich jetzt nur noch das Beerdigen und das Besuchen der schwerverwundeten und sterbenden Soldaten. Nur wenige Tage dauerte der Aufenthalt in Oxhöft, dann kam der Befehl, daß sich die gesamte Marine absetzen sollte. Wieder einmal hat die Marine das Meisterstück fertig gebracht und in einer Nacht mit Pontons und kleinen Booten ohne Verluste 35.000 Menschen von Oxhöft nach Hela übergesetzt.

Am Karfreitag kamen wir in Hela an. Hela einst ein altes deutsches Fischerdorf mit einer großen Kirche. Die Fischergemeinde (war) eine kirchlich bewußte Gemeinde. Die Kirche stand in Hela buchstäblich im Mittelpunkt des Lebens. Jetzt war Hela ein totes Stück Erde geworden. Die Häuser waren leer, z.T. zerstört durch Fliegerangriffe. Nun kam Leben in dieses kleine Dorf (Hela), das einst etwa 800 Menschen beherbergt hatte. Im April waren es über 150.000 Menschen, die sich hier auf engstem Raum zusammendrängten mit der bangen Frage im Herzen: Gibt es noch eine Rettung? Täglich kamen Flieger und warfen wahllos ihre Bomben ab, die Menschen trafen. Tote blieben auf dem Felde liegen.
Was ist der Mensch? Diese Frage legte sich einem immer wieder in diesen Wochen auf Herz und Gewissen. Ging man durch den Hafen, so lagen dort tote Soldaten, verstümmelte Leichen. Jeden Tag fanden zahlreiche Beerdigungen statt. Immer wieder unbekannte Soldaten, niemand kannte sie, niemand wußte ihren Namen, niemand wird je erfahren, was aus ihnen geworden ist. Gerade dieses Erlebnis ist mir das bitterste des ganzen Krieges gewesen, daß in den letzten Monaten der Flucht ungezählte Menschen den Tod fanden, die nirgendwo registriert waren und deren Tod niemand erfährt.
So warten irgendwo in Deutschland Menschen mit einer Hoffnung im Herzen, daß ihre Angehörigen doch noch eines Tages auftauchen. In Wirklichkeit sind sie als Unbekannte beerdigt oder im Meer versunken.
Ans Herz ging besonders der Besuch auf den Lazarettschiffen, die von der Kurlandküste und der Nehrung hier täglich in großer Zahl einliefen. In den verschiedenen Decks der Schiffe lagen Mann neben Mann mit eiternden Wunden, stöhnend, seufzend, sterbend. Wenn ich hier durch die Decks hindurchging und zu den einzelnen hintrat, da spürte ich etwas von der Schönheit des Trostamtes der Kirche. Wie dankbar waren die Männer für ein gutes Wort, für einen einzigen Blick, für einen Händedruck. Sie lagen ja völlig hilflos und verlassen da, jeden Augenblick in Gefahr, mit ihren Schiffen unterzugehen. Wie viele sind mit zerschossenen Gliedern ... mit ihrem Lazarettschiff in die Tiefe gesunken.
Am Ostermorgen predigte ich in der kleinen katholischen Kapelle, da die evangelische Kirche zerstört war, vor einer kleinen Schar von Soldaten. Alle anderen waren in Alarmbereitschaft. Je mehr es dem Ende zuging, desto düsterer war das Bild in Hela. Große Mengen von Soldaten und Zivilisten retteten sich nach Hela auf Fährprahmen und kleinen Kriegsschiffen. Zehntausende standen am Kai und warteten darauf, daß sie ein Schiff mitnahm. Sobald die russischen Flieger kamen, flüchteten die Menschen unter die Bäume, in die Dünen und vergruben sich, um das Leben zu retten.
Gauleiter Forster tauchte noch einmal ... in Hela auf, ... verschwand dann aber sogleich mit seinem Gefolge auf einer Yacht gen Westen, ohne aber auch nur wenigstens der Form halber einen von denen mitzunehmen, die am Ufer standen und sich die Augen aussahen nach Schiffen, die vielleicht noch kommen konnten, um sie zu retten.
Wir fuhren zurück in den Hafen und blieben noch eine Weile zusammen. Plötzlich (ertönte das) Alarmsignal. Höchste Alarmstufe. Wir eilten an Deck, über uns (flogen) große Mengen feindlicher Flieger. Das kleine Boot schoß mit äußerster Kraft voraus aus dem Hafen und aus der Gefahr der herunterstürzenden Bomben. Dann sahen wir von See aus ein schauriges Bild, wie in das kleine Dorf Hela die Bomben fielen und wie Brand um Brand wie Leuchtfeuer in den Himmel stieg.
Fast ganz Hela stand in Flammen. Das war der Untergang dieses kleinen Fischerdorfes, das einst fleißige und ehrbare Fischer beherbergt hatte und nun auch ein Opfer des Krieges wurde. Als ich in der Frühe ... das mir lieb gewordene Hela durchzog, bot sich mir ein tieftrauriger Anblick dar. Überall (sah man) Tote, die noch gehofft hatten, sich retten zu können, und nun doch noch den Tod gefunden hatten. Plötzlich kam von Gotenhafen herüber Beschuß der schweren Langrohrgeschütze. Augenblick um Augenblick sausten die Granaten durch die Luft

und schlugen in der Nähe ein. Hier heulten Menschen auf, dort wanden sich Sterbende im Todeskampf. (Es herrschte) Untergangsstimmung. Die Marine suchte mit ihrer kleinen Schar in den ehemals polnischen Bunkern Unterschlupf zu finden.
Am 4. Mai 1945 kam der Befehl, daß sich der Rest der Marine am nächsten Tage abzusetzen hätte. In zwei Minenräumbooten fand der Rest der Marine Aufnahme und fuhr am Sonnabend, dem 5. Mai, also drei Tage vor der Kapitulation, nach Westen.<<

Untergang der "Goya" vor Stolpmünde im April 1945
Erlebnisbericht des C. A. aus Heilsberg in Ostpreußen (x001/323-327): >>In der Nacht vom 16. bis 17. April 1945, um 00.15 Uhr, sank in der Höhe von Stolpmünde der Passagierdampfer "Goya" mit ca. 6.000-7.000 Soldaten, Verwundeten und Flüchtlingen nach zwei Torpedovolltreffern. Das Schiff sank innerhalb von 15 Minuten, und nur 165 Menschen überlebten eine der größten Schiffskatastrophen.
Wie konnte es zu diesen gewaltigen Katastrophen kommen? "Wilhelm Gustloff" mit 5.000 Menschen an Bord, "General Steuben" mit 3.000 und nun die "Goya" in den letzten Kriegstagen mit fast 7.000 Menschen.
Um die ganzen Zusammenhänge zu erfassen, greift der Tatsachenbericht auf die letzten Kriegsmonate zurück und vermittelt ein Bild von der damaligen Lage und den letzten schrecklichen Wochen an der Heimatfront.
Seit Januar 1945 tobten um und in Ostpreußen die harten Abwehrkämpfe gegen einen Gegner, der an Waffen, Material und Menschen vielfach überlegen war und seit Monaten diese Operation vorbereitet hatte. In der Gegend von Heilsberg wurde in aller Eile das VII. Panzerkorps neu aufgestellt. Die Aufstellung war noch gar nicht vollendet, da erfolgte der russische Großangriff an verschiedenen Punkten, und so vollzog sich der Einsatz im Räume Zichenau, Neidenburg, Allenstein, Guttstadt, Liebstadt, Wormditt, Heilsberg, Heiligenbeil.
Das VII. Panzerkorps gehörte zur 3. Armee und hatte in diesen Kämpfen viele harte Tage. Nach der Herausziehung und Neuaufstellung im Raum von Danzig erfolgte der neue Einsatz in der Tucheler Heide, Konitz, Schlochau, Rummelsburg, Schlawe, Stolp.
Nach hartnäckigen Kämpfen stellten sich die Reste der 2. und 3. Armee im Räume Danzig-Gotenhafen zum letzten erbitterten Abwehrkampf. In diesem Höllenkessel vollendete sich das Schicksal der eingeschlossenen Armeen.
Tag und Nacht pausenlose Angriffe von Bombern, Schlachtfliegern, Panzern, Infanterie- und Trommelfeuerwellen. Die Übermacht war in den letzten Tagen 8fach bis l0fach, und infolge der großen Verluste an Menschen und Material und dem Durchbruch bei Zoppot wurde der Raum um Gotenhafen immer kleiner. Da entschloß sich General von Kessel zur Aufgabe von Gotenhafen und Absetzung nach der Halbinsel Hela. In einer gutangelegten Aktion gelang es, im Verein mit der Kriegsmarine fast sämtliche Restteile der zerschlagenen Divisionen nach Hela zu überführen.
Die Halbinsel Hela war bereits seit Wochen die Zufluchtsstätte von Zehntausenden von Flüchtlingen aus Ostpreußen, Westpreußen, Danzig, Pommern usw. Tausende von Leicht- und Schwerverwundeten warteten auf ihren Abtransport. In den Wäldern, Häusern und Bunkern, Kellern lagen die Menschen, um dem drohenden Schicksal zu entgehen. Die Halbinsel wurde nun zum Ziel ständiger Angriffe russischer Bomberverbände, besonders der Kriegshafen von Hela mit dem regen Schiffsverkehr.
Nach der Einnahme von Gotenhafen setzte der Russe auf Artillerie, und so lag Tag und Nacht Störfeuer auf Hela. Langsam wurden die Menschen mürbe gemacht, und 10.000 beseelte nur eine Hoffnung, heraus aus diesem Inferno; möglichst bald einen kleinen Platz auf irgendeinem Dampfer oder Transporter zu erhalten, um nach Dänemark oder Schleswig-Holstein zu gelangen. Der Leidensweg dieser getriebenen Menschen geht seit mehreren Monaten durch Wind

und Wetter, Hunger, Schneestürme und Kälte. Wo ist die Habe, Pferd und Wagen? Irgendwo stehengelassen, zerbrochen, zerschossen, zerschellt. Von Schlachtfliegern, Panzern vernichtet und verbrannt. Niemals wird sich feststellen lassen, wieviel Menschen in diesem Treiben gestorben, gefallen, verschollen sind und verschleppt wurden.
So wird die Halbinsel Hela langsam von den Bombern und dem Artilleriefeuer zum Trümmerfeld gemacht. Laufend gehen Geleitzüge nach dem Westen, um vor allem die Verwundeten, die seit Tagen in ihren Notverbänden liegen, und dazu Frauen, Kinder, alte und kranke Personen wegzubringen. In diesen Tagen erreicht uns der Befehl vom OKH: Herausziehung des gesamten VII. Panzerkorps nach dem Raum Mecklenburg-Vorpommern. Neuaufstellung, Entsatz von Berlin.
... Unter ständigen Angriffen werden die Transporter bei Tag und Nacht laufend beladen. ... Die Schiffe sind oft bis zum Bersten voll.
Es erfolgte unsere Einschiffung auf dem größten Transporter, der "Goya". (Es ist) ein schöner, warmer, klarer Apriltag! Nach Übernahme unseres Gepäcks und Geräts befinden wir uns an Bord und sind nun bei dem Wetter eine gute Zielscheibe für die angreifenden Bomberverbände. Wir erleben 3 Angriffe, doch ist es für die angreifenden Bomberverbände der Russen nicht einfach, durch den dichten Sperriegel ihren Bombensegen anzubringen.
So wird die "Goya" von einer einzigen Bombe gestreift, dafür wird ... eine Fähre getroffen. In den Abendstunden ist die Beladung, besser Überladung, beendet, und mein Blick streift noch einmal die Steilküste von Gotenhafen, die gut zu erkennen ist. Weiter geht der Blick über Soldaten aller Formationen, Leicht- und Schwerverwundete, Frauen, Mütter und Kinder. Die Gesichter zeigen alle die Spuren der letzten Wochen und Monate.
Um ca. 20 Uhr setzt sich der Geleitzug in Richtung NW (Nordwesten) in Bewegung. Als zusätzlichen Begleitschutz erhalten wir nur zwei Kriegsfischkutter der Kriegsmarine. Um ca. 21 Uhr treffe ich noch verschiedene Kameraden meiner Einheit. (Wir) sind ... froh, der drohenden Gefangennahme eines siegesberauschten Gegners entgangen zu sein.
Längst ist es dunkel geworden, und wir haben eine sternklare Nacht. Langsam wird es kühl und man merkt eine leichte Brise. Überall stehen und liegen, in Mäntel und Decken gehüllt, Soldaten, Frauen und Kinder, von der Müdigkeit übermannt.
Um ca. 22-23 Uhr mache ich einen Rundgang und werde wie von einer inneren Unruhe getrieben. In den Gängen, Kabinen, Laderäumen, überall sitzen, liegen Soldaten und Flüchtlinge. Die letzte Habe, ein Rucksack, ein Koffer, eine Tasche liegt daneben, und man kann sich kaum bewegen. Im Unterdeck liegen die Schwerverwundeten, und trotz aller Schmerzen (ist) über allen eine gewisse Ruhe.
Langsam steige ich wieder ans Oberdeck und schaue in die Nacht hinein. Vom schweren Flakstand wird plötzlich das Feuer eröffnet. Lange hallt es über die dunkle See. In der Ferne wurde der Schatten eines Fahrzeuges gesichtet; da es keine Erkennungssignale gab, wurde das Feuer eröffnet. Überall herrscht Aufregung. Sind es feindliche Schnellboote oder Zerstörer? Jetzt ist unser Geleitzug sicher erkannt und an die russischen U-Boote gemeldet worden.
Langsam kommt die Müdigkeit, und so entschließe ich mich, im Schutze einiger Decken auf unseren Gerätekisten zu schlafen, da man sonst nicht einen Platz mehr findet. Nicht ahnend, dadurch dem Schicksal entronnen zu sein.
Kurz vor Mitternacht. Die "Goya" rauscht durch die Nacht. Die Zeiger klettern auf 23.50 Uhr. Plötzlich kurz hintereinander (wird die "Goya" durch) zwei dumpfe Einschläge erschüttert. Das Schiff erbebt. Zwei gewaltige Wassersäulen steigen empor und klatschen aufs Deck hernieder.
Was ist geschehen? Sind es feindliche Schnellboote, sind wir auf Minen gelaufen oder torpediert worden? Diese Gedanken durchrasen mein Gehirn. Vor allem haben von den fast 7.000 Menschen nur 1.500 Schwimmwesten an.

Das Licht ist erloschen. Man vernimmt einzelne Rufe, Kommandos. Dann (herrscht) eine Totenstille. Plötzlich höre ich ein gewaltiges Rauschen. Das Wasser stürzt in die gewaltigen Löcher, die die Torpedotreffer gerissen hatten. Es hört sich unheimlich an. Auf dem Oberdeck laufen die Menschen hin und her. Alles schreit und fragt, was nun geschehen soll.
Unten an den Treppen des ersten Decks müssen sich Szenen abspielen, die wohl fürchterlich gewesen sind, denn dort entspinnt sich ein Kampf auf Leben und Tod. Hunderte von Menschen versuchen, die Treppe zu stürmen, denn der Tod sitzt allen im Nacken. Das Ende durch Ertrinken nach all den Gefahren der ganzen Kriegsjahre! Menschen im wahnsinnigen Schrekken kämpfen dort um ihr Leben, drängen und schreien. Halb angezogen, mit wirren Augen wird jeder Kranke und Schwache unerbittlich niedergetreten.
In dieser Panik, in diesem Chaos hört man nur das Schreien von Menschen. Vom Tode gejagt, es gibt keinen Ausweg mehr, versuchen Einzelne, den Weg nach oben zu finden. ... Unter den 300-400 Menschen auf dem Deck ist eine Panik ausgebrochen. Die meisten haben keine Schwimmwesten. Die Rettungsboote können in diesen kurzen Minuten nicht klar gemacht werden. So ist ein großer Teil ohne jede Rettungsmöglichkeit und sieht den Tod vor seinen Augen. Manche versuchen noch, die Rettungsringe anzulegen, aber in der Aufregung klappt es oftmals nicht.
Langsam neigt sich das Schiff. Flakmunition, Kisten, Gepäckstücke, alles schiebt sich über die Planken und klatscht ins Wasser. Überall halten sich verzweifelte Menschen an der Reling fest. Unheimlich dieses Gurgeln und Getöse der Wassermassen! Hunderte sind bereits von den Torpedotreffern getötet, vom Druck zerfetzt und zerrissen. Tausende sterben den qualvollen Tod durch Ertrinken. ...
Die "Goya" neigt sich von Minute zu Minute. Plötzlich ein Beben, ein Zittern geht durch das ganze Schiff, ein Aufbäumen des gewaltigen Schiffsrumpfes, es ist in zwei Hälften zerbrochen, und nun geht alles unheimlich schnell. Es neigt sich ganz, und plötzlich sind wir im Wasser. Wir werden von einer gewaltigen Druckwelle des in die Tiefe gehenden Schiffes weggedrückt, und das ist unsere Rettung.
Dunkle Nacht, das Wasser ist eisig, und darin treiben ca. 300-400 Menschen, Kisten, Planken usw. Entsetzliche, markerschütternde Hilferufe gellen durch die Nacht. Mütter rufen nach ihren Kindern, Männer nach ihren Frauen, alles rudert und versucht sich irgendwo (festzuklammern). Es beginnt ein schrecklicher Kampf auf Leben und Tod, der Kampf ums Dasein. ... Wasser hat keine Balken, und der Ertrinkende greift nach dem Strohhalm. Wahre Wirklichkeit. Einer zieht den anderen in die Tiefe.
Hier und dort flammt ein gelbes Licht auf, und dadurch wird die ganze Situation noch gräßlicher und gespenstischer. Es sind die Farblichter einzelner Schlauchboote, die sich selbst im Wasser entzünden. Um diese Schlauchboote und Flöße beginnt ein Kampf, und alle im Wasser Treibenden versuchen sich festzuhalten oder heraufzugelangen. Die Hilferufe werden gellender, und gurgelnd versinkt so mancher vor unseren Augen. Einzelne Schüsse peitschen durch die Nacht. Viele sehen keinen Ausweg und, den nassen Tod vor den Augen, greifen sie zur Waffe.
Wir haben Glück gehabt und können ein leeres Rettungsfloß erreichen. Höchste Zeit! Die Kraft läßt nach, die Kälte kriecht herauf; das Wasser ist im April noch schön eisig, und man wird langsam steif und apathisch. Weit und breit kein Land. Keine Aussicht auf Rettung. Langsam versinkt jede Hoffnung. Wir haben jedes Gefühl für Zeit und Raum verloren. Krampfhaft halten wir uns fest. Die Beine sind bereits fast steif, und wir zittern wie Espenlaub. So treiben wir bereits über eine Stunde im Wasser. ...
Die Überlebenden schreien mit letzten Kräften um Hilfe, manche weinen, manche beten. Langsam treiben wir auseinander. Der Wellengang ist sehr schwach, und das ist unser Glück. ... Langsam verlieren wir die Hoffnung auf Rettung. Neben uns treibt eine Königsbergerin im

Rettungsring. Allmählich verlassen sie die Kräfte. Sie schreit entsetzlich nach ihrer Mutter und ihrer Schwester, die in den Fluten verschwunden sind. Mit letzter Aufbietung aller Kräfte fassen wir sie und versuchen, sie zu halten. ...
Was war das? --- Plötzlich in der Ferne ein schwacher Lichtschein. Die Hilferufe werden stärker, und wir schreien mit letzter Kraft, um uns bemerkbar zu machen. Wir rudern mit den Armen aus letzten Kräften. Langsam geht es nur vorwärts. Doch uns beseelt eine neue Hoffnung, ein Rettungsschimmer ist da, egal, ob Freund oder Feind. Wir wollen leben!
Aus weiter Ferne vernimmt man den Ruf: "Schiffbrüchige anschwimmen." Also eigene Schiffe. - Wir sind gerettet! ...
Das Schiff war ein unseren Geleitzug begleitendes K-Boot der Kriegsmarine. Dasselbe hatte kehrtgemacht, um, trotzdem noch U-Bootgefahr bestand, mit kleinen Scheinwerfern die letzten Überlebenden aufzufischen.
So werden wir nach 2 Stunden aus dem Wasser gezogen. Halbsteif schleifen wir uns über das Deck. Die blauen Jungs stellen uns ihre Drillichanzüge, Decken, Mäntel, Pullover usw. zur Verfügung, und sofort erhalten wir einen Bohnenkaffee, daß uns das Herz nur so bullert. Langsam kehren die Lebensgeister wieder, und allmählich fängt man an zu denken und kann gar nicht glauben, daß man gerettet ist und glaubt zu träumen. Von meiner ganzen Einheit sind noch 3 Mann übriggeblieben.
Am Morgen findet eine Feierstunde mit Totenehrung für die Opfer einer der größten und tragischsten Schiffskatastrophen aller Zeiten statt. Wir haben einige Tote an Bord, die in den Rettungsringen bereits erstarrt waren. In der Nacht sind durch Funk von Hela Schnellboote angefordert worden, um eventuell noch treibende Schiffbrüchige zu retten. Vergebens.
Am Morgen ist die See ruhig und spiegelglatt. Das Meer hat seine Opfer und schweigt. Unser K-Boot gleitet flink durch die Ostsee in Richtung Swinemünde. Das ganze Drama zieht noch einmal wie ein Filmband an meinen Augen vorbei. ... 6.000-7.000 Menschen waren an Bord. 165 wurden nur gerettet. Eine traurige Zahl, und in 25 Minuten hat eine Kleinstadt aufgehört zu existieren.
Wer wird den ganzen Angehörigen eine Nachricht übermitteln? Niemand! Vermißt, für ewig verschollen!<<

Die Flucht vor der Roten Armee aus Schlesien

Flucht in den Kreis Schweidnitz und weitere Evakuierung nach Böhmen; Rückkehr nach der Kapitulation

Erlebnisbericht der Geschäftsfrau Helene M. aus Groß Wartenberg in Niederschlesien (x001/419-420): >>Als im Januar 1945 die Wehrmachtsberichte vom schlagartigen Vordringen der sowjetischen Truppen meldeten, glaubten wir bis zur letzten Minute nicht daran, daß auch wir werden fluchtartig alles, aber auch alles, verlassen müssen. Von Seiten der Partei wurde bis zur letzten Minute verkündet, daß keinerlei Gefahr bestünde und die Geschäfte offen gehalten werden müssen. Durch den großen Strom der Flüchtlinge und das viele zurückströmende Militär war ein Riesenbetrieb im Geschäft.

Am 19. Januar 1945, abends, erfolgte Fliegeralarm, und das elektrische Licht setzte aus. In diesem Chaos kam die Nachricht, daß der Russe bis vor unsere Stadt vorgedrungen wäre und man schnellstens versuchen soll, fortzukommen. Mit kleinem Handkoffer und Rucksack gelang es uns, auf offenem Lastwagen eingezwängt, mitzukommen.

Die Fahrt ging über Festenberg, Trebnitz. Obernigk, dann über die Oder bei Steinau und über Liegnitz nach Schweidnitz. In Schweidnitz waren die Kreise Oels und Groß Wartenberg untergebracht. Als in Schweidnitz der erste Bombenangriff nach drei Wochen einsetzte, transportierte man uns nach Braunau und von dort ins Protektorat. In Leitmeritz an der Elbe erlebten wir die Kapitulation und wurden von den Tschechen sofort zum Arbeitseinsatz gezwungen.

Als der Bahnverkehr langsam wieder in Gang kam, wurden Flüchtlingszüge über Görlitz nach Breslau eingesetzt. Wir meldeten uns sofort, da es hieß, Flüchtlinge zurück in die Heimat. Nur wer rechtzeitig zurückkehrt, hat Anspruch auf den ehemaligen Besitz. So fuhren wir am Donnerstag vor Pfingsten los, und nach ca. 45 Kilometern stand der Zug und stand auch noch nach zwei Tagen ohne Maschine, bis es hieß: "Alles aussteigen und zu Fuß in Richtung Heimat". Meine Mutter hatte mit 70 Jahren das Recht zu fahren, aber wir hätten uns trennen müssen, und so trat sie auch den unendlichen Leidensweg an. Zuerst geordnet setzte sich der unendliche Menschenstrom in Bewegung, aber allmählich riß er immer mehr auseinander, da die Kräfte der einzelnen versagten.

So liefen wir pausenlos täglich von früh bis abends und nährten uns nur von Kartoffeln, die wir in den Kellern der geplünderten Häuser fanden. Das Brot war bald zu Ende. Wir gingen über Lauban, Liegnitz, Breslau, Oels und kamen Anfang Juni in Groß Wartenberg an. Übernachtet haben wir in ausgeplünderten Häusern, Scheunen oder verlassenen Russenunterkünften.

Als wie die Türme der Stadt sahen, erfuhren wir, daß unser Besitz ausgebrannt und völlig vernichtet war. Da versagten unsere Kräfte und weinend und ängstlich versuchten wir, in die Stadt zu kommen, da die Polen sofort alle Arbeitskräfte erfaßten und die restlichen Habseligkeiten plünderten.

Einige Familien und ältere Leute waren nicht geflüchtet und hatten furchtbare Schikanen und Greueltaten erlebt. Da es die erste Stadt jenseits des Warthegaues war, hatte sich der Russe mit besonderer Wut darauf gestürzt. Kämpfe fanden nicht statt. ... Der Russe hatte fast die ganze Stadt ausgebrannt.<<

Flucht in das Riesengebirge von Januar bis Februar 1945

Erlebnisbericht des Lehrers Max C. aus Thiemendorf, Kreis Wohlau in Schlesien (x001/426-428): >>Die Dörfer wurden bereits geräumt; ihre Trecks mischten sich mit den langen Kolonnen aus dem Warthegau. Viele erzählten von Zusammenstößen mit den Russen, Panzer waren in ihre Kolonnen hineingefahren: Kinder, Frauen und alte Leute litten unter der strengen Käl-

te, und alle sahen trostlos in die trübe Zukunft. Kranke brachen zusammen. Rinder und Pferde lagen an den Straßen. (Es war) ein furchtbares Bild des Elends. Immer wieder hörte man Maschinengewehrfeuer und das Bellen der Panzer. An den Brücken bei Steinau hielten die Trecks stundenlang in der Angst, von den Russen eingeholt zu werden. Eine kleine Sprengkolonne der Wehrmacht erwartete den Moment der Brückensprengung.
Als ich in meinem Heimatdorf eintraf, (war) es voller Flüchtlinge aus den Kreisen Wielun und Kempen. Mein Heim beherbergte zeitweise 80 Personen, die sich an heißem Kaffee, Suppen und durch die Wärme in den Stuben von ihrer Erstarrung und Erschöpfung erholten. Acht Kinder waren erfroren. ...
Am 23. Januar 1945 standen die ersten Panzerspitzen der Russen vor Steinau (Oder) und beschossen die Stadt. Das Elend steigerte sich dort von Stunde zu Stunde. Rektor L. aus Steinau, ein hervorragender Pädagoge und Mensch, war der Meinung, daß sich um und in Steinau keine sonderlichen Kämpfe abspielen würden, da sich keine deutschen Truppen sehen ließen. Nur mit der Waffe ließe er sich zwangsweise aus seiner Heimat vertreiben. Diese Einstellung sollte ihm zum Verhängnis werden. Wenige Tage später wurde er bei der Verteidigung der Ehre seiner beiden Töchter mit einer der Töchter von Russen erschossen. ...
Am 24. Januar 1945 mußte die Gemeinde Thiemendorf gegen Abend mit dem Haupttreck und dem größten Teil der Bevölkerung die Heimat verlassen. Aber schlimmeren Stunden gingen die Bewohner des Dorfes entgegen, die freiwillig oder gezwungenerweise aus Mangel an Gespannen oder schlechter Organisation, auch aus Unkenntnis ... zurückblieben. Ich bekam für meine Frau, meinen Sohn und 2 evakuierte Kinder aus Breslau, im Alter von 8 und 9 Jahren, auch keinen Platz auf einem Treckwagen. ...
Ich entschloß mich erst am 25. Januar zur Flucht mit den Fahrrädern, nachdem der Kampf an der Oder zunahm und die ersten Granaten ... im Dorfe einschlugen. ... Gegen 14.00 Uhr verließ ich mit meiner Familie, in Pelze gehüllt, meine liebe Heimat. Vor dem Gasthaus T. in der Mitte des Dorfes verabschiedeten wir uns von Freunden und Verwandten, die dort noch auf den Abtransport mit dem sog. "2. Treck" warteten, leider vergeblich; denn die schöne Einteilung stand nur auf dem Papier und konnte wegen Wagen- und Treibstoffmangel nicht durchgeführt werden.
Die Bevölkerung des Nachbardorfes Töschwitz hatte noch keinen Treckbefehl und sah unserem Durchzug mitleidig nach, ohne zu ahnen, daß nicht nur die Einwohner bald fluchtartig folgen, sondern auch das ganze Dorf durch die Brückenkopf-Kämpfe dem Untergang nahe war. Auf der Straße Militsch - Lüben überholten wir im Schneegestöber auf unseren Rädern die langen Treckkolonnen der Nachbardörfer. ... Eine kleine Abteilung junger Soldaten auf Rädern, Angehörige der Jauerschen Unteroffiziersschule, rückte mit Panzerfäusten an die Front - "ein schwacher Trost für die Bevölkerung", wie sich einer der Todgeweihten selbst äußerte.
Am 26. Januar 1945 begann meine Weiterreise nach Liegnitz. Auf dem Wege dorthin erzwangen wir uns mit Hilfe eines bewaffneten Arbeitsdienstmannes auf einem leeren Viehwagen einen Platz. Vor Liegnitz hörten wir wieder die Schüsse der kämpfenden Truppe vor Maltsch; trotzdem blieben wir wieder bei Verwandten für die Nacht im Quartier und erreichten am 27. Januar 1945 nach anstrengendem Marsch die Stadt Goldberg.
Die Trecks rissen nicht mehr ab, die Kutscher, häufig Franzosen, hatten mit dem hügeligen Gelände zu kämpfen, da die meisten Ackerwagen aus dem Flachland keine Bremsen besaßen. Auch hier war es noch einmal möglich, bei Verwandten ... unterzukommen und uns für mehrere Tage bis zum 2. Februar 1945 zu erholen. In Goldberg lag der Kreisstab Wohlau mit der Sparkasse, bei der ich noch 500,- Mark Bargeld abheben konnte. In Goldberg glaubte ich, nachdem Tauwetter einsetzte, mir anstelle der Autokappe eine Mütze oder einen Hut kaufen zu können. Der alte Bürokratismus ließ es nicht zu, angeblich waren noch keine Bezugscheine

aus Wohlau eingetroffen; die Beute für die Russen war noch nicht groß genug.
Am Tag unseres Eintreffens in Goldberg wurden unserem "berühmten" Ortsgruppenleiter K. von der Wehrmacht zwei Autos beschlagnahmt, nachdem er mit seinem Stabe in vier Autos und einem Trecker mit gummibereiften Wagen aus Thiemendorf abgerückt war.
Am 2. Februar 1045 stießen wir zu unserem Treck in Neudorf am Gröditzberge. Auf den Straßen und von den Treckwagen sammelten Feldgendarme die Volkssturmmänner.
Am 4. Februar 1945 zog ich mit meiner Familie über Pilgramsdorf, Harpersdorf, Langneudorf und Zobten nach Märzdorf zur Familie R. ...
Am 15. Februar 1945 rückte die Front an den Bober heran, so daß das Dorf schnellstens geräumt werden mußte. Der größte Teil der Bevölkerung aber folgte nicht dem Räumungsbefehl. …
Am 20. Februar 1945 kehrte ich mit meiner Familie nach Märzdorf zurück. Acht Tage später wurde die Lage an der Front so gefährlich, daß Märzdorf den zweiten Räumungsbefehl erhielt. Nun verlegten wir unseren Aufenthalt nach Ullersdorf-Liebenthal zu dem Bauern Sch. und dessen Tochter. In den folgenden zehn Wochen, in denen wir bei Herrn Sch. die Frühjahrsbestellung dicht hinter der Front durchführten, waren wir ernährungsmäßig so gut wie zu Hause untergebracht.
In der ersten Hälfte des Februar war meine Heimatgemeinde in Neudorf am Gröditzberge vom Russen überrollt worden. Wie uns Augenzeugen später berichteten, waren sie jämmerlich behandelt worden. Vergewaltigungen, Plünderungen waren an der Tagesordnung. Besonders schlimm erging es der Lehrersfrau in Hockenau bei Neudorf am Gröditzberge und den dort untergebrachten Flüchtlingen aus Thiemendorf. …
Die ersten Verschleppungen traten ein. Der Viehkaufmann Theodor G. wurde von Hockenau nach Rußland verschleppt; er starb dort in einem Lager. Der Gastwirt Paul T. aus Thiemendorf wurde in Neudorf von den Russen erschossen; er wurde als Leiche von seiner Frau in die Heimat gebracht.
Als die Russen in Neudorf einrückten, erschoß sich der Bauernsohn Walter M. mit seiner Braut. Der 15jährige Sohn des Autoschlossers K. aus Steinau (Oder) wurde in Neudorf von den Russen erschossen. Die (Einwohner der) Gemeinde Thiemendorf erhielten zwar die Genehmigung zur Heimkehr, aber die Rückreise war ein furchtbarer Leidensweg. In Haynau wurden die meisten Frauen vergewaltigt, … Elisabeth H. erzählte mir grauenhafte Einzelheiten. Manchen Frauen und Mädchen gelang es, sich zwischen den Grabhügeln des Friedhofes zu verstecken. In Haynau verschleppten die Russen den Bauern St., der seitdem verschollen ist. ...
Am 7. Mai 1945 begann der Zusammenbrach au unserer Front. Die Heeresgruppe Schörner versuchte, sich durch die Tschechei nach Bayern durchzuschlagen. Die Zivilbevölkerung sollte sich vor den Russen auf demselben Weg retten. Mit dem scharlachkranken dreijährigen Sohn und einem sechs Monate alten Kind der Frau St. zogen wir mit unseren bisherigen Quartiersleuten … ab.
Am 8. Mai 1945 ging die Reise über Bad Flinsberg nach Oberschreiberhau, wo uns der Russe einholte. Bei einer Familie P. an der Hochsteinlehne im Hinterwinkel von Oberschreiberhau im Riesengebirge fanden wir für fünf Wochen Unterkunft. Hier blieben wir vor Plünderungen verschont; mußten uns aber vor den russischen Patrouillen … verstecken, da wir erfuhren, daß alle Männer von 16 bis 60 Jahren nach Rußland verschleppt wurden.
Die Russen täuschten uns in den ersten Tagen ihrer Besetzung durch Ausgabe von Lebensmitteln, die Rote Armee lud sogar die Bevölkerung zum Tanz ein, Kinos konnten spielen, die Fronleichnamsprozession fand statt. In einem Aufruf wurde den Flüchtlingen die Rückkehr in die Heimat garantiert.
Mit einer russischen Bescheinigung, die uns die Räder zur Heimkehr garantierte, wagten wir

am 10. Juni 1945 hinter einem Treckwagen den Weg in die Heimat. Hinter Hirschberg in Hohenliebenthal wurden uns aber die Räder von plündernden Russen und Polen geraubt. Die Wertsachen, Gold- und Familienschmuck hatten wir in Oberschreiberhau zurückgelassen in der Annahme, sie bei ruhigeren Zeiten dort abholen zu können. Bis heute haben wir von Familie P. noch keine Spur finden können.
In Goldberg blieben wir wieder bei unseren Verwandten und reisten zu Fuß am 19. Juni 1945 über Haynau und Lüben nach Hause ... und fanden den größten Teil der Bewohner bereits vor.<<

Räumung der Stadt Fraustadt, Unterbringung der Bevölkerung im schlesischen Kreis Sprottau und weitere Evakuierung nach Sachsen

Erlebnisbericht des Pfarrers D. aus Fraustadt in Niederschlesien (x001/431): >>Am 19. und 20. Januar 1945 passierten die ersten Züge mit Flüchtlingen aus Posen den Bahnhof Fraustadt. Eine dumpfe Furcht legte sich auf die gesamte Bevölkerung. Die Bevölkerung blieb jedoch in der Stadt und in den Dörfern des Kreises.
Am Abend des 20. Januar erklärte der Kreisleiter der NSDAP, in einer Versammlung den erschreckten und von Furcht wie gelähmten Menschen, daß nichts zu fürchten sei und eine Räumung der Stadt und des Kreises nicht nötig oder beabsichtigt sei.
In der Nacht vom 20. zum 21. Januar verschwand der Kreisleiter mit seinem "Stab" aus der Stadt, und gegen 4.00 Uhr morgens erhielt die Bevölkerung den Befehl, die Stadt sofort zu verlassen, da sie Kampfgebiet werde.
Für die Patienten der beiden Zivil-Krankenhäuser und eines Entbindungsheims der Stadt Berlin wurden Kraftfahrzeuge und ein Räumungszug der Reichsbahn zur Verfügung gestellt, ein weiterer Zug für die beiden Reservelazarette; deren Chefarzt jedoch hatte solche Eile, daß er einen Teil seiner Patienten "vergaß". Mit diesen "vergessenen" Verwundeten, die zum Teil Amputierte waren, zog ich zusammen mit der Bevölkerung aus der Stadt bei etwa 18 Grad Kälte und vereisten Straßen.
In zwei Tagemärschen wurde das etwa 50 Kilometer entfernte Sprottau erreicht. In der Stadt und im Kreise Sprottau wurde die Bevölkerung des Kreises und der Stadt Fraustadt zunächst untergebracht, bis am 1. oder 2. Februar die russischen Kräfte bei Steinau die Oder überschritten hatten. Da wurde auch die Bevölkerung von Sprottau zur Räumung aufgefordert.
Zunächst wurden die Flüchtlinge aus Fraustadt und den Kreisen rechts der Oder in Räumungszügen der Reichsbahn abbefördert, dann die Bevölkerung von Sprottau. Die bespannten Trecks der Landbevölkerung wurden in die Richtung Forst - Guben gewiesen, von da weiter in den Raum Chemnitz – Glauchau – Greitz - Gera.
In den gleichen Raum wurden die Eisenbahntransporte geleitet. Dort fanden die Flüchtlinge notdürftige Unterkunft. Da ich von da an wieder in Lazarettbehandlung sein mußte, habe ich die weiteren Vorgänge nicht mehr miterlebt und kenne sie nicht aus persönlicher Wahrnehmung, sondern nur aus mündlichen und schriftlichen Berichten meiner Gemeindeglieder. ...
Das schlimmste Leiden scheint denen widerfahren zu sein, die beim Abtransport aus dem Raum um Sprottau in Dresden in den Terrorangriff gerieten und dann in die Tschechoslowakei geleitet worden sind. In der Umgegend von Eger wurden zwei oder drei dieser Transporte ausgeladen und haben dann nach dem Zusammenbruch schlimmste Quälereien durch die Tschechen erdulden müssen. Sie wurden erst im Jahre 1946 aus der Tschechei abgeschoben und nach Bayern gebracht, wo sie zum großen Teil jetzt noch in großer Not leben.<<

Flucht in das Sudetenland und Rückkehr nach der Kapitulation

Erlebnisbericht des Pfarrers Fritz W. aus Ellsnig, Kreis Neustadt in Oberschlesien (x001/439-441): >>… Anfang des Jahres 1945, als der Kanonendonner von der Oder her immer bedroh-

licher wurde, besprach ich mit meiner Frau, was in dieser Lage am besten zu tun wäre. Ich wollte, daß sie sich mit den Kindern in eine sichere Gegend begibt. Sie konnte sich aber nicht entschließen, mich zu verlassen, sondern wollte mein Schicksal teilen. Es ist doch ein großes Erleben, in Treue zusammen zu stehen.
So kam der 17. März 1945. Das war der erste … (Tag) für unsere Gemeinde, an dem wir direkt in die Kriegsereignisse mit einbezogen wurden. Abends kam der Räumungsbefehl für den Kreis. Den Bewohnern des Nachbardorfes Lasswitz gelang es noch, in geschlossenem Treck über die nahe sudetendeutsche Grenze das schützende Gebirge zu erreichen. Wir dagegen wurden auf der durch Trecks und fliehende Wehrmacht verstopften Straße zehn Stunden aufgehalten und, in dem nur eine Stunde Fußweg entfernten Dorf angelangt, bereits von den Russen erreicht.
Wer es vorzog, lieber Wagen und Pferde stehen zu lassen, als den Russen in die Hände zu fallen, entkam in den eine Stunde entfernten Gebirgswald. Um unserer 20jährigen Tochter willen, suchten wir unter Preisgabe der auf dem Treckwagen mitgeführten letzten Habe zu entkommen. Es war ein gefahrvoller Weg unter Maschinengewehr- und Artilleriebeschuß, von Fliegern bedroht, auf dem wir bereits die ersten zerfetzten Soldaten und Pferde sahen. So mancher wurde verwundet.
Wir dankten Gott, als wir aus der unmittelbaren Beschußzone heraus waren. Auf eine Straße gelangt, wurden wir von zurückfahrenden Wagen einer Sanitätskompanie mitgenommen und nächtigten dreimal mit etwa einhundert Soldaten auf der Zeltbahn am Boden des Gasthaussaales. ...
Am 20. März erhielten wir die Weisung, mit einem Transportauto nach Jägerndorf zu fahren und von dort mit der Eisenbahn weiter. Unser Ziel wurde Mährisch-Schönberg. Der Amtsbruder der großen Diasporagemeinde, selbst nur Vertretungsweise hier, nahm meine Mitarbeit an der durch die hereinströmenden Flüchtlinge stark angewachsenen Gemeinde gern an, und die Pfarrfamilie gab ein Zimmer ab, da meine Frau durch die Strapazen schwer leidend geworden war.
Bei meinen Nachforschungen nach meinen Gemeindegliedern aus der Heimat erfuhr ich, daß der Treck aus Lasswitz durchgekommen und auf den Weg weiter nach Süd-Bayern geleitet worden war. Aus dem Kirchdorf Ellsnig machte ich nur vereinzelte Familien ausfindig, die überall zerstreut waren. Somit war meine Gemeinde aufgelöst, und ich tat die Arbeit weiter, die sich mir in Mährisch-Schönberg bot. Ich hielt hier und im Filialdorf Gottesdienste und Amtshandlungen in der weit ausgedehnten Diaspora.
Dann kam am Sonntag, dem 5. Mai, die Evakuierung sämtlicher Flüchtlinge, da die Russen nun von Süden herankamen. Bald nach dem noch von mir gehaltenen Gottesdienste kamen wir gerade zur Mitfahrt mit dem letzten Transport zurecht, der uns durch die Grafschaft Glatz nach Sachsen bringen sollte. Da die Tschechen aber den Zug nicht mehr durchließen, mußten wir nachts um 3 Uhr den Zug verlassen und wurden auf die Dörfer verteilt.
In einem Weberdörfchen im Adersbachgebirge verbrachten wir 14 Tage bei freundlichen katholischen Leuten und kehrten, sobald die Möglichkeit sich dazu bot, nach unserer oberschlesischen Heimat zurück. Zunächst wurden wir mit Transportzug in die Nähe von Glatz gebracht. Weiter war kein Zugverkehr, und wir hatten einen ca. 150 Kilometer langen Fußmarsch bis zum Heimatdorf.
Unterwegs wurden wir von einer russischen Straßenkontrolle festgehalten und die Männer von den Frauen getrennt. Die Frauen durften weiterziehen; ich mit meinem Sohn und eine größere Zahl Männer wurden mit Ungewissem Ziel von russischen Soldaten fortgebracht. Unterwegs wurden uns die Wertsachen geraubt, mir Uhr und Trauring weggenommen. Dann wurden wir in Richtung Glatz entlassen. Hier erhielten wir von deutschen Beamten für die Rückreise in den Heimatort einen Ausweis in deutscher und russischer Sprache ausgestellt.

Nach fünf Tagen langten wir in Ellsnig an. Im Pfarrhaus, das durch Beschuß teilweise gelitten hatte, traf ich Frau und Tochter an, die nach anstrengender Wanderung, durch Russen gefährdet, durch Polen unterwegs beraubt, bereits tags zuvor angekommen waren und angefangen hatten, die Küche vom größten Schmutz freizumachen. Das Innere des Pfarrhauses war in solchem Zustand, daß es uns bis zuletzt unmöglich war, es wieder in Ordnung zu bringen.
... Von der Gesamtzahl der Evangelischen von 650 traf ich etwa nur ein Viertel an. Es standen zwei Aufgaben vor mir, erstens das kirchliche Leben trotz der Schwierigkeiten, die die polnischen Behörden machten, wieder einzurichten und zweitens für das tägliche Brot selbst zu sorgen wie alle anderen. Niemand hatte das Verfügungsrecht über seinen Besitz, wir Deutschen hatten überhaupt kein Recht, sondern nur die Pflicht, für Polen und Russen ohne Bezahlung zu arbeiten.<<

Flucht ins Erzgebirge nach Sachsen im Januar 1945, sowjetischer Einmarsch im Mai 1945 und Rückkehrversuch im Juni 1945

Erlebnisbericht der Angestellten Elisabeth E. aus Breslau in Schlesien (x001/441-446):
>>Sonntag, den 21. Januar 1945, wurde den Beamten und Angestellten der Landesbauernschaft Niederschlesien in Breslau klargemacht, daß der Russe bereits in Oberschlesien eingebrochen ist und alle weiblichen Angestellten der Landesbauernschaft am 22. Januar die Stadt Breslau zu verlassen haben, weil diese zur Festung ausgerufen worden war.
Die Menschen liefen in den Straßen völlig verwirrt und kopflos herum. Die Straßenbahn war überfüllt, und jeder fuhr in den letzten Tagen kostenlos. Auf dem Hauptbahnhof lagerten Tag und Nacht Flüchtlinge mit ihrer letzten Habe und warteten auf eine Gelegenheit zur Fahrt in das Innere des Reiches. Es war ein herzzerreißender Anblick, den ich nie vergessen werde. ...
Vom 20. und 21. Januar an wurde durch Lautsprecher die Aufforderung durchgegeben: "Frauen und Kinder verlassen die Stadt zu Fuß in Richtung Opperau - Kanth!" –
In diesen Tagen begann der Auszug von über 500.000 Menschen aus Breslau.
Am Montag, dem 22. Januar 1945, meinem 20jährigen Dienstjubiläum, kam früh um 10.00 Uhr der Wehrmachtsbefehl, die Stadt zu Fuß zu verlassen. ... Dieser Tag wurde der schwerste Tag meines Lebens. Mit wehem Herzen nahm ich Abschied von meiner geliebten Heimatstadt. In meinem Rucksack das Notwendigste, auf dem Leibe Unterwäsche und Kleider soviel ich anziehen konnte, ein Paar feste Stiefel an den Füßen, in einer großen Handtasche ein gekochtes Huhn und Eßbares für die nächsten Tage, so trat ich meine Flucht an. Lotti, meine treue Berufskollegin, begleitete mich ein Stück des Weges. ...
Pioniere standen an den Oderbrücken, um Sprengladungen anzubringen. Hoch oben in den Lüften, kaum sichtbar, flogen russische Schlachtflieger, Zettel abwerfend: "Deutsche ergebt Euch, es passiert Euch nichts."
Es war eisiges, sonnenklares Winterwetter und 16 Grad Kälte. Bei Lotte stärkte ich mich noch einmal, und nach einem tränenreichen Abschied marschierte ich mittags, gegen 12.30 Uhr, in Richtung Zobten ab. Ich schloß mich einer Gruppe Frauen an, die dieselbe Richtung hatten. Wie eine Karawane zogen die Flüchtlinge zu Fuß, (mit) kleinen Wägelchen und Kinderwagen ihre letzte Habe (transportierend), sowie Autos und Pferdegespanne wie eine schwarze Schlange im leuchtend weißen Schnee. Hunderttausende waren unterwegs, darunter auch Trecks aus den Dörfern links der Oder, die schon tagelang unterwegs waren. Sie hatten infolge der großen Kälte und des unaufhaltsamen Marsches viele Tote in den Wagen, die sie an den Wegrändern niederlegen mußten, weil die steinhart gefrorene Erde die Toten nicht aufnehmen konnte.
Ich kam um 16.00 Uhr todmüde und mit wunden Füßen in Rößlingen (22 km von Breslau entfernt) an. Es wurde langsam dunkel, und ich sank in halber Ohnmacht an einem Gartenzaun nieder. Ein junges Mädchen fand mich und nahm mich zu der Frau des Bahninspektors mit,

die mich mit schwarzem Tee stärkte und dafür sorgte, daß ich noch mit einem Güterzug in Richtung Gnadenfrei mitfahren konnte. ... Als ich im Schulhaus ankam, waren dort bereits Flüchtlinge und Schwerverwundete aus Oberschlesien eingetroffen. So zerschlagen und müde ich auch war, half ich noch den Verwundeten ...
Da ich eine Adresse von Verwandten aus Sachsen in der Tasche hatte, bei denen eine Schwägerin evakuiert war, machten wir uns am 24. Januar zusammen mit den Verwundeten auf den Weg nach Mitteldeutschland. Wir kamen mit einem Zug von Gnadenfrei bis nach Liegnitz. Dort hatte der Bahnhof schon Beschuß durch russische Panzer, die schon jenseits der Oder lagen. Es hieß auch hier, schleunigst fort, und wir folgten dem Rat eines alten Bahnbeamten, mit dem gerade einlaufenden Zug nach Kohlfurt zu fahren, um aus der Gefahr herauszukommen.
Die Lage auf dem Bahnhof war lebensgefährlich. Die Geschosse schlugen schon in die Bahnhofshalle, und es gab Tote. Unter den Flüchtlingen entstand Panikstimmung. Wir kamen aber wie durch ein Wunder mit unserem kleinen Wilfried und dem Gepäck noch in den Zug. Vor den Zugtüren stauten sich die Massen. Einer riß den anderen von der Tür. Kinder schrien laut und wurden von ihren Müttern getrennt. Es war ein Glück, daß wir nur wenig Gepäck hatten. Von Kohlfurt aus erreichten wir dann noch einen Zug nach Görlitz, und von dort hatten wir gleich wieder einen Anschluß nach Dresden. ...
Unter welchen Umständen sich unsere Fahrt gestaltete, läßt sich nicht beschreiben. Die Züge waren überfüllt. In einem Gepäckwagen hatten wir 2 Tote. 2 alte Herren waren infolge der Aufregungen an Herzschlag verstorben. Auf dem Bahnhof in Dresden irrten alte Frauen ohne jedes Gepäck umher. Sie hatten den Verstand verloren und wußten nicht mehr ihren Namen und woher sie kamen. Beim Einsteigen fiel im Gedränge einer Mutter das Kind aus dem Steckkissen unter den schon abfahrenden Zug. Sie wurde wahnsinnig und mußte im Zug gefesselt werden.
Einem kleinen zweijährigen Mädchen, das an Herzschwäche zu sterben drohte, rettete ich das Leben, indem ich es mit Kölnischem Wasser und stark riechenden Salben einrieb.
In Kemnitz brachte uns die NSV in ein schönes Quartier auf dem Kaßberg, wo uns unsere Quartiergeber ein großes, gut möbliertes Zimmer bereitstellten. Meine Kraft war am Ende. Eine schwere Grippe und Lungenentzündung warf mich auf das Krankenbett.
Lange jedoch sollten wir uns auch hier der Ruhe nicht erfreuen. Das Kriegsgespenst in Gestalt von Terrorangriffen auf die schöne Stadt begann am 6. Februar seine Arbeit. Nun mußten wir Tag und Nacht in den Keller. Oft legten wir uns mit Schuhen und Kleidern ins Bett, weil die Angriffe so überraschend kamen.
Da kam uns das Schicksal zu Hilfe. Die zwölfjährige Tochter meiner Schwester meldete sich aus dem Erzgebirge. Sie befand sich nur 30 Kilometer von uns entfernt in einem KLV-Lager. Am 23. Februar siedelten wir dorthin über. Die Freude des Kindes war grenzenlos. Auch sie hatte viel Schweres auf der Flucht erlebt. Sie war mit ihrer Schule in Hain im Riesengebirge evakuiert und war von dort nach dem Erzgebirge weitertransportiert worden. In dem schönen Erzgebirge verlebten wir nun weitere zehn Wochen ohne ein Zeichen von unseren Angehörigen und Bekannten...
Gegen Ende April wußten wir, daß das Ende des Krieges bevorstand. Durch unser Dorf, das an einer Hauptverkehrsstraße lag, zogen Tag und Nacht die Reste der geschlagenen deutschen Armeen nach dem Sudetengau. Was wir hier sahen, läßt sich mit Worten fast nicht schildern. Völlig abgekämpfte, bis zum Skelett abgemagerte Soldaten und Pferde zogen in vollständiger Auflösung die Straßen weiter gen Westen. Unser Herz krampfte sich zusammen vor Weh. Jede Frau dachte an ihren Mann, Sohn oder Bruder. ...
Nun kam die schrecklichste aller Nächte. Die Russen waren im Siegestaumel und durchsuchten die Häuser nach deutschen Soldaten, wobei fast alle Frauen, darunter auch 70jährige Grei-

sinnen ... vergewaltigt wurden. In dieser Nacht nahmen sich in unserem Dorf viele aus Verzweiflung das Leben, weil sie den Aufregungen nicht mehr gewachsen waren. Darunter befanden sich auch eine schlesische Flüchtlingsfrau mit Schwester und 2 Kindern und die Bahnhofswirtin nebst deren Dienstmädchen. ... Eine 70jährige Frau sprang ... aus dem Fenster. Die Hilfeschreie der ... Frauen gellten durch die Nacht. ... Die meisten Häuser wurden geplündert. ... Ca. 40mal mußten wir in der Nacht am 7. Mai die Tür öffnen. ... Am nächsten Tag zog der hohe russische Stab in die beschlagnahmte Wohnung, und damit hatten wir Ruhe vor Eindringlingen.
Die Lebensmittelkarten wurden weiter ausgegeben, und die Gemeinde sorgte so gut sie konnte für eine gerechte Verteilung der noch verbliebenen Reste an Lebensmitteln.
Es war alles sehr knapp, vor allen Dingen Brot, und wir hatten entsetzlich viel Hunger. Es gab für Erwachsene ein Dreipfundbrot und für Kinder ein Zweipfundbrot für die ganze Woche, später für 10 Tage.
Am 30. Mai kam ein Aufruf des kommissarischen Bürgermeisters an die Schlesier, daß wir binnen 5 Tagen das Dorf zu verlassen hätten und in die Heimat zurückkehren könnten. Wir besorgten uns 2 Handwagen und zogen mit dem Guhrauer Treck in Richtung Freiberg - Dresden zu Fuß gen Osten, Richtung Heimat. Verpflegung hatten wir nur wenig, und wir lebten unterwegs nur von dem, was uns mitleidige Menschen verkauften oder schenkten.
Von dem Treck mußten wir uns schon am ersten Tag trennen, weil wir mit dem Tempo der Pferde nicht lange Schritt halten konnten. Die Eisenbahn konnten wir nur auf kurzen Strecken benutzen, weil fast alles durch den Krieg zerschlagen war. So kamen wir über Bischofswerda nach Bautzen, wo wir im dortigen Flüchtlingslager vom Roten Kreuz aufgenommen wurden. In diesem Lager waren auch schwerverwundete deutsche Soldaten untergebracht. In der Nacht erfuhren wir, daß Typhus ausgebrochen war und wir brachen schleunigst wieder auf. Wir gelangten bis ... in die Nähe von Görlitz. Durch das verseuchte Wasser in Bautzen hatten wir alle 4 schweren Darmkatarrh. Wir mußten daher 8 Tage bei einem Bauern rasten, der uns auch ein Zimmer überließ. ...
Nachdem wir uns wieder einigermaßen erholt hatten, zogen wir weiter in Richtung Görlitz. Man nannte die langen Flüchtlingskarawanen damals scherzhafterweise "die Ausflügler". Als wir für das Passieren der Neiße-Brücke beim polnischen Kommandanten einen Passierschein verlangten, mußten wir hören, daß unsere Reise zwecklos war, weil die Polen die Grenze geschlossen hatten und keine Deutschen mehr nach Schlesien hineinließen, im Gegenteil, die noch verbliebenen Deutschen auswiesen.
An den Zufahrtsstraßen der Neiße-Übergänge stauten sich Zehntausende von schlesischen Flüchtlingen, die nach der Kapitulation in ihre Heimat zurückkehren wollten. Die Übergänge waren von polnischen Militärkommandos gesperrt. In den meisten Gemeinden Schlesiens hatte bereits die Austreibung der zurückgebliebenen oder inzwischen von der Flucht ... aus dem Sudetenland und der Tschechoslowakei zurückgekehrten Bevölkerung begonnen. ... Nach den von der Stadt Görlitz herausgegebenen Mitteilungen lagen bereits Mitte Juni 1945 allein in Görlitz und Umgebung 80.000 Rückwanderer nach Schlesien, denen die polnische Kommandantur den Übergang verwehrte. ...
Nun mußten wir an der Grenze unserer vielgeliebten Heimat wieder kehrtmachen. Was das bedeutete, kann nur der verstehen, der die Heimat liebt und nicht mehr in das Land der Väter zurückkehren darf. Wieder nahmen sich viele Rückwanderer das Leben, weil sie die Kraft nicht mehr fanden, noch einmal in eine ungewisse Zukunft und ohne Ziel zu wandern. Bettelnd und hungernd kamen wir am 5. Juli wieder in unserem Dorf im Erzgebirge an.<<

Flucht in das Glatzer Bergland und Heimkehr nach der Kapitulation

Erlebnisbericht des Bauern Paul K. aus Oberstruse, Landkreis Breslau (x001/449-452):

>>Auch als die örtliche Parteileitung am 24. Januar 1945 in Beratung mit den zum Amtsbezirk gehörenden Amts- und Gemeindevorstehern sowie den Ortsbauernführern die eventuelle Evakuierung der Bewohner in Aussicht stellte und Maßnahmen zur Durchführung des Abtransportes der Bevölkerung festgesetzt wurden, glaubten selbst die Führenden nicht, daß unsere so stillen, abseits gelegenen Dörfer in das Kampfgebiet kommen sollten.

Obwohl die Einwohnerschaft mit dieser möglichen Evakuierung bekanntgemacht wurde, kam der Räumungsbefehl durch die Kreisleitung unerwartet schnell schon am 27. Januar 1945 um 16.00 Uhr: die Ortschaften müssen bis heute 24.00 Uhr geräumt sein mit Ziel Hausdorf bei Neurode, Kreis Glatz.

Wenn auch die einzelnen Familien benachrichtigt waren, welche Wagen bzw. Gespanne sie zu benützen hatten, verzögerte sich die Abfahrt. Als auch gegen Abend ein gewaltiger Schneesturm einsetzte, der ebenfalls die Beladung der Treckwagen behinderte, erfolgte die Abfahrt des Oberstruser Trecks um 2.00 Uhr nachts bei größtem Schneetreiben und Kälte; die Fahrt ging über Mettkau, Mohnau, Strehlitz, Weizenrodau, Schweidnitz; hier wurde das erstemal übernachtet, die Frauen und Kinder auf Stroh in einem kalten Kinosaal unter viel fremdem Volk, die Männer mußten bei den Pferden und Wagen Wache halten.

Am nächsten Tag kam der Treck wegen des hohen Schnees, entgegenkommenden Militärs und Organen der bereits in Auflösung befindlichen Abteilung Todt nur bis Reichenbach an der Eule; hier versorgte die NSV die kleinen Kinder und alte gebrechliche Leute mit Milch und warmem Essen.

Am anderen Tag ging es weiter bis Weigelsdorf, Kreis Reichenbach ... Am 30. Januar 1945 war Ruhetag, die Einwohner waren hier sehr hilfsbereit und die Aufnahme der durchgefrorenen Menschen mit Verpflegung gut. Hier mußte der Treck geteilt werden, weil die Auffahrt ins Gebirge nach Hausdorf nur mit Vorspann möglich war, die Ankunft dort war am 31. Januar und 2. Februar 1945, die Aufnahme und Unterbringung bei meistens kleinen Gebirgshaushaltungen war gut organisiert und gut.

In Oberstruse blieben durch eigene Schuld freiwillig 27 Personen zurück; 24 Personen konnten sich mit der Bahn nach dem Westen in Sicherheit bringen.

Die Gemeinde Niederstruse, die sich nicht an die Verordnung hielt, treckte … am 28. Januar 1945 und kam bis Weizenrode, Kreis Schweidnitz. Dort wurden sie uneinig und fuhren zurück nach Niederstruse. Sie treckten dann das zweite Mal - als ein russischer Spähtrupp bis zum Gasthaus G. gekommen war, sich aber bald wieder zurückzog und der Geschützdonner immer näher kam - am 8. und 9. Februar 1945, nachdem die letzten Wagen bereits unter russischem Beschuß lagen, und kamen am 12. und 13. Februar 1945 in Hausdorf mit den Gemeinden Mettkau und Lorzendorf an.

Ein Großteil der Einwohner von Niederstruse blieb freiwillig zurück in der Meinung, die Russen sind auch Menschen; die Zahl der Zurückgebliebenen konnte nicht mehr festgestellt werden. Deshalb sind die Verluste der Zivilbevölkerung in Niederstruse durch Erschießung hoch, drei Männer, drei Frauen. …

Als ein Tag vor dem Waffenstillstand russische Truppen in unsern Zufluchtsort Hausdorf einrückten, sprengte ein deutsches Kommando gegen Abend den großen Eisenbahnviadukt zwischen Bad Zentnerbrunn und Neurode, was schwere Folgen auch für uns Evakuierte haben konnte, die Treckleitung beschloß daher, sobald wie möglich in die Heimat zurückzufahren. Zu diesem Zweck sprach der … Amtsvorsteher S. aus Lorzendorf mit dem russischen Militärkommandanten in Hausdorf, um die Genehmigung der Zurückführung der Trecks zu erhalten, was dieser auch sofort genehmigte.

Die Abfahrt war auf den 14. Mai 1945, 6.00 Uhr früh, festgesetzt. Während der Besprechung

bei der Kommandantur waren von den Evakuierten Miesmacher am Werk und hatten … das Trecken abgesagt, weil angeblich 15.000 bis 20.000 mongolische Truppen auf unserer Bergstraße heraufkommen sollten.
Als aber in der Nacht die mit uns getreckten polnischen Arbeiter bereits vier beste Gespanne mit Wagen usw. fortgenommen hatten und die Gefahr bestand, daß uns die Russen die übrigen wegnehmen könnten, waren die Miesmacher eines Besseren belehrt; die Abfahrt erfolgte dann um 1.00 Uhr mittags, und wir kamen gegen Abend unangefochten, ohne Truppen zu begegnen, über Peterswaldau in Faulbrück an, wo übernachtet wurde. Die Niederstruser fuhren über Reichenbach bis Hennersdorf, wo sie übernachteten, und kamen deshalb einige Stunden früher nach Struse zurück.
Der Abschied von Hausdorf war recht herzlich, die Quartiergeber, alles kleine Handwerker und Arbeiterfamilien, vergossen Tränen, wurden sie doch mit unsern Treckgespannen, die ständig nach Räumungsgut, Kartoffeln usw., zu Land fuhren, mit Lebensmitteln versorgt, weil wegen der hohen Gebirgslage der Boden wenig Ertrag bringt und der Ort mit den Evakuierten aus vier Gemeinden überbelegt war.
Der Oberstruser Heimattreck ging von Faulbrück über Hennersdorf, Költschen, Esdorf, Groß Wierau, Kaltenbrunn, Krotzel, Qualkau, hier blieb Inspektor G. mit dem Dominium … zum Übernachten zurück, weil dessen Pferde schon zu matt waren und gesagt wurde, die Brücken über Weistritz und Striegauer Wasser seien nicht mehr, und ein Umweg über Fürstenau oder noch weiter gemacht werden müßte, was sich aber nicht bewahrheitete, denn es waren überall Notbrücken geschlagen worden. ...
Wir kamen noch am 15. Mai bei Tage im Heimatdorf wohlbehalten an, aber der Anblick unseres so schön verlassenen Besitzes war erschauernd, alles totenstill, kein Laut, wie ausgestorben: vier scheue Tauben und die Katze waren noch da, alles andere Vieh weg, in den Stuben die Möbel zerschlagen oder standen auf dem Kopf, kein Stück unbeschädigt; die Keller bis oben hin voll Unrat, zerbrochenes Geschirr, Hausrat, Kleidung vermischt mit Asche, Heu, Stroh, Kartoffelschalen, überall in Ställen Misthaufen bis an die Decke, vermischt mit allem Möglichen, die Zäune umgelegt oder ganz verschwunden, alle Wirtschaftswagen und Geschirre und Treibriemen von Maschinen weg; dazu der Anblick der durch die Explosionen abgedeckten und durch Beschuß beschädigten Häuser, überall Greuel der Verwüstung.
Aber kein Russe war zu sehen, alle fort. Die … Zurückgebliebenen nahmen mit gemischten Gefühlen unser Wiederkommen auf; die nach Hausdorf Getreckten kehrten alle wieder in die Heimat zurück.
Nun hieß es, wieder Mut zu fassen und neu anzufangen. Mit den wenigen zurückgebrachten Zugtieren wurde bald mit der Feldbestellung begonnen und in den Häusern wieder Ordnung gemacht; da kein Feind zu sehen war, dachte jeder, daß alles wieder gut werde.
Da die beiden Gemeindebürgermeister von Nieder- und Oberstruse im Januar evakuiert wurden, waren beide Gemeinden ohne ordnungsmäßige Verwaltung. Während der Russenkampfzeit und -besatzung hatten der zurückgebliebene Paul K. und seine Frau, der damals zweiter Gemeindeschöffe war, vom russischen Kommandanten dessen Aufträge auszuführen, die Durchsuchung der Wohnungen und Häuser nach Wertgegenständen, Uhren, Nähmaschinen, Säcken, Getreide-Vorräten vorzunehmen; alle Uhren wurden restlos fortgenommen, Nähmaschinen desgleichen, die noch stehengebliebenen unbrauchbar gemacht.
Von den Zurückgebliebenen wurden im März und April 1945 eine Anzahl, aus Oberstruse acht Personen, aus Niederstruse zehn, vom Russen zur Arbeit nach dem Kreise Oels und Oberschlesien verschleppt. Diese kehrten jedoch im Herbst und Winter 1945 einzeln in die Heimat zurück. Volkssturmmann Heinrich St., der sich von seinem Vieh nicht trennen konnte, wurde bald vom Russen verschleppt, und fehlt bis jetzt jede Nachricht von ihm. Von den mit der Bahn nach Westen in Sicherheit Gebrachten ist keine Person nach dem Waffenstillstand in

die Heimat zurückgekommen.<<

Flucht im Januar nach Landeshut in das Riesengebirge und Anfang Mai 1945 Flucht nach Riwitz/Tschechoslowakei, Rückkehr nach Schlesien Ende Mai 1945

Erlebnisbericht des Pfarrers G. S. aus der Stadt Neumarkt in Schlesien (x001/456-459): >>Als im Januar 1945 die Flut der russischen Heere unser Schlesierland überschwemmte, mußten auch wir die geliebte Heimat verlassen. Von der rechten Oderseite kommend, wälzte sich etwa (seit dem) 20. Januar ein ständig wachsender, ununterbrochener Flüchtlingsstrom bei Tag und Nacht durch die Straßen unserer kleinen Kreisstadt Neumarkt in Schlesien.

Auf Lastwagen und hochbepackten Fuhrwerken, mit Handwagen, Schlitten oder umgekehrten Tischen und sonstigen Behelfsfahrzeugen, mit Hausrat und Betten beladen, zogen in eisiger Kälte die vermummten Gestalten der Flüchtenden in fast unabreißbarer Kette vor unseren erstarrten Augen vorüber nach Westen. In aller Eile wurde eine Verpflegungsstelle für die Durchziehenden eingerichtet und bewährte sich sehr gut. Viele konnten mit heißen Getränken, Suppe und Broten versorgt werden. Mit banger Sorge sahen wir den Tag kommen, an dem auch für uns die Abschiedsstunde schlagen würde.

Bald wurde auch die etappenweise Evakuierung der Stadt und aller nach der Oder zu gelegenen Ortschaften angeordnet. Zuerst sollten die Alten, Kranken sowie die kinderreichen Familien abtransportiert werden. Zu ihnen gehörte auch meine Familie. Der Aufbruch war für den 27. Januar festgesetzt. Mit beklommenem Herzen standen in den Morgenstunden dieses Tages die zahlreichen für die Evakuierung Bestimmten auf dem schneebedeckten Marktplatz.

Von Norden her war wiederholt Geschützdonner hörbar. Der Feind rückte näher. Die von Mund zu Mund weitergegebene Nachricht, daß sich die Familie S. aus Angst vor den Russen in der Nacht vergiftet und daß sich eine Reihe angesehener Bürgerfrauen erhängt hätten, legte sich wie ein Alpdruck auf die ganze Stadt.

Endlich begann der Abtransport mit Autobussen zu dem 6 km entfernten Kleinbahnhof Schöneiche, von dort ging es weiter mit einem Güterzug nach dem Riesengebirge. Die Trennung von meiner Familie war schmerzlich, aber ich befahl sie alle, meine Frau, meine 5 Kinder, von denen das jüngste noch nicht 3 Jahre alt war, und meine Schwiegermutter in Gottes Schutz und kehrte nach der Stadt zurück, wo ich mich dem Roten Kreuz zum Abtransport von alten und kranken Gemeindemitgliedern zur Verfügung gestellt hatte. Doch kam es nicht dazu, da die betreffenden Kraftwagen mit eingefrorenem Motor irgendwo steckengeblieben waren.

Am ... Sonntag stieg die Verwirrung in der zurückgebliebenen Bevölkerung durch die plötzlich auftauchende Schreckensmeldung, daß der Russe im Westen, in der Gegend von Maltsch, die Oder überschritten, die schwachen deutschen Linien durchbrochen und den Fluchtweg nach Südwesten abgeschnitten habe.

Die Ratlosigkeit wuchs; in aller Eile wurden Akten und Einrichtungsstücke des Landratsamts auf Lastwagen verladen; die Krankenhäuser wurden völlig geräumt; einige Volkssturmmänner und Parteifunktionäre sah man, mit Panzerfäusten bewaffnet, nach Westen marschieren. In einem Zug Kriegsgefangener wurden, so erzählte man sich, alle, die zerlumpt und entkräftet liegen blieben, auf Befehl des Kreisleiters erschossen; dafür hat man ihn einige Zeit später in Breslau aufgehängt.

Kurz nach Mittag erfolgte auch der Aufbruch des Roten Kreuzes, dem ich zugeteilt war. Wir erreichten in Schöneiche noch einen zur Abfahrt bereitstehenden Zug mit z.T. offenen Güterwagen und gelangten in etwa 11stündiger Fahrt bei eisiger Kälte, in der einige Säuglinge erfroren, ... spät in der Nacht nach Landeshut im Riesengebirge.

Am nächsten Tage gelang es mir, meine Familie in einem Massenquartier in Liebau wiederzufinden, und wir durften seitdem in all den folgenden Unruhen zusammenbleiben.

Am 9. Februar machte ich nach achttägiger Erkrankung noch einmal den Versuch, nach Neumarkt zurückzukehren, da verlautete, es sei noch nicht besetzt, gelangte aber nur bis Striegau und dort in zurückflutende deutsche Truppeneinheiten, da gerade in dieser Nacht russische Panzer auf der von Liegnitz nach Breslau führenden Autobahn durchgebrochen waren, um Breslau von Westen her in die Zange zu nehmen, so daß die Verbindung nach Neumarkt nun endgültig abgeschnitten war und nur die Rückkehr nach Liebau übrigblieb. …
Nach nur dreitägigem Aufenthalt in Hohenelbe wurde unser Flüchtlingstransport Ende Februar in Richtung des nordwestlichen Sudetengaus weitergeleitet, kam aber wegen Überfüllung der dortigen Gegend schon vorher in der Bezirksstadt Laun zum Halten. In der Nähe von Laun wurden wir, etwa 250 Personen, in dem kleinen tschechischen Dorf Riwitz ausgeladen und in verschiedenen Massenquartieren: Schulräumen, Gasthaussälen und einer Turnhalle untergebracht.
Eine Organisation mit Lagerleitung, Küche, Krankenstube usw. kam bald in Gang, und das anfängliche Mißtrauen der tschechischen Bevölkerung wich allmählich, so daß wir schließlich mit den meisten Dorfbewohnern in friedlich, nachbarlichem mit einigen Familien sogar in freundschaftlichem Verhältnis lebten. …
Daß die militärische Lage immer ernster und bedrohlicher wurde, spürten wir allmählich auch in unserem abgelegenen Dörfchen. Fast täglich zogen riesige Bombengeschwader von Süden her über unsere Köpfe, und wir hörten dann die Detonationen der Bomben im nördlich gelegenen sudetendeutschen Industriegebiet. Trotzdem suchte die Partei noch bis zuletzt den Anschein völliger Sicherheit zu erwecken.
So wurde noch am 19. April die Jungvolkverpflichtung der Zehnjährigen, zu denen auch meine zweite Tochter gehörte, mit einem Propagandamarsch in Laun durchgeführt, am Hitler-Geburtstag eine öffentliche Kundgebung im Flüchtlingslager und sogar noch nach dem 1. Mai eine Trauerfeier für den "gefallenen" Führer veranstaltet.
Aber dann brach auch in dem tschechischen Protektorat nach einigen Tagen unheildrohender Stille der Sturm los. Am 4. Mai entstanden Unruhen in ... Riwitz. Bewaffnete Partisanen drangen in unser Lager ein, entwaffneten deutsche Soldaten und suchten bei den Flüchtlingen ... nach Waffen; am Dorfrande fielen Schüsse.
Die tschechische Bevölkerung strömte auf dem Dorfplatz zusammen. Siegestaumel brach aus über die Nachricht, daß der Waffenstillstand mit England und Amerika in Kraft getreten sei. Alle deutschen Beschriftungen an Wegweisern und Firmenschildern wurden ausgelöscht, tschechische Fahnen gehißt, die Glocken geläutet.
Mit einem Schlage veränderte sich nun die Haltung der vorher freundlich eingestellten Tschechen gegen uns, (sie) wurde kalt und abweisend. Ein Wehrmachtskommando, das zu unserem Schutz noch im Lager untergebracht war, verließ gegen Mittag den Ort, um in die Stadt zurückzukehren. Da ich dort noch eine dringende Besorgung erledigen wollte und die Eisenbahn nicht mehr verkehrte, schloß ich mich an, aber unser LKW wurde bald in einer Ortschaft von schwerbewaffneten Partisanen überholt.
Die Soldaten, die an Gegenwehr nicht mehr dachten, wurden entwaffnet und abgeführt. Nur mit Mühe gelang es mir, bei dem Anführer der Bande, der mich ständig mit seiner Waffe bedrohte, meine Freilassung zu erwirken und zurückzuwandern. ... An den folgenden Tagen durften wir Deutschen uns nicht mehr auf der Straße sehen lassen. ...
Wir durften nicht einmal an die Fenster treten, als am 8. Mai unter gewaltiger Beteiligung der Bevölkerung die Beerdigung von 2 erschossenen Tschechen und einem Russen stattfand. Kurz darauf gab es neue Aufregung durch ein Feuergefecht zwischen SS-Leuten, die mit einem Auto aus Prag geflüchtet waren, und tschechischen Gendarmen. Sämtliche Insassen des Autos, z.T. auch Frauen und Kinder, wurden erschossen und mußten von uns im Wald begraben werden. Eine scharfe Androhung, sämtliche Flüchtlinge zu erschießen, falls noch ein einziger

Tscheche getötet würde, rief lähmendes Entsetzen hervor. Ich erinnere mich noch, wie ich mich damals innerlich mit einem Vers Paul Gerhards gestärkt habe; "Kann uns doch kein Tod töten, sondern reißt unsern Geist aus viel tausend Nöten." ...
Am 9. Mai kam die polizeiliche Anordnung zum Packen und Abrücken. Bis an die nahe Grenze des Sudetengaues wurde noch ein Wagen für unser Gepäck gestellt, und der gute tschechische Bauer, in dessen Haus wir gewohnt hatten, versorgte uns sogar noch heimlich mit Kartoffeln, Brot, Eiern und Butter. An der Grenze begegneten uns zum ersten Mal russische Soldaten, die viele ... untersuchten und beraubten. ...
Nun ging es weiter von Ort zu Ort mit Handwagen oder Leiterwagen bis in die von den Russen besetzte Kreisstadt Saaz. Große Flüchtlingsmassen ballten sich hier zusammen, und es war schwer, Platz zu finden.
Verängstigt waren die Frauen besonders des Nachts, wenn die Russen betrunken von ihren Siegesfeiern zurückkehrten. ... Endlich erfolgte der Abmarsch zum Bahnhof und nach langem Warten die Abfahrt des ersten Sammeltransportes im überfüllten Zug über Dux und Aussig nach Bodenbach. In welchem Zustand die ... unter der Gepäcklast und der Hitze keuchenden, völlig erschöpften deutschen Flüchtlinge auf den Bahnhöfen lagerten, läßt sich kaum beschreiben.
In einer Schule in Bodenbach fand sich eine Unterkunft für 2 Tage. Dann folgte ... - wie ein schöner Traum in diesen Tagen des Grauens – bei herrlichstem Sonnenschein eine Fahrt auf 2 aneinandergekoppelten Kohlenkähnen die Elbe abwärts, durch die Sächsische Schweiz bis Pirna, wo eine zerstörte Brücke der Fahrt ein Ende machte.
Endlich war man wieder in Deutschland. Es tauchten aber neue Schwierigkeiten auf, denn wo sollte man in der überfüllten Stadt bleiben? Noch abends um 10 Uhr lagen meine Frau und meine Kinder mit den Gepäckstücken auf der Straße. Im Pfarrhaus, wo ich anklopfte, nahm man uns aus Furcht nicht auf, da es die Russen verboten hatten, Flüchtlinge zu beherbergen. Schließlich erbarmte sich eine Kaufmannsfamilie. Sie nahm uns für etwa 10 Tage auf.
Nach den vorhergegangenen Anstrengungen und Aufregungen waren diese Ruhetage unbedingt notwendig. Wir erkrankten außerdem der Reihe nach und mußten ärztliche Hilfe in Anspruch nehmen. Ein Teil der Familie fand zum Schluß Unterkunft im Pfarrhaus. Dann mußten wir jedoch weiter, denn die Lebensmittelkarten wurden uns nur für wenige Tage mit der Anweisung gegeben, so schnell wie möglich in den Heimatort zurückzukehren. ...
Wir wollten ... um jeden Preis in die Heimat, nicht nach Bayern, wohin sich damals viele gewandt hatten. In der Tschechei war uns ... versichert worden, daß die linke Oderseite in Schlesien deutsch bleiben würde. Schwierig war nur das Weiterkommen. Die Bahnlinien und Brükken waren größtenteils zerstört. Flüchtlingszüge wurden überdies häufig von zurückkehrenden Ostarbeitern überfallen und restlos ausgeplündert. Längere Strecken mit Gepäck und den kleinen Kindern zu Fuß zurückzulegen, war unmöglich.
So entschloß ich mich Ende Mai ... trotz der beunruhigenden Nachricht von Mißhandlungen im Sudetengau, den Rückweg durch dieses unsichere Gebiet zu wagen, weil dort noch eine durchgehende Bahnverbindung (nach Schlesien) zu erhoffen war. Ich fuhr voraus nach Bodenbach und erkundete dort Zugverbindungen. Dann traten wir gemeinsam die Rückreise über Bodenbach und Reichenberg bis an die schlesische Grenze bei Polaun an, wo wir allerdings erst nach zweimaliger Gepäckkontrolle durch tschechische Zollbeamte - die zweite Kontrolle war eine regelrechte Ausplünderung - über die Grenze gelassen wurden und aufatmeten, als wir endlich das schöne Oberschreiberhau im Riesengebirge und dann Hirschberg erreicht hatten.<<

Evakuierung und Rückkehr zur Frühjahrsbestellung sowie Flucht und Rückkehr nach der Kapitulation im Mai 1945

Erlebnisbericht von Otto B. aus Lauterbach, Kreis Görlitz in Niederschlesien (x001/486-487):

>>Infolge Vordringens der Russen aus dem Osten wurde Lauterbach ab Januar 1945 ständig mit Flüchtlingen aus Mittel- und Niederschlesien belegt. Meist waren dieselben nur ein bis zwei Tage im Ort, so daß fast täglich neue kamen. Gleichzeitig wurde in Lauterbach von den noch anwesenden Gemeindemitgliedern auf Befehl und unter Aufsicht von uniformierten Parteigenossen Barrikaden und Panzersperren gebaut.

Ab Anfang Februar fanden ungefähr zehn Kilometer östlich Lauterbach in Richtung Lauban sowie Hohkirch - Langenau - Penzig Stellungskämpfe statt. Das Feuer der abgebrannten Gehöfte war von Lauterbach aus des Nachts sehr gut zu sehen. Desgleichen hörte man das Granat-, MG- und Gewehrfeuer. Lauterbach und der angrenzende Wald waren nun ständig mit deutschen Truppen sowie mit ungarischen Hilfswilligen belegt, unmittelbar am Ort stand schwere deutsche Artillerie, welche hauptsächlich des Nachts schoß.

Am 16. Februar 1945 kam von der Partei Befehl, daß der Amtsbezirk Hermsdorf, Lauterbach, Troitschendorf am 17. Februar 1945 geräumt wird und die Bevölkerung morgens um 9.00 Uhr abmarschbereit zu stehen hat. Zurückbleiben durften nur die Männer des Volkssturms.

Der Treck ging zunächst in Richtung Löbau. Hier trennte sich ein Teil der Dorfgemeinschaft, die ohne Gespann waren, wieder auf Befehl der Partei vom Treck, sie wurden mit der Bahn nach Bayern befördert. Im übrigen ging der Treck dann nach unheimlichen Strapazen für Mensch und Vieh über Meißen bis Gersdorf, Kreis Döbeln, bei Leissnig in Sachsen.

Da das Zugvieh fast durchweg wundgelaufen war und die Menschen völlig erschöpft waren, sollte hier eine längere Pause eingelegt werden. Infolge von Ausbruch der Maul- und Klauenseuche und dauernden feindlichen Luftangriffen durfte nicht weitergezogen werden.

Da inzwischen Lauban von deutschen Truppen wieder zurückerobert wurde, kam Ende März wieder Befehl, daß die Bevölkerung zur Frühjahrsbestellung wieder zurückkehren kann. So traf der Treck einen Tag vor Ostern wieder im Ort ein. Der Ort war zur Zeit mit SS belegt. Da täglich von russischer Seite Angriffe erfolgten, wurde der Ort am 7. April 1945 wieder, und zwar nur von Frauen und Kindern, geräumt. Die Evakuierung erfolgte nur ca. zehn Kilometer über die Neiße nach Gersdorf, Kreis Görlitz. Hier brach der Russe bei Löbau durch, so daß die Gefahr dort noch größer wie in Lauterbach war und die Frauen soweit auf eigene Verantwortung mit ihren Kindern nach ca. 14 Tagen zurückkehrten.

Inzwischen schob sich die Front bei Lauterbach bis auf fünf Kilometer heran. Am 7. Mai 1945 setzte sich im Laufe des Nachmittags die deutsche Wehrmacht ab. Es blieb nur ein Sprengkommando zurück. Im Laufe des Abends bzw. der Nacht vom 7. bis 8. Mai 1945 flüchteten daher auch die Einwohner Richtung Sudetenland. An der Grenze fanden nun zwischen den Trecks noch Kämpfe mit deutschen und russischen Truppen statt. Ein Vorwärtskommen war fast unmöglich. Die deutschen Truppen hatten Befehl, solange Widerstand zu leisten, bis die Trecks durch sind. Es gelang auch, im Laufe der Nacht die Grenze zu erreichen.

In den frühen Morgenstunden wurde der Treck in Schönwald/Sudetenland von den Russen überrannt. Geflüchtet waren bis auf ungefähr sechs Einwohner alle. Auf Befehl der Russen mußte nun alles wieder in seinen Heimatort zurück. In fast allen Fällen wurden von den Russen die Pferde weggenommen. Am 10. und 11. Mai 1945 traf der Treck wieder in Lauterbach ein. Durch Sprengungen der deutschen Truppen war das Gasthaus völlig zerstört. Fast jedes Gehöft hatte starken Schaden an Dächern und Fenstern zu verzeichnen.

In der Gegend der Sprengung lagen tote russische Soldaten und Pferde. Das Gehöft des Maurers H. wurde von Russen völlig niedergebrannt. Das Schloß war als russisches Lazarett eingerichtet. Das Mobiliar aus fast allen Häusern lag zerschlagen auf der Straße. Von den Zurückgebliebenen wurden die Frauen von den Russen vergewaltigt, selbst eine über 70jährige

Schwachsinnige sowie eine Wöchnerin.
Die Russen brachten täglich große Viehherden durch den Ort, welche von unseren Frauen gemolken werden mußten. Die Männer mußten im Ort einen russischen Friedhof anlegen und die gefallenen Russen aus der Umgegend nach Lauterbach umbetten.
Ein russisches Kommando in Stärke von ca. zehn Mann blieb im Schloß, Verpflegung bekamen die Einwohner nicht. Pfingstsonnabend wurden mehrere Männer von den Russen abgeholt. Wenn die Russen eine deutsche Frau erreichen konnten, wurde sie vergewaltigt. Die Folge war, daß sich die Frauen und Mädchen meistens in den Getreidefeldern versteckten.<<

Verhältnisse im Riesengebirge von Februar 1945 bis zum Einmarsch der Roten Armee am 9. Mai 1945

Erlebnisbericht des Pfarrers Dr. Johannes S. aus Giersdorf, Kreis Hirschberg in Schlesien (x001/488-491): >>Die Einwohnerzahl der Gebirgsorte war in den letzten Kriegsjahren bedeutend gestiegen. In den zahlreichen Gast- und Logierhäusern lebten Hunderte von Flüchtlingen, die aus den gefährdeten Städten ausquartiert waren oder freiwillig im Gebirge, als dem Luftschutzkeller Schlesiens, eine Zuflucht gesucht hatten. Besonders auffallend und später verhängnisvoll war die Tatsache, daß in jedem Hause die Böden und Kammern mit Koffern und Kisten vollgestopft waren, welche die auswärtigen Besitzer hier aufbewahren wollten. Sie wurden später restlos eine leichte Beute des eindringenden Feindes.
Die Sicherheit der Luftschutzorte des Riesengebirges wurde bereits gefährdet, als die russische Front sich dem Fuß der Sudeten näherte. Daher wurde im Februar 1945 vom Kreisleiter des Kreises Hirschberg der Befehl zur Räumung der Gebirgsorte erlassen. Für ... den 27. Februar wurde die ... Räumung von Giersdorf und Hain angesetzt. Flüchtlinge, Evakuierte, die einheimischen Frauen und Kinder ebenso wie die arbeitsunfähigen alten Männer sollten in Sonderzügen nach dem nahen Sudetengau abtransportiert werden.
"Nehmt nur das Allernotwendigste mit! Stellt alle Gerüchtemacher, die Euch vorlügen, daß Ihr auf der Straße liegen müßt. Sie werden dem unnachsichtigen Standgericht zugeführt! - Ihr sollt und Ihr werdet wiederkommen! Die Gewißheit des Sieges, die uns der Führer in seiner letzten Proklamation schenkte, sei in Euch! Glückliche Reise wünscht Euch allen Ortsgruppenleiter K."
Die meisten Flüchtlinge leisteten diesem Aufruf Folge, da ihnen andernfalls die Lebensmittelkarten verweigert wurden. Die einheimische Bevölkerung ... blieb im Orte und entging damit zuerst einmal dem grauenhaften Elend, das in der Tschechoslowakei ihrer wartete. Auch ich lehnte im Bewußtsein der Verantwortung für die Gemeinde eine Flucht ab, obwohl verschiedene evangelische Geistliche Schlesiens ihre Gemeinden im Stich ließen, nach dem Westen flohen und hier bald zu fester Anstellung gelangten.
Täglich kamen jetzt Scharen von Flüchtlingen aus den Kampfgebieten in das Dorf. Der Schrecken der letzten Tage war in ihren Gesichtern zu lesen. Hungrig und übermüdet suchten sie mit ihrer armseligen Habe Unterkunft auf ihrer Flucht. Auch verwundete Soldaten, die der Russe nicht gefangengenommen, sondern fortgejagt hatte, begehrten häufig um Hilfe.
Das Pfarrhaus war in jenen Tagen geradezu ein Asyl für Flüchtlinge geworden. Unsere Zimmer waren ständig mit Nachtgästen belegt, die nicht nur Obdach, sondern auch Verpflegung erhielten. Alle waren sie dankbar, im Pfarrhaus Rat und Hilfe zu finden.
Anfang Mai standen die Russen vor der nur 10 km entfernten Kreisstadt Hirschberg entfernt. Der Donner der Geschütze war Tag und Nacht zu hören. In diesem Augenblick höchster Gefahr packten wir unsere Wertsachen, Kleidung, Wäsche, Geschirr und dergleichen sowie alles, was nur entbehrlich war, in Koffer und Kisten und versteckten sie in einer leeren, gemauerten Gruft des Friedhofes neben der Kirche. Auch die übrigen Dorfbewohner vergruben ihre wertvollste Habe auf ihren Grundstücken oder mauerten sie im Keller ein. Die im Hause einquar-

tierte SS forderte uns wiederholt auf, zu fliehen, und prophezeite mir als Ortspfarrer ein gewaltsames Ende, sobald der Russe in das Dorf käme. Ich ließ mich trotzdem nicht einschüchtern und war bereit, alles hinzunehmen, was Gott schicken würde.
Eines der letzten grauenvollen Bilder jener Tage war ein Zug jüdischer KZ-Häftlinge, die unter schwerer Bewachung an unserem Pfarrhaus vorbei nach Westen getrieben wurden, ein stummer Zug des Elends.
Auf einigen Wagen, die von einem Dutzend Häftlingen an Stricken gezogen wurden, saßen hilflose Alte, Kranke und kleine Kinder. Die übrigen folgten hinterher. Sie schleppten ihre Sachen und waren meist barfuß und abgehärmt. Keiner von den Ortsbewohnern durfte mit ihnen sprechen oder nur einen Trunk frischen Wassers reichen.
Am vorletzten Abend des Krieges durchzogen größere Polizeieinheiten unseren Ort. ... Sie waren nach langem Marsch übermüdet. Die Verzweiflung stand ihnen im Gesicht, und nun sollten sie noch 20 km bis zur tschechischen Grenze bei Schreiberhau marschieren. Sie dürften wohl kaum das folgende entsetzliche Blutbad in der Tschechei überlebt haben. In der folgenden Nacht suchte auch die ... SS mit Autobussen das Weite, ohne uns von ihrer Flucht in Kenntnis zu setzen.
8. Mai 1945: Nun war der letzte Tag des Krieges angebrochen. Eine lähmende Stille lag über unserem Dorfe. Durch das Radio wurde für den nächsten Tag der Waffenstillstand verkündet. Noch hatte kein feindlicher Soldat das Riesengebirge betreten. Mit dem Gefühl drückender Spannung erwarteten wir den Einmarsch der Russen. ...
Es war am Mittag des 9. Mai, als sie ins Dorf einzogen. Alle Häuser hatten weiße Fahnen gehißt. Die Bevölkerung verhielt sich völlig diszipliniert. ... Russische Soldaten, zumeist 15- bis 16jährige Burschen, mit Maschinenpistolen ausgerüstet, fuhren auf Fahrrädern der feindlichen Kolonne voran. Sie waren ebenso wie die nachfolgenden Truppenteile betrunken, stürzten dauernd mit ihren Fahrrädern hin und verstreuten sich über das ganze Dorf. Gegen 2 Uhr nachmittags drangen die ersten Russen ins Pfarrhaus ein. Ich stand gerade im Hausflur am Telefon. Ein Russe nahm mir sofort den Hörer aus der Hand, schraubte sachkundig die Membrane heraus und machte den Apparat damit unbrauchbar.
Die größte Schwierigkeit bei allen Begegnungen bereitete die Verständigung. Da niemand von uns Russisch verstand, konnten wir auf alle Fragen nur achselzuckend antworten. Nur vereinzelt konnten russische Offiziere, wohl jüdischer Abstammung, Deutsch.
Leider hatte das Evangelische Konsistorium, das von Breslau nach Görlitz geflüchtet war und sich dort auflöste, keinerlei Anweisung gegeben, wie sich die Pfarrer verhalten sollten. Wir konnten auf die Frage nach unserem Beruf nicht russisch antworten und konnten deshalb auch kein russisches Schild an den Pfarrhäusern anbringen. ... Dem ersten russischen Soldaten, der ins Haus kam, folgten an diesem Nachmittag in laufender Folge weitere. Sie verlangten stets Uhr oder Maschine, womit sie Fahrräder meinten. In kurzer Zeit erbeuteten sie in unserem Haus 4 Uhren und 3 Fahrräder. Da sie alle Zimmer durchsuchten, ließ sich schwer feststellen, was sie sich alles aneigneten. Jedenfalls fehlte am Abend auch meine im Nachttisch verwahrte Brieftasche mit mehreren hundert Mark Inhalt.
Da meine Frau und Tochter sich in eine Kammer eingeschlossen hatten, blieb mir allein die ungemütliche Aufgabe, die fremden Gäste zu empfangen. Ich bewirtete sie mit einigen Flaschen Wein, die ich noch besaß, und mit Tabak. So saßen zeitweise 20 Mann im Zimmer, rauchend, trinkend und lärmend. Als der eigene Vorrat an Alkohol zu Ende war, brachten sie selbst Schnapsflaschen mit, deren Inhalt von ihnen aus Wassergläsern getrunken wurde. Des öfteren gerieten die Soldaten untereinander in Streit und Tätlichkeiten.
Auch einige Offiziere mit den sogenannten Flintenweibern kamen ins Pfarrhaus, setzten sich aber nicht zu ihren Mannschaften, sondern in ein separates Zimmer. Da ich ihnen nicht klarmachen konnte, daß ich Pfarrer sei, hielten sie mich für einen Hausbesitzer und bezeichneten

mich mit dem für russische Ohren gefährlichen Wort "Kapitalist". Erst gegen Abend verlief sich der große Schwarm, ohne Gewalttätigkeiten gegen mich begangen zu haben. In den anderen Häusern ist dieser erste Tag der russischen Siegesfeiern nicht überall so harmlos verlaufen.
In Hain wurde ein pensionierter Beamter von einem jugendlichen Russen erschossen, weil er ihm nicht gutwillig seine goldene Uhr herausgeben wollte.
Beängstigend wurde die Lage jedoch, als die Dunkelheit hereinbrach. Da der elektrische Strom wochenlang versagte und es kaum andere Möglichkeiten der Beleuchtung gab, lag das Dorf im Finstern. Gerade abends aber setzte die Verfolgung der Frauen und Mädchen ein. ... Bis tief in die Nacht hinein konnte man allabendlich die gellenden Hilferufe der Verfolgten hören, ohne daß es möglich war, zu Hilfe zu kommen. Erleichtert wurden diese Gewalttaten durch den Befehl, die Häuser Tag und Nacht offenzuhalten. Verängstigt wagten die Bewohner kaum, auf die Straße zu gehen.
Wenige Tage nach dem Einmarsch der Russen ... (erhielten wir) die Befehle, sämtliche ... Autos, Motorräder, Fahrräder, Waffen, Schreibmaschinen und Radioapparate abzugeben. Die Nichtbefolgung der Anordnung zog schwerste Strafen nach sich. Seitdem waren wir von allen Nachrichten der Welt abgeschnitten und lebten nur noch von den wilden Gerüchten, die täglich ... umliefen.
Das Auftreten der russischen Soldaten erregte überall Angst und Grauen. Gelegentlich konnten wir freilich auch gute Züge an ihnen entdecken, besonders wenn sie ausnahmsweise einmal nüchtern waren. Kindern gegenüber zeigten sie sich immer freundlich, nahmen sie auf den Arm und streichelten sie. Auch die Bitten hungernder Frauen fanden bei ihnen Gehör. Mitleidig warfen sie ihnen ein Stück Fleisch von dem massenweise abgeschlachteten Vieh hin.
In das kirchliche Leben haben sich die Russen nicht eingemischt. Wir konnten ungestört Gottesdienste halten, die zahlreicher als je zuvor besucht waren. In dem ersten Gottesdienst nach der Besetzung fanden sich auch einige russische Offiziere ein, die wohl als Spitzel abgesandt waren, aber sich völlig ruhig verhielten.
Eines Morgens erschienen bei mir 3 Offiziere, von denen einer Deutsch verstand, und baten mich, ihnen in die Kirche zu folgen. Sie forderten mich schließlich auf, ihnen auf der Orgel etwas vorzuspielen, was ich bereitwillig tat. Mit Dank und Händedruck verabschiedeten sie sich. Trotzdem waren die Russen in ihrem Verhalten immer unberechenbar.<<

Die Flucht vor der Roten Armee aus dem Sudetenland

Flucht der Bevölkerung von Neusiedl ins niederösterreichische Waldviertel im April 1945 und Rückkehr des Trecks nach der Beendigung der Kampfhandlungen

Erlebnisbericht des Hanptschuldirektors Matthias K. aus Neusiedl, Kreis Nikolsburg (x005/-16-19): >>Von einer direkten Kriegseinwirkung war Südmähren bis in die allerletzte Zeit so gut wie verschont geblieben. Im August 1944 wurde in Neusiedl ein Feldarbeiter durch einen Tiefflieger, der es auf einen Tankwagen abgesehen hatte, getroffen und zur selben Zeit ein Guttenfelder Kuhbauer durch direkten Beschuß.

So recht wurde den Südmährern der Krieg am Ostersonntag 1945 durch schwere Rauchwolken zweier Tankwagen, die auf dem Possitzer Bahnhof in Brand geschossen wurden, vor Augen geführt, da sie weithin sichtbar waren.

Einige Tage vorher wurde auch schon der Schulbetrieb lahmgelegt. Ferner Kanonendonner wurde immer vernehmlicher. Den zurückgehenden Truppen und Anstalten mußten Räume zur Verfügung gestellt werden. Weiters ließen die Kommandeure verlautbaren, daß mit dem Einsatz ganz neuer Waffen zu rechnen sei, deren Wirkung man nicht kenne, darum ist das Gebiet rechts der Thaya - die Ortschaften im Thayabogen - vorübergehend zu räumen.

In spätestens 14 Tagen sei alles vorbei, dann könnten die Wohnungen wieder bezogen werden. Unterdessen durchwanderten Trecks, aus Saitz, Prittlach, Eisgrub, Voitelsbrunn, Nikolsburg kommend, die Ortschaft. Es war also kein leerer Wahn.

Für Neusiedl lautete der letzte Befehl für Dienstag (17. April) drei Uhr nachmittags. So bewegte sich nun um 17 Uhr ein Zug von 48 Wagen, die zumeist mit Planen überspannt waren, ins Ungewisse. Man vermied geflissentlich die Straßen und benützte den Wiesenweg östlich des Bahnhofes gegen Altprerau zu. Um Nachzüglern Gelegenheit zum Anschluß zu geben, wurde auf den Prerauer Wiesen haltgemacht und dort auch im Freien genächtigt.

Es war empfindlich kalt, darum wurde früh aufgebrochen, die Thaya über die Trabiger Brücke überquert und in der Folge der Feldweg am Jaispitzbach nach Grusbach und der Hojaweg nach Possitz genommen. Auch hier sollten sich noch zahlreiche Verspätete anschließen.

Das Tempo unserer Wanderung war im allgemeinen recht gemütlich, da die Wagen größtenteils überbelastet waren und sich in unserem Gefolge ein gutes Drittel Kuhgespanne befanden. Mangels geeigneter Kutscher wurde mir die Lenkung eines Wagens, den mir die Nichte anvertraute, übertragen. Ich verstand mich mit meinem Fuchs, der zwar mit den Ohren spielte, wenn ich in seine Nähe kam, in der Folge recht gut, namentlich wenn er sich vor einem recht großen Heuhaufen sah.

In der vierten unserer auswärtigen Nächte, es war am 20. April in Kirschfeld, waren wir unfreiwillig Zeugen eines schaurig schönen Erlebnisses. Feindliche Flieger hatten sich am Ende des Krieges über Znaim hergemacht. Was wollten sie damit erreichen, wenn sie die friedliche Stadt in Schutt und Asche legten? Helle Flammen loderten zum Himmel.

Mit unserem Schlaf war es vorbei, aber auch unsere Wanderfahrt erhielt eine unliebsame Ablenkung, da Znaim und die Thayaübergänge unpassierbar geworden waren. Es war kein erhebendes Gefühl, das offene, freie Gelände über Traubenfeld, Kallendorf, Gnadlersdorf im Schneckentempo dahinziehen zu müssen. Lediglich das Bewußtsein, so auf dem kürzesten Weg ins niederösterreichische Waldviertel zu kommen, beruhigte einigermaßen. Und so erreichten wir sehr bald westlich Gnadlersdorf den Bereich des schützenden Waldes. Es dauerte auch gar nicht lange, und wir gelangten an unser Tagesziel: Niednerfladnitz und Pleißing.

Die Ortschaften in diesem abgelegenen Raum waren recht klein, darum verteilte sich unser Zug auf mehrere Gemeinden in der Nähe, zumal einzelne Bauernhöfe bereits von Flüchtlingen unserer Gemeinden belegt waren. Schon nach einer Nacht zogen wir wieder weiter.

In Geras stießen Hunderte der Auswandererfuhrwerke zusammen. Es gab ein fürchterliches

Durcheinander. Keiner wußte, wohin es gehen sollte. Dabei war es kalt und regnerisch, kaum daß man imstande war, das trockene Brot … zu halten. Niederthumeritz und Pingendorf nahmen uns fürderhin einige Tage auf.
Die Unterkünfte waren sehr beengt, es war einfach kein Platz für so viele fremde Leute. Ein Teil zog darum nach Groß Siegharts. Man muß auch bekennen, daß wir hier, wo sich die Füchse Gute Nacht sagen, von der Welt beinahe abgeschnitten waren. Von den großen Vorgängen, von den weltbewegenden Ereignissen erfuhren wir so gut wie nichts. Die Ortsbevölkerung verstand den Ernst der Lage durchaus nicht und hatte darum auch gar kein Verständnis für unsere Sorgen. Sie war ärmlich, bescheiden und verfügte kaum über einen ordentlichen Rundfunkapparat. Man hörte von Hitlers Tod und von einem Waffenstillstand.
Als ich eines Morgens die Ortschaft betrat, hatten die meisten Häuser weiße Fahnen, viele auch kommunistische, ausgesteckt. Thumeritz lag weit weg von der Hauptverkehrsader. Wir wurden darum des ersten russischen Soldaten erst am 10. Mai ansichtig. Es war ein Hauptmann in einem deutschen Auto, der kein Wort Deutsch verstand. Als er einen Augenblick anhielt, warf sich ein Thumeritzer zu seinen Füßen und sprach ihm den Dank für die humane Befreiung aus. Mir war es genug; in der Nacht entführte uns eine russische Streife unsere guten Pferde.
Es war begreiflich, daß uns die Dorfbevölkerung gern wieder vom Halse gehabt hätte und uns daher hinausdrängte. Wir überlegten auch keinen Augenblick. Wie aber war das zu machen bei dem verringerten Troß, der uns nurmehr zur Verfügung stand? Es mußte ein Teil unserer Habe zurückgelassen werden. Bald aber zeigte es sich, daß auch dieser als verloren anzusehen war. Zwar gab man vor, die übergebenen Dinge wären abhanden gekommen, doch wer konnte das überprüfen?
An Zugkraft wesentlich geschwächt, traten wir nun über Pleißing, Unter-Höflein durch das Tal der Pulkau und entlang der tschechischen Grenze der wir einstweilen auszuweichen suchten, die Heimreise an. Gerade ganz klug war dieser Reiseplan auch nicht, wie es sich später herausstellen sollte.
Schon in Haugsdorf machten wir die Bekanntschaft mit den russischen Horden. Fürderhin mußten wir, wo es ihnen beliebte, so ausgiebig in Markersdorf, Hadres, Kadolz anhalten; verdächtige Gestalten bestiegen die Wagen und nahmen sich, was ihnen gefiel: Wäsche, Kleider, Schuhe, Koffer, namentlich aber Fahrräder und Uhren, trotzdem mancher schon ein Dutzend an seinen Armen trug.
Unterdessen war es stockdunkel geworden, aus den Häusern war deutlich Jammergeschrei wahrnehmbar. An eine Rast in den Weindörfern war nicht zu denken. Darum blieben wir außerhalb Zwingendorfs in einem Gehölz. Die Frauen verkrochen sich unter Holundergebüsch, und wir Männer versuchten, Wasser für unser Zugvieh zu besorgen.
Vergebens! Die Häuser blieben trotz Bittens und Bettelns verschlossen, soviel Angst muß es damals gegeben haben. Bei Tagesgrauen verließen wir unseren ungemütlichen Campingplatz und lenkten unsere Schritte über Wulzeshofen nach Laa, durch das wir ganz einfach mußten. Wer beschreibt die Vorgänge auf dessen immerhin geräumigem Stadtplatz!
Es war ein Hin und Her, ein Hinüber und Herüber, jeder stand jedem im Wege. Russische Fuhrwerke, russisches Militär, Zivilfuhrwerke, dazwischen Hunderte Flüchtlinge. Die günstigste Gelegenheit für Diebe!
Namentlich mein Fuchs schien den russischen Soldaten zu gefallen, wenigstens fiel er durch seine Größe und Stattlichkeit auf. Schon machte sich einer vorne an der Brustkette und beim Stangenriemen zu tun. Ich gab die Zügel nicht aus der Hand, ließ sie aber etwas locker. Mein Fuchs spielte mit den Ohren. Mir war das bekannt, da gibt es heute noch ein Abenteuer. Und richtig, als ihn der sich der russische Soldat näherte, folgte das Verhängnis. Mit beiden Beinen zu gleicher Zeit keilte er aus, und unter dem Wagen lag ein Häuferl Unglück, dem fürderhin

jede Manipulation beim Wagen verging. Ein anderer vollendete aber dann doch das begonnene Werk, und ich stand ohne Roß da.
Ein russischer Unteroffizier befahl wegzufahren; ich zeigte: womit? Da brachte mir einer eine schwarze Stute, die ich mir schließlich vorspannte. Das Anziehen machte ihr aber Schwierigkeiten, da sie ein geschwollenes Euter hatte. So entgingen wir auch dem Hexenkessel in Laa. Den kürzeren Weg über die Höfe konnten wir nicht nehmen, da die Brücken größtenteils zerstört waren. Wir mußten die bergige und harte Straße über Neudorf, Kirchstätten, Wildendürnbach wählen und kamen so an die tschechische Grenze.
Vorderhand blieben wir unbehelligt; Neu Prerau war ziemlich mitgenommen, erst in Neusiedl selbst - in der Heimat also, die wir genau nach einem Monat wiedersahen - begann ein neuer Leidensweg. Unser stolzer Treck war unterdessen auf ein ganz jämmerliches Häufchen zusammengesunken. Die Kuhbauern blieben ohne Ausnahme zurück.
Sie haben auch nichts versäumt, als sie erst nach Tagen zu Hause eintrafen. Denn in der eigenen Wohnung war so gut wie nichts mehr zu suchen, so auch im ausgeplünderten Keller. Nur einer hochnotpeinlichen Untersuchung, die sich ganz üble Gestalten unter dem Schutz waffenstarrender Partisanen anmaßten zu führen, wurde jeder Heimkehrer unterzogen. Ihr Hauptinteresse galt der Frage, warum und vor wem wir flüchteten.<<

Flucht aus Olmütz im Mai 1945
Erlebnisbericht des Dipl.-Volkswirts Fritz H. aus der Stadt Olmütz in Mähren (x005/19-22):
>>Am 18. April 1945 wurden die in der Stadt Olmütz lebenden deutschen Frauen und Kinder von ... der NSV aufgefordert, sich zur Evakuierung zu melden.
Die Evakuierung sollte nur vorübergehend sein, bis die Kriegslage durch den stündlich erwarteten Einsatz neuer Wunderwaffen eine entscheidende Wendung nehmen würde. Der zu evakuierende Personenkreis sollte nur Handgepäck mitführen. Die Männer ... wurden für den Volkssturm zurückbehalten.
Die Evakuierung wurde mit städtischen Omnibussen am 24., 25. und 26. April durchgeführt. Die Fahrt ging über Littau, Müglitz, Zwittau und Politschka nach Deutsch Brod. Dort wurden die Evakuierten in einem großen Gebäudekomplex im Westen der durchweg tschechischen Stadt untergebracht. Einige der Gebäude waren mit einem Wehrmachtlazarett belegt; andere Gebäude dienten als Magazine. Die Verpflegung der Evakuierten war sehr gut, da die Magazine aufgelöst wurden. Auch Gebrauchsgüter (u.a. Wehrmachtsbergschuhe) wurden verteilt. Die Unterkunft war räumlich recht beengt.
Die Evakuierten verlebten zunächst ruhige Tage, in denen sich die allgemeine politische und militärische Lage nur insoweit bemerkbar machte, daß deutschsprachige Zeitungen von einem Tag zum anderen nicht mehr zu erhalten waren.
Am 5. Mai 1945 wurden die Auswirkungen des Prager Aufstandes in Deutsch Brod bemerkbar. Am Vormittag wurde in der Stadt geschossen. Rauchsäulen stiegen auf, rote Flaggen und Trikoloren waren selbst aus einiger Entfernung sichtbar. Im Laufe des Tages wurden Kampfzentren in der Stadt von deutschen Flugzeugen mit Bordwaffen beschossen und schließlich die ganze Stadt, durch die wichtige Verbindungslinien der deutschen Wehrmacht führten, von SS-Truppen besetzt. Sie sollen per LKW aus Iglau gekommen sein und gehörten angeblich zur SS-Panzerdivision "Das Reich".
Am späten Nachmittag hörte das Schießen in der Stadt auf. Bei einem Gang durch die Stadt sah ich, daß alle doppelsprachigen und deutschen Inschriften herabgerissen waren. Mehrere Häuser brannten noch. Aus dem wiedereroberten Rathaus wurden in Decken gehüllte Leichen herausgetragen. Es soll sich um reichsdeutsche und deutschfreundliche tschechische Beamte gehandelt haben. Beim Herabfallen einer Decke sah ich, daß der Kopf einer Leiche völlig zertrümmert war. Auch die Leichen von 3 deutschen Nachrichtenhelferinnen wurden gefunden.

Als Jugendlicher wurde ich von den SS-Soldaten aufgefordert, mich zu entfernen.
In der ganzen Stadt hingen zweisprachige Plakate. ... Auf ihnen war zu lesen, daß der amtierende Reichsprotektor für Böhmen und Mähren, Karl Hermann Frank, die Bildung einer tschechischen Nationalregierung gestattet habe. Aus diesem Anlaß sei das Hissen der tschechischen Nationalflagge gestattet. Häuser mit roter Flagge würden niedergebrannt. Auf Waffenbesitz stünde Todesstrafe.
Da nach umlaufenden Gerüchten der Olmützer Volkssturm, dem mein Vater angehörte, nach Pilsen verladen worden war, beschloß meine Mutter, daß wir versuchen sollten, dorthin zu kommen. ...
Die deutschen Soldaten, die für den kommenden Tag, den ... Befehl zum Rückzug an die ... Moldau erhalten hatten, bemühten sich sehr, selbst unter Zurücklassung eigenen Gepäcks, Platz für so viele Zivilisten, wie nur möglich, auf ihren Fahrzeugen zu schaffen.
Unsere Fahrt begann am 6. Mai gegen 5 Uhr morgens. ... Die Kolonne wurde aus Wäldern und vor allem in Ortschaften wieder und wieder beschossen und mußte oft anhalten. Ein Dorf vor Pilgrams mußte in Straßenkämpfen gegen heftigen Widerstand erobert werden. Bei der Durchfahrt sahen wir vor den Ruinen ein Schild in deutscher Sprache, offensichtlich von deutschen Soldaten aufgestellt: "Hier wurde auf deutsche Soldaten geschossen." ...
Pilgrams selbst, Patzau und Tabor durchfuhren wir ohne Aufenthalt. Die (Soldaten des) Funkwagens, in dem wir uns befanden, versuchten ständig, Verbindung mit Generalfeldmarschall Schörner aufzunehmen, bekamen jedoch keine Antwort. Dafür meldete sich, während wir durch Tabor fuhren, der Chef der 3. US-Armee, ein General Harmon (Kommandeur einer amerikanischen Panzerdivision der 3. US-Armee). Ihm wurde nach hastiger Beratung ... die Übergabe unserer Kolonne angeboten.
Die Amerikaner nahmen die Übergabe nicht an, sondern wiesen uns an, in einem Abschnitt 50 km östlich der Moldau zu lagern, in den, als eine sog. Neutrale Zone, die Sowjets nicht einmarschieren dürften. Mangels einer anderen Anordnung folgten wir dieser Anweisung und lagerten gegen Abend am Straßenrand in einer Waldlichtung bei Bernarditz. Nach Mitteilung durchfahrender Kraftfahrer sollte unsere Kolonne ca. 35 km lang sein und mit der Spitze an der Moldau festliegen. ...
Die Übergabeverhandlungen zogen sich lange hin. ... Am 8. Mai gegen Mittag stießen dann unter Mißachtung der neutralen Zone, die allerdings vielleicht nur ein frommer Vorwand der Amerikaner war, die Sowjets an unserer Kolonne vorbei. Widerstand wurde nicht geleistet, da alles blitzschnell ging und die Sowjets von Westen, d.h. von der Moldau her kamen. Sie mußten unsere Kolonnen umgangen haben.
Die Sowjets brachten uns zunächst in einen Wald, um den sie Panzer und Jeeps mit aufmontierten MG postierten. In diesem Wald lagen schätzungsweise 15.000 Soldaten und Zivilisten bei sengender Hitze ohne jede Verpflegung und sanitäre Einrichtung fast eine Woche. Die Verhältnisse wurden bald unbeschreiblich; Seuchengefahr drohte. Gerechterweise kann man die Sowjets dafür nicht verantwortlich machen. Die sowjetische Truppe benahm sich gut; sie baten um Uhren und gaben dafür Lebensmittel; Frauen und Kinder wurden nicht belästigt. Dafür sickerten während der Nächte tschechische Partisanen ein, stahlen und vergriffen sich an Mädchen.
Die Autofahrer unter den Gefangenen wurden aufgefordert, sich zu melden. Sie brachten ca. 30 LKW wieder in Ordnung – stellenweise waren sie von der tschechischen Bevölkerung der umliegenden Orte demontiert worden – und zapften das nötige Benzin aus anderen Wagen ab.
Am Morgen des 14. Mai wurden die Insassen des improvisierten Lagers geschieden: Alle Männer über 14 Jahre, ob Soldaten oder Zivilisten, mußten den Marsch in die Gefangenschaft antreten. ...
Unser Weg führte ... mit dem LKW zunächst auf der Straße nach Tabor zurück. Mit Schub-

karren, Leiterwagen und ähnlichen (Transportmitteln) schleppten die Tschechen aus der kilometerlangen Wagenkolonne, an der wir vorbeifuhren, alles heraus, was nicht niet- und nagelfest war.
Wurden wir als Deutsche erkannt, dann flogen Steine, Knüppel und ähnliches auf die LKW. Trotz der hohen Fahrgeschwindigkeit wurde in dem vor uns fahrenden LKW ein kleines Mädchen am Kopf getroffen und starb nach einigen Stunden.
Von Tabor ging es nach kurzem Aufenthalt über Mesimost nach Neuhaus weiter. Dort wurden wir in ein festes Lager, eine Schule, eingewiesen. Man teilte uns durch einen Vertreter des Narodni Vybor mit, daß alle Flüchtlinge in ihre Heimatorte zurückzukehren haben.
Eine Weiterreise nach Österreich oder Deutschland war nur für durch Unterlagen ausgewiesene Österreicher oder Reichsdeutsche möglich. Wir erhielten Reiseerlaubnis zu Verwandten nach Iglau, für die wir uns normale Fahrkarten kaufen konnten. Wir benutzten einen der selten verkehrenden normalen Personenzüge. Er war vollbesetzt, und wir benutzten aus Vorsichtsgründen die tschechische Sprache.
Iglau mußte nach wenigen Tagen von Deutschen geräumt werden. Wir fuhren mit einem Güterzug über Kolin und Böhm. Trübau in drei Tagen bis Olmütz. In Kolin wurden einige Wagen abgehängt, die Flüchtlinge mußten aussteigen und wurden irgendwohin weggeführt.
In Olmütz trafen wir am 28. Mai mittags ein. Wir bezogen die Wohnung des Hausmeisters, der bereits die unsrige übernommen hatte. Mein Vater befand sich bereits im Lager Neu Hodolein, in das ich am 1. Juni gleichfalls meinen Einzug hielt, da die Altersgrenze auf 10 Jahre herabgesetzt wurde.<<

Der sowjetische Einmarsch

Einmarsch der sowjetischen Truppen in Jugoslawien

>>Der Tod ist zu unsern Fenstern hereingestiegen und in unsere Häuser gekommen. Er würgt die Kinder auf der Gasse und die jungen Männer auf den Plätzen.<< (Jeremia 9, 20)

Jugoslawien zählte zu den verbündeten Ländern, deshalb verlief der sowjetische Einmarsch größtenteils ohne massenhafte Ausschreitungen.
In Jugoslawien verübten nur einige sowjetische Nachschubeinheiten, versprengte Nachzügler und Deserteure schwere Gewaltverbrechen.
Ab Oktober 1944 besetzten serbische Partisanen die deutsch-jugoslawischen Siedlungsgebiete. Die einrückenden Partisanen verhielten sich z.T. sehr unterschiedlich. Gemäßigte Tito-Partisanen forderten die Bewohner z.B. auf, sich ruhig zu verhalten. Jede Art von eigenhändiger Rache, Plünderungen und sonstige Gewaltmaßnahmen sollten unterlassen werden.
Nach dem Eintreffen der serbischen Geheimpolizei OZNA (Abt. für den "Schutz des Volkes") folgten unverzüglich Hausdurchsuchungen und Massenverhaftungen. Jeder Deutsche mußte sich sofort bei der serbischen Ortskommandantur melden. Der Dienst bei der Waffen-SS oder die Mitgliedschaft in NS-Organisationen wirkte sich für die Volksdeutschen besonders verhängnisvoll aus. Bei diesen "Säuberungen" nahmen die Serben jedoch auch volksdeutsche Flüchtlinge aus Ungarn und Rumänien fest, obwohl sie mit dem deutsch-kroatisch-jugoslawischen Partisanenkrieg überhaupt nichts zu tun hatten.
Nach den Verhaftungsaktionen führten OZNA-Geheimpolizisten oder Angehörige des jugoslawischen Volksbefreiungsausschusses sofort "Verhöre" durch, die regelmäßig zu brutalen Prügel- und Folterorgien ausarteten. NS-Funktionäre oder "Kapitalisten" (reiche Bauern und Geschäftsinhaber) erhielten vielfach "Sonderbehandlungen".
Die Massenhinrichtungen wurden in der Regel von speziellen jugoslawischen Liquidationseinheiten durchgeführt, die seit dem 10.10.1944 zielstrebig durch die deutsch-jugoslawischen Siedlungsgebiete zogen, um deutsche "Volksverräter" und "Faschisten" zu richten. Für die Hinrichtungen wählte man Schinderplätze (dort wurde damals das verendete Vieh verscharrt), Friedhöfe oder entlegene Wälder. Nicht wenige Hinrichtungen entwickelten sich zu regelrechten "Volksfesten". Vor der Hinrichtung mußten die Todeskandidaten ihre eigenen Massengräber ausheben. In der Zwischenzeit verteilten manche Bewacher bereits die Kleidung und Schuhe der Deutschen. Danach erledigten die Henker ihre "Arbeit", so daß die Gefangenen nicht einmal ihr letztes Gebet beenden konnten.
Von Oktober bis November 1944 wurden mindestens 7.200 Jugoslawien-Deutsche durch Massenerschießungen umgebracht (x010/51).
Am 21.11.1944 erließ der "Antifaschistische Rat der Volksbefreiung" (AVNOJ) zahlreiche Beschlüsse, mit denen man in Jugoslawien praktisch alle bisherigen und zukünftigen Gewalttaten rechtfertigen konnte.
Das Bundesarchiv Koblenz berichtete im Jahre 1974 über die Gewalttaten der jugoslawischen Partisanen nach dem sowjetischen Einmarsch in Jugoslawien (x010/48-50): >>Unmittelbar nach der Übernahme der Militärherrschaft durch Partisanengruppen in den deutschen Hauptsiedlungsgebieten Jugoslawiens, d.h. im Banat, in der Batschka und Baranya sowie in Syrmien seit dem 10.10.1944, setzten Massenexekutionen und schwerste Mißhandlungen, verübt an den in diesen Gebieten Verbliebenen, ein. Die Partisanen betrachteten die deutsche Volksgruppe in ihrer Gesamtheit als einen dem Okkupanten besonders gefügig gewesenen Bevölkerungsteil Jugoslawiens, und dies um so mehr, als Zehntausende der wehrfähigen Deutschen im Kampfe gegen sie eingesetzt worden waren.
Bei den Verhaftungen wurde offensichtlich unterschiedlich vorgegangen: Nach dem Be-

richtsmaterial wurden insbesondere ehemalige Angehörige der Waffen-SS, der Deutschen Mannschaft (Ortswachen), bei Volksgruppenorganisationen tätig gewesene Deutsche einschließlich Frauen, deutsche Bürgermeister und Verwaltungsbeamte, Angehörige der intellektuellen Kreise sowie die als besonders wohlhabend geltenden Bürger und Landwirte betroffen. Nach anderen Berichten fanden sich zunächst unterschiedslos alle deutschen Männer unter den Festgenommenen.
Die Verhafteten wurden unter Gewehrkolbenstößen in Gefängnisse oder verliesartige Kellerräume geschleppt, ... zu Verhören gerufen, die unter brutalsten Mißhandlungen stattfanden, sodann geschlossen oder z.T. zu einem vorher zur Exekution ausgehobenen Graben außerhalb der Gemeinden getrieben und dort erschossen. ... Aus insgesamt 117 Gemeinden der obengenannten Siedlungsgebiete sind ... Erschießungen oder andere Tötungen von Deutschen überliefert ...
Mindestens in gleichem, wenn nicht in höherem Ausmaße, fanden nach dem vorliegenden Material Massenerschießungen in den seit Oktober 1944 in diesen Gebieten zur Internierung und für den Arbeitseinsatz der Deutschen angelegten Lagern statt ... Zu diesen Exekutionen wurden teils nach Verhören, teils willkürlich Gruppen von Insassen herausgeholt. Erschossen wurden u.a. auch durch Krankheit und Schwäche arbeitsunfähig gewordene Deutsche. Unter dem Vorwand, sie für leichtere Arbeiten einzusetzen, waren Akademiker, Lehrer, Kaufleute veranlaßt worden, sich zu melden. Aber auch sie sind Opfer von Exekutionen geworden.
Anfang Dezember 1944 sind dann in den Gemeinden wie in den Lagern die Massenerschießungen angeblich auf sowjetischen Einspruch hin eingestellt worden ...
In Kroatien und Slawonien war vor der im April 1945 erfolgten Besetzung der deutschen Siedlungsgebiete durch die Partisanen die überwiegende Mehrheit der Deutschen evakuiert worden. ... Es (kam) auch hier zunächst in den Gemeinden zu Erschießungen aufgespürter Deutscher. Anfang Mai wurden die Deutschen in Lager verbracht, wo ebenfalls - wie z.B. in Valpovo - Erschießungen stattfanden.<<

Massenerschießung durch ein Partisanenkommando in Deutsch Zerne (Nemacka Crnja) am 24.10.1944

Erlebnisbericht des Bauern Josef K. aus Deutsch Zerne (Nemacka Crnja) im Banat in Jugoslawien (x006/219): >>An diesem Tag wurden in allen deutschen Dörfern der Umgebung Erschießungen durchgeführt. In Nemacka Crnja führte man die zur Hinrichtung bestimmten Personen mit Stricken aneinandergebunden zur Richtstätte.
Die zur Hinrichtung marschierenden Kolonnen wurden rechts und links von Zigeunern eskortiert, die mit Knüppeln versehen waren. Während des Marsches konnten sich die Zigeuner nach Belieben austoben und taten es auch reichlich. Dabei legten die Zigeuner besonders Gewicht darauf, die einzelnen Personen gerade dann zu quälen, wenn sie an ihrem eigenen Hause vorbeigingen. Fiel jemand ohnmächtig zusammen, so wurde er von den anderen am Strick mitgeschleppt. Die Zigeuner halfen dabei mit Knüppeln nach, bis der Betreffende wieder auf die Beine kam. ... Zum Hohn läuteten alle Kirchenglocken. Zur Seite der Todeskolonne ritten auch noch serbische Männer und Buben mit Kuhglocken, die ein wüstes Begleitgeläute abgaben.
Auf der Richtstätte mußten sich die Opfer entkleiden. Dann mußten sich die Todeskandidaten in Gruppen zu 5 bis 6 vor das Massengrab stellen, worauf sie mit Maschinenpistolen, aber auch mit Einzelschüssen von rückwärts erschossen wurden. Auf der Wiese um den Schinderplatz hatten sich bei dieser Gelegenheit Hunderte von Serben als Zuschauer versammelt. ... Im Grabe selbst gab es ... noch viele, die nicht völlig tot waren. Manche erhoben sich noch und wanden sich im Todeskampfe, was bei den Zuschauern nur Gelächter hervorrief. ... Erde wurde keine auf die Leichen geworfen, da für die nächsten Opfer Raum bleiben mußte. ...<<

Massenerschießung durch ein Partisanenkommando in Kikinda am 14.10.1944

Erlebnisbericht des Peter H. aus Nakovo im Banat in Jugoslawien (x006/248-249): >>Am 12.10.1944 wurde in meiner Heimatgemeinde Nakovo durch Trommelschlag ausgerufen: Jeder, der bei dem deutschen Militär Dienst geleistet hat, soll sich wegen Registrierung im Gemeindehaus melden. Zu jenen gehörte auch ich. ...

Am 14.10.1944, um 1/2 4 Uhr, wurden wir in den Arresthof hinausgetrieben, dann wurden unsere Namen verlesen: 68 aus Nakovo, 58 aus Velika Kikinda. ...

Dann (wurden) die Hände mit Riemen gebunden und noch zu zweit mit einer starken Hanfschnur an den Händen aneinandergebunden. Ein Partisan sagte dann: ... "Wir gehen gegen die Grenze, wo viel Arbeit auf uns wartet." - Ich wußte, daß es eine Lüge war; denn um einen Schwaben zum Arbeiten zu bringen, braucht man ihm nicht die Hände zu fesseln. –

Der Todeszug setzte sich in Bewegung. Es ging in Richtung Bahnhof, in Begleitung vieler Partisanen. Plötzlich mußten wir in Richtung Friedhöfe umbiegen und im Laufschritt bis an das Ende des katholischen Friedhofes laufen, dann wurde "Dole!" ("Nieder!") gerufen. Wir lagen etwa 1-2 Minuten still. Mein Kopf hämmerte. Dann (hörten wir den) Ruf: "Sitzen!" und: "Zigeuner hierher!" Und schon kamen die Schwarzen aus der Dunkelheit hervor, lösten uns einzeln die Riemen und banden die Füße zusammen, während ein mit Pistole bewaffneter Partisan den Delinquenten ... in Schach hielt. Es ging alles sehr schnell: Die Hemdsärmel wurden von den Zigeunern mit dem Messer aufgeschlitzt, der Oberkörper war schnell entkleidet; dann wurden die Fesseln von den Füßen gelöst und man den Partisanen übergeben.

Während der Zigeuner das Letzte von meiner Kleidung herunterzog, sprang ich blitzschnell auf und über 2 meiner Kameraden, die bereits entkleidet und gebunden am Boden kauerten, und rannte davon. Erst als ich etwa 10 m gelaufen war, krachten 2 Schüsse. ... Keiner traf mich, und wie durch ein Wunder konnte ich in der Nacht verschwinden und über die nahe Grenze nach Rumänien fliehen. ...

Die öffentliche Bekanntmachung über diese Erschießung von (...) Angehörigen der Waffen-SS lautete: >>KUNDMACHUNG - Für Verbrechen und Untaten, begangen an unserem Volk, wurden ERSCHOSSEN 1. Nikolaus H.; Alter 55. ... 31. Josef M.; Alter 41. ... Alle oben Angeführten haben in der durch ihre Verbrechen berüchtigten Division Prinz Eugen gedient.

Tod dem Faschismus - Freiheit dem Volke!<<

Verhältnisse nach dem Einmarsch der Roten Armee im Oktober 1944, Massenerschießung durch ein Partisanenkommando in Filipovo am 25.11.1944

Erlebnisbericht des Kaplans Paul P. aus Filipovo, Bezirk Hodschag in der Batschka, Jugoslawien (x006/261-272): >>Im Oktober 1944 begann der Leidensweg jener deutschen Menschen, die in diesem Raum ihre Heimat hatten und hier schon nahezu 200 Jahre lebten.

Sehr viele, vielleicht ein Drittel von ihnen, waren vor den eindringenden Russen und Serben, nichts Gutes ahnend, geflohen und kamen mit wenig Hab und Gut ... nach Österreich und Deutschland. Es war ein trauriger Anblick, diese Menschenkolonnen auf den Straßen zu sehen. Mit Pferdewagen, worauf das Wenige verstaut war, was eben auf einen Pferdewagen ging, zogen sie dem Winter entgegen in eine ungewisse Zukunft. Wer solch einen Zug jemals sah, wird ihn sicherlich schwer vergessen können. Und doch stellte es sich später heraus, daß jene, die wegzogen, das bessere Los gewählt hatten.

Die meisten aber blieben in der Heimat. Nahezu 200 Jahre lebten sie in guter Nachbarschaft mit Serben, Kroaten, Ungarn, Ruthenen, Slowaken, Juden und Zigeunern. Alle diese Völkergemeinschaften waren in den Gebieten vertreten, in welchen die Deutschen siedelten, eine Völkergemeinschaft wie nirgends sonst in der Welt. Es gab einzelne Dörfer, wo gleichzeitig Angehörige von 4 oder 5 Völkern friedlich nebeneinander lebten. Aber nicht nur viele Natio-

nen lebten beisammen, es gab den Unterschied auch in den Glaubensbekenntnissen. Und in vielen Dörfern war nicht nur eine Kirche, sondern gleich mehrere. ...
In einer Großgemeinde dieses Gebietes (Werbaß) lebten z.B. Deutsche, Serben, Ungarn, Slowaken zusammen. Es gab dort 7 Kirchen: eine lutherische, eine kalvinische, eine katholische, eine griechisch-orthodoxe, eine griechisch-katholische, eine methodistische und einen Judentempel; außerdem noch ein Sektenbethaus. Die katholischen Priester mußten vielfach in 2 oder gar 3 Sprachen an Sonn- und Feiertagen predigen.
Im Bewußtsein, nichts Unrechtes getan zu haben, blieben die Deutschen zumeist in ihren Dörfern zurück. Wohl in banger Sorge, wie es sein werde, wenn die Russen und Partisanen kämen. Allgemein aber hoffte man, daß wahrscheinlich nur die ersten Tage ungewiß und schwer sein würden, daß es aber dann wieder zu geordneten Verhältnissen kommen würde.
Zuerst kamen die Russen. Wenn sie nüchtern waren, taten sie kaum jemandem ein Leid. Leider gab es in unseren Gebieten sehr viel Wein und Schnaps, so waren auch die Soldaten selten nüchtern. Dann war kaum eine Frau oder ein Mädchen vor ihnen sicher, und ziemlich viele, die sich ihrer Gier nicht hingeben wollten, bezahlten es mit ihrem Leben. Von meinen ehemaligen Schülerinnen eines deutschen Dorfes ... wurden 2 von russischen Soldaten erschossen, außerdem noch eine junge Frau und ihre Mutter. Wie viele es waren, die in ihrer Ehre verletzt wurden, wer könnte dies ermitteln? ...
Die Russen aber zogen bald wieder ab. Ihnen folgten die Partisanen Titos, und mit ihnen fing die Vernichtung der Deutschen an. Ihr Haß galt aber nicht nur den Deutschen, sondern am Anfang wenigstens im gleichen Maße auch den katholischen Priestern. Während die Russen den Priestern kaum ein Leid antaten, sondern sich geradezu einer korrekten Haltung befleißigten, machten die Partisanen in den ersten Umbruchtagen in unserer Diözese (Batschka) 12 Priester, zumeist Ungarn, an der Theiß auf bestialische Weise nieder. ... Einen älteren Abtpfarrer warfen junge Burschen und Mädchen auf die Erde und tanzten so lange auf seinem Bauch herum, bis er eines qualvollen Todes starb.
Ich war in dieser Zeit Kaplan in einer rein deutschen, katholischen Gemeinde der Batschka, dem Gebiet also zwischen Donau und der Theiß. ... Aus dieser Gemeinde von ungefähr 5.000 Einwohnern gingen 40 Priester, über 100 Schwestern und eine große Zahl von katholischen Lehrern und Organisten hervor. Es war gleichzeitig die kinderreichste Gemeinde mit über 5 Kindern pro Familie, mehrere Familie hatten 10 und noch mehr lebende Kinder (bei der amtlichen jugoslawischen Volkszählung im Jahre 1931 wurden in Filipovo 4.356 Einwohner, davon 4.244 Deutsche gezählt).
Zur Zeit, als sich das ungarische und deutsche Heer zurückzog, waren weit mehr als die Hälfte der Männer und Burschen zwischen 18 und 45 Jahren bei der Waffen-SS eingerückt. Für Nichtkenner der Verhältnisse möchte ich hinzufügen, daß nur ein verhältnismäßig kleiner Teil freiwillig bei der SS war. Alle anderen wurden oft nach schweren Mißhandlungen dazu gezwungen, galten dann aber doch als "Freiwillige"
Die Gemeinde Filipovo, wo ich als Kaplan tätig war, wurde vom Durchzug der Russen verschont, weil sie nicht an der Hauptstraße lag. Von der Zeit an, als das ungarische Militär abzog und die ersten Partisanen kamen, vergingen ungefähr 10 Tage. In dieser Zeit waren wir ohne irgendwelche Behörde.
Alles war in größter Spannung, und voll banger Sorge erwartete die Bevölkerung das Kommen der Partisanen. Als am 20. Oktober die ersten 10 Partisanen, halb in Zivil, halb in Uniform jeder Art, die Maschinenpistole oder das Gewehr in der Hand, mitten auf der Straße gehend ins Dorf zogen, zeigte sich kaum jemand. Alle hatten Angst, irgendwie aufzufallen.
Da sprang unvermittelt ein kleines Mädchen mit Blumen in der Hand auf die vorbeigehenden Soldaten zu und übergab seine Blumen dem ersten Partisanen. Der nahm das Kind auf den Arm und küßte es. Alles atmete erleichtert auf, als dies bekannt wurde und schöpfte neue

Hoffnung. Es wurden einzelne Männer auf das Gemeindeamt berufen und aus ihnen ein vorläufiger Gemeindevorstand gebildet. Es hatte also den Anschein, als ob alle Befürchtungen grundlos gewesen wären.
Doch diese Ruhe sollte nicht allzu lange dauern. Schon in ein paar Tagen ging der Ausrufer mit der Trommel durchs Dorf. Alle jungen Männer und Frauen wurden für Arbeiten auf den zwei in der Nähe liegenden Flugplätzen aufgeboten. ...
Dann kamen neue Verordnungen: Alle Radioapparate, Fahrräder, Motorräder und Schreibmaschinen mußten abgegeben werden. Auch dies ging noch ziemlich schmerzlos vonstatten, wenn man auch von der Außenwelt abgeschnitten wurde und nicht mehr hören konnte, wo die Eigenen waren.
Schmerzvoller war es schon, als einzelne Partisanen bald da, bald dort in die Häuser eindrangen und mitnahmen, was ihnen an Kleidern und Bettzeug gefiel, ohne daß man sich irgendwo hätte beschweren können. Dann gingen bald einzelne Gruppen der Partisanen von Haus zu Haus und requirierten an Kleidern und Gebrauchsgegenständen, was sie wollten. Viele Familien wurden so ihrer Sonntagskleider und eines Großteils ihrer Betten und Bettwäsche beraubt. Aber auch das nahm man noch ziemlich gelassen in Kauf, denn dies konnte man sich ja später wieder beschaffen, und außerdem konnte man vorsorgen und so manches gute Stück in den geräumigen Häusern in guten Verstecken verschwinden lassen.
Der erste lähmende Schock kam über das Dorf, als Anfang November eine junge Frau vor dem Pfarrhaus "standrechtlich" erschossen wurde. Ihr Mann war bei der SS eingerückt, und ein junger Partisanenoffizier war bei ihr über Nacht einquartiert. Am folgenden Tag wurde bei dieser Frau eine Hausdurchsuchung vorgenommen und angeblich wurden dabei irgendwo im Hinterhaus einige Patronen gefunden. – Wie leicht war es doch, einige Patronen irgendwo hinzulegen und dann anschließend zu finden! –
Die Frau wurde daraufhin zum Gemeindeamt gerufen. Dort wurde ihr mitgeteilt, daß sie zum Tode verurteilt sei. Das Urteil wurde sogleich vollstreckt. Ich saß gerade in meinem Zimmer, als die Schüsse fielen und die Frau niedergestreckt wurde. Da ich keinen Schrei hörte, nahm ich die Schießerei nicht einmal in acht, denn oft war es schon vorgefallen, daß die Partisanen ihre Schießkunst an herumlaufenden Schweinen ausprobierten. ... Als bekannt wurde, was geschehen war, breitete sich Furcht aus, denn plötzlich wurden wir inne, daß wir der Willkür rachelüsterner Rohlinge schutzlos ausgeliefert waren. Denn alle waren überzeugt, daß es ein Racheakt des Partisanen war, weil sich die Frau wahrscheinlich nicht den Lüsten dieses Menschen hingegeben hatte.
Dann kam der 25. November, der schwärzeste Tag, der je über diese friedliche Gemeinde hereingebrochen ist. Es war ein bedeckter, naßkalter Herbsttag. In der Frühe wollten einige Bauern auf ihre Felder fahren, um die Herbstsaat auszustreuen. Sie wurden aber von Partisanen und Partisaninnen, die das ganze Dorf umzingelt hatten, daran gehindert und ins Dorf zurückgetrieben. Nach der heiligen Messe ging der Ausrufer mit der Trommel ... durch das Dorf und verkündete: Alle Männer und Burschen von 16-60 Jahren haben sich unverzüglich vor dem Gemeindehaus einzufinden. Wer nicht kommt und von Partisanen erwischt wird, werde an Ort und Stelle erschossen.
Vor dem Pfarrhause mußte der Trommler kundgeben, daß sich auch die Priester zu melden hätten. Wir waren damals 4 Priester im Ort: Pfarrer Peter M., ich selbst als sein Kaplan, und außerdem waren noch 2 Priestersöhne der Gemeinde, Pater Friedrich G. und Anton Z., vor den anrückenden Partisanen zu ihren Eltern gekommen, um hier abzuwarten, bis sich der Sturm gelegt haben würde. Bisher waren wir Priester von den üblichen Meldungen verschont geblieben.
So sammelten sich bis gegen 9 Uhr ungefähr 350 Männer und Burschen vor dem Gemeindehaus. Mehr Männer waren nicht im Dorf. Entweder waren sie als Soldaten weit weg von der

Heimat, oder sie waren außerhalb der Heimatgemeinde zur Arbeit aufgeboten, zumeist auf dem Flugplatz der Kreisstadt.
Wir sahen Partisanen mit haßerfüllten Gesichtern oder auch teilnahmslos hin- und hergehen, schlecht angezogen, halb in Zivil, halb in Uniform, Maschinenpistolen vor der Brust hängend oder Gewehre auf dem Rücken. Niemand sprach uns an. In kleineren Gruppen standen wir umher und mutmaßten, was es wohl wieder Neues geben werde. Die meisten nahmen an, daß es sich um eine Zwangsrekrutierung handle, nur daß es jetzt vielleicht für längere Zeit und in weiterer Entfernung sein werde.
Gegen 10 Uhr wurden wir in den umzäunten Hof um die Kirche beordert und mußten uns dort in Viererreihen aufstellen. Es wurde ein längerer Tisch herbeigebracht, und daran setzten sich einige serbische Schreiber. 2 Partisanenoffiziere (einer von ihnen wurde Slavko genannt, und der andere war ein Ungar) gingen mit dem Polizeikommandanten der Gemeinde, Djoko, vor uns hin und her. Auf einmal kam der Polizeikommandant zu uns und sagte, wir sollten uns hinten anstellen.
Bisher hatten wir ziemlich an der Spitze der Viererreihen gestanden. Dies mußten außer uns 3 Priestern auch die beiden Ärzte Dr. D. und Dr. E., der Apotheker V. und Professor B. tun. ... Die einzelnen Männer und Burschen mußten jetzt an den Tisch treten. Dort wurden sie aufgeschrieben und dann, in 2 Gruppen getrennt, auf der anderen Seite aufgestellt.
Wir von hinten schauten dem zu und versuchten herauszubringen, nach welchen Gesichtspunkten die Einteilung vorgenommen wurde. Wir konnten aber nicht klug daraus werden. Nur sahen wir, daß die Gruppe entlang der Kirche immer größer wurde, während die Gruppe an der Straße nur mäßig anwuchs. In der kleineren Gruppe waren auch die 2 männlichen Lehrer des Dorfes, K. und Jakob S., die aber später zur anderen Gruppe hinüberwechseln mußten. Wir glaubten feststellen zu können, daß jene, die besser angezogen waren, zumeist zur größeren Gruppe kamen.
So kam der Mittag heran. Da trat der Mesner Martin M. zum Polizeikommandanten und fragte, ob es erlaubt sei, in die Kirche zu gehen, um die Mittagsglocke zu läuten. Er bekam die Erlaubnis und ging in Begleitung eines Partisanen auf den Kirchturm. Als die Glocke ertönte, entblößten die Männer die Häupter, überall wurde das Kreuz geschlagen und die Männer beteten still für sich den Engel des Herrn, während die Partisanen hämisch grinsten.
Jetzt schien es den Offizieren aber zu langsam zu gehen. Sie traten vor die Reihen jener hin, die noch nicht aufgeschrieben waren, fragten die einzelnen, welchen Beruf sie hätten, und schickten dann einige an den Tisch, um sich aufschreiben zu lassen. Von diesen kamen alle zur großen Gruppe an der Kirchenmauer. So fragte der Offizier einen jungen Burschen, welchen Beruf er hätte, und als er hörte, daß er Friseur sei, mußte er nicht an den Tisch und konnte bleiben.
So kamen sie auch zu uns. Einer von uns Priestern, Hochwürden Anton Z., der früher in Paracin in Serbien als Seelsorger tätig war, hatte den Partisanenoffizier schon vorher, als wir noch im Hofe waren, erkannt und mit ihm ein paar Worte gesprochen. Er erzählte uns, daß dieser jetzige Offizier früher in der gleichen serbischen Stadt Friseurgehilfe war und ihm öfter die Haare geschnitten und ihn rasiert hätte. Er hieß Slavko.
Und dieser Slavko rief nun den Priester auf die Seite und sagte ihm, er möge nach Hause gehen. Unterwegs zum Ausgang bat nun dieser Priester seinen früheren Friseur, einen jungen Menschen von 23-25 Jahren, er möge wenigstens noch uns 2 Priester weggehen lassen, was dann auch etwas später geschah, während die beiden Ärzte, der Apotheker und der Professor sich melden mußten und auch der großen Gruppe eingegliedert wurden. –
Inzwischen war auf dem Hofe ein Maschinengewehr aufgestellt worden, immer mehr Partisanen kamen hinzu, sie brachten eine Tragbahre und Spaten. Jetzt ahnten alle, das Schlimmes bevorstand, und es wurden kaum noch einige Worte gesprochen. Beim Maschinengewehr

hantierten einige Partisanen, als plötzlich eine Salve losging und über den Köpfen der Männer in die Kirchenmauer eindrang. Es löste einen ziemlichen Schrecken aus, auch die Partisanenoffiziere wurden aufgeschreckt.
Von einem Fenster des Pfarrhauses konnte ich verfolgen, was sich einige Schritte von mir weiter zugetragen hat. Es waren nun 3 Gruppen: die größte Gruppe, ungefähr 240 Männer und Burschen, entlang der Kirche; eine kleinere von 30-40 auf der Straße; und der Rest waren jene, die sich noch zum Tisch begeben mußten. ...
Endlich schien es, daß sie genug hatten. Die rund 240 Männer und Burschen, die entlang der Kirchenmauer standen, mußten sich in Viererreihen aufstellen. Ungefähr 8 Partisanen gingen an der Spitze des Zuges, andere postierten sich an den Flanken, der Rest montierte das Maschinengewehr ab, nahm die Tragbahre und die Spaten und stellte sich am Ende des Zuges auf. Dann zogen sie gegen 15.45 Uhr ab. - Die anderen 2 Gruppen wurden in die Kirche getrieben und verbrachten dort die Nacht.
Von den weggeführten 240 Männern und Burschen hörte man nie mehr wieder. Erst lange Tage nachher sickerten Stimmen durch, daß sie alle, ungefähr 5 km vom Dorf entfernt, auf grauenvolle Weise niedergemetzelt wurden. Da niemand von den Deutschen sein Dorf ohne Erlaubnis verlassen durfte – und eine Erlaubnis wurde kaum mal ausgegeben -, so wußte niemand, daß ähnliches sich auch einige Tage vorher in anderen deutschen Dörfern zugetragen hatte. Eine drückende Niedergeschlagenheit herrschte überall. Verschiedenes konnte man hören, aber man wehrte sich, es zu glauben.
Gewißheit darüber, was sich draußen vor dem Dorf ereignet hatte, bekam ich, als eine Frau, deren Mann auch dabei war, eines Tages ganz verstört zu mir kam und mir stockend erzählte, was ihr Schwiegersohn ihr zu berichten wußte: Am Morgen des 26. November mußte er, der im Nachbarort als Kutscher Zwangsarbeit verrichtete und ein anderer Mann, die Pferde einspannen. Partisanen stiegen auf den Wagen, und so fuhren sie gegen ihr Heimatdorf.
Bald jedoch bogen sie etwas von der Straße ab auf eine Wiese, und dort mußten sie beide Wagen mit Kleidern, an denen vielfach Blut klebte, beladen und sie wegführen. Auch sahen sie neuaufgeworfene Erde. Es wurde ihnen aber strengstens geboten, davon kein Wort verlauten zu lassen, sonst würde man sie sofort erschießen.
Wie es bei der Ermordung zugegangen ist, erzählte später ein Bursche aus dem Bezirksort Hodschag, ein gewisser May V. Nieli. ...
Dort war einige Tage vorher das gleiche vorgefallen. Dort waren 180 Männer zusammengefangen und in ein Haus eingesperrt worden. In der Nacht mußten sie sich splitternackt ausziehen und wurden unter starker Bewachung aus dem Dorfe getrieben. Dort mußten sie eine Grube schaufeln. Als diese fertig war, fielen die Partisanen über sie her mit Spaten, Gewehrkolben und schlugen sie in die Grube. Als der Bursche dies sah, entschloß er sich zu fliehen. Splitternackt rannte er davon und hatte Glück: die Schüsse, die auf ihn abgefeuert wurden, verfehlten das Ziel ...
... Einer der Partisanen, der dabei war, als die 240 liquidiert wurden, hat ungefähr 2 Jahre später einer Frau, deren Mann auch dabei war, erzählt, ... wie es in der damaligen Nacht zugegangen ist. Als man die Männer niederschlug – er selbst habe sich daran nicht beteiligt -, da hätten sie gebetet und sich gegenseitig Trostworte zugerufen. ...
Es waren unsere Besten, die so den Tod fanden: Familienväter mit 10 und mehr Kindern, unsere strammsten Jungmänner, die sich bis zuletzt erfolgreich der Rekrutierung zur SS widersetzten; ein Theologe, 3 Priesterstudenten.
Lähmender Schreck lag über dem ganzen Dorf, und man pries jene glücklich, die im Oktober 1944 vor der Roten Armee und den Partisanen geflüchtet waren.
(In den katholischen Gemeinden war der Widerstand gegen die Zwangsrekrutierungen zur SS am stärksten. Viele widersetzten sich bis zuletzt. Dies war besonders in Filipovo der Fall. ...

(Am) 26. September ... kam eine Abteilung slawischer SS-Soldaten, Muselmanen aus Bosnien, nach Filipovo. Sie fingen an, alte Männer, Frauen und Mütter, deren Söhne und Männer sich versteckt hielten, um nicht zur SS einrücken zu müssen, zusammenzufangen und ins Gemeindehaus zu treiben.
Es war ein unwürdiges Bild, wie Frauen und halbwüchsige Jugendliche, Burschen und Mädchen, diese ehrbaren, ergrauten Männer und Frauen von vielen Kindern beschimpften, vor ihnen ausspuckten und höhnisch über sie lachten. So manche, die damals dabei waren, mögen sich wohl heute noch dieser unrühmlichen Tat schämen. Als die Schule aus war, hat man selbst die Schulkinder aufgehetzt, in das unwürdige Grölen mit einzustimmen).
Aber noch war des Schreckens kein Ende. Die Plünderungen in den Häusern gingen weiter; und bald da, bald dort wurde ein Mann von den Zurückgebliebenen weggeführt, von dem man nichts mehr hörte. ...
So kam das Weihnachtsfest heran. Was nur konnte, war in der Kirche und empfing die heiligen Sakramente. Welch lebendiger Glaube, welche Sehnsucht nach dem Erlöser offenbarte sich darin, daß trotz allem die hoffnungsfrohen Lieder ertönten, von Menschen mit tränengefüllten Augen und verwundeten Herzen gesungen!
Kaum aber war das Hochamt aus, da ging wieder die Trommel und diesmal hieß es, daß sich alle Burschen und Männer von 18-45 Jahren und alle Mädchen und Frauen von 18-30 Jahren am Nachmittag vor dem Gemeindehaus einzufinden hätten, versorgt mit Kleidern und Decken und Essen für mehrere Tage. Wieder drohte man mit dem Tode allen, die nicht kommen sollten. Es meldeten sich aber lange nicht alle. ... Aber immerhin waren es gegen 110-120, die zusammenkamen und abends, in die Nacht hineingehend, von Partisanen fortgeführt wurden. Das Ziel des Weges war wieder unbekannt. Es müssen aber zu wenige gewesen sein, darum wurde am dritten Weihnachtstag wieder eine Aktion durchgeführt, und wieder waren es an die 100, die weggeführt wurden.
Zuerst suchte man sich damit zu trösten, daß man annahm, diese Menschen - es waren zum größten Teil Mädchen und Frauen, da ja nur mehr wenige Männer im Dorf waren – würden zu Schanzarbeiten nach Ungarn gebracht und daß sie doch in absehbarer Zeit nach Hause kommen werden. Erst allmählich sickerte es durch, daß sie nach Rußland gebracht wurden, wo sie Zwangsarbeit verrichten mußten.<<

Einmarsch der sowjetischen Truppen in Rumänien

>>Und fürchtet euch nicht vor denen, die den Leib töten, doch die Seele nicht töten können ...<< (Matthäus 10, 28)

Da der Kurswechsel in Rumänien überraschend kam, wurden von August bis November 1944 höchstens 100.000 Rumänien-Deutsche in den Westen evakuiert.
In erster Linie flüchteten maßgebliche NS-Funktionäre, die sich mit den abrückenden deutschen Truppen absetzten. Nachdem man in den Jahren 1940-43 bereits rd. 215.000 Volksdeutsche aus der Bukowina, der Dobrudscha, Bessarabien und anderen rumänischen Gebieten umgesiedelt hatte, erlebten ca. 404.000 volksdeutsche Zivilisten den sowjetischen Einmarsch in Rumänien (x007/46E).
Die Rumänen verhielten sich mehrheitlich korrekt und gewährten den abrückenden deutschen Kampfeinheiten sogar freien Truppenabzug (bis zum 25.08.1944; unter Mitnahme des gesamten Kriegsmaterials). Versprengte Wehrmachtssoldaten und volksdeutsche Zivilisten wurden oft von der rumänischen Bevölkerung in Sicherheit gebracht und mit Verpflegung versorgt.
Die sowjetischen Truppen benahmen sich im allgemeinen diszipliniert, denn nach dem rumänisch-sowjetischen Bündnis wurde Rumänien nicht mehr als "feindliches Land" angesehen. Sowjetische Offiziere ordneten in Rumänien vielerorts Alkoholverbote an und verhängten drakonische Strafen, so daß sich dort keine gewalttätigen Massenausschreitungen ereigneten. In besonders hart umkämpften Gebieten verübten sowjetische Einzeltäter zwar brutale Verbrechen, aber diesen Gewalttaten fielen nicht nur Volksdeutsche, sondern auch Rumänen und andere Nationalitäten zum Opfer.

Einmarsch der sowjetischen Truppen in Ungarn

>>Wenn man anfängt, über den Tod nachzudenken, ist man seines Lebens nicht mehr sicher.<< (Jüdisches Sprichwort)

Die Ungarn-Deutschen konnten mehrheitlich nicht mehr entkommen. Höchstens 60.000 Volksdeutsche flüchteten bzw. wurden rechtzeitig evakuiert, so daß rd. 483.000 den sowjetischen Einmarsch in Ungarn erlebten. Obwohl Ungarn offiziell als "feindlicher Staat" eingestuft wurde, ereigneten sich hier keine Massenverbrechen, denn man hatte die Rotarmisten der 2. und 3. Ukrainischen Front (Marschall Rodion Malinowski und Marschall Fjodor I. Tolbuchin) nicht aufgehetzt. Die Nachschubeinheiten der Roten Armee verbreiteten trotzdem noch genug Angst und Schrecken unter der Bevölkerung. Sie nutzten die befristete Plünderungsfreiheit konsequent aus. Sowjetische Deserteure sowie Marodeure verübten außerdem schwere Gewaltverbrechen.

Abgesehen von fanatischen Nationalisten und kriminellen Einzeltätern, verübte die ungarische Bevölkerung nirgends Gewalttaten und Racheakte. In Ungarn existierte weiterhin ein ausgeprägtes Gemeinschaftsgefühl. Man erinnerte sich glücklicherweise an die jahrhundertealte ungarisch-deutsche Geschichte bzw. das gemeinsame tragische Schicksal. Diese christliche Hilfsbereitschaft und Menschlichkeit der ungarischen Zivilisten und gemäßigten Politiker rettete später ungezählte Deutsche vor der Deportation oder sowjetischer Kriegsgefangenschaft.

Einmarsch der sowjetischen Truppen in Polen

>>Sie fahren daher und werden das Land auffressen mit allem, was darin ist, die Stadt samt allen, die darin wohnen.<< (Jeremia 8, 16)

Am 22. Juli 1944 veröffentlichte das kommunistische Lubliner Komitee das "Manifest der Nationalen Befreiung" (x003/1-7): >>An das polnische Volk! ... Brüder! Die Stunde der Befreiung hat geschlagen. Die polnische Armee hat an der Seite der Roten Armee den Bug überschritten. ... Über dem gequälten Polen wehen wieder weiß-rote Fahnen.
Das polnische Volk grüßt die Soldaten der Volksarmee, die sich mit den Soldaten der Polnischen Armee in der UdSSR vereint haben. ...
Durch ganz Polen geht ihr Marsch, um Rache an den Deutschen zu üben, solange bis die polnischen Fahnen in den Straßen der Hauptstadt des dreisten Preußentums, in den Straßen Berlins gehißt werden. ...
Der vom kämpfenden Volk berufene Landes-Nationalrat ist die einzige legale Staatsgewalt in Polen.
Die "Regierung" der Emigration in London und ihre Delegatur in Polen sind usurpatorische, betrügerische Mächte und vollkommen illegal. Sie stützen sich auf die widerrechtliche faschistische Verfassung von April 1935. ...
Die Stunde ist gekommen um die Leiden und Qualen, die verbrannten Dörfer und vernichteten Städte, die zerstörten Kirchen und Schulen, die Treibjagden auf Menschen, die Lager und Erschießungen, Auschwitz, Majdanek, Treblinka und die Vernichtung des Gettos, an den Deutschen zu vergelten. ...
Brüder! ... Die Rote Armee ist als Befreiungsarmee in Polen einmarschiert. ...
Ergreift die Waffen! Schlagt die Deutschen, wo immer ihr sie trefft! ... Erteilt den polnischen und sowjetischen Soldaten Auskünfte und helft ihnen! ...
Auf zum Kampf um die Freiheit Polens, um die Rückkehr des alten polnischen Pommern und des Oppelner Schlesiens zum Mutterland, um Ostpreußen und einen breiten Zugang zum Meer, um polnische Grenzpfähle an der Oder! ...
Aufgabe der unabhängigen polnischen Gerichte wird es sein, eine rasche Rechtspflege zu garantieren. Kein deutscher Kriegsverbrecher, kein Volksverräter darf der Strafe entgehen! ...
Das Polnische Komitee der Nationalen Befreiung verspricht zu Beginn des Wiederaufbaus des polnischen Staates die Wiedereinführung aller demokratischen Freiheiten, der Gleichheit aller Bürger ohne Rücksicht auf Rasse, Konfession und Nationalität, der Freiheit politischer und beruflicher Organisationen, der Presse und des Gewissens. Die demokratischen Freiheiten dürfen jedoch nicht den Feinden der Demokratie dienen. Faschistische und antinationale Organisationen werden daher mit der ganzen Schärfe des Rechts ausgerottet.
... Die deutschen Vermögen werden konfisziert. Den bestialisch vom Okkupanten verfolgten Juden werden der Wiederaufbau ihrer Existenz sowie rechtliche und tatsächliche Gleichberechtigung zugesichert. ...
Um den Wiederaufbau des Landes zu beschleunigen und den uralten Drang der polnischen Landbevölkerung zum Eigentum an Grund und Boden zu befriedigen, wird das Polnische Komitee der Nationalen Befreiung in den bereits befreiten Gebieten sofort mit der Durchführung einer umfassenden Bodenreform beginnen. ...
Die Befreiung Polens, der Wiederaufbau des Staates, die siegreiche Beendigung des Krieges, die Erringung eines für Polen würdigen Platzes in der Welt, der Beginn des Wiederaufbaus des zerstörten Landes - dies sind unsere Hauptaufgaben.
Brüder!
Das polnische Komitee der Nationalen Befreiung ruft auf: Alles für die schnellste Befreiung des Landes und die Vernichtung der Deutschen! ...

Auf zum Kampf! Ergreift die Waffen!
Es lebe das vereinte um Polens Freiheit kämpfende Polnische Heer! Es lebe die Polen Befreiung bringende verbündete Rote Armee! Es leben unsere großen Verbündeten - die Sowjetunion, Großbritannien und die Vereinigten Staaten von Nordamerika!
Es lebe die nationale Freiheit!
... Es lebe das freie, starke, unabhängige, souveräne und demokratische Polen!<<
Der 22.07. wurde später polnischer Nationalfeiertag!
Nach dem sowjetischen Einmarsch wurden in Polen alle bisherigen und zukünftigen Gewalttaten durch "dehnbare Gesetze", Dekrete und Verordnungen legalisiert, um mit den Reichs- und Volksdeutschen abzurechnen. Die faschistisch-hitleristischen Verbrechen wurden derartig allgemein gefaßt, daß praktisch jede Willkürmaßnahme erlaubt war.
Die öffentlichen Sicherheitsbehörden (polnische Milizen und Polizei) nahmen sämtliche "verdächtigen Personen" und "Volksverräter" fest. Anklagebegründungen waren nicht erforderlich, da es sich um Sonderstrafverfahren handelte. Rechtsschutz erhielten die festgenommenen Volks- und Reichsdeutschen ebenfalls nicht. Sie konnten ohne Angabe von Gründen für unbegrenzte Zeit in Gefängnisse und Internierungslager eingewiesen werden.
Alle Volksdeutschen, die bis 1939 polnische Staatsbürger gewesen waren, wurden als Volksverräter eingestuft und zur Rechenschaft gezogen. Sie wurden ohne gesetzliche Grundlage der Zwangsarbeit unterworfen, verloren ihre bürgerlichen Ehrenrechte und ihr gesamtes Vermögen. Die Aburteilung führten zunächst polnische Sonderstrafgerichte durch. Gegen diese Urteile gab es keine Revisionsmöglichkeit oder Einspruchsrechte.
Nachdem die Rote Armee Zentral- und Westpolen erobert bzw. "befreit" hatte, beteiligten sich vor allem polnische Milizen und Partisaneneinheiten an zahllosen Verbrechen (in den polnischen Gebieten hielten sich noch mindestens 1,0 Millionen Volks- und Reichsdeutsche auf).
Die Bürgermilizen, Partisanen und der Pöbel waren schon bald gefürchteter als die verrohten Soldaten der Roten Armee.
Bei den schwerbewaffneten polnischen Milizen ("Organe der öffentlichen Sicherheit") handelte es sich vielfach um fanatische 15-16jährige Jugendliche, arbeitsscheues Gesindel, entlassene Schwerverbrecher, zwielichtige Elemente und Straftäter aller Art, die ihre Machtpositionen für hemmungslose Plünderungen und private Racheakte mißbrauchten. Die sog. Intelligenz und die Mehrheit der polnischen Zivilbevölkerung hielten sich zunächst noch zurück.
Im Generalgouvernement, in den Reichsgauen Wartheland und Danzig-Westpreußen sowie in Ostoberschlesien herrschten brutaler Terror und grenzenlose Willkür. Fast alle Volks- und Reichsdeutschen, die in den polnischen Gebieten geblieben waren oder nach der gescheiterten Flucht zurückkehrten, fielen willkürlichen Massenverhaftungen zum Opfer, weil sie während der Beschlagnahmung und Plünderung ihrer Höfe, Geschäfte und Wohnungen störten. Die Plünderer stahlen gewöhnlich alles, was nicht "niet- und nagelfest" war.
Nach der "Befreiung" Zentral- und Westpolens füllten sich schon bald die polnischen Zuchthäuser, Gefängnisse und Konzentrationslager. Für die rechtlosen Deutschen begannen grausame Zeiten. Die "Neuzugänge" bekamen manchmal tagelang nichts zu essen und zu trinken. Ansonsten gab es morgens und abends schwarzen Kaffee, etwa 150 g Schwarzbrot pro Tag und mittags eine dünne Wassersuppe. Obwohl die Häftlinge täglich schwächer wurden, zwang man sie zu schwersten Arbeiten.
Viele Gefängnisse und Internierungslager waren schnell restlos überfüllt, so daß die deutschen Häftlinge oftmals weder liegen noch sitzen konnten. Manche Häftlinge mußten z.T. länger als 10 Tage in den total überfüllten Zellen stehen. Da nie genügend Pritschen vorhanden waren, schlief man abwechselnd auf dem eiskalten Betonfußboden. Während der Wintermonate froren die Gefangenen erbärmlich, denn in den Zellen gab es meistens keine Öfen oder Decken.
Infolge völlig unzureichender Hygiene und Verpflegung litten viele unter Durchfall oder er-

krankten an der gefürchteten Ruhr. Da die Inhaftierten nur morgens und abends die Zellen verlassen durften, um ihre Notdurft zu verrichten, waren die Zellen entsprechend verschmutzt. Die Häftlinge wurden schon bald von Ungeziefer (Kakerlaken, Läusen, Wanzen, Ratten oder Mäusen) geplagt.
In den Nächten führte man regelmäßig "Verhöre" durch, die Nacht für Nacht wiederholt wurden. Nicht wenige Männer und Frauen, die bereits verschiedene polnische "Verhörmethoden" kennengelernt hatten, zitterten "wie Espenlaub", weinten hemmungslos oder beteten, wenn die Dunkelheit anbrach und der nächste "Verhörtermin" nahte. Einige Häftlinge waren schon erheblich gezeichnet, denn sie kamen gerade aus den sowjetischen "NKWD- Kellern".
Während der Verhöre blendete man die Angeklagten oft mit großen Lampen, so daß sie ihre Peiniger nicht erkennen konnten. Falls keine schalldichten Kellerräume vorhanden waren, setzte man häufig Radiogeräte mit großen Lautsprechern ein, um das Schreien der geschundenen Opfer zu übertönen. Vermögende Volksdeutsche und bekannte NS-Parteimitglieder erhielten regelmäßig "Sonderbehandlungen".
Je länger die Deutschen ihre Unschuld beteuerten, desto rasender gebärdeten sich die polnischen Geheimpolizisten oder Milizangehörigen (oft handelte es sich um 16-20jährige betrunkene Burschen). Wenn diese "Richter" Ruhepausen einlegten, um Wodkaflaschen kreisen zu lassen, mußten sich die Inhaftierten oftmals gegenseitig mit Knüppeln oder Peitschen verprügeln. Wer nicht hart genug austeilte, erhielt zusätzliche Prügelrationen.
Angesichts dieser barbarischen Zustände und der vollkommen ausweglosen Lage kamen nur die härtesten Gefangenen mit dem Leben davon. Viele Häftlinge erlitten physische und psychische Zusammenbrüche. Selbsttötungen durch Erhängen oder aktive "Sterbehilfe" gehörten in den polnischen Gefängnissen und Zuchthäusern zur Tagesordnung. Mancher bewegungsunfähige Schicksalsgefährte wurde wunschgemäß "erlöst" und durch Mithäftlinge getötet.
Das Bundesarchiv Koblenz berichtete im Jahre 1974 über den sowjetischen Einmarsch und das Schicksal der Deutschen in Polen (x010/35,37): >>Die von Polen gegenüber in den deutschen Siedlungsgebieten Polens und den Reichsgebieten östlich von Oder und Neiße verbliebenen Deutschen verübten Gewalttaten standen im Zeichen eines Vergeltungswillens für Unrechtstaten, die die polnische Bevölkerung während der deutschen Besatzungszeit erfahren hatte.
Dabei kamen durchaus auch blinde nationalistisch gestimmte Haßgefühle zum Ausdruck. ... Täter waren in der Mehrzahl Angehörige einer willkürlich zusammengestellten Miliz, in geringerer Anzahl Zivilpersonen, die im Zusammenhang mit Plünderungen Deutsche überfielen.
Die Gewalttaten setzten größtenteils im Zuge einer Verhaftungswelle ein, die auf Grund von Dekreten des polnischen kommunistischen Komitees der Nationalen Befreiung - ab 1.1.1945 von der Sowjetunion als vorläufige Regierung Polens anerkannt - durchgeführt wurde. ...
Die Gewaltakte bestanden vorwiegend in Mißhandlungen brutalster, teils sadistischer Art mit Peitschen, Gummiknüppeln oder Gewehrkolben, teils bis zur Todesfolge, ferner in willkürlichen Erschießungen und Erschlagungen wie auch Vergewaltigungen von Frauen. Dem Berichtsmaterial nach ist kaum ein einziger Verhafteter und Internierter Mißhandlungen entgangen. ...<<
>>... Die unmittelbar nach der Eroberung Zentral- und Westpolens durch die Rote Armee hier eingesetzte polnische Miliz beteiligte sich in den dortigen deutschen Siedlungsgebieten an der Erschießung von Deutschen durch sowjetische militärische Einheiten und setzte sie fort, wie dieses besonders in dem Berichtsmaterial über zentralpolnische Gebiete zum Ausdruck kommt.
In den Reichsgebieten waren es zunächst polnische Partisanengruppen, die in Gemeinden einzelne Personen erschossen. Mißhandlungen wurden Personen vielfach bei Durchsuchungen ihrer Wohnungen durch die Miliz oder in den sog. "Prügelstuben" der Gemeindemiliz oder bei

Ausplünderungen durch polnische Zivilisten ausgesetzt. ...
In Niederschlesien wurden Bewohner einzelner Gemeinden gezwungen, diese zu verlassen und zwei bis drei Tage geschlossen auf einen sog. "Elends"- oder "Adolf-Hitler-Marsch" unter Bewachung von Miliz geschickt. Menschen, die den Anstrengungen nicht gewachsen waren, wurden dabei mißhandelt sowie auch getötet. Bei der Rückkehr in Gemeinden waren die Wohnungen ausgeplündert.<<

Einmarsch der sowjetischen Truppen östlich der Oder-Neiße

>>Wahrlich, ich sage euch: Es wird hier nicht ein Stein auf dem andern bleiben, der nicht zerbrochen werde.<< (Matthäus 24, 2)

Angesichts des extrem kalten Winters konnten sich viele mutlose Ost- und Volksdeutsche nicht zur Flucht entschließen. Unter den Zurückgebliebenen waren gewöhnlich keine höheren Parteigenossen des NS-Regimes. Oft blieben nur ältere, kranke oder transportunfähige Menschen in ihren Heimatorten zurück.

Die älteren Deutschen glaubten irrtümlich, daß sie diese "vorübergehende Besetzung" überstehen würden. Viele hatten schon während des Ersten Weltkrieges und nach den Gebietsabtretungen des Versailler Friedensvertrages von 1919 die Machtübernahme der Russen und Polen überstanden. Kommunisten, Parteilose und andere Gegner der NSDAP flüchteten ebenfalls nicht, weil sie überzeugt waren, daß deutsche Antifaschisten nichts zu befürchten hätten. Andere wähnten sich in Sicherheit, weil sie Mischehen mit Slawen führten oder über verwandtschaftliche Beziehungen verfügten.

Als die Kampffront näher kam und der Kampflärm immer lauter wurde, steigerte sich die Angst allmählich ins Unermeßliche. Die Menschen waren wie gelähmt und warteten ohne Entschluß- und Tatkraft auf die Dinge, die mit unerbittlicher Sicherheit kommen würden.

In ihrer großen Not verkrochen sich manche Ost- und Volksdeutsche tagelang in den Wohnungen und bekämpften ihre Angst mit Alkohol. Um die große Nervosität und Anspannung zu verdrängen, putzten und reinigten manche Frauen unentwegt ihre Wohnungen. Viele bereuten es jetzt schon, daß sie nicht geflüchtet waren. Die Zurückgebliebenen verhielten sich mehrheitlich diszipliniert, denn man wollte keine sowjetischen Gewaltmaßnahmen herausfordern.

Als die Soldaten der Roten Armee einmarschierten, sahen die vor Angst und Schrecken erstarrten Deutschen abenteuerliche, aufregende und eigenartige Bilder. Die sowjetischen Truppenkolonnen zogen oftmals stundenlang durch die ostdeutschen Dörfer und Städte. Nicht wenige Einheiten paßten eher in die Zeit des 30jährigen Krieges von 1618-48. Den riesigen Panzern und fabrikneuen US-Fahrzeugen folgten meistens uralte, klapprige Lastwagen sowjetischer Bauart. Oftmals hatte man die Fahrzeugtüren mit Teppichen behängt.

Die Nachschubkolonnen verfügten häufig nur über ärmliche Panjewagen und Schlitten, die bereits mit hohen Matratzenbergen und Plünderungsgut beladen waren. Auf den Panzern hielten sich z.T. 20-30 "erdbraune Gestalten" auf, die in den Ortschaften absprangen und sofort nach allen Richtungen ausschwärmten. Die Truppen der Roten Armee setzten sich meistens aus verschiedenen Rassen und Zivilisationsstufen zusammen.

Die sowjetischen Kampftruppen fahndeten zuerst nach deutschen Soldaten. Sie begnügten sich meistens damit, Uhren, Ringe und sonstigen Schmuck "im Vorübergehen" zu stehlen. Einige Rotarmisten verhielten sich unerwartet freundlich. Sie gaben den ängstlichen Ostdeutschen z.B. Wodka und Brot: "Russki, Kamerad - gutt!"

Manche Offiziere und Kommandanten versprachen den "Befreiten", für geordnete Lebensverhältnisse und Sicherheit zu sorgen (x001/283): >>Die Sowjetunion führt keinen Krieg gegen die Zivilbevölkerung, sondern nur gegen den Faschismus. Kein Deutscher braucht Angst zu haben. Wenn die Anordnungen befolgt werden, wird den Deutschen nichts passieren.<<

Nach diesen friedfertigen Begegnungen waren die eingeschüchterten Ostdeutschen unendlich erleichtert. Sie atmeten beruhigt auf und freuten sich.

Als die gefürchteten sowjetischen Nachschubeinheiten eintrafen, schlug jedoch vielerorts die Stunde der Wahrheit, denn nun zeigten die "Befreier" ihr wahres Gesicht.

Die Plünderungstrupps (2-6 Rotarmisten, teilweise waren auch weibliche Soldaten darunter) schwärmten irgendwann in der Dunkelheit aus. Verschlossene Türen und Fenster wurden kur-

zerhand mit Gewehrkolben eingeschlagen oder eingetreten. Die Überfallenen schrien anfangs noch fassungslos um Hilfe, aber sie merkten schnell, daß die sowjetischen Offiziere nicht einschritten.
Die Plünderer stürmten mit großen Blendlaternen und blinkenden Taschenlampen durch eingeschlagene Türen oder Fenster und verlangten stets zuerst "Urr! Urr! oder Uhri! Uhri!" (Armbanduhren und Wecker), Ringe, Goldketten, Ohrringe und ähnliche Wertgegenstände. Auch Alkohol und "Maschinen" (Fahrräder) waren sehr beliebt, während Geld und Sparbücher achtlos weggeworfen wurden.
Kaum war ein Raubzug beendet, erschien schon der nächste Plünderungstrupp. In dieser Form ging es pausenlos weiter. Im Verlauf der Raubüberfälle gingen die Plünderer mit brutaler Gewalt gegen die wehrlose Bevölkerung vor, die entsprechend apathisch und unterwürfig reagierte. Obwohl die zurückgebliebenen Zivilisten mehrheitlich nichts Gutes erwartet hatten, war niemand auf derartige Gewalttätigkeiten und Plünderungen vorbereitet.

Sowjetische Propaganda

>>Wer keine schlechten Gedanken hat, begeht auch keine schlechten Taten.<< (Konfuzius)

Vor und während der sowjetischen Winteroffensive im Januar 1945 forderten Stalins Propagandaexperten in Soldatenzeitungen, Rundfunksendungen und militärischen Flugblättern öffentlich zu Rache- und Vergeltungsmaßnahmen auf. An der Kampffront informierten Politkommissare und Agitatoren regelmäßig über angebliche Massaker der Wehrmacht, obwohl die sowjetische Führung wußte, daß diese Verbrechen (Massenerschießungen von jüdischen Zivilisten) von den berüchtigten SD- und SS-Einsatzgruppen verübt wurden.
Die kommunistische Propaganda ähnelte der NS-Propaganda. Es war eine raffinierte Mischung aus übersteigerter Vaterlandsbegeisterung und primitiven Haß- und Racheparolen. Man setzte hauptsächlich "einfache Mittel" ein, damit es auch der Dümmste verstehen konnte. Die sowjetischen Agitatoren hatten keine schwierige Aufgabe, denn während des außerordentlich grausamen Ostkrieges waren viele Rotarmisten total verroht.
Zahlreiche sowjetische Journalisten und Schriftsteller beteiligten sich an dem "Rachefeldzug" gegen die Deutschen. Ilja Ehrenburg war ein besonders fanatischer Deutschenhasser. Er schrieb ab 1941 Racheaufrufe für die sowjetische Armeezeitung "Roter Stern" und veröffentlichte regelmäßig Hetzartikel in der Moskauer Tageszeitung "Prawda" ("Wahrheit") und in Frontzeitungen. Weitere sowjetische "Journalisten", die sich ebenfalls als Hetzer "bewährten", waren Scholochow, Simonow, Surkow, A. Tolstoj u.a.
Am 23.11.1943 schrieb Ehrenburg z.B. im "Notizblock des Propagandisten der Roten Armee" (x028/85): >>Es genügt nicht, die Deutschen nach Westen zu treiben. Die Deutschen müssen ins Grab hineingejagt werden. ... Von allen "Fritzen" aber sind die toten die besten.<<
Nachdem man die letzten deutschen Truppen aus der UdSSR vertrieben hatte, war der "Große Vaterländische Krieg" eigentlich vorbei. Die sowjetische Kampfmoral wurde täglich schlechter. In dieser schwierigen Phase gelang es der sowjetischen Propaganda, die abgekämpften, kriegsmüden Rotarmisten in einen regelrechten Vergeltungsrausch zu versetzen.
Vor der sowjetischen Ostpreußen-Offensive verteilten Politkommissare und sowjetische Offiziere z.B. folgendes "Ehrenburg-Flugblatt" an die Soldaten der Roten Armee (x028/215): >>Tötet! Es gibt nichts, was an den Deutschen unschuldig ist, die Lebenden nicht und die Ungeborenen nicht!
Folgt der Weisung des Genossen Stalin und zerstampft für immer das faschistische Tier in seiner Höhle. Brecht mit Gewalt den Rassenhochmut der germanischen Frauen. Nehmt sie als rechtmäßige Beute! Tötet, ihr tapferen Soldaten der siegreichen sowjetischen Armee!<<
Vor den Kampfeinsätzen ließen Politkommissare Hunderttausende von antideutschen Flug-

blättern verteilen oder z.T. vorlesen, weil viele Rotarmisten nicht lesen und schreiben konnten (x028/85).
Die Wehrmachtstruppen konnten später sowjetische Tagesbefehle, Briefe, Flugblätter, Frontzeitungen und andere Beweise sicherstellen. Diese "Beutepapiere", die später vom Bundesarchiv Koblenz ausgewertet wurden, bewiesen eindeutig, daß die Rotarmisten offizielle Befehle der sowjetischen Militärführung erhielten, rücksichtslos gegen deutsche Zivilisten vorzugehen (x001/62E).
In der Geschichte der Neuzeit setzte man erstmalig eine reguläre Armee vorsätzlich gegen schutzlose Angehörige (Frauen, Kinder und alte Menschen) des Gegners ein. Nach Stalins Anordnungen hatte jedes weibliche deutsche Wesen der Roten Armee "zur Verfügung" zu stehen. Dieser Stalinbefehl wurde von gefangenen sowjetischen Soldaten und Offizieren ausdrücklich bestätigt (x010/33). Diese neuartige "Kampftaktik" war unfehlbar, denn für einen derartigen "schmutzigen Krieg" gegen Zivilisten benötigte man weder zusätzliche Munition noch Treibstoff.
Jürgen Thorwald ("Die große Flucht") schrieb z.B., daß es sich bei den "Flucht- und Vertreibungsverbrechen" nicht um zufällige Einzelaktionen rachsüchtiger Soldaten und Zivilisten handelte, sondern um eine neuartige Form staatlich gelenkter Liquidationspolitik (x027/90-91).
Die sowjetischen Nachschubeinheiten, in denen man überwiegend politische Kaderabteilungen und fanatische Kommunisten (sog. "Stalin-Schüler") einsetzte, führten Stalins Liquidationspolitik befehlsgemäß aus. Manche Soldaten der sowjetischen Panzertruppen, die aus der Ukraine u.a. europäischen Gebieten der UdSSR stammten, warnten gelegentlich sogar die Ostdeutschen: >>Die nach uns kommen sind schlecht. ... Nach uns kommen Stalin-Schüler ...<<
Obgleich im Verlauf des deutsch-sowjetischen Ostkrieges nie Gebiete östlich des Urals besetzt wurden, waren es vielfach asiatische Rotarmisten, die mit unfaßbarer Brutalität über die deutsche Zivilbevölkerung herfielen (x025/114).
Ab März 1945 ließ Marschall Shukow erstmalig Flugblätter verteilen und forderte alle Rotarmisten auf, das Morden, Brandschatzen und Vergewaltigungen zu unterlassen (x001/69E). Diese Anordnungen wurden in den letzten Kriegswochen jedoch nur selten beachtet, weil die "soldatische Disziplin" der Truppen größtenteils nur noch mangelhaft war. Einige sowjetische Offiziere hatten längst jegliche Befehlsgewalt verloren. Disziplinlose, betrunkene Rotarmisten bedrohten ständig ihre Vorgesetzten. Tausende von Rotarmisten verließen eigenmächtig die Kampffronten und zogen als plündernde Marodeure durch die Ostprovinzen.
Manche Nachschubeinheiten transportierten nur noch persönliche Kriegsbeute, so daß der Waffen-, Munitions- und Treibstoffnachschub fast völlig zusammenbrach. Angesichts der bedrohlichen Entwicklung mußte man sogar NKWD-Einheiten, Panzertruppen oder Moskauer Spezialeinheiten einsetzen, um die Disziplin wieder herzustellen.
Am 14.04.1945 wurde der sowjetische Chefhetzer Ehrenburg offiziell kritisiert ("Genosse Ehrenburg vereinfacht zu sehr"). Die Prawda und andere sowjetische Tageszeitungen wiesen gleichzeitig darauf hin, daß Ehrenburg nicht die öffentliche Meinung der Sowjetunion vertreten würde (x010/26): >>Die Rote Armee kämpfe für die Liquidierung der hitlerischen Armee des Hitlerstaates, der Hitlerregierung, aber niemals sei ihr die Aufgabe gestellt oder würde ihr gestellt, das deutsche Volk zu vernichten.<<
Die "glänzende Ära" des sowjetischen Chefhetzers war damit schlagartig beendet.
Nach der Kapitulation wurden in Mitteldeutschland die Übergriffe gegen Zivilisten mit aller Schärfe geahndet, denn die Mitteldeutschen sollten zukünftig wichtige Aufgaben übernehmen. In Berlin setzte man vielerorts Moskauer Elitedivisionen ein, um disziplinlose Truppenteile der Roten Armee zu inhaftieren oder auszutauschen. Vergewaltigungsverbrecher wurden kur-

zerhand ohne Verfahren durch sowjetische Offiziere erschossen (x037/32).
Das Bundesarchiv Koblenz berichtete im Jahre 1974 über die sowjetische Propaganda (x010/24,26): >>In (den sowjetischen) Hetzartikeln und Flugblättern wurden die Schrecken, die die Henker Hitlers verbreiteten, eingehend geschildert und ausgemalt, so daß der russische Soldat der Meinung war, die Deutschen seien nur ausgemachte Schurken, Gauner und Verbrecher und daß es in ganz Deutschland keinen einzigen Deutschen gibt, den man nicht als Feind betrachten müßte. ...
Die Propagierung des Hasses gegen die faschistischen Okkupanten aber wirkte sich dahingehend aus, daß Soldaten und Offiziere der Roten Armee, soweit sie unter dem Einfluß der Politorgane standen, bei der Besetzung der Reichsgebiete zunächst unterschiedslos in jedem Deutschen, ob Mann oder Frau, ob Greis oder Kind, einen Faschisten sehen mußten.<<
Die offizielle sowjetische Geschichtsschreibung ("Geschichte des Großen Vaterländischen Krieges der Sowjetunion 1941-45", herausgegeben vom ZK der KPdSU, Moskau 1963, Bd. V.), berichtete z.B. über die Ideologische Arbeit (x047/114): >>Bestandteil der ideologischen Arbeit ist die Gegenpropaganda. Der Hauptinhalt der ideologischen Arbeit bestand darin, die Ideen des Marxismus-Leninismus im Bewußtsein der sowjetischen Soldaten zu verankern, die Politik der Partei zu erläutern, bei den Soldaten eine tiefe ideologische Überzeugtheit und eine hohe Moral ... sowie des Hasses auf die Gegner von Frieden und Sozialismus herauszubilden.<<

Politkommissare, Politleiter und Komsomolzen

>>Wer ohne Zucht erzogen wird, der ohne Ruhm und Ehre stirbt.<< (Sprichwort aus Finnland)

Seit dem 16.07.1941 wurden in allen sowjetischen Truppenverbänden Polit- bzw. Kriegskommissare eingesetzt, um die Einflußnahme und Verwirklichung der "KPdSU-Politik" zu gewährleisten. Zu jeder Kompanie der Roten Armee gehörte mindestens ein Politleiter (Dienstgrad = Oberleutnant).
Diese Kriegskommissare waren Regierungsbeauftragte der KPdSU. Sie besaßen besondere Vollmachten und waren oft die eigentlichen militärischen Befehlshaber (x047/134). Die KPdSU-Führungsorgane waren für die Herausbildung von politischen und ideologischen Überzeugungen, Aufrechterhaltung hoher Gefechtsbereitschaft und Steigerung der Kampfkraft aller Streitkräfte sowie für die Festigung der "militärischen Disziplin" und Mobilisierung von Reservisten zuständig. Viele Politkommissare waren fanatische Kämpfer, denn Hitlers "Kommissarerlaß" versperrte ihnen den Weg in die Gefangenschaft.
In den letzten Kriegsjahren setzte man außerdem verstärkt Komsomolorganisationen (Kampfabteilungen des Jugendverbandes der KPdSU) ein, um die jungen Rotarmisten zur "aufopferungsvoller Ergebenheit", zu Mut und Heldentum zu erziehen. Die Komsomolzen (sog. "Stalin-Schüler") arbeiteten eng mit den kommunistischen Politarbeitern und KP-Parteiorganisationen zusammen. Sie begleiteten im allgemeinen die gefürchteten Nachschubeinheiten.
Zur "parteipolitischen Erziehung und Führung" der Streitkräfte entsandte die KPdSU von 1941-45 rd. 1,6 Millionen Kommunisten und 3,5 Millionen Komsomolzen an die sowjetisch-deutsche Front (x047/107).
Die offizielle sowjetische Geschichtsschreibung ("Geschichte des Großen Vaterländischen Krieges der Sowjetunion 1941-45", herausgegeben vom ZK der KPdSU, Moskau 1963, Bd. V.), berichtete z.B. (x010/24-25, x047/106-107): >>Eine der wichtigsten Aufgaben der politischen Arbeit in der Armee war nach wie vor die Erziehung zum glühenden Haß gegen die faschistischen Okkupanten. Die Kommandeure und Politarbeiter begriffen sehr wohl, daß man keinen Feind besiegen kann, wenn man ihn nicht aus vollster Seele haßt. In Flugblättern und

Zeitungsartikeln wurden die Verbrechen der faschistischen Eroberer auf sowjetischem und polnischem Boden beschrieben. Die Familien vieler Militärangehöriger hatten unter den faschistischen Okkupanten gelitten.
... Zorn und Haß glühten in den Herzen der Soldaten, als sie auf die ehemaligen faschistischen Todeslager in Litauen, Ostpreußen und Polen trafen oder Berichte von Sowjetmenschen hörten, die der faschistischen Sklaverei entronnen waren. ...
Vor dem Angriff verstärkten neue Kader die Politorgane. ... Aus den rückwärtigen Truppenteilen und der Reserve kamen die besten Kommunisten und Komsomolzen in die Partei- und Komsomolorganisationen der Kampfeinheiten ...
Bei der 2. und 3. Belorussischen Front machten die Kommunisten und Komsomolzen fast die Hälfte des gesamten Personalbestandes aus. ... Die Leiter der Politabteilungen der Divisionen und Brigaden händigten die Parteimitgliedsbücher teilweise in den vordersten Stellungen aus.<<
>>Der Organisator und Inspirator des Sieges des Sowjetvolkes im Großen Vaterländischen Krieg war die Kommunistische Partei mit ihrem Kampfstab - dem Zentralkomitee. Während des Krieges nahm die Autorität der Partei unermeßlich zu. ... Außerordentlich große Aufmerksamkeit widmete die Partei den sowjetischen Streitkräften. Ihr Sieg war der Sieg der Militärpolitik der Partei. Die Politorgane von Armee und Flotte leisteten eine enorme parteipolitische Arbeit zur erfolgreichen Lösung der Aufgaben des bewaffneten Kampfes und zur Erziehung der Armeeangehörigen. ...
Zur Festigung der Führung der Parteikräfte durch die Partei entsandte die KPdSU 1,6 Millionen Kommunisten und 3,5 Millionen Komsomolzen an die Front. Sie zementierten die Truppenteile und waren im Gefecht eine zuverlässige Stütze der Kommandeure. Die Reihen der Partei wurden ununterbrochen aufgefüllt. Während des Krieges traten 5.319.000 Werktätige in die Partei ein. Mehr als 3,0 Millionen Kommunisten fielen an den Fronten des Krieges.<<

Sexualverbrechen

>>Warum bin ich nicht gestorben bei meiner Geburt? ... Dann läge ich da und wäre still, dann schliefe ich und hätte Ruhe.<< (Hiob 3, 11-13)

Nach den ersten Plünderungsaktionen fing das eigentliche Martyrium der ostdeutschen Frauen und Mädchen an. Wenn die laut johlenden und grölenden Marodeure mit blinkenden Taschenlampen und Blendlaternen durch die Orte streiften, herrschte überall unheimliche Angst und lähmendes Entsetzen. Westeuropäische Kriegsgefangene, die sich schützend vor gehetzte Frauen und Mädchen stellten, wurden nicht selten kurzerhand niedergeschossen.
Der Befehl: "Frau komm!", besiegelte schließlich das Schicksal von ungezählten Opfern. Manche Mütter leisteten keinen Widerstand, weil sie irrtümlich glaubten, ihre Töchter retten zu können. Andere klammerten sich zitternd aneinander und schrien aus Leibeskräften um Hilfe.
Es war jedoch fast immer vergeblich, denn niemand half ihnen. Für die Gehetzten gab es keine Rettung, denn die Such- und Fangtrupps spürten sie irgendwann auf. In jenen endlosen Nächten hörte man unentwegt gellende Hilfe- und Verzweiflungsschreie der verfolgten Frauen und Mädchen, die in Todesangst um ihr Leben liefen. Die Gewalttäter machten gewöhnlich keine Ausnahmen, denn Alter, Aussehen oder Gebrechlichkeit waren damals kein Hindernisgrund. Alle Hilfeschreie und Tränen, alles Betteln und Flehen waren umsonst.
Junge Frauen und Mädchen vermummten sich wie alte Frauen. Sie trugen dunkle Kopftücher und Brillen der Großmütter, die das Gesicht verbargen oder sie verunstalteten ihre Körper und Kleidung mit Asche und Schmutz. Viele Frauen schwärzten ihre Gesichter, Haare und Kleidung mit Ruß und trugen nur noch zerrissene, dunkle Kleider. Halbwüchsige Mädchen wur-

den als Jungen verkleidet und mußten ihre langen Haare opfern. Manche Frauen täuschten ansteckende Krankheiten vor. Das russische Wort "chory" ("krank") bedeutete oftmals die Rettung, denn fast alle Rotarmisten fürchteten sich vor ansteckenden Krankheiten.
Durchziehende sowjetische Nachschubeinheiten kamen und gingen, aber die unglücklichen Opfer mußten bleiben. Jeder Tag und jede Nacht brachte neue grauenhafte Exzesse. Nicht nur "normale Gewalttäter", sondern auch gefährliche Geistesgestörte, abartige Sadisten und Triebtäter trieben damals ungestört ihr Unwesen. In jenen Tagen alterten junge, fröhliche Frauen und Mädchen um Jahre. Lebenslustige, strahlende Kindergesichter wurden über Nacht derartig alt und bleich, daß man sie kaum noch erkannte.
Zum Glück gab es auch anständige Soldaten, die sich nicht an den Untaten beteiligten, sondern gegen Verbrechen einschritten und sich schützend vor bedrohte Frauen und Mädchen stellten. Obwohl diese sowjetischen Soldaten meistens nur wenig ausrichten konnten, wirkte ihre Menschlichkeit unwahrscheinlich wohltuend. Zu ihnen gehörten z.B. Alexander Solschenizyn, Lew Kopelew und Jurij Uspenskij.
Major Lew Kopelew wurde später mit Verbannung und mehrjähriger Zwangsarbeit bestraft. Die Strafe wurde folgendermaßen begründet (x025/33): >>Kleinbürgerlicher Humanismus, Mitleid mit dem Feind, Schwächung der Kampfkraft der Roten Armee.<<
Kopelew schrieb später ein Buch über seine persönlichen Kriegserlebnisse in Ostdeutschland ("Aufbewahren für alle Zeit").
Hauptmann Alexander Solschenizyn mußte ebenfalls büßen, weil er sich menschlich verhielt. Er wurde zu 8 Jahren Zwangsarbeit verurteilt. Solschenizyn (erhielt 1970 den Literaturnobelpreis; wurde im Jahre 1974 aus der UdSSR ausgewiesen) verewigte seine Kriegserinnerungen in seinem Buch "Archipel GULAG".
Das Bundesarchiv Koblenz berichtete im Jahre 1974 über die Vergewaltigungsverbrechen (x010/32-33): >>Es handelt sich bei den Vergewaltigungen von Frauen und Mädchen durch sowjetische Soldaten und Offiziere nicht etwa um Einzelfälle, sondern um ein Massenvergehen. Sie sind als eine der grauenhaftesten völkerrechtswidrigen Gewalttaten zu verzeichnen.
Sie haben in massenhaftem Ausmaß bei und nach der Besetzung der östlichen Reichsgebiete stattgefunden, auch in Kreisen, die erst nach der Kapitulation der Wehrmacht besetzt wurden. Fast allerorts sind sie durch Soldaten und Offiziere der sowjetischen Nachschubeinheiten verübt worden, vielfach bereits bei deren Begegnung mit Trecks auf den Landstraßen. Sie vollzogen sich oft in brutalster und schamlosester Weise, insbesondere wenn die Täter unter Alkoholeinfluß standen.
Nicht verschont blieben Schwangere, Minderjährige, Insassinnen von Altersheimen, Schwestern in Krankenhäusern und in Klöstern. Viele Frauen mußten in vielfacher Folge nacheinander Vergewaltigungen erdulden, selbst bis zur Todesfolge. Auch wurden Frauen nach den Vergewaltigungen getötet und ihre Leichen in sadistischer Weise geschändet. Viele Frauen sind durch Geschlechtskrankheiten infiziert worden. In erheblicher Zahl haben die Frauen Selbstmord verübt, um den wiederholten Vergewaltigungen zu entgehen.
Seitens der sowjetischen Kommandanturen ist zumindest in der ersten Zeit der Besetzung gegen die Vergewaltigungen nicht eingeschritten worden. Aber auch später hatten dort erhobene Klagen der Bevölkerung nur wenig Erfolg. Nur durch das persönliche Eingreifen einzelner sowjetischer Soldaten und Offiziere konnten in Einzelfällen Vergewaltigungen verhindert werden.
Das Ausmaß, das die Vergewaltigungen insbesondere in der ersten Zeit der Besetzung annahmen, dürfte vor allem auf die Handlungsfreiheit zurückzuführen sein, die den sowjetischen Truppen gewisse Zeit gewährt worden war. Hinsichtlich der Art und Weise, in der die Vergewaltigungen vor sich gingen, dürften Auswirkungen der Tätigkeit der Politorgane, die bei den Truppen maßlosen Haß gegen den Feind geschürt hatten, unverkennbar sein.

Im Berichtsmaterial wird mehrfach erwähnt, daß sich sowjetische Soldaten und Offiziere auf einen diesbezüglichen Stalinbefehl beriefen.<<

US-General Frank A. Keating schrieb z.B. über das Verhalten der sowjetischen Soldaten in Berlin (x028/89-90): >>Als die ersten russischen Truppen in Berlin einmarschierten, behandelten sie die Zivilbevölkerung mit tiefer Verachtung und setzten ihren Willen durch, um ihren Stolz und ihre Begierden mit rücksichtsloser Unbeherrschtheit zu befriedigen. In vielen Fällen war ihr hemmungsloses Treiben dem der barbarischen Horden von Dschingis-Khan zu vergleichen.<<

Nach Kriegsende berichtete Marschall Sokolowskij (ab 1944 Stabschef der 1. Ukrainischen Front) vor westeuropäischen Pressekorrespondenten (x025/110-111): >>Gewiß, es sind eine Menge häßliche Dinge passiert. Aber haben Sie etwas anderes erwartet? Sie wissen, was die Deutschen mit unseren Kriegsgefangenen anstellten. Wie sie unser Land verwüsteten, wie sie mordeten, raubten und plünderten. Haben sie Majdanek oder Auschwitz gesehen? Jeder unserer Soldaten hat Dutzende seiner Kameraden verloren.

Jeder von ihnen hat seine persönliche Rechnung mit den Deutschen zu begleichen und im ersten Rausch des Sieges empfanden unsere Soldaten eine gewisse Genugtuung, wenn sie es den Frauen dieses Herrenvolkes zeigen konnten. Aber das ist jetzt vorbei. Wir haben diese Dinge weitgehend abgestellt. Im übrigen ist es auch nicht gerade so, daß die meisten deutschen Frauen keusche Jungfrauen wären. Unsere Hauptsorge ist das erschreckende Ansteigen der Syphilis bei unseren Soldaten. ...<<

Tötung von deutschen Zivilisten und Selbstmorde

>>Das Leben gilt nichts, wo die Freiheit fällt.<< (Theodor Körner)

Die deutsche Zivilbevölkerung kämpfte nach der "Befreiung" fast ständig um ihr Leben. Zahlreiche Zivilisten fielen den willkürlichen sowjetischen Entnazifizierungsmaßnahmen zum Opfer, weil man bei ihnen Feuerwehr-, Schützen- oder Vereinsuniformen entdeckte.

Mit den Gutsbesitzern, Geschäftsinhabern, Ärzten, Apothekern, Lehrern und gutgekleideten Zivilisten (die z.B. durch teure Pelzmäntel oder Pelzkappen auffielen) machten die Sowjets gewöhnlich nicht viel Federlesen. Geringste Beschuldigungen und nachteilige Aussagen entschieden damals über Leben und Tod. Jeder Ost- und Volksdeutsche, der slawische Zivil- oder Fremdarbeiter schlecht behandelt hatte, Mitglied einer NS-Organisation war oder Gegenwehr leistete, gehörte ebenfalls zum Kreis der Todeskandidaten.

Der "Partisanenbekämpfung" und dem sowjetischen Jagdeifer fielen auch ausländische Staatsbürger und westeuropäische Kriegsgefangene zum Opfer. Jüngere deutsche Männer wurden pauschal als "Werwolf-Partisanen" eingestuft und im Schnellverfahren abgeurteilt. Das NS-Regime hatte die Werwolf-Widerstandsbewegung (Erkennungsmerkmal = rote Wolfsangel) erst in der letzten Kriegsphase gegründet. In Ost-Mitteleuropa gab es jedoch nachweislich keinen organisierten zivilen Widerstand, denn die Deutschen wurden durch die unvorstellbare Brutalität der neuen Machthaber dermaßen eingeschüchtert und verängstigt, daß überall nur lähmendes Entsetzen herrschte (x028/216).

Während des "Großen Vaterländischen Krieges" erhielten die Soldaten der Roten Armee regelmäßig erhebliche Alkoholrationen. In den ostdeutschen Brennereien fielen den Sowjets außerdem riesige Alkoholvorräte in die Hände, weil verantwortungslose Geschäftemacher die großen Lagerbestände nicht vernichtet hatten. Die Rotarmisten verfügten dadurch über Unmengen von Alkohol, so daß sie fast ständig unter Alkoholeinfluß standen. Manche Trunkenbolde dachten und handelten völlig unberechenbar. Nicht wenige ahnungslose Zivilisten wurden praktisch "im Vorübergehen" erschossen, weil angetrunkene Sowjets ihre "Schießkünste" beweisen wollten.

Die Wissenschaftliche Kommission der Bundesregierung berichtete im Jahre 1954, daß in den deutschen Ostprovinzen und in den polnischen Gebieten durchschnittlich 2-3 % der zurückgebliebenen Deutschen (ca. 75.000-100.000 Zivilisten) direkte Opfer von Gewaltverbrechen wurden (x001/65E).
Nach neueren Untersuchungen, die das Bundesarchiv Koblenz von 1969-74 durchführte, wurden in diesen Gebieten sogar mehr als 1 % der ursprünglichen Bevölkerung = rd. 120.000 deutsche Zivilisten getötet (x010/40): >>Die weitaus überwiegende Zahl der Todesopfer (ist) den Übergriffen sowjetischer Nachschubtruppen zuzuschreiben.<<
Das "große Sterben" der Zurückgebliebenen begann häufig kurz vor bzw. nach dem sowjetischen Einmarsch. Akademiker, Beamte, Angestellte, Handwerker und Arbeiter griffen zum Gift, erschossen oder erhängten sich.
In Anbetracht der unfaßbaren Massenverbrechen und absoluten Wehrlosigkeit breiteten sich in manchen Orten regelrechte Selbstmordpsychosen aus. Gemäß dem Wahlspruch: "Lieber ein Ende mit Schrecken, als ein Schrecken ohne Ende", spielten sich grauenvolle Tragödien ab, bei denen Familien vollständig ausgelöscht wurden.
Die überwiegende Mehrheit der Selbstmordopfer stammte aus der bürgerlichen Bevölkerungsschicht, die nie durch politische Handlungen in Erscheinung getreten war. Zahlreiche tief religiöse Menschen sahen damals ebenfalls keinen anderen Ausweg mehr und flohen in den Tod. Die Selbsttötung war in jener Zeit die einzige Möglichkeit, das Leben mit Anstand und Selbstachtung zu beenden, um ungebeugt und in Würde zu sterben.
Die massenhaften Selbstmorde versuchte man später damit zu begründen, daß diese Ostdeutschen den Schock der militärischen Niederlage nicht verkraften konnten oder sich wegen ihrer NS-Verbrechen umgebracht hätten.
Das Bundesarchiv Koblenz berichtete im Jahre 1974 über die Tötung von deutschen Zivilisten (x010/29-32): >>Sowjetische Panzer, die in den Gemeinden erschienen, haben diese, wie allgemein berichtet wird, schnell wieder verlassen. Ihnen folgende Formationen besetzten unmittelbar darauf Städte und größere Landgemeinden, wo Kommandanturen gebildet wurden; von dort aus wurden in den nächsten Tagen Kommandos in die kleinen Landgemeinden entsandt. Soldaten und auch Offiziere drangen in die Häuser ein.
Soweit sie deren Bewohner noch vorfanden, verlangten sie zunächst Uhren und andere Wertgegenstände, stürzten sich hemmungslos auf Frauen, um sie zu vergewaltigen, wobei weder Kinder noch Greise verschont wurden. Sie schossen sie nieder, sofern sie sich wehrten, ebenso Ehemänner und Väter, die sie zu schützen versuchten. In dieser Weise vollzogen sich nach den Aussagen im Berichtsmaterial in den ersten Tagen nach der sowjetischen Besetzung die Mehrzahl der Erschießungen oder Tötungen auf andere Weise durch Dolchstiche und Erschlagen ...
Es wurden nicht, wie es in der einleitenden Darstellung zur "Dokumentation der Vertreibung der Deutschen aus Ost-Mitteleuropa" heißt, "von den Erschießungen durch einrückende sowjetische Truppen zunächst vor allem Personen betroffen, die exponierte Parteistellen innehatten oder bestimmten nationalsozialistischen Organisationen angehörten" und die offenbar durch die den sowjetischen Truppeneinheiten beigegebenen politischen Kommissare aufgespürt worden waren. Befanden sich doch unter den in den Gemeinden Zurückgebliebenen nur noch selten Personen, die exponierte Stellungen bekleidet hatten.
In der Mehrzahl waren es Menschen: - die nicht mehr hatten fliehen können, ... Personen, die nicht fliehen wollten, ... körperlich Behinderte und alte Menschen, die die Strapazen der Flucht befürchteten; in Landgemeinden blieben aber auch Bauern zurück, die sich von dem ererbten Hof nicht trennen wollten.
... So weisen z.B. die Seelenlisten von 10 Landgemeinden der ostpreußischen Kreise Neidenburg, Osterode, Ortelsburg, Braunsberg ... von 176 getöteten Bewohnern - es handelt sich

um 108 Männer, 63 Frauen, 5 Kinder - 47 über 70 Jahre alte Personen aus, darunter meist Rentner bzw. Rentnerehepaare. ...
Abgesehen von wiederholten Hinweisen, daß die Tötungen im Zusammenhang mit dem Vorgehen sowjetischer Soldaten gegenüber den Frauen standen, ... wird berichtet, daß Unternehmer oder Gutsbesitzer erschossen wurden, die gefangene Russen beschäftigt hatten, oder Familien, weil ein Soldat im Haus oder auf dem Hof entdeckt wurde oder eine Waffe, sei es ein Jagdgewehr oder Revolver, oder weil eine Uniform, ein alter Orden oder in einem Buch ein Führerbild entdeckt wurde.
Aus dem Kreis Marienburg/Westpreußen wird berichtet, daß bei Waffenfunden die betreffenden Häuser in Brand gesteckt wurden; Soldaten umstellten sie, um zu verhindern, daß sie von den Bewohnern verlassen wurden. Ebenfalls aber fielen Personen in derselben Weise Verbrennungen zum Opfer, die sich in einzeln gelegenen, von sowjetischen Soldaten angezündeten Gehöften, Forsthäusern oder Feldscheunen versteckt hielten. Wie wiederholt den Berichten zu entnehmen ist, gingen die Täter besonders brutal gegen ihre Opfer vor, wenn sie unter Alkoholeinfluß standen. ...
Einzelne Erschießungen und Erschlagungen beim Eindringen von Angehörigen sowjetischer Truppen fanden auch noch in den der ersten Besatzungszeit folgenden Wochen statt, wogegen jedoch seitens der Kommandanturen nach und nach eingeschritten wurde. Die örtlichen Militärkommandanten suchten dann auch, schon zur Erhaltung der Disziplin bei den eigenen Truppen die deutsche Bevölkerung vor polnischen Übergriffen zu schützen ...
Opfer von Tötungen wurden ferner Personen auf Verschleppungsmärschen in die Sammellager. Sie wurden erschossen oder erschlagen, wenn sie erschöpft niedersanken ...<<

Sowjetische Entnazifizierung und Verhörmethoden

>>Es ist noch ein wahres Glück, daß der Mensch, der den andern prügelt, am Ende müde wird, sonst könnte es der andere wahrhaftig nicht aushalten.<< (Heinrich Heine)

Den sowjetischen Kampftruppen folgten regelmäßig NKWD-Geheimpolizisten. Die berüchtigten NKWD-Einheiten (ab 1946 = MWD), die man im Jahre 1944 dem sowjetischen Ministerium des Innern angegliedert hatte, richteten in allen größeren Gemeinden und Städten Kommandanturen ein (x018/17.649).
Bei den "politischen Säuberungen" bzw. "Entnazifizierungen" wurden in erster Linie alle "Kapitalisten" und die "Intelligenz" ausgeschaltet. Die NKWD-Streifen nahmen häufig auch Juden, Kommunisten, Sozialisten und Antifaschisten fest, die man gerade erst aus den NS-Vernichtungs- und Konzentrationslagern befreit hatte.
Die verhafteten Ost- und Volksdeutschen wurden in Zuchthäusern, Gefängnissen, Viehställen oder in Kohlenkellern inhaftiert.
Während der Verhöre oder "Gerichtsverhandlungen" wurden manche Angeklagte äußerst brutal gefoltert, um Geständnisse zu erpressen. Im allgemeinen mußte man folgende Standardfragen beantworten: "Du Nazi? SS? SA? HJ? BDM? Aktiver Soldat? Lebenslauf? Beruf?"
Falls "Kapitalisten" (Geschäftsleute und Gutsbesitzer) ihre verborgenen "Schätze" oder Warenlager nicht preisgeben wollten ("Wo Gold? Devisen? Dollar?"), erhielten sie spezielle Prügelrationen. Einige Häftlinge unterschrieben frühzeitig Geständnisse (Parteizugehörigkeit etc.), um weitere Mißhandlungen zu vermeiden oder weil sie Denunzianten fürchteten. Die Mehrheit wehrte sich jedoch zunächst hartnäckig gegen alle Schuldzuweisungen. Da viele Dolmetscher nur mangelhaft deutsch sprachen, ereigneten sich dauernd Mißverständnisse, die Unschuldigen das Leben kosteten oder Schuldigen die Freiheit schenkten.
Das Bundesarchiv Koblenz berichtete im Jahre 1974 über die sowjetische Entnazifizierung in den ostdeutschen Provinzen (x010/32): >>Die Verhafteten wurden in Gefängnisse oder in sog.

GPU-Keller verbracht und tage- und wochenlangen Verhören unter Bedrohung mit Schußwaffen unterworfen. Es fanden hier schwerste Mißhandlungen, in Einzelfällen mit Todesfolge, statt, um von den Verhafteten eine Unterschrift zu erzwingen, daß sie einer Parteiorganisation angehört haben, wie dies durch zahlreiche Aussagen übereinstimmend überliefert ist.
Die meisten der Verhafteten sind ... in die Arbeitslager der Sowjetunion verschleppt worden. Offenbar handelte es sich um Personen, die die von ihnen geforderte Unterschrift geleistet haben. Andere, von denen eine Erklärung über eine Zugehörigkeit zu NS-Organisationen trotz der Folterungen nicht zu erlangen war, wurden schließlich entlassen.<<

Systematische Plünderungen und Zerstörungsaktionen

>>Ja, das ist ein Feuer, das bis in den Abgrund frißt und all meine Habe bis auf die Wurzel vernichtet.<< (*Hiob 31, 12)*

Die sowjetische Militärführung hatte bereits im Dezember 1944 organisatorische Voraussetzungen für den Abtransport des Plünderungsgutes eingeleitet. Hinter der sowjetischen Kampffront wurden z.B. spezielle Postämter für den persönlichen Paketversand in die Sowjetunion eingerichtet und offizielle Sondergenehmigungen erteilt (x001/66E).
Jeder "einfache" sowjetische Soldat durfte monatlich 2 Pakete (Höchstgewicht je Paket = 8 kg) per Post in die Heimat schicken (x028/89). Sowjetische Offiziere konnten die doppelte Menge versenden. Angesichts der Tatsache, daß die Rotarmisten außer ihrer schmalen Verpflegungsration nichts besaßen, mußten sie sich "notgedrungen" Kriegsbeute beschaffen, damit sie ihren Angehörigen überhaupt etwas schicken konnten.
Die Kultur- und Zivilisationsgüter der Deutschen zogen die fassungslosen Rotarmisten, die mehrheitlich nur Armut und ungeheuren Verbrauchsgütermangel kannten, magisch an. Das angeblich zusammengeraubte Diebesgut der Kapitalisten und Faschisten wurde von der Roten Armee lediglich "beschlagnahmt".
Die zügellosen "Befreier" plünderten nicht nur hemmungslos, sondern vielfach zerstörten sie außerdem alles, was sie nicht gebrauchen oder mitnehmen konnten. Um die zugesagte Plünderungsfreiheit zu erleichtern, hetzte man die Deutschen tagelang in der näheren Umgebung ihrer Wohnorte herum. Viele "Plünderungsevakuierte" durften erst nach 8-14 Tagen in ihre Heimatorte zurückkehren.
Nach den Plünderungen und Zerstörungsaktionen konnte man einige Ortschaften fast nicht mehr erkennen. Wohin man auch blickte, überall sah man abgebrannte Ruinen oder Häuser mit zerschlagenen Fenstern und Türen.
Auf Schritt und Tritt stieß man auf ausgeplünderte Flüchtlingsfuhrwerke, plattgefahrene Tierkadaver, Glasscherben, Schutt, Müll, zersplitterte Möbel, Autowracks, zerschossene Bäume, umgefahrene Straßenschilder und Laternenpfähle.
In den Häusern und Wohnungen herrschten oftmals entsetzliche Zustände. Die Plünderer hatten alle Fenster und Türen zerschlagen oder eingetreten. Sämtliche Räume, vom Keller bis zum Dachboden, waren durchgewühlt und mutwillig verwüstet. In den Wohnungen lagen zersplitterte Porzellangefäße, Bilder, Lampen und Spiegel.
Einige Räume waren z.T. kniehoch mit vernichteten Gegenständen angefüllt. Aufgeschlitzte Federbetten, Kleidungsstücke, Wäsche, zerbrochener Hausrat, Glas- und Porzellanscherben, verdorbene Lebensmittel aller Art und demolierte Möbel bedeckten die Fußböden. Vielerorts lagen Einrichtungsgegenstände und Möbel vor den Häusern, weil man sie während der Plünderungen kurzerhand aus den Fenstern auf die Straße geworfen hatte.
Wertvolle Bilder, Klaviere, Ledermöbel, Teppiche, Standuhren und andere kostbare Vermögenswerte standen trotz Schnee, Regen oder Sturm ungeschützt an den Straßenrändern. Auf den Straßen flatterten verschmutzte Bilder, zerrissene Bücher und wertvolle Briefmarken-

sammlungen umher.
In den Ställen und Scheunen der Bauern sah es ebenfalls trostlos aus. Viele Viehställe und Scheunen waren vollständig leer, denn die sowjetischen Reparationskommandos hatten bereits sämtliche landwirtschaftlichen Maschinen und Geräte, den Viehbestand, Getreide- und Futtervorräte sowie Saatbestände in die UdSSR transportiert.
Da mehrere Millionen Rotarmisten verpflegt werden mußten, wurde der Großviehbestand (Rinder, Schweine, Schafe und Ziegen) schnell drastisch reduziert. Die letzten Gänse, Enten, Puten, Hühner, Tauben, Kaninchen und sonstiges Kleinvieh "beschlagnahmten" schließlich Marodeure, Partisanen und slawische Zivilisten, die nach den sowjetischen Truppen überall durch die besetzten Ostgebiete streiften.

Ereignisse nach dem sowjetischen Einmarsch in Ostpreußen

Einmarsch der sowjetischen Truppen in Königsberg am 9. April 1945, Internierung im Lager Karmitten im April 1945

Erlebnisbericht der Hildegard R. aus Königsberg in Ostpreußen (x002/116-119): >>Am 9. April 1945 ereilte uns in Königsberg das Schicksal, dem wir zu entrinnen geglaubt hatten, weil wir bis zu diesem Tag von Bombenangriffen, Artilleriebeschuß und Tiefffliegern auf unsere Häuser zwischen der Kunstakademie und Juditten verschont geblieben waren.
Noch heute vermeine ich das unheimliche Geräusch der Stalinorgeln zu hören, dem plötzlich eine unheimliche Stille folgte, als die Nahkämpfe in unseren Gärten begannen. Apathisch und vorbereitet durch die lange Belagerungszeit ließ man alles über sich ergehen, hielt Schmuck, Stiefel und Getränke den die Kellertreppe hinunterstürzenden, wild um sich blickenden russischen Soldaten entgegen, um sie von einer jungen Frau abzulenken, die bei meinem Mann und mir im Luftschutzkeller saß.
Nachdem keine "Uhri" mehr zu finden war, suchten sie nach versteckten Frauen, und viele Male wurde Frau T. in den Nebenraum geschleift; denn aufrecht gehen konnte sie nicht mehr. Gegen Abend wurden die Bewohner unserer Straße – es waren ca. 30 Menschen – in den größten Keller getrieben. Jeder trug sein Luftschutzgepäck bei sich. Niemand getraute sich einzuschlafen, denn ob jung oder alt, immer neue Soldaten holten ihre gellend schreienden Opfer aus dem Keller.
Am Morgen mußten wir uns auf der Straße aufstellen, nachdem man uns das Gepäck abgenommen hatte. Die meisten hatten nur eine Tasche mit Lebensmitteln bei sich. Von einigen Straßen wurden die Menschen zusammengetrieben, und als eine junge Frau bei der Berührung durch einen russischen Soldaten auswich, erschoß er sie mit zwei Schüssen. Ein Mann, der sie beschützen wollte, wurde von dem Täter mit Tritten in den Rücken um die Straßenecke geführt. ...
Ob alt, ob jung, alle wurden über noch nicht vollständig entminte Felder bei Juditten gejagt und mußten bis zur Ausgangsstelle zurück. Nun wurden die Männer von uns Frauen getrennt und weggeführt. Die Übriggebliebenen trotteten abgestumpft und müde ihrem gut deutsch sprechenden Führer nach. Es ging an der Fürstenschlucht vorbei. ... Der Weg war mit Leichen von deutschen Soldaten und zerschossenen Fahrzeugen bedeckt. Über uns flogen sowjetische Flugzeugverbände in Richtung Innenstadt, in der noch Widerstand geleistet wurde. ... Wir wußten nicht, wohin es ging, oft hörte man das Wort "Sibirien".
Es dunkelte, vor uns lag die brennende Stadt. Wir wußten nicht, durch welche Straßen wir getrieben wurden. ... Da hieß es: "An die Mauer stellen!" Hin und wieder schrie jemand und weinte. Wir erwarteten irgendwie unser Ende. Nichts geschah. Dann mußten wir uns wieder aufstellen und wurden in Häuser gejagt und in Zimmern eingepfercht, bis der Rauch und die Hitze unerträglich wurden. Um Mitternacht ging es dann wieder nach der Außenstadt, und in den Gärten von Ballieth wurde Rast gemacht. Wir bogen die Zweige der Sträucher auseinander und legten uns todmüde darauf. Die kalte Aprilnacht ließ unsere Glieder erzittern, doch etwas Ruhe fanden wir.
Am Morgen des 10. April ging es weiter durch's Samland. Die folgende Nacht verbrachten wir in einer großen Scheune, alle (waren) stumm vor Angst und Leid und verzweifelt über das, was wir auf unserem Leidensweg gesehen hatten. An der Spitze des Zuges gingen ein paar Franzosen. Einer von ihnen trat auf eine Mine und wälzte sich in seinem Blut, bis er durch einen Schuß des Postens erlöst wurde.
Mütter setzten sich mit ihren Kindern an den Wegrand und weigerten sich, weiterzugehen. Der Posten riß sie hoch und stieß sie mit dem Kolben vorwärts. Handwagen mit kranken

Menschen mußten stehengelassen werden. In jeder Männerleiche, die mit dem Gesicht auf dem Erdboden lag, sah ich meinen Mann. ...
Nach 14 Tagen kam ich zum Verhör. Ein Posten brachte mich ins Gutshaus. Dort stellte sich ein junger Russe vor mich hin und schlug (mich) mit einer Reitpeitsche ... und schrie: "Du lugst, du lugst!", als ich meine Mitgliedschaft (in der NSDAP) verneinte. Dann nahm er mir meine Handtasche mit Photographien und Geld weg und ließ mich in einen anderen Stall bringen. ... Hier war kein Fenster, so daß man tagsüber im Dunkeln saß. Dort war ein Bottich für Exkremente aufgestellt, der überschwappte und uns beschmutzte. Ich fand dort zwei bekannte Frauen wieder, deren Rücken blutig zerschlagen waren.
Wieviel Tage ich dort zugebracht habe, weiß ich nicht, ich verschlief die Zeit; denn ich litt an ruhrähnlichen Durchfällen und fiel oft in Ohnmacht. ...
Ende April hieß es plötzlich: "Alle aus unserem Stall aufstellen, es geht nach Königsberg zurück." Im großen Gutspark standen einige hundert Männer und Frauen. Unter den Männern sollen viele Angehörige der Königsberger Intelligenz gewesen sein, auch Professoren der Universität. Ich sehe vor mir einen alten Herrn, der vor Schwäche auf der Erde lag und seine Arme gen Himmel hob und rief: "Ach bitte, nehmt mich doch mit."
Doch jeder war so hinfällig, daß er sich selbst kaum schleppen konnte. Und doch kamen wir unter Aufbietung der letzten Kräfte in Rothenstein an, wo wir in ein anderes Lager sollten. Eine Nachbarin und ich wagten es am nächsten Morgen, allein durch die schwelende Stadt zu gehen.
In der Hagenstraße sahen wir einen offenen Fleischerladen, in dem ein Stück Pferdefleisch hing, das wir gierig einpackten. Nur hin und wieder trafen wir einen Soldaten, der uns "Matkas" gehen ließ, weil er nichts in unseren Taschen fand. In unserer Straße (herrschte) Totenstille und (man sah) kein Lebewesen. Wir legten uns in ein Gartenhaus und wurden dort von einer anderen deutschen Frau gefunden, die uns zu sich in ihr Zimmer nahm und uns in unserer Krankheit beistand, bis sie als erste von uns starb. Meine Weggenossin verhungerte später ebenfalls. Beiden verdanke ich mein Leben.
Bald mußten wir in eine größere Gemeinschaft von Deutschen, denn Partisanen, die den russischen Soldaten folgten, setzten uns jetzt zu und nahmen uns das weg, was wir in den Kellern wiedergefunden hatten. In den verlassenen Wohnungen sah es wüst aus. Die Betten waren aufgeschlitzt. Weckgläser (hatte man) geöffnet und verunreinigt, Polstermöbel durchstochen und den Bezug abgeschnitten. ...<<

Ereignisse nach dem sowjetischen Einmarsch in Westpreußen

Einmarsch der sowjetischen Truppen in Elbing im Februar 1945

Erlebnisbericht des Pfarrers A. W. aus der Stadt Elbing in Westpreußen (x002/453-456):
>>Am 5. Februar 1945, 11 Uhr abends, brachen die Russen in den Luftschutzkeller unseres Pfarramtes ein. Ich stellte mich ihnen in der Tür entgegen. Neben mir stand meine Frau.
Da ich das Russische beherrschte, erklärte ich ihnen in ihrer Sprache, daß ich der Geistliche meiner Gemeinde wäre. Auf dieses Wort senkten sich die auf uns gerichteten Gewehre, und ich wurde gefragt, ob sich in diesen Räumen deutsche Soldaten oder Waffen befänden. Ich konnte mit nein antworten. Man drohte, mich niederzuschießen, falls sich meine Aussage nicht bewahrheiten würde. Eine genaue Untersuchung bestätigte jedoch meine Worte. So ließ man mich und die anderen Insassen des Kellers unbehelligt, nur Uhren, Ringe und Schmuck wurden uns sofort auf das roheste abgerissen. ...
Am Tage nach dem Einbruch verkündeten die Russen durch Lautsprecher unterunterbrochen vom Morgen bis zum Abend: ... "Wir kämpfen nur gegen das Militär. Die Zivilbevölkerung bleibt unangetastet in ihren Wohnungen und bei ihrer Arbeit. Die Verpflegung wird eine bessere werden, als sie bisher gewesen ist." Dabei wurde von Anfang an geplündert, geschändet und gemordet. ...
Am 12. Februar erschienen ... Soldaten und trieben alles mit der Lüge auf die Straße, alle müßten zum Kommandanten zwecks Registrierung der zurückgebliebenen Bevölkerung. Wir wurden in Gruppen zusammengetrieben, und dann ging es los auf den Marsch durch Eis und Schnee, aus der Stadt hinaus nach Osten, ohne Rücksicht auf Alter und Geschlecht. Ich marschierte neben meiner Frau und unserer Gemeindeschwester. ... Wer nicht weiter konnte und ermüdet niedersank, ob Greis, ob Kind, wurde kurzerhand kaltblütig erschossen oder erschlagen. Proteste wurden mit Hohnlachen beantwortet. Mir war es klar, wohin der Weg führte. Nur eine Flucht konnte hier Rettung bringen. Gott half.
Als wir in stockfinsterer Nacht durch ein ganz zerstörtes Dorf getrieben wurden, schlugen wir uns mit einigen Leidensgenossen unbemerkt in eine Seitenstraße. Hier hielten wir uns eine Woche lang in einem zertrümmerten Haus versteckt. Zu essen gab es genug. Wir fanden Brot und Speck, die von der geflohenen oder vertriebenen Bevölkerung zurückgelassen waren.
Als nach einer Woche die Marschkolonnen der Verschleppten ein Ende nahmen, wagten wir es, nach Elbing zurückzuschleichen. Im Pfarrhaus war unterdessen das meiste ein Raub der Plünderer geworden. Einige gut versteckte Wertsachen fanden wir wieder.
Notdürftig richteten wir uns ein. Die durch den Beschuß zertrümmerten Fensterrahmen und Scheiben ersetzten wir so gut es ging, durch aus einer benachbarten Gärtnerei herbeigeschaffte Frühbeetfenster.
Vor der Tür unseres Pfarrhauses lagen 5 tote Wehrmachtssoldaten. Wir bestatteten sie im Garten. Nachts war das Grab von den Russen wieder aufgegraben worden, weil sie vermuteten, ich hätte dort irgendwelche Kirchenschätze vergraben. Auf dem St. Annenfriedhof befanden sich als Erbbegräbnisse viele kleine Kapellen, in deren Gewölben die Särge der Verstorbenen standen. Alle diese Gewölbe und Särge sind von den Russen aufgebrochen worden. So groß war die Gier nach Raub, daß man nicht einmal den Toten ihre Ruhe lassen konnte.
Tag und Nacht brachen ohne Unterlaß zuerst russische, dann polnische Banden in die Häuser ein, so daß ich während der ganzen Zeit bis zur Ausweisung nachts in Kleidern habe schlafen müssen, da sie einem, wenn man sie nicht am Leibe hatte, entwendet wurden. Zugedeckt habe ich mich mit meinem zerrissenen Mantel, da alle Betten fortgetragen worden waren. Sogar meine beiden Talare entrissen die Räuber mir. ...
Nach meiner Rückkehr ... machte ich mich sofort an die Pflichten meines Amtes. Da alle Kirchen zertrümmert waren, richtete ich mir in der Stadt in einigermaßen erhaltenen Häusern

Andachtsräume ein, wo ich ... Gottesdienst hielt. Trotz der stetigen Gefahr, auf der Straße aufgegriffen und erschlagen zu werden, fand sich stets eine große Zahl von Andächtigen zusammen.
Dann sammelte ich die in Elbing zurückgebliebenen Konfirmanden ... und unterrichtete sie weiter. ... Bis zur Ausweisung taufte ich noch 175 Kinder. ... Groß war die Zahl der Sterbefälle. Ich habe in dieser Zeit über tausend Tote auf allen fern voneinander liegenden Friedhöfen Elbings bestatten müssen, darunter eine Reihe von Ermordeten. Gottes Wort hat in dieser Trostlosigkeit viel Trost gespendet.
Unter energischer Mithilfe einer aus Königsberg geflohenen Schwester, Elfriede E., gelang es mit Gottes Hilfe, trotz aller fast unüberwindlich erscheinenden Hindernisse ein Alters- und Siechenheim für Deutsche einzurichten, das zuletzt über 64 Betten verfügte.
Am 1. April 1945 übergaben die Russen die Zivilverwaltung der Stadt den Polen. Ich verlangte vom neu eingesetzten polnischen Verpflegungsamt für die Insassen unseres Siechenheimes Brot und Lebensmittel, da wir aus eigenen Mitteln nicht mehr imstande waren, das Nötigste zu beschaffen. Nachdem ich anfänglich mehrmals schnöde abgewiesen wurde, gaben die Polen doch schließlich ... nach und stellten Brot und auch einige Lebensmittel unentgeltlich zur Verfügung.
Nach und nach gelang es mir noch, für 830 Notdürftige, die in der Stadt zerstreut lebten, vom Verpflegungsamt Brotmarken zu erhalten, die ich ihnen monatlich austeilte, so daß viele dadurch vom Hungertode gerettet werden konnten. So war ich alle Tage vom Morgen bis zum Abend in Bewegung. Dieses stetige Trösten und Helfen in Gottes Namen gab mir immer neue Kraft und neuen Mut.
Zu dieser Zeit erschienen an den Straßenecken große Plakate mit der Ankündigung der zwangsweisen Aussiedlung aller Deutschen aus Elbing, die auch etappenweise vollzogen wurde. Da auf diese Weise die von mir bis dahin betreute Gemeinde aufgelöst und abtransportiert wurde, hörte meine Tätigkeit in Elbing auf, und ich war meiner Pflicht zum Bleiben enthoben.
Am 14. Juli 1946 erging der Befehl des Abtransports auch an mich. Zu 2.500 Menschen wurden wir in 2 große Kähne gepfercht und ... nach Danzig-Neufahrwasser befördert. Hier verlud man uns in geschlossene Güterwagen ohne jegliche Sitz- oder Liegegelegenheit. Nur das nötigste Handgepäck, 10 kg, durften wir mitnehmen. Nach langer Fahrt hielt unser Zug in Frauendorf, einer Stettiner Vorstadt. Hier wurden wir mit vielen anderen, die vor und nach uns eintrafen, auf 2 Wochen in Lagern eingesperrt. ... Auf meine Bitte hin gestattete der Lagerkommandant, allmorgendlich Andachten unter freiem Himmel zu halten, die wir Amtsbrüder abwechselnd verrichteten. ...<<

Ereignisse nach dem sowjetischen Einmarsch in Ostpommern

Einmarsch der sowjetischen Truppen in Schivelbein am 3. März 1945

Erlebnisbericht des Superintendenten W. L. aus Schivelbein, Kreis Belgard in Ostpommern (x002/249-253): >>3. März 1945: Ganz in der Frühe meldete sich ein Amtsbruder bei mir ab, der mit seiner ganzen Gemeinde treckte. Schneller hätte sich wohl kaum die Übergabe eines Pfarramtes vollziehen können. Am Morgen meldete ein anderer Amtsbruder, daß russische Panzer in seiner Gemeinde gesichtet seien.

Wie lächerlich wirkten bei dieser Meldung die schnell in Stadt und Land errichteten Panzersperren. Beim zweiten Anruf fragte mich dieser Geistliche, was er tun solle. Ich bat ihn, einen Entschluß in der Verantwortung vor Gott und seiner Gemeinde zu fassen. Auch er treckte dann mit seiner Gemeinde. Beide Pastoren habe ich nicht wiedergesehen. Einer von ihnen starb Ende 1945 in Vorpommern, der andere hat sich mit seiner Frau und wohl auch der Tochter das Leben genommen, als sein Treck von den Russen überrannt wurde.

Als mich mittags ein Gemeindemitglied anrief, schlug ... der erste Kanonenschuß in den Kirchturm, in dem mein dritter Sohn mit einem Freund die herannahende Front beobachtete. In Staub gehüllt erschien er bald, und die dankbaren Eltern konnten ihn erfreut begrüßen. Er sollte uns später oft eine wirksame Hilfe sein, etwa auch durch Klavierspiel für die plündernden Russen. Er ist mir nie von der Seite gewichen. Wir gingen mit Nachbarn, die sich bei uns eingefunden hatten, in den Keller des Pfarrhauses.

Es war doch ein eigenartiges Gefühl, als ich durch die Tür lugend russische Panzer an der Kirche stehen oder weiter gegen Kolberg vorstoßen sah. Die (sowjetischen) Fronttruppen machten einen guten Eindruck, was an Etappentruppen folgte, war furchtbar. Wir zogen uns in dieser Nacht nicht aus, was auch später noch sehr oft geschah.

Am ... Morgen kamen Gemeindemitglieder zu uns, dankbar, daß sie uns fanden und daß wir alles überstanden hatten. "Nun sind wir russisch", mit diesem Gefühl der Erleichterung wurde die neue Lage festgestellt. Wie dankbar war ich, daß die Kirche (noch) stand und auch in der Stadt nicht allzu große Schäden entstanden waren. Wie schnell wurde aber alles anders.

Es wurde schon allerhand von Verhaftungen, Austreibungen, Erschießungen und Vergewaltigungen erzählt. Das gesamte, sonst geordnete Leben stand mit einem Male still. Es gab kein Geld, keine Läden mehr, kein Gas und kein Licht.

Schon am Sonntag, also einen Tag nach der Eroberung der Stadt merkten wir, daß wir es mit einem unbarmherzigen Feind zu tun hatten. Sämtliche Polizisten, die treu auf ihrem Posten ausgeharrt hatten, waren erschossen. Sie lagen auf dem Marktplatz und in seiner Nähe. Mein Nachbar, ein Schmiedemeister, wurde an meinem Gartenzaun von einem ehemaligen Gesellen, einem Ausländer, aus Rache erschossen.

Nach kurzer Zeit hörten wir, was für Schicksale und Tragödien sich in wenigen Nächten abgespielt hatten. Ganze, gut kirchliche Familien hatten sich das Leben genommen, waren ins Wasser gegangen, hatten sich zusammen erhängt, die Pulsadern aufgeschnitten oder sich in den Häusern verbrennen lassen. Zu Furchtbares hatten sie gesehen und erlebt. Viele Mitglieder einer Familie lagen später auf dem Friedhof im Tode vereint.

Ich selbst hielt mich 2 Nächte im Kirchturm versteckt, weil ich unsicher war, wie die Russen sich zu einem Geistlichen stellen würden und weil ich mich nicht freiwillig verschleppen lassen wollte. Ich nahm Abschied von meiner Familie. Die Nächte im Kirchturm stehen lebendig vor meinem Auge. Ich konnte sehen, wie die Russen Stroh in die Läden brachten, um ein Haus nach dem anderen anzuzünden. Nach 2 Tagen zeigte ich mich wieder öffentlich und kam wieder mit meiner Familie zusammen. Nun begannen viele furchtbare, lange Tage und lange Nächte. Schivelbein wurde besonders gebrandschatzt, weil sich die Stadtbevölkerung angeblich verteidigt hatte.

Eine besonders schwere Wunde wurde uns dadurch zugefügt, daß unser altes herrliches Gotteshaus, eine Ordenskirche aus dem frühen Mittelalter, am ... 4. März in Flammen aufging. Wir mußten zusehen, wie die Kirche, an der die Gemeinde mit ganzem Herzen hing, völlig zerstört wurde. Ein Löschen war nicht möglich und auch nicht erlaubt.
Die Russen schossen Brandgranaten in den Turm, dessen oberste Spitze eine Holzverkleidung trug. Eine ganz kleine Flamme schlug zuerst aus dem Turm, und in der Nacht war die Kirche völlig ausgebrannt. Die Glocken stürzten rasselnd herunter, und die Gewölbe brachen allmählich in sich zusammen. Die ganze Nacht waren wir bemüht, unser Haus zu retten, das in unmittelbarer Nähe der Kirche lag. Wir waren dankbar, daß uns dies gelang. Unser Haus hatten wir schon vorsichtigerweise geräumt, weil die Brandgefahr zu groß war. ... Von der herrlichen Orgel blieb nur ein kleiner Zinnrest übrig.
Bei Tag und Nacht zogen plündernde Soldaten durch alle Häuser, die immer offenstehen mußten. Wie oft habe ich die Soldaten durch unsere Räume begleitet. Besonders schlimm waren die Nächte. Eine Reihe junger Mädchen suchte bei uns Zuflucht (im Pfarrhaus), und durch Gottes Freundlichkeit konnten sie auch wirklich, wenn auch unter dramatischen Umständen, Schutz finden. Vergewaltigungen, auch von Konfirmandinnen, nahmen überhand.
Um ein wenig sicher zu sein, wohnten oft Gemeindemitglieder eng zusammen, bis zu 80 Menschen in einem Zimmer. Im Pfarrhaus suchten und fanden Gemeindemitglieder Zuflucht und bildeten mit meiner Familie eine schöne Notgemeinschaft. In besonders lieber Erinnerung stehen mir die Abendandachten, zu denen wir uns nach oft sehr schwerem Erleben am Tage regelmäßig versammeln konnten.
Ich selbst wurde gleich in den ersten Stunden sehr gewalttätig, mit dem Revolver vor der Stirn, bedroht, weil ich einem unheimlich aussehenden Russen den Aufenthalt meiner Frau nicht nannte, die wie durch ein Wunder immer bewahrt geblieben ist. In der Nacht wurde ich von einem Russen stark ... geschlagen, weil ich mich schützend vor unsere Hausgehilfin stellte.
Am 7. März, dem ersten Geburtstag unseres Jüngsten, sollten wir von einem Mongolen erschossen werden und waren bereits, während er seine Waffen fertigmachte, in der Küche aufgestellt. Da stimmte meine sonst sehr zurückhaltende Frau den 62. Psalm an ("... Denn er ist mein Fels, meine Hilfe, mein Schutz, daß ich gewiß nicht fallen werde. ..."), den sie kürzlich bei der Einsegnung gesungen hatte. Den Schlußteil der Verse sangen wir mit. ... Der Russe ... gab uns bewegt die Hand und ging dann still aus dem Zimmer. Wir haben noch viel Schweres erlebt, aber dieses Erlebnis ... überstrahlte alles und ließ uns Schweres ertragen. Gott war sichtbar unter uns gewesen.
Erstaunlich war, wie schnell sich hilfsbereite Leute fanden, Kranke zu pflegen, Alte zu versorgen, Tote zu beerdigen. Ein Hilfsaltersheim wurde neben der Superintendentur eingerichtet. An Lebensmitteln war zunächst kein Mangel. In den Läden fanden sich Vorräte, Hühner und anderes Vieh liefen in den Straßen umher. Soweit noch Bauern auf ihren Höfen saßen, wurden wir rührend versorgt. Auch Polen gaben uns Brot.
Eine ganz besonders schwere Stunde war für mich, als ich von meiner kranken Frau Abschied nahm, um mich mit meinem Schwager, der als Volkssturmmann bei uns gestrandet war, zum Arbeitseinsatz bei den Russen zu melden. Mir selbst war klar, daß dieser Arbeitseinsatz nur eine Tarnung war und in Wirklichkeit Verschleppung bedeutete. Zu dieser Meldung wurden alle Männer durch Maueranschlag verpflichtet.
Ohne den Erfolg der Meldung abzuwarten, wurden ... eines Tages sämtliche Männer vom Konfirmanden- bis zum Greisenalter von den Straßen, aus den Häusern verhaftet und in der Oberschule zusammengetrieben. Ich selbst war nicht verhaftet, mußte mich aber melden. ...
Während wir gemustert wurden, trat plötzlich ein Pole, der längere Zeit in Schivelbein als Kriegsgefangener gearbeitet hatte und mich kannte, zu dem ... russischen Oberst hin, zeigte

auf mich und verhandelte mit ihm.
Ich hatte etwa im Jahr 1943 einen verstorbenen polnischen Kriegsgefangenen auf unserem Friedhof wie einen Deutschen würdig beerdigen und auch die Glocken läuten lassen. Das hatten mir die Polen nicht vergessen. Ich selbst habe bei dieser selbstverständlichen Handlungsweise nicht geahnt, daß mir diese Sache ... einmal das Leben retten würde.
Der Oberst war sichtlich beeindruckt von dem Bericht des Polen, trat auf mich zu, legte die Hand an die Mütze und gab mir die Hand mit den Worten – ich höre sie heute noch: "Mein Herr, bitte gehen Sie nach Hause!" Freudig bewegt, wenn auch bedrückt von dem Schicksal der anderen Männer, ging ich nach Hause. ...
Von meinem Schwager ist bis heute kein Lebenszeichen eingetroffen. Auch von den anderen Männern sind nur wenige wiedergekommen. Selbst eben erst Konfirmierte wurden bis in den Ural verschleppt. Schon unterwegs blieben viele Männer an Entkräftung liegen und wurden einfach erschossen. Manch gutes Gemeindemitglied wurde ohne Verhör erschossen, Gründe wurden nicht angegeben. Auch eine Reihe von Frauen wurden verschleppt. ...
Das Gehen auf der Straße war oft sehr gefährlich. Ein Mann, der zu einer kleinen Besorgung unterwegs war, wurde aufgegriffen, mußte eine Viehherde nach Warschau treiben. ... Ich selbst drehte mich meist gar nicht um, wenn auf der Straße hinter mir gerufen wurde. Es war immer wieder ein erschütternder Anblick, größere und kleinere Trupps von deutschen Männern, oft auch gefangene Soldaten, durch unsere Straßen ziehen zu sehen, ohne ihnen helfen zu können.
Nach meiner Entlassung brannte ich nun darauf, wieder meines Amtes als Seelsorger zu walten. Vom polnischen Bürgermeister, der auch schon während des Krieges als Kriegsgefangener in Schivelbein beschäftigt war, bekam ich einen Paß in polnischer, russischer und deutscher Sprache, auf Grund dessen ich voll amtieren konnte.
Zunächst galt es, etwas im stillen zu wirken, Tote zu beerdigen und Schwerkranke zu besuchen. Wir haben auf unserem Friedhof einige Hundert bekannte und unbekannte Menschen jeglichen Standes und Alters, darunter auch viele Soldaten, beerdigt. An jedem Grabe wurde eine kleine Feier, oft ohne Angehörige, nur mit den Friedhofsarbeitern, abgehalten.
Es wurden lange Reihengräber angelegt und meistens die Toten, wie im Felde, in Tücher gehüllt und beerdigt. Manchmal wurde auch schnell eine schlichte Kiste gezimmert. Ganz neue Grabreihen entstanden. ... Wie oft bin ich zum Friedhof gegangen, meistens täglich und dann eigentlich immer im Talar, quer durch die von Russen und Polen wimmelnden Straßen. Man hat mich eigentlich immer mit Respekt behandelt. ...
Wir haben ... davon gelebt, daß wir Möbel und Wäsche verkauften. Auch sonst schickte Gott immer wieder freundliche Menschen. ...
Die Kollekten in den Gottesdiensten ergaben immer soviel Zlotys, daß wir wöchentlich vielen Alten und Armen dafür haben Brot kaufen können. Die Barmherzigkeit in der Gemeinde war trotz eigener Not nicht erstorben. Oft konnte auch das deutsche Geld gegen polnisches Geld eintauscht werden.
Wir lebten immer mit der Gemeinde wie auf einem Vulkan. Am Morgen fragte man, wer in der Nacht geplündert war. Sicherheit für Deutsche gab es überhaupt nicht. Morgens hörte man das Klopfen mit Gewehrkolben an den Türen, um Leute zur Arbeit herauszuholen. Viele Unglücks- und Todesfälle, hervorgerufen durch betrunkene Polen und Russen, erregten uns immer wieder. In ihren eigenen Häusern wohnten nur noch die wenigsten. Die Bauern waren Arbeiter bei den Polen, die Handwerker waren Gehilfen bei polnischen Handwerkern.
Sehr schwierig war die Betreuung der Kranken in den Krankenhäusern. Deutsche Ärzte und Schwestern leisteten Vorbildliches, aber später waren die Kosten in Krankenhäusern und für Medizin unerschwinglich hoch. Dankbar denke ich an die polnische Apothekerin im zweiten Pfarrhaus, die uns nicht selten umsonst Medizin gab. Typhus und schlimme Hautkrankheiten

gingen um. Ich hatte stets Zugang zu den Krankenhäusern und Lazaretten, in denen noch deutsche Soldaten gepflegt wurden. Ich konnte Seelsorge üben und Andachten ungestört halten.
Ein Ghetto für Deutsche war geplant, wurde dann aber nicht durchgeführt. Eine freundliche Fügung Gottes war es, daß die Superintendentur von allen Beschlagnahmungen verschont blieb und so dem Dienst für die Gemeinde erhalten blieb. ...
Meine Wohnung wurde auch nicht mehr geplündert. Es hieß, daß man für mein Haus ein Plünderungsverbot ausgesprochen hatte. Überrascht war ich immer, wie schnell sich die Deutschen in ihren kümmerlichen Wohnungen wohnlich und gemütvoll einrichteten. Bald lag eine Decke auf dem Tisch und erfreute ein Blumenstrauß das Auge, mochte die Vase auch eine Konservenbüchse sein. ...<<

Ereignisse nach dem sowjetischen Einmarsch in Danzig

Eroberung der Festung Danzig durch sowjetische Truppen Ende März 1945 und Gewalttaten nach dem Einmarsch der Roten Armee

Erlebnisbericht der Klara S. aus Danzig (x001/295-302): >>Danzig wurde aufgefordert, sich zu ergeben. "Lieber sterben" war die Antwort. Wir wurden nicht gefragt und wollten doch so gern leben.

Nun ging es los. Bombenhagel und (die sowjetische) Ari (Artillerie) ballerte wie verrückt. In unserer Nähe fiel ein Haus nach dem anderen in Schutt und Asche. Das Haus der Kaufmannsfrau (sie gab bis zuletzt nichts ohne Marken) fiel in 5 Minuten bis zum Keller herab. In der Nacht flüchteten wir aus der Stadt. Unser Nachbar G. fuhr mit seinem Gespann nach der Hundegasse, um noch ein Faß Machandel (Wacholder) zu holen. Er wurde samt Pferd und Wagen tief in die Erde bombardiert. Seine Angehörigen fanden nichts mehr zum Begräbnis. Herr M. starb an Herzschlag. Im Galopp wurde er zum Friedhof gebracht und schleichend und kriechend kamen Frau und Tochter zurück.

Unser Hinterhaus erhielt einen Treffer. Alle Einwohner, ca. 18 bis 20 Personen, waren im Keller versammelt. Die Erde bebte, und das Haus schwankte wie ein Schiff auf hoher See, das Licht erlosch, wir waren mit Schutt bedeckt. Durch die Luke wurden wir hochgezogen, niemand hatte außer Hautabschürfungen großen Schaden davongetragen. ...

Ein furchtbarer Treffer riß die Tür ein. Ein Flammenmeer kam uns entgegen. Jetzt war es höchste Zeit. Nur mit einem nassen Handtuch vor dem Mund suchten wir einen Ausgang. Die Kellerluke war durch brennende Gebäudeteile versperrt. Durch eine Öffnung gelangten wir mittels eines Stuhles auf die Straße. Es ... herrschte Finsternis, glühende, qualmende, unerträgliche Finsternis. Wohin sollten wir?

In der Johanniskirche war alles überfüllt. Keiner kam hinein. Wieder über uns ein Bombenhagel. Wir suchen am Boden die kleinste Deckung. Nun zur "Langen Brücke", ein Feuermeer, die Speicherinsel brennt. Hinein in ein Haus. Die Leute stehen im Türeingang und schieben uns nach hinten. Wieder ein Treffer. 5 Personen aus dem Türeingang sind tot.

Wir ... (hasten weiter) ... rauf zum Damm. Der große Bunker ist überfüllt, auch die Treppen, also weiter in glühender, sengender Finsternis. ... Brennende Menschen schieben sich als Feuersäulen (aus dem Hochbunker) heraus. Ein brennender Giebel stürzt fast auf uns. Wir lassen hier alles liegen, nur die Handtasche bleibt. ... Die Straße ist besät mit Koffern, Mänteln und Menschen, die gekrümmt, verbrannt, tot oder sterbend dort liegen.

Mit uns laufen viele, viele Menschen um ihr nacktes Leben. ... Das Gebäude der Gasanstalt ist massiv, ... 2 riesige Abwehrgeschütze flankieren die Seiten. Das Gebäude ist bereits gestopft voll. Uns wies man nach oben in die Amtsräume, wo wir uns am Boden unter den Tischen lagerten. Nach mehreren Einschlägen waren wir mit Glas überschüttet.

Einer von der Aufsicht holte uns in den Keller hinunter. Hier im Keller waren ca. 2.000 Frauen und Kinder und alte Leute untergebracht. Ein trübes Licht brannte, die Luft war trotz der Entlüftung zum Ersticken. Die dauernden Einschläge brachten uns dem Wahnsinn nahe. ... Außer Greisen und Kranken (waren hier) nur Frauen und Kinder. (Unentwegt hörte man) Seufzen, Jammern, Stöhnen und Kindergeschrei. Wir waren auf dem feuchtkalten Zementboden ganz gelähmt. ... Das Austreten war eine Katastrophe. ...

Gegen 2 Uhr nachts waren die Russen auf 100 m heran. Dann hieß es: "Wollen wir uns ergeben?" "Ja!, schrien alle, und als erstes wurde in der Gasanstalt die weiße Fahne gehißt. Die Abwehrgeschütze stellten ihr Feuer ein, und wir warteten der Dinge, die kommen sollten. Es dauerte keine halbe Stunde, da erschien eine russische Abordnung, ungefähr 20-24 Personen in neuen Uniformen, gutaussehend und deutsch sprechend.

Nun hieß es: "Männer heraus". Da aber nur alte und kranke Männer da waren, passierte ihnen

nichts. Uns wurde bedeutet, wer noch ein Heim hätte, sollte dieses aufsuchen, es würde nicht mehr bombardiert. Wir suchten nun Walters Wohnung ... auf. Sie war zwar verschlossen, aber wir öffneten sie gewaltsam. Und, o Wunder, wir kamen in eine gemütliche, gut aufgeräumte Wohnung. Sie war von Fremden belegt, die sich im Bunker befanden, aber auch als diese Leute kamen, haben wir uns gut vertragen. Wir waren 10 Personen. Erst wurde Kaffee gekocht und gründlich gespeist.
Wir hofften, die Russen würden es gnädig mit uns machen; aber weit gefehlt! Schon gleich ging es los. Herr B. stand in der Tür, der erste Russe riß ihm gleich die Uhr aus der Weste. Ein Wagen, mit Teppichen ausgelegt, fuhr glatt vor die Tür. 4 russische Offiziere stiegen aus und verlangten von uns etwas zu trinken. Sie nahmen aber nur Wasser, Kaffee oder Tee lehnten sie anscheinend aus Angst ab, vergiftet zu werden. Sie waren höflich und freundlich und teilten auch Zigaretten aus.
Herr B. saß dauernd am Klavier und spielte mit bebenden Händen alle russischen Lieder, die ihm einfielen, aber wegen der Angst fielen ihm nur wenige Lieder ein. Wir nähten Knöpfe an, stopften Risse an den Uniformen, während die Offiziere ruhten. Das war unser Schutz, (denn) die Soldaten, die plündern wollten, verschwanden beim Anblick der Offiziere. Nach Anbruch der Dunkelheit fuhren die Offiziere fort, und nun waren wir geliefert.
In Rotten von fünf bis zehn Mann kamen jetzt die Soldaten plündern und schänden. Nun ... (hieß) es nur "Uri, Uri," und "Frau, komm". Wir saßen bei einer Kerze beisammen. Ich hatte Binge B., ein strammes Mädel von 13 Jahren, auf dem Schoß, hatte ihr die Haare in steife Zöpfe geflochten und ihr gesagt, recht kindisch zu tun. Das schützte mich etwas. ...
Frau P. lag im Kinderbett und ließ sich das Wasser aus dem Munde laufen und wimmerte, damit ekelte sie die Leute von sich weg. Wir 6 Personen krochen in die 2 Betten und zitterten und bebten. Erst als neuer Beschuß auf die Altstadt einsetzte, hatten wir ein paar Stunden Ruhe. ...
... Pausenlos schoß die Ari, warfen die Bomber ihre Last und Benzinkanister ab. Wir füllten unsere Handtaschen mit Butter und Zucker, die beiden Männer aßen noch Fleisch, dann war es höchste Zeit für uns, zu türmen. ... Wir rannten nun zum Wasser. ... Wir hatten vergessen, den Vogel zu töten. Herr B. lief zurück. Da hatten die Russen schon das Rad vom Kleiderschrank geholt, das Büfett zertrümmert und saßen auf dem Klavier und hämmerten mit den Füßen auf die Tasten. Den Vogel hatten sie schon rausgeworfen. Aber lange dauerte der Spaß nicht, das Nebenhaus brannte schon.
Wir liefen nun mit brennenden Sohlen und suchten eine Unterkunft. Nirgends ein Fleckchen für uns. Überall Vernichtung und Feuer. Stundenlang irrten wir in dem Grauen umher. Schließlich fanden wir ... neben einem großen Abwehrgeschütz noch 2 Häuser, wo wir uns verkrochen.
Unser Elend wurde noch größer. Die zweite Garnitur Russen war jetzt losgelassen, keine Frau wurde verschont. Vor den Augen der Männer, die mit der Maschinenpistole in Schach gehalten wurden, wurden die Frauen vergewaltigt. Wir versteckten uns, sie fanden uns doch. Ein vielleicht 18-19jähriger hatte es auf mich abgesehen. Mit einer Flasche Wein bewaffnet, zwang er mich in die Telefonzelle. Ich sagte: "Alte Großmama ganz schrumplig." Nun rief er immer: "Großmama muß -". Eine junge Frau mit 3 kleinen Kindern wollte noch schnell im Keller ... verschwinden, als die Horde sie überwältigte ...
Wir waren jetzt noch 8 Personen. ... Herr und Frau M. hielten sich eng umfaßt. Ein Trupp Russen riß die Frau weg, ... dem Mann wurde die Lederjacke ausgezogen, ebenso die Stiefel. ... Ein Pole ... riß mir den Ring ab, der Trauring, schon dünn nach 40 Jahren Tragen, war fast eingewachsen. Da nahm der Kerl das Messer. ... Natürlich riß ich nun den Ring mit der Haut herunter.
Die Nacht über ging es aus und ein. Die Johanniskirche brannte, auch St. Katharinen und Ma-

rien. Wir lagen mit dem Mund zur Erde, ließen uns treten und rührten uns nicht. ...
Am Morgen wurden die letzten Stadtteile Danzigs angezündet. Wir mußten machen, daß wir ins freie Feld kamen. Wir füllten den Geschäftswagen ... mit Kissen, Rucksäcken und vielen Kleidungsstücken ... und eilten über hohe, rauchende Trümmerhaufen durch die Häkergasse.
In der Markthalle, ein rauchendes Stahlskelett, dachten wir, etwas Wasser zu bekommen. Aber in diesem Massengrab waren nur Elend und Tod. Frau J., ein graues Gespenst nur mit einer Pferdedecke behängt, sagte nur immer: "Die Juwelen und Goldsachen sind im Keller." Längst war ihr Grundstück ein riesiger Trümmerhaufen.
Wir liefen durch diese rauchende Wüste und wollten nach Ohra raus. Da dort noch Kampfhandlungen waren, wandten wir uns zur Allee nach Langfuhr hin.
Die Hitze, der Rauch und Durst quälten uns. Die Augen waren kaum zu öffnen. Da wir den Wagen hatten, ging es uns verhältnismäßig gut, viele blieben liegen oder ließen jedes Gepäckstück zurück. In der Allee gerieten wir unter Beschuß, auch dort gab es wieder eine Menge Tote. Wir gingen auf den Friedhof und tranken aus den Regentonnen. ... Eine Abteilung Russen führte uns und nahm sich, was ihr gefiel, besonders Koffer durfte keiner haben.
Nach langer Zeit ging es weiter nach Langfuhr. Hier (war) wieder Kontrolle und Männer (wurden) herausgeholt. Auch Herr M. mußte trotz Alter und Krankheit mit, wir haben ihn nie wiedergesehen. Uns trieb man eine Straße hoch, wo Russen mit Küchenwagen lagerten. Dort bettelten wir um Kaffee und erhielten Brot und heißen Kaffee, d.h. die ersten, denn für viele war nichts mehr da.
Nun sahen wir zu, daß wir fortkamen, denn wir glaubten, eine Unterkunft zu finden, aber die Hauptstraße bestand nur noch aus Ruinen. Alle Häuser unserer Bekannten waren nicht mehr da. Wir gingen in die Nebenstraßen, wo noch viele Häuser standen. Aus Trudchens Wohnung nahm ich eine gefüllte Kaffeekanne, alles war von den Bewohnern verlassen. ... Wieder weiter. ...
In der Nähe der Gärtnereien lagerten wir ... und schliefen trotz Regen und Kälte auf der nassen Erde. Nach einiger Zeit, es war schon dämmrig, ging Frau F. in ein Haus und fand auf einem Herd einen gefüllten Kaffeekessel. So bekamen wir alle etwas Warmes zu trinken. Der Regen wurde stärker und wir froren sehr.
Da gingen wir in ein ziemlich zerstörtes Haus und setzten uns auf die Treppe, denn die Keller und unteren Räume waren mit Flüchtlingen überfüllt. Allmählich wurden wir dreister und durchsuchten die Zimmer. Ein Zimmer war bis zur Decke mit allem Möglichen gefüllt. Die Russen hatten wahllos alles hineingeschleudert und beschmutzt. ...
Ein Ofen war im Zimmer. Nun begannen wir, alles zu verbrennen, um uns einen bescheidenen Platz für die Nacht zu sichern. Bis zur völligen Dunkelheit hatten wir genügend Platz geschafft, daß 6 bis 7 Personen auf der bloßen Diele liegen konnten, wenn man eng zusammenrückte. Wir wickelten uns in unsere Decken und streckten uns aus, froh, ein Dach über dem Kopf zu haben, denn Schnee und Regen wechselten immer ab.
Wenn wir aber dachten, etwas Ruhe zu finden, so irrten wir uns. In Gruppen von fünf bis sechs Russen kamen die Soldaten und nahmen uns unser bißchen Essen und was ihnen sonst noch gefiel, und dann hieß es wieder: "Frau komm!"
Wer nicht gleich mitging, wurde grausam geschlagen und letzten Endes doch gezwungen, mitzugehen, meistens im Treppenflur oder auf der Treppe oder auch in den oberen zerstörten Stockwerken wurden die Frauen mißbraucht, tierisch die Brüste zerbissen und furchtbar gequält, gleich immer von vielen hintereinander. Besonders unsere Frau M., eine 67-jährige, wurde immer wieder geholt. Sie hatte ein Capotmützchen auf und große Brille und hat immer so kläglich gebeten, nichts half.
In einem Kinderbett suchte ich Zuflucht, ganz in alten Büchern und Schutt gewühlt. Die Arme hatte ich mir bewickelt, um den Mantel zu schonen. Da sagte der eine Russe zu mir: "Chory?"

(krank?). Ich bejahte dies, und er ließ mich in Ruhe aus Angst vor Ansteckung. Von da ab war das immer meine Ausrede, ich bekam sogar öfter Zigaretten, die ich dann den anderen Frauen gab, die leidenschaftlich rauchten.
Immer waren noch große Schießereien, immer noch Kanonendonner, daß das Haus bis in die Grundfesten schaukelte. Wir waren schon gar nicht mehr zurechnungsfähig durch Hunger und Angst. Am zweiten Tag kam ein deutscher Dolmetscher und forderte eine Frau, beim Leutnant sauber zu machen. Wir wußten, was das bedeutete, und keine ging mit. Da kam der russische Leutnant selbst, und alle heulten und zitterten. Da sagte ich als die Mutigste:
"Ich komme mit, aber nur robotten, nicht ---" und ging mit. Er brachte mich nur drei Grundstücke weiter in ein halb zerschossenes Haus. Hier hatte sich die berüchtigte GPU. reingesetzt, ca. 20-24 Offiziere und ein paar Mädels als oberstes Gericht. Hier sollte gegessen werden, Vorräte waren genug zusammengetragen. In den Zimmern waren jedenfalls Gefechte gewesen, denn (man sah) Einschüsse in den Wänden und Decken, große Blutlachen überall und Blutspritzer an Wänden und Türen.
Ich nahm einen Eimer Wasser, das ich aus dem Strießbach holen mußte, und fing an zu säubern. Dieser Ekel und Übergeben waren der Anfang einer Reihe Tage mit immer greulicherem Erleben, aber ich mußte weitermachen. Auch Kartoffeln schälen und in der Küche die groben Arbeiten machen, wenn ich ein Zimmer notdürftig sauber hatte, war mein Los von früh 5 Uhr bis nachts. Dann gab es einen Teller Suppe und ein Stück Brot. Allmählich kam ich auch durch die Zimmer rum und half beim Kochen, Brotschneiden usw. Auch zum Bedienen der Offiziere bei Tisch wollte mich eine der Kommissarinnen anstellen, doch die russischen Offiziere lehnten das ab aus Angst, vergiftet zu werden.
Allmählich füllten sich die umfangreichen Kellerräume mit Gefangenen, meistens Frauen und Mädchen, aber auch viele Männer, von Kindern bis zu Greisen. ... In den Kellern unter uns herrschte das Grauen. Dort waren Hunderte von Menschen auf engstem Raum eingesperrt. Sie wurden morgens einmal auf den angrenzenden Hof geführt. ... Tote blieben oftmals einfach liegen, kaum daß sie die anderen zur Seite räumten.
Einmal brachte mir der Dolmetscher Kartoffeln rauf, die ganz mit geronnenem Blut bedeckt waren. Auf mein Befragen sagte er, daß sie einen Deutschen kurz und klein geschlagen hätten, weil er sich widersetzt hätte. Ein anderes Mal warfen die russischen Aufsichtsposten einen Eimer brennendes Karbid unter die Frauen, weil sie ihnen nicht gleich willfährig waren.
Vier Zimmer, zwei mit Kommissaren, zwei mit Kommissarinnen, wurden zur Vernehmung der Gefangenen eingerichtet. Die Vernehmung verlief einfach: Du bist bei der SS, SA oder BDM oder HJ gewesen! Natürlich leugnete jeder. Dann (gab es) einen Schlag mit der Reitpeitsche: "Du lügst, Du warst Parteigenosse!" Bei weiterem Leugnen (gab es) wieder Schläge. Dann das Ergebnis: Ab zum Transport nach Sibirien.
Nur Männer und Frauen oder Jugendliche, die schon zusammengebrochen waren, durften nach Hause gehen, um an der nächsten Ecke wieder aufgegriffen zu werden. So wurden manche drei-, vier- auch fünfmal zur GPU gebracht, ohne sich wehren zu können. Wenn man ca. 200-300 "überführt" hatte, wurden sie abtransportiert.
Ich arbeitete in der Küche neben dem Verhandlungsraum. Einige Frauen baten mich um Essen und Trinken. Ich reichte ihnen auch etwas. Da ließ mir der Russe durch den Dolmetscher sagen, daß man mich beim nächsten Mal erschießen würde. Nun, es sind Leute um weniger Grund erschossen worden.
Frau B. wollte ihre Tochter von 12 Jahren nicht vor ihren Augen schänden lassen. Sie hielt ihre Inge, ein hübsches Mädel mit langem Kraushaar, im Arm. Der enttäuschte Russe knallte beide runter.
Frau P. … wurde von einem Russen überwältigt, ein alter Offizier wartete als nächster darauf. Als sie sich sträubte und ihre Mutter anflehte, erschoß sie der Russe, die Mutter kam mit ei-

nem Rückenschuß davon.
Auf dem Trinitatisfriedhof war die Leichenhalle mit Menschen bewohnt. Zwischen den Gräbern wurden die Frauen vorgenommen, ins Gärtnerhaus hineingeschossen, dadurch die Leute, die sich verkrochen hatten, getötet.
Dies alles spielte sich vor unseren Augen ab.
Das Wasser mußten wir aus dem Strießbach holen, täglich entfernten wir erst die Leichen daraus. Die wenigen Gartenpumpen haben die Russen nur für sich in Gebrauch genommen und dann zerstört. Krank und elend waren wir zum Umfallen, die Ruhr hatten wir alle. Die Toiletten ein Seuchenherd. Wir gingen im Garten über die Stange, Männlein und Weiblein oft nebeneinander.
Durch die schwere Arbeit und ohne Schlaf fiel ich nach ein paar Tagen buchstäblich beim Saubermachen auf die Nase, und das Blut floß aus Mund und Nase. Nur mühsam ging ich nach Hause, kroch ins Kinderbett und wurde bewußtlos. Der Obornik kam mich suchen, als ihm gesagt wurde, ich sei sterbenskrank, sagte er: "Laß sie sterben!" –
Ich schlief ca. 10-12 Stunden. Da rappelte ich mich wieder auf und ging arbeiten, denn alle warteten auf das bißchen Essen, das ich brachte, sonst wären sie verhungert. Der Obornik war im Grunde nicht schlecht zu mir. Als mich polnisch sprechende Frauen verdrängen wollten, sagte er: "Frau gut arbeiten, Frau bleibt, so lange ich bleibe."
Er gab mir auch den Schlüssel zu dem Raum mit den Vorräten, gab mir auch reichlich Proviant mit. Er fragte, ob ich "famili" hätte. Ich gab sechs Personen an. Da gab er mir Brot (die Hauptsache), Fleisch, Zucker, Kaffee und Nährmittel soviel ich tragen konnte.
Im Nebenraum war eine Wache von Russen. Als ich mit meinem Lebensmittelsack herauskam, räuberten sie mich aus. Das nächste Mal brachte mich der Obornik selbst bis zu unserer Gartenpforte. Das zweite Mal schickte er den Chauffeur mit, der trotz Kratzen und Schläge meinerseits gleich aufs Ganze ging. Dieser, ein ziemlich junger Kerl, hatte vier Finger jeder Hand mit Trauringen bis oben besteckt, aber abgeben tat er keinen, so oft ich ihm das auch bedeutete.
Wir hatten uns einen kleinen Vorrat an Lebensmitteln angelegt und gaben auch den Bewohnern des Hauses etwas ab. Viele Eimer Essen mußte ich vergraben, auch viel gekochtes und gebratenes Fleisch, nichts durften die verfluchten Deutschen kriegen.
So ging es zwölf Tage unter harter Arbeit tagsüber und nachts Angst und Schrecken. Die Keller waren von Gefangenen geräumt, ein Zimmer war 1/3 voll Brieftaschen und Geldbündel sowie Pässe.
Dann wurden mehrere Lastwagen gepackt, die GPU. fuhr weiter nach Pommern. Viele Vorräte blieben zurück, l Faß Fleisch, Schmalz und Zucker, Erbsen säckeweise, Essig, Öl und vieles andere. Der Leutnant gab mir den Drücker zur Wohnung und sagte: "Alles für Frau."
Da haben wir dann geschleppt, was wir konnten, gaben auch anderen etwas ab, und auf ein paar Wochen dachten wir genug zu haben. Aber nun traten außer Russen die Polen in Erscheinung.<<

Ereignisse nach dem sowjetischen Einmarsch in Schlesien

Einmarsch der sowjetischen Truppen in Liegnitz am 9. Februar 1945

Erlebnisbericht der Selma B. aus der Stadt Liegnitz in Schlesien (x001/467-469): >>Nachdem viele Liegnitzer und aufgenommene Flüchtlinge aus Oberschlesien Liegnitz verlassen hatten (von Ende Januar bis 8. Februar 1945, um sich "in Sicherheit" zu bringen, begann für uns Zurückgebliebene eine bange Zeit. Auch wir hatten alles gepackt, um zu flüchten, aber durch die Berichte der Heeresleitung sowie Reden des Kreisleiters wurden wir teils in Sicherheit gewiegt, teils glaubten wir den Versprechungen des letzteren, daß im schlimmsten Fall Fahrzeuge zur Verfügung gestellt würden, um uns hinauszubringen.

Auf die tiefverschneite und vereiste Landstraße trauten wir uns nicht, da wir schon manche Nachricht vom Erfrieren der Geflüchteten bekommen hatten. Mit der Bahn wegzukommen, war in den Tagen bis zum 8. Februar 1945 kaum möglich. Tage- und nächtelang saßen vielhundert Menschen auf dem großen Bahnhofsplatz und in den Wartesälen auf ihren Habseligkeiten und waren ebenfalls dem Tode des Erfrierens ausgesetzt. Und nach dem 8. Februar 1945 morgens fuhr sowieso kein Zug mehr.

Am frühen Morgen des 8. Februar 1945 wurden wir durch Trommelfeuer geweckt. Da zogen auch die letzten Bewohner unseres Hauses mit Handwagen fort. Meine Tochter, die seit den Terrorangriffen auf Hamburg im Jahre 1943 bei mir war, und ich waren als einzige zurückgeblieben. ... Ich war fest entschlossen, auszuhalten, was auch kommen mochte.

Am Mittag erfolgte ein Tiefflliegerangriff, der Tote und Verletzte forderte. Am Nachmittag folgten 2 oder 3 weitere Angriffe, und ich folgte der Einladung unseres Fleischermeisters, seinen Luftschutzkeller aufzusuchen, in dem schon etwa 30 Personen Schutz gesucht hatten. Wir verbrachten dort 3 Tage und 4 Nächte.

Am 9. Februar ... begannen Straßenkämpfe. Es pfiff und zischte dauernd an den kleinen Fenstern vorüber. Am Spätnachmittag hörten wir plötzlich furchtbares Triumphgeschrei, fremde Laute. Wir wußten, daß die Russen in unserer Straße waren. Ein ukrainisches Mädchen bestätigte es uns, sie sagte aber, ... wir brauchten keine Angst zu haben, die Russen seien nicht böse. Wir und auch sie wurden bald eines anderen belehrt. ...

Am 10. Februar polterte es die Kellertreppe herab, uns stand das Herz fast still. Die Angst kann kein Mensch nachfühlen. Etwa 20 bis 25 russische Soldaten und Offiziere stürzten herein und leuchteten mit Taschenlampen jeden einzelnen an. Uhren und Frauen wollten sie. ... So holten sie am laufenden Band Uhren, andere Wertsachen, Koffer, Frauen und junge Mädchen, ja halbe Kinder. Den Männern zogen sie Lederjacken und Stiefel aus, und immer hieß es: Alle Männer auf den Hof.

So verbrachten wir in Angst und Schrecken die Tage und Nächte. Wir hörten, wie über uns der Fleischerladen zertrümmert wurde, wie es dauernd über Treppen und durch Wohnungen ging, wie Türen eingeschlagen und Möbel zertrümmert wurden. ...

Am Morgen des 12. Februar 1945 wurde das ukrainische Mädchen Wera von einem Soldaten herausgeholt, und sie mußte als Dolmetscherin fungieren. Wir wurden alle im Hof versammelt und bekamen die Weisung, den Keller zu verlassen und alle in ein Haus zu ziehen. Junge Frauen sollten nicht auf die Straße gehen und am besten im Haus bleiben, dann würde uns nichts passieren. Aber o weh! Es wurde furchtbar! ...

Ein Vater stellte sich vor seine beiden jungverheirateten Töchter, als sie weggeholt werden sollten, zur Strafe nahmen sie ihn und 2 vollkommen unbeteiligte Männer mit. Sie sind bis heute nicht wiedergekommen. ... In diesen Tagen sind unzählige Selbstmorde geschehen. Auch meine Tochter und eine Frau mit ihren 2 kindlichen Töchtern wollten es tun. Ich habe stundenlang gebettelt und gescholten, bis sie mir versprachen, auszuhalten. Die Verzweiflung war unbeschreiblich. ...

Tag und Nacht polterten sie ans Tor oder an die Tür des Hauses, plünderten, suchten nach Waffen, nach Hitlerfahnen und anderen Zeichen, und wehe, wenn sie etwas fanden.
Den Fleischermeister P. holten sie am Abend des 15. Februar 1945 zu einer Vernehmung ab. Er kam nicht wieder. Wir warteten und warteten. Nach 3 Wochen kam er zurück, körperlich und seelisch krank. In ungezählten GPU-Kellern hatte man ihn mit vielen anderen Tag und Nacht "vernommen". Im nahen und weiten Umkreis von Liegnitz bis Bunzlau und in Liegnitz selbst waren sie gewesen. Halb totgeschlagen hatten sie ihn. Er sollte eingestehen, daß er ein Nazi sei. Er war nie in der Partei; aber man glaubte ihm nicht. Ein Spitzel (Kommunist) hatte ihn und viele andere angegeben.
Nach zwei Tagen wurde er wieder geholt, und nachdem er die gleiche Prozedur durchmachen mußte, nach 3 Tagen wieder entlassen, und wieder geholt. Ich war dabei, als der Dolmetscher, ein Pole, ihm immer ins Gesicht schlug und sagte: "Bist doch ein Nazi". Als ich erklärte, er sei nie Nazi gewesen, drohte mir der Pole, mich grün und blau zu schlagen. ... Da fragte der Pole: "Hast du Schnaps?" und nachdem Herr P. eine Flasche holte, klopfte der Kerl ihm auf die Schulter und sagte: "Du kein Nazi!" und ging mit dem begleitenden Russen davon.
Am Abend des 12. März 1945 kamen drei russische Soldaten und machten uns begreiflich, daß wir packen und auf die Landstraße müßten. Es schoß dauernd, und wir weigerten uns, aber sie sagten: "Danken Sie Hitler", und zwangen uns, zu packen.
Als sie davongegangen waren, blieben wir neben unseren Wagen im Hof wartend stehen, und als niemand mehr kam, blieben wir die ganze Nacht zusammen in der Stube sitzen. Am Morgen gingen unsere jüngeren und jungen Bewohner ihrer Arbeit nach. Sie wurden immer von einem Russen abgeholt und in eine Gärtnerei geführt, wo sie ohne Verköstigung arbeiten mußten. (Ich selbst habe dort geschneidert, wurde sehr gut verpflegt und mir wurde kein Haar gekrümmt).
An diesem Morgen kamen die Russen wieder und waren außer sich, daß kein Bewohner ihrem Befehl gefolgt war. Sofort sollte alles raus. Da griff der Ukrainer ein, welcher Aufseher in der Gärtnerei war. Ihm hatten unsere Leute alles erzählt, und er befahl, alles sollte in seine Gärtnerei ziehen, und so geschah es. Aber leider dauerte die schöne Zeit nur sechs Tage. Da eröffnete er uns, daß er uns alle abgeben müsse; wenn er nur ein oder zwei Personen behielte, würde er erschossen. Und so hieß es, wieder packen.
Das Ziel war Langenwaldau. ... Es war schon Abend, als wir dort am 19. März 1945 ankamen. Schon das erste Gut nahm uns auf. Wir waren am Ende unserer Kraft. ... Die erste Frage der schon Anwesenden war: "Bringt ihr Brot mit?" Zunächst wies man uns den Oberboden einer Scheune als Wohnung zu. Es regnete zwar herein, auch flogen Vögel durch die Ritzen hinein und hinaus, es raschelte von Mäusen - vielleicht auch von Ratten -, aber wir sanken doch todmüde auf das Stroh.
Am nächsten Tage erfuhren wir, daß in diesem Dorfe 28.000 Menschen Unterkunft gefunden hatten. Wo diese alle wohnten, war nicht schwer zu erraten. In Pferde-, Schweine- und Kuhställen wohnten sie. Wer das Glück gehabt hatte, bei den ersten Ankömmlingen zu sein, wohnte sogar in einem Haus, allerdings mit drei bis vier Familien zusammen. Die wenigen Vorräte, die wir uns mitnehmen konnten, reichten nicht weit. Unser gewählter Obmann ging mit anderen Obmännern zum russischen Kommandanten, um ihn zu bitten, uns Lebensmittel zu geben. Die Antwort lautete: "Deutsche ... sollen verhungern, wenn nicht wollen, sind Bäume da zum Aufhängen." So, da wußten wir Bescheid! ...<<

Einmarsch der sowjetischen Truppen in Grünberg am 14. Februar 1945, polnische Verwaltungsübernahme ab Mai 1945

Erlebnisbericht des Pfarrers Georg G. aus der Stadt Grünberg in Schlesien (x002/349-352):
>>Die Russen rückten am 14. Februar 1945 in Grünberg ein. Von 35.000 Einwohnern waren

ca. 4.000 in der Stadt verblieben.
Nach Aussagen russischer Soldaten waren Stadt und Landkreis für drei Tage zur Plünderung freigegeben, in Wirklichkeit dauerte sie mehrere Wochen. Überall lohten Brände auf, ganze Straßenzüge brannten vollkommen ab. ... In der Stadt gab es weder Licht noch Wasser, die wenigen Brunnen reichten bei weitem nicht aus. Die Stadt hallte bei Tag und Nacht wider vom Wehgeschrei der gequälten ... Einwohner. Frauen und Mädchen wurden Freiwild. In mein Pfarrhaus flüchtete eine große Anzahl von Mädchen und Frauen. ... Lustmorde wurden mir mehrere gemeldet. ... Ich habe die Leichen gesehen und beerdigt.
Wie furchtbar diese Greueltaten waren, läßt sich daraus ermessen, daß von den etwa 4.000 Zurückgebliebenen in den ersten 14 Tagen über 500 Personen an Selbstmord endeten (ganze Familien, Männer, Frauen, Kinder), darunter Ärzte, hohe Gerichtsbeamte, Fabrikanten und begüterte Bürger. Die Leichen der Selbstmörder durften zwei Wochen lang nicht beerdigt werden. Sie mußten in den Wohnungen verbleiben oder wurden auf den Bürgersteigen zur Abschreckung der anderen aufgestellt.
Kapitalisten (Fabrikherren), derer man habhaft werden konnte, Männer in denen man Soldaten vermutete - der Besitz von ein Paar Stiefeln oder eines Monturstückes genügte -, ebenso Männer, die ihre Frauen und Töchter verteidigen wollten, wurden sofort erschossen oder erschlagen. ...
Die Möbel von geflüchteten Personen, alles an Kleidern, Wäsche usw. wurden auf LKW verladen und nach Rußland geschafft, der weniger kostbare Besitz zum Fenster hinausgeworfen oder in Müll-, Kies- und Sandgruben geschafft, alles zertrümmert. Deutsche Frauen mußten, in Kolonnen eingeteilt, wochenlang diese "Räumung" unter Aufsicht von Flintenweibern und russischen Troßknechten unter entsprechender Behandlung vornehmen.
Sämtliche Krankenhäuser wurden von allen Einrichtungsgegenständen geräumt, bis auf die Lichtschalter demontiert, die sanitären Anlagen zertrümmert. Furchtbarster Vandalismus mit allen nur erdenklichen Roheiten.
Alle Männer und Jungen von 14 bis 65 Jahren wurden eingefangen, in Fabrikräumen eingesperrt und dann nach Zentralrußland abtransportiert. ... Drei Nachbarpfarrer wurden erschossen bzw. erschlagen. Einer, weil er ein Paar langschäftige Stiefel besaß, der zweite, als er in seine Tasche griff, um seinen Rosenkranz herauszuholen, der dritte, weil er sich eines von russischen Soldaten erschossenen neunjährigen Knaben annahm. Zwei meiner Dekanatsgeistlichen wurden mit nach Rußland verschleppt, obwohl sie sich als Geistliche auswiesen. ...
Das größte Unglück für Grünberg waren die gewaltigen Vorräte an Wein, Sekt und Cognac sowie Schnäpsen aller Art. Grünberg war ja als Weinbaugebiet führend in Schlesien. ... Dazu waren noch bekannte Weingroßlager aus Bremen und anderen westdeutschen Orten im Kriege nach Grünberg verlagert worden. Die Bestialität und die Orgien der ständig besoffenen russischen Soldateska überstiegen jedes vorstellbare Maß. ...
Ein gräßliches Drama war der Abtrieb des Viehs. Durch Wochen bei Tag und Nacht wurden unübersehbare Herden von Pferden, Rindern, Schweinen, Schafen und Ziegen auf Straßen, und als diese nicht mehr genügten, über Stock und Stein nach Osten getrieben. Im Kreis Grünberg durfte jedes Dorf nur eine Kuh behalten. Welch grauenhafte Szenen konnte man da erleben!
In den Dörfern wurde der gesamte Vorrat an Getreide, Kartoffeln und jeglichen Lebensmitteln beschlagnahmt und abgeschleppt, ebenso die riesigen Lebensmittellager der Kaufleute. Die Leute wurden angewiesen, sich ihren Lebensunterhalt ... aus den Kellern der Geflohenen zu holen. Eine allgemeine Hungersnot mit allen ihren Krankheitserscheinungen brach aus. ... Für tagelange schwerste Arbeiten erhielten die Leute nur ein Stückchen trockenes Brot.
In der Osterwoche 1945 wurden die Tresore sämtlicher Grünberger Banken und Sparkassen von russischen Offizieren gesprengt und ausgeplündert. Der Kommandant der NKWD rühmte

sich mir gegenüber, man hätte in den Tresoren allein über sechseinhalb Zentner an Gold und Edelsteinen gefunden. Er selbst trug in allen seinen Taschen ... goldene Ketten, Uhren, Ringe und kostbaren Schmuck bei sich. ...
Im Schloß der Exkaiserin Hermine in Fürsteneich, Kreis Grünberg, war der größte Teil des Staatsarchivs Breslau untergebracht. Das Schloß lag zwischen Oder und den Fürsteneicher Seen. Zu Tausenden sah man die unersetzlichen Urkunden mit ihren kostbaren Siegeln vom Winde verweht auf den Oderauen oder auf dem Wasser der Seen treiben. Alle kostbaren Möbel, Kunstgegenstände, Bücher und Archivalien (hatte man) durch die Fenster in den großen Burggraben gestürzt. (Es war) ein Grauen ohne Ende! ...
Am 8. Mai 1945 zog mit Musik ein polnisches Eisenbahnerregiment in Grünberg ein, gefolgt von einem Schwarm beutelüsterner Polen, und nun verdoppelte sich alles Unglück und Leid. ...
Die Polen gebärdeten sich als unumschränkte Herren. Infolgedessen kam es bisweilen zu schlimmen Auseinandersetzungen und wüsten Schießereien mit den Russen. Täglich und allnächtlich gab es Tote und Verwundete. Die Russen behielten die militärischen Kommandanturen besetzt, die Polen die zivilen Verwaltungsstellen.
Alle Privatwohnungen mußten von Deutschen verlassen werden, und diese wurden unter Zurücklassung ihrer gesamten Habe in den Elendsquartieren, Hintergassen und Hinterhäusern der Stadt, bis acht Partien in einem Raum, zusammengepfercht.
Das Elend war unbeschreiblich! Die Deutschen erhielten keine Lebensmittelkarten, sondern mußten sich durch schwerste Sklavenarbeit bei Aufräumungsarbeiten in der Stadt oder Feldarbeiten auf dem Lande das kärgliche Brot verdienen. Eine furchtbare Hungersnot brach unter den Deutschen aus, Elend und Krankheiten folgten. Der Schwarze Markt feierte Triumphe, aber kein Deutscher durfte dort kaufen, noch konnte er es, weil er kein polnisches Geld besaß. Alte Leute und Kinder starben hin wie die Fliegen. ...
In der Nacht zum 8. Januar 1946 wurde ich nach einer furchtbaren Haussuchung und vollkommenen Ausplünderung mit meinen Angehörigen verhaftet und ins Gefängnis, in den Tresor und Aktenkeller der Deutschen Bank, gebracht. Dort wurden Männer und Frauen, ohne Licht, Luft und Sonne, auf kleinstem Raum interniert. ...
Zur Ernährung (erhielten wir): 3mal täglich "Kaffee" und trockenes Brot, einmal wöchentlich (gab es) eine "Brühe" aus Pferdeknochen. ... Die Gefangenen wurden zu allen niedrigsten Arbeiten herangezogen, die sie unter Peitschenhieben verrichten mußten. Ein hochbetagter ... Stadtrat und Baumeister ... wurde gezwungen, jeden Morgen zwischen 5 und 6 Uhr die Straßen um das Gefängnis auf den Knien mit einem Handfeger zu kehren. Er stand im Alter von 75 Jahren. Vollkommen zerschlagen wurde er dann ausgewiesen. ...
Während der 8 Hafttage wurde uns an 2 Abenden verboten, ... unsere Zellen zu verlassen (um z.B. zum Abort zu gehen). In diesen beiden Nächten hallte das Haus wider von Peitschenhieben und Stockschlägen und vom Wehgeschrei der Häftlinge aus den benachbarten Zellen ...<<

Einmarsch der sowjetischen Truppen in die Tschechoslowakei

>>In Gefahr und größter Not ist der Mittelweg der Tod.<< (Sprichwort aus Deutschland)

Im März 1945 hielten sich noch mehr als 1,5 Millionen Flüchtlinge aus Schlesien und Südosteuropa im Sudetenland sowie im Protektorat Böhmen und Mähren auf. Nach den großen Fluchtstrapazen fühlten sich die Flüchtlinge zunächst sicher und geborgen. Als im April unübersehbare Flüchtlings- und Wehrmachtskolonnen eintrafen, wurde die Lage jedoch allmählich chaotisch. Trotz aller Hektik und Panik verhielten sich die Tschechen weiterhin merkwürdig ruhig. Noch deutete nichts auf die drohende Katastrophe hin.

Viele Sudetendeutsche und Flüchtlinge wußten nicht, daß der tschechische Exilpräsident Dr. Benesch bereits während seiner Rundfunkbotschaft am 27.10.1943 radikale Vergeltungsmaßnahmen angedroht hatte (x004/50): >>In unserem Land wird das Ende des Krieges mit Blut geschrieben werden. Den Deutschen wird alles erbarmungslos und vielfach zurückgeben werden, was sie in unserem Land verbrochen haben. ... In unserem Land wird gnadenlos und mit doppelter Münze heimgezahlt werden, was sie in unserem Land seit 1938 angerichtet haben.<<

Am 3.02.1944 erläuterte Dr. Benesch (Chef der tschechischen Exilregierung) vor dem britischen Staatsrat in London nicht nur den tschechischen 10-Punkte-Plan; "Richtlinien für die Ausweisung der deutschen Bevölkerung aus der wiedererrichteten Tschechoslowakei", sondern er kündigte nochmals Gewalttaten an (x004/51): >>Der Umsturz in der CSR muß gewaltsam, muß eine gewaltige Volksabrechnung mit den Deutschen und den faschistischen Gewalttätern, ein blutiger, unbarmherziger Kampf sein.<<

Am 4.05.1945 wurde in Prag der Ausnahmezustand (nächtliche Ausgangssperre) verhängt, weil sich die tschechische Bevölkerung zunehmend aggressiver benahm. In Prag hielten sich damals rd. 150.000 deutsche Zivilisten und ca. 50.000 deutsche Verwundete auf, die man in 18 Heereslazaretten untergebracht hatte (x004/52).

Während die Rote Armee damals noch ca. 200 km von Prag entfernt war, kontrollierte die 3. nordamerikanische Armee (General George S. Patton) schon das gesamte Egerland. Obwohl die US-Truppen kampflos in Böhmen einrücken konnten, warteten sie befehlsgemäß in der Nähe von Pilsen (ca. 80 km von Prag entfernt), denn General Patton erhielt keine Erlaubnis, über die Linie Karlsbad - Pilsen - Budweis vorzurücken. General Patton berichtete später (x004/34): >>Ich war sehr unglücklich, denn meinem damaligen und auch heutigen Gefühl nach, hätten wir bis an die Moldau gehen und die Russen, falls es ihnen nicht gefiel, zum Teufel schicken sollen.<<

Churchill forderte General Eisenhower und US-Präsident Truman ebenfalls mehrmals auf, nach Prag zu marschieren, um künftige politische Verhandlungen zu erleichtern. Churchills Bemühungen blieben jedoch erfolglos.

In den frühen Morgenstunden des 5. Mai 1945 versammelten sich schwerbewaffnete Partisanenverbände und Milizen (tschechische Nationalisten und Kommunisten) in der Prager Innenstadt. Gegen Mittag massakrierten kommunistische Kampfgruppen die SS-Wachen des Rundfunksenders Prag II und besetzten den Sender. Danach riefen die Aufständischen zum bedingungslosen Aufstand auf. Nach dieser tschechischen Rundfunk- und Lautsprecherdurchsage war in Prag "der Teufel los".

Überall begannen gnadenlose Hetzjagden. Deutsche, die als Parteiangehörige, Soldaten oder Polizisten Uniformen tragen mußten, waren besonders gefährdet. Die kampferprobten Truppen der Wehrmacht und Waffen-SS kamen wegen der schwierigen Barrikaden-, Straßen- und Häuserkämpfe nur langsam vorwärts.

Am Abend befanden sich schon mehrere deutsche Behörden- und Polizeistützpunkte in tschechischer Gewalt. Das Prager Regierungsviertel am Hradschin, das SD-Hauptquartier, der Ma-

saryk-Bahnhof und die Wehrmachtskasernen am Prager Stadtrand blieben jedoch in deutscher Hand. Im Czernin-Palais führte der stv. Reichsprotektor Frank fieberhafte Friedensverhandlungen. Franks Forderungen, die Kämpfe sofort einzustellen, wurden durch Delegierte des tschechischen Nationalrats abgelehnt.
Als die Wehrmachtsführung am 6. Mai 1945 Panzertruppen einsetzen konnte, mußten sich die Rebellen fluchtartig in die Prager Außenbezirke zurückziehen. Da die Lage der Aufständischen zusehends bedrohlicher wurde, riefen sie die vor Pilsen stehenden US-Truppen per Rundfunk um Hilfe. Die Sowjets lehnten den geforderten US-Vorstoß über die vertraglich vereinbarten Demarkationslinien jedoch weiterhin ab, so daß kein nordamerikanischer Entlastungsangriff erfolgte.
Kurz vor der Niederschlagung des Aufstandes verbündeten sich die Wlassow-Truppen (ehemalige sowjetische Kriegsgefangene und Überläufer, die ab 1944 offiziell als deutsche Verbündete gegen die Rote Armee kämpften) mit den Tschechen. Am 7. Mai 1945 griff General Bunischenko mit rd. 18.000 Soldaten der Wlassow-Armee die deutschen Truppen in Prag an. Die deutschen Einheiten wurden danach überall zurückgedrängt.
Angesichts der schwierigen militärischen Lage und aus Rücksicht auf die Zivilbevölkerung unterzeichnete General Toussaint (deutscher Stadtkommandant von Prag) am Nachmittag ein Kapitulationsprotokoll. Allen Wehrmachts- und Waffen-SS-Einheiten wurde freier Abzug zugesichert. Die deutschen Zivilisten sollten unter dem Schutz des IRK aus Prag evakuiert werden. Der vereinbarte Truppenabzug begann um 18.00 Uhr. Obgleich die Wehrmachtsfahrzeuge mit Frauen, Kindern und alten Menschen überfüllt waren, konnte man nur noch wenige Zivilisten aus Prag evakuieren.
Am 9. Mai 1945 trafen sowjetische Panzertruppen (1. Ukrainische Front; Konjew) in Prag ein. Der Rundfunksender Prag II meldete sofort die Ankunft der Sowjets (x005/110): >>Die deutsche Wehrmacht ergibt sich. ... Die SS (ist) ... vertrieben. ... Es lebe Stalin und die glorreiche Rote Armee. ... Alle Bürger, die Deutschen Schutz gewähren, werden zur Verantwortung gezogen. ... Die Wohnungen müssen den ... SNB-Leuten geöffnet werden.<<
Spätestens nach der Meldung, daß die deutschen Truppen kapituliert hatten und man keine Vergeltungsmaßnahmen mehr befürchten mußte, brach ein Sturm der Gewalt los. Deutsche Uniformträger waren jetzt sichere Todeskandidaten. Auch für ungezählte Verwundete hatte die letzte Stunde geschlagen, denn nach dem Abzug der deutschen Kampfeinheiten stürmte der tschechische Mob alle Prager Lazarette.
In allen Prager Stadtteilen führten schwerbewaffnete Partisanen Personen- und Ausweiskontrollen durch. Die enttarnten Deutschen mußten Barrikaden und Trümmer beseitigen und wurden vielerorts durch den entfesselten Pöbel mißhandelt. Allmählich beteiligten sich immer mehr aufgehetzte Tschechen, aus fast allen Bevölkerungsschichten, an den öffentlichen Ausschreitungen und Verfolgungen. Die Wohnungen der Deutschen wurden planmäßig durchsucht, geplündert und oftmals sofort beschlagnahmt. Nach den "Hausdurchsuchungen" nahm man die Wohnungsinhaber vorübergehend in "Schutzhaft".
In jener verhängnisvollen Zeit wurde fast niemand verschont. Tausende hetzte man durch Prag (überwiegend handelte es sich um Frauen und Kinder). Vor keinem Alter machte man halt. Mitleid gab es nicht. Es wurde ein endloser Leidensweg. Partisanen und Plünderer stürzten manchen Deutschen nach alter "Hussitentradition" aus Fenstern oder von Brücken zu Tode.
Falls die Verfolgten geglaubt hatten, vom tschechischen IRK Hilfe und Schutz zu erhalten, wurden sie bitter enttäuscht, denn man gewährte ihnen keine Unterstützung (x005/112): >>Für alle Nationen der Welt gibt es ein Rotes Kreuz, nur für Deutsche nicht!<<
Nur wenige Tschechen stellten sich damals vor ihre deutschen Freunde oder Nachbarn, um sie zu schützen, denn jeder Helfer schwebte selbst in akuter Lebensgefahr. Während der "Schutzhaft" litten die internierten Zivilisten unter Durst und Hunger. Oft gab es tagelang keine Ver-

pflegung.
Im Verlauf des Prager Aufstandes wurden im Protektorat Böhmen und Mähren etwa 15.000 deutsche Zivilisten umgebracht und Tausende schwer mißhandelt und gefoltert (x010/47). In den folgenden 12 Tagen kamen im Protektorat Böhmen und Mähren sowie im Sudetenland weitere 27.000 deutsche Zivilisten um. Nach tschechischen Angaben wurden beim Prager Aufstand ca. 2.400 Tschechen getötet (x004/60).
Aufgrund der begrenzten Plünderungsfreiheit führten die sowjetischen Soldaten zwar Plünderungen und zahlreiche Gewalttaten durch, aber Massenverbrechen, wie sie sich z.B. in den deutschen Ostgebieten ereigneten, fanden in der Tschechoslowakei nicht statt. Nach dem Einmarsch der Roten Armee griffen sowjetische Offiziere gelegentlich sogar ein, um deutsche Verfolgte vor dem tschechischen Pöbel zu schützen.
Das Bundesarchiv Koblenz berichtete im Jahre 1974 über die tschechischen Gewalttaten und Zwangsmaßnahmen (x010/43-44): >>Böhmen und Mähren-Schlesien (standen) seit dem Prager Aufstand vom 5. Mai 1945 im Zeichen nationalistischer Haßgefühle sowie eines Vergeltungsdranges insbesondere gegenüber den Sudetendeutschen, die als Verräter des tschechischen Staates betrachtet wurden.
In Abschnitt VIII des Kaschauer Programms der tschechischen Regierung der Nationalen Front der Tschechen und Slowaken vom 5.4.1945 wurde die deutsche und magyarische Minderheit zu einem großen Teil als "das gefügige Werkzeug einer gegen die Republik gerichteten auswärtigen Eroberungspolitik" bezeichnet, "von denen sich vor allem die tschechischen Deutschen direkt zu einem Ausrottungsfeldzug gegen das tschechische und slowakische Volk hergaben."
Geschürt wurde der Haß durch Reden und Broschüren politischer Persönlichkeiten sowie durch Presseartikel, worin zu einer kollektiven Bestrafung der Deutschen für begangene Verbrechen aufgefordert wurde. Bei den Ausschreitungen gegenüber den Deutschen mag bei manchen der Täter entfesselte nationalistische Leidenschaft, bei anderen blinder politischer Fanatismus eine Rolle gespielt haben, viele waren jedoch von opportunistischen Motiven und niedrigsten Instinkten bestimmt. Darauf weisen die zahlreich überlieferten Nachrichten über sadistische Handlungen hin.
An den hier gegenüber der deutschen Bevölkerung verübten Gewalttaten waren beteiligt:
- die teilweise kommunistisch beeinflußte Revolutionsgarde, ... ihre Angehörigen nannten sich Partisanen, obwohl sie größtenteils erst nach Beendigung der Kampfhandlungen der Garde zugeströmt waren;
- Soldaten und Offiziere der in der Sowjetunion unter General Svoboda gebildeten tschechischen Befreiungsarmee;
- die SNB (Wache der nationalen Sicherheit), die die Funktion des Staatssicherheitsdienstes sowie der Gendarmerie und Polizei ausübte, und schließlich
- auf den Straßen der tschechische Mob.
Zu den Gewalttaten gehörten Tötungen, verübt in verschiedenster Weise durch Erschießen, Erhängen, Erschlagen, Ertränken, brutale und sadistische Mißhandlungen, ferner Vergewaltigungen von Frauen. Die Ausschreitungen richteten sich zunächst gegen die deutsche Bevölkerung in ihrer Gesamtheit ...<<

Evakuierung von Brünner Deutschen im April 1945, Zustände während des tschechischen Aufstandes in Pribram im Mai 1945, Internierung im Sammellager Stadion Strahov in Prag im Juni 1945, Zwangsarbeit in der Landwirtschaft von Juni 1945 bis April 1946

Erlebnisbericht des Dr.-Ing. Kurt S. aus der Stadt Pribram (x005/157-168): >>Seit 1944 war ich Hauptabteilungsleiter und Leiter der chemisch-technischen Forschungsstelle der Waffen-

Union-Skoda-Brünn, Außenstelle Pribram. Im Brünner Werk, wo ich bis dahin tätig war, hatte ich zusätzlich technische Überwachungsaufgaben. Daher wohnte meine Familie auch dort.
Im April 1945, als sich die Rote Armee Brünn näherte, begann die Verlagerung der Entwicklungsunterlagen unseres Werkes nach Pribram. Und mit den hierzu eingesetzten Lastkraftwagen konnte meine Familie das durch Bombenangriffe und die nahe Front gefährdete Brünn verlassen. In der Nacht vom 7.-8. April verließen wir unsere Heimatstadt. Entgegen der Anordnung des Abwehrdienstes, die Route über Zwittau zu fahren, brachten uns unsere tschechischen Fahrer ohne Zwischenfall durch das Partisanengebiet der Böhmisch-Mährischen Höhe nach Pribram.
Meine Eltern und Schwiegereltern blieben noch in Brünn zurück. Als aber die Bombenangriffe ständig zunahmen, wurden letztere in einem von der NSV betreuten Bahntransport für Mutter und Kind und alte Leute, der für den Stadtteil Schwarze Felder zusammengestellt wurde, Mitte April aus Brünn evakuiert. Der Zug blieb vor Prag liegen, und da keine Aussicht auf Weiterfahrt bestand, setzten sich meine Schwiegereltern ab und kamen per Bahn und die letzten 10 km zu Fuß zu uns nach Pribram.
Die Brünner Gemeindebeamten bzw. deren Familien evakuierte man in den Tagen vom 15.-18. April mit Omnibussen der städtischen Verkehrsbetriebe über Iglau nach Südböhmen. Eine Autobusgruppe, bei der sich meine Eltern befanden, kam bis Rosenburg im Böhmerwald, von wo sie nach der Besetzung durch die Amerikaner einige Tage später nach Österreich ausreisen mußten. Meine Eltern gelangten über Linz nach Maria Schmolln bei Braunau, von wo sie im April 1946 in die amerikanische Besatzungszone Deutschlands übergeführt wurden.
Durch Pribram, wo wir notdürftig untergekommen waren, zogen Ende April mehrere Trecks aus Schlesien, die zum Teil durch Tiefflieger schwere Verluste erlitten (in den solchen Angriffen folgenden Tagen gab es dann Sonderzuteilungen an Pferdefleisch).
Seit dem 28./29. April war die Bahnverbindung mit Prag durch Tiefflliegerangriffe unterbrochen. Auch die telefonische Verbindung mit unserer Generaldirektion in Prag war nicht mehr herzustellen. Regelmäßig flogen in den letzten April- und ersten Maitagen einzelne Flugzeuge gegen l Uhr nachts ein; sollen angeblich - nach einer Mitteilung des mir bekannten Ortsgruppenleiters - über dem Brdy-Wald Gerät bzw. Verpflegung für die Partisanen abgeworfen haben.
Um weitere Weisungen unserer Generaldirektion einzuholen, entschlossen wir uns, Direktor Z., der Abwehrbeauftragte (Name inzwischen entfallen) und ich, am 30. April mit dem PKW nach Prag zu fahren.
Unseren Vorschlag, nachts zu fahren, weil die Straße Pilsen-Prag tagsüber durch Tiefflieger und Partisanen stark gefährdet war, lehnte unser tschechischer Fahrer S. ab. Er erklärte, wenn er fahre, werde nichts passieren. So fuhren wir tatsächlich erst nach 6 Uhr morgens ab, gegen 18 Uhr wieder zurück; die jeweils zweistündige Fahrt verlief ohne Störung. Als wir auf dem Rückwege mit einer Wehrmachtskolonne in Berührung kamen, bog der Fahrer in ein Waldstück ein und wartete dort mit der Begründung, "nicht gut in Kolonne zu fahren", eine Zeitlang ab. –
In den die Straßen säumenden großen Wäldern sollen (nach Angabe des Abwehrbeauftragten) Partisanen-Sender gewesen sein, die mit den Tiefflliegern in Funkverbindung standen. –
Unser tschechischer Fahrer S. entpuppte sich dann nach dem 5. Mai als Partisanenführer und rühmte sich mir gegenüber etwa mit den Worten: "Sehen Sie, mit mir konnten Sie sicher nach Prag fahren!"
Am 5. Mai ... wurde ich mit meiner Familie, meiner Frau und drei kleinen Kindern unter 6 Jahren, in Pribram (60 km südwestlich von Prag gelegen) von tschechischen Partisanen interniert und zusammen mit etwa 300 anderen Deutschen, meist Frauen mit Kindern, davon in der Mehrzahl Evakuierte und Flüchtlinge aus Schlesien, während der nächsten Tage in einem

ehemaligen Waisenhaus gefangen gehalten.
In einem kleinen Raum waren jeweils 15 bis 20 Personen untergebracht. Es fehlte jegliche Einrichtung. Die wenigen vorhandenen Strohsäcke reichten kaum für die vielen Kinder. Die Fenster durften nur einmal täglich für eine knappe halbe Stunde geöffnet werden. ...
Die Kinder durften einmal täglich für ganz kurze Zeit auf den Hof und mußten hier wie die Sträflinge im Kreise herumgehen. - Erst nach drei Tagen erhielten wir einmal täglich etwas Suppe; während der ersten Tage wurde kein Brot ausgegeben.
Für alle Internierten galt Arbeitszwang, und zwar mußten die Männer Massengräber schaufeln und die Leichen der hingerichteten SS-Angehörigen verscharren. So mußte z.B. ein Bürokollege von mir, gemeinsam mit einem jüngeren Mädchen, aus einer Grube, wo die Hinrichtung der in die Hände der tschechischen Partisanen gefallenen SS-Angehörigen erfolgte, die durch MG und Handgranaten zerrissenen Leichen, die teilweise schon im Verwesungszustand waren, mit bloßen Händen auf einen Wagen laden, welcher sie zu den Massengräbern brachte.
Die Frauen wurden auch zu diesen Arbeiten herangezogen. Meine beiden Schwägerinnen Else H. und Marie P. wurden zu Arbeiten in der Leichenhalle des Krankenhauses gezwungen. ...
Ein anderer Teil der Frauen wurde zum Straßenkehren eingesetzt, wobei sie durch den tschechischen Pöbel, aber auch von der sog. Intelligenz und insbesondere durch Frauen mißhandelt wurden.
Ich selbst war Augenzeuge, während ich Kohlen schaufeln mußte, wie eine Gruppe von etwa zehn Frauen während der Arbeit angefallen wurde; den Frauen wurden die Haare vollständig abgeschnitten, die Gesichter mit Ölfarbe bestrichen und die letzten Kleidungsstücke durch Bemalen mit Ölfarbe unbrauchbar gemacht. Außerdem wurden ihnen die Schuhe ausgezogen und gestohlen und sie selbst noch geschlagen und bespien. Da wurde vor keinem Alter haltgemacht. Weißhaarige Frauen baten, sie doch zu erschießen und sie nicht weiter zu quälen; unter Hohngelächter wurden die abgeschnittenen Haare in ein Kopftuch gebunden und den Frauen mitgegeben.
Seit dem 9. Mai, als die sowjetischen Truppen einmarschierten, steigerte sich die Mißhandlung noch weiter. Nach Einbruch der Dunkelheit waren besonders die Frauen den größten Gefahren ausgesetzt. Die Zimmer des Internierungslagers durften nicht abgeschlossen werden. Die Russen kamen und holten sich, von den Tschechen unterstützt, was ihnen gefiel, wobei sie entsprechende Gewalt anwandten. So wurde in einem benachbarten Lager, der früheren Berufsschule, eine Frau, welche sich den Russen nicht fügen wollte, vom dritten Stockwerk in den Hof gestürzt. ...
Vier ... Frauen, welche in der Nacht von den Russen aus dem Lager geholt wurden, kamen überhaupt nicht mehr zurück, und diejenigen, die zurückkamen, waren seelisch so zermürbt, daß sie nur den Wunsch hatten, zu sterben. - Dies geschah in unserer nächsten Umgebung in unzähligen solcher Fälle.
Am 12. Mai erschienen unter Führung von tschechischer Gendarmerie Partisanen, darunter auch Frauen, welche mit vorgehaltener Pistole die Herausgabe des gesamten Schmuckes, von Uhren, Wertgegenständen, Bargeld bis auf den letzten Heller und Pfennig, Sparkassenbüchern und Wertpapieren verlangten; auch die Trauringe durften wir nicht behalten. Pro Person wurde ein Eßbesteck belassen, spitze Messer und Scheren wurden uns abgenommen. Was man nicht freiwillig abgab, wurde mit Gewalt genommen.
Um 8 Uhr abends wurde bekanntgegeben, daß am folgenden Tag ... der Abmarsch in Richtung Prag oder Pilsen erfolgen solle. Und dabei wollte man uns weismachen, daß wir über die Grenze abgeschoben werden. Handgepäck durfte mitgenommen werden, alles andere mußte zurückbleiben. Nachts kam noch eine Partie Gefangene, die wegen Überfüllung des Lagers auf dem Hof und im Stiegenhaus übernachten mußten.
Am 13. Mai 1945 wurde um 5 Uhr früh der Befehl zum Abmarsch gegeben. Für alte und

kranke Personen sowie für Kleinkinder standen einige Wagen zur Verfügung, die allerdings lange nicht ausreichten, um alle die in Frage kommenden aufzunehmen. – In dem Lager waren ja vorwiegend Frauen mit Kindern und alte Leute. –
Dann setzte sich die Kolonne in Richtung Prag in Bewegung, doch niemand wußte ein Ziel. Es herrschte eine glühende Hitze. Der zunächst geschlossene Zug zersplitterte langsam, einzelne alte und kranke Leute blieben unterwegs oft sitzen, um sich auszuruhen, bis sie schließlich nicht mehr weiter konnten. Viele davon starben im Straßengraben, entweder an Erschöpfung oder (sie wurden) von der tschechischen Revolutionsgarde (RG) niedergemacht, (die uns) begleitete.
Seit Tagen hatte es keine ausreichende Verpflegung gegeben, und nur die wenigsten hatten noch einen geringen Vorrat, mit dem sie haushalten mußten. In den Ortschaften, die durchwandert werden mußten, wurden viele überfallen und ihrer letzten Habe beraubt. Die Frauen und Kinder wurden von den Wagen heruntergerissen, wenn sie schon das Glück hatten, dort untergekommen zu sein. Das Gepäck wurde ihnen abgenommen, und dann mußten sie zu Fuß weiterlaufen, denn der Wagen wartete nicht.
In Doberschich war nach 16 km Marsch am Abend die erste kurze Rast auf einer Wiese. Die Einwohner kamen in Scharen, und wo Gepäckstücke standen, wurden diese untersucht und alles, was gefiel, herausgenommen. Man forderte uns sogar auf, überhaupt alles liegen zu lassen, da uns ohnedies alle Sachen abgenommen werden und wir uns das Weitertragen ersparen könnten. Um unsere Nerven noch mehr aufzupeitschen, wurden uns die gemeinsten Schreckensbilder über das uns erwartende Schicksal ausgemalt. Meine Frau mit den 3 Kindern kam noch am gleichen Abend auf einem Wagen mit deutschen Soldaten unter, die in die Gefangenschaft nach Prag fuhren.
Der Marsch ging auch in der Nacht weiter. Unterwegs kamen Russen und suchten sich aus, was ihnen gefiel: Koffer, Taschen und was sonst noch übriggeblieben war, und am liebsten Frauen. Zwischen 2 und 5 Uhr früh wurde im Straßengraben gerastet, doch man kam nicht zur Ruhe. Dann ging es weiter bis nach Königsaal, wo die gehetzten Menschen auf einer großen Wiese gesammelt wurden. - Ein polnischer Rot-Kreuz-Angehöriger, der hier bei der tschechischen Bewachung Dienst machte, meinte mir gegenüber, daß von den ca. 1.300 aus Pribram abmarschierten Menschen etwa 300 diesen Marsch nicht überstanden hatten. Er selbst hatte ein 2-3 Monate altes Kind im Arm, daß er einer im Straßengraben verschiedenen Mutter abgenommen hatte. Wessen Kind war das? Und was ist mit dem Kind geschehen? Fragen, die wohl nie beantwortet werden können.
Verpflegung wurde auch auf dieser Raststation nicht gegeben. Wasser konnte trotz drückender Hitze nur unter scharfer Bewachung in geringen Mengen aus dem Ort geholt werden. Im Laufe des Tages wurden in diesem improvisierten Lager mehrere Leichen zur Schau gestellt, und zwar von Frauen mit Kindern, die den Freitod wählten, um den weiteren Qualen zu entgehen, und von 2 Männern, die beim Fluchtversuch erschossen wurden. - Die Nacht in diesem Lager war erfüllt von peitschenden Gewehrschüssen und MG-Garben, dazwischen angstvolle Hilferufe und gellende Schmerzensschreie (von) ... Frauen.
Am ... 15. Mai wurde Befehl zum Aufbruch gegeben. Sämtliche Männer im Alter von 16 und 60 Jahren mußten aber im Lager zurückbleiben, die anderen wurden auf einer unweit gelegenen Wiese gesammelt. Die Männer wurden von der tschechischen Revolutionsgarde (RG) und russischen Soldaten eingehend untersucht und alle diejenigen, die verdächtig erschienen, der Wehrmacht oder SS anzugehören, hielt man zurück.
Als unsere Gruppe den Lagerplatz verließ, sahen wir einen jungen Mann vor einer Grube stehen, tschechische Milizionäre der Revolutionsgarde (RG) waren um ihn versammelt. Es soll ein SS-Mann gewesen sein, der von einer Frau verraten wurde und nun zur Hinrichtung bereitstand. 4 weitere Männer waren mit dem Ausheben von Gruben beschäftigt. Als wir über

die Straße gingen, hörten wir Salven von dem verlassenen Lagerplatz her.
Nachdem wir zu den Familien zurückgekehrt waren, wurde bei drückender Mittagshitze der Abmarsch in Richtung Prag angeordnet. Unter dem Zeichen des Roten Kreuzes schleppte sich der Zug weiter; nur wenige Wagen waren übriggeblieben, und auf diesen befanden sich nur die Kränksten und ein Teil der Kinder. Nicht nur einmal wurde eine Leiche von den Wagen gehoben und im Straßengraben liegengelassen.
Wer noch etwas Gepäck hatte, warf Stück für Stück in den Graben, nur um mit dem nackten Leben weiterzukommen; so verlor auch ich mein letztes Hab und Gut. In jedem Ort waren wir Beschimpfungen, Steinwürfen und auch Schlägen ausgesetzt. Bei manchen Brunnen standen Wachen und verweigerten uns die Wasserentnahme mit den Worten: "Dieses Wasser ist für Pferde und nicht für Deutsche." Die Hitze wurde immer unerträglicher, und wir waren schon den dritten Tag ohne Verpflegung. ...
Der Wehrmachtsarzt der Rot-Kreuz-Stelle sagte mir, daß Kinder unter 2 Jahren und alte Leute diesen Verhältnissen nicht gewachsen sind und das Lager nicht lebend verlassen werden. So habe ich selbst dort meinen 15 Monate alten Jungen verloren; die mir hierüber von der Sanitätsstelle ausgegebene Bestätigung lautete auf Unterernährung.
Die Leichen von täglich 12-20 Verstorbenen wurden mit einem Wagen vom Stadion weggeführt, wo sie dann überhaupt hinkamen, konnte niemand erfahren. So starben die Kinder den Müttern und die Mütter den Kindern. Ich führte ... als stellvertretender Treckführer die Personalmeldungen und Aufnahmen. Am 1. Juni 1945 z.B. verlor allein unser "Treck" 6 Personen, darunter 2 Kinder und eine Mutter von 2 Kindern. Ein Rot-Kreuz-Angehöriger ... hatte einen zweieinhalbjährigen Jungen bei sich, den er einer sterbenden Mutter im Lager abgenommen hatte, von dem er nur eine Adresse wußte.
Über dem Lager standen Hunger und Tod. Das Zeichen des Todes um so mehr, als vor den Augen (der Inhaftierten) des ganzen Lagers Hinrichtungen erfolgten. Die im Lager entdeckten SS-Leute wurden öffentlich umgebracht. Eines Tages hat man 6 junge Burschen so lange geschlagen, bis sie am Boden liegenblieben, dann mit Wasser begossen, daß die deutschen Frauen holen mußten, und dann weiter geschlagen, bis kein Lebenszeichen mehr zu sehen war.
Die furchtbar zugerichteten Leichen wurden absichtlich tagelang neben den Latrinen zur Schau gestellt. Ein 14jähriger wurde mit seinen Eltern erschossen, weil er angeblich mit einer Schere nach einem Rotgardisten gestochen hatte. ... Außerdem gab es auch die Prügelstrafe, welche meist im Zimmer des Kommandeurs der Revolutionsgarde durchgeführt wurde. Auch Frauen wurden mit der Peitsche auf den entblößten Körper geschlagen, so z.B. eine Treckführerin, die etwas verspätet eine Meldung abgegeben hatte.
Zur Zwangsarbeit wurden Männer und Frauen von der Revolutionsgarde mit Gewehrkolbenschlägen getrieben. Die Arbeit bestand zumeist darin, die bei den Straßenkämpfen während des Aufstandes in Prag errichteten Barrikaden zu beseitigen, wobei die Arbeitenden verhöhnt, bespien und mit Steinen beworfen wurden. Verschiedentlich sind Frauen, vereinzelt auch schwächere Männer von dieser Arbeit nicht mehr zurückgekehrt. An vereinzelten Arbeitsplätzen, wie Kasernen und Spitälern der Russen, ... erhielten die Arbeitenden manchmal bessere Verpflegung, im allgemeinen aber mußten auch sie hungern.
Die wenigen Sachen, die man noch bis hierher gerettet hatte, wurden im Stadion von der Revolutionsgarde (RG), Angehörigen der in Rußland aufgestellten tschechischen Befreiungsarmee "Svoboda" (meist Wolhynien-Tschechen) und russischen Soldaten durchwühlt und weggenommen. Es wurden auch Schuhe und Stiefel, Mäntel und Kleider ausgezogen, ohne Rücksicht darauf, ob man nichts mehr anzuziehen hatte. Wer nicht "freiwillig" hergab, was man verlangte, wurde durch Schläge dazu gezwungen.
Die Frauen waren hier Freiwild für Russen und Tschechen; jeder kam und suchte sich aus, was ihm paßte, und wenn die Kinder um die Mutter schrien, wurden sie mit Gewalt zur Ruhe

gebracht. Wer sich schützend vor seine Frau stellen wollte, mußte damit rechnen, niedergemacht zu werden. Die Russen und Tschechen nahmen sich oft gar nicht die Mühe, die Frauen fortzuführen, zwischen den Kindern und vor allen Lagerinsassen vollführten sie ihr Treiben wie die Tiere.
Während der Nächte hörte man das Jammern und Wimmern dieser armen Frauen. Schüsse knallten von allen Ecken und Enden. Die Kugeln flogen über die Köpfe hinweg. Es herrschte ständiger Lärm, der durch die vielen Menschen verursacht wurde. Die ganze Nacht über war der Platz durch Scheinwerferlicht hell erleuchtet, und die Russen ließen immer wieder Leuchtraketen steigen. Die Nerven fanden Tag und Nacht keine Ruhe, man glaubte in die Hölle geraten zu sein. ...
Im Rahmen der Abtransporte in Arbeitslager kam ich mit meiner Familie am 3. Juni 1945 nach Kojetitz, 20 km nördlich von Prag, zum Landeinsatz. Wir waren insgesamt 63 Personen, vorwiegend Schlesier. Die Leitung dieser Gruppe hatte ich, da ich mich mit den tschechischen Aufsichtsorganen in tschechischer Sprache verständigen konnte. Diese Leute sprachen nie ein Wort Deutsch, selbst wenn sie es konnten und verlangten sogar von den Altreichsdeutschen, daß diese die tschechische Sprache beherrschen sollten. ...
Wir lagen in einem Pferdestall auf nassem Stroh; die zweite Gruppe kam in eine offene Scheune. Gleich bei unserer Ankunft wurden wir in den Stall gesperrt und dieser von außen verschlossen. In der Ecke stand ein Faß als Ersatz für eine Latrine. Erst nach längeren Verhandlungen gelang es uns, ... daß von uns eine Latrine auf dem Hof errichtet werden konnte. ...
Anfang August 1945 wurde dann ein Teil der beiden Gruppen, und zwar die Arbeitsunfähigen und kinderreichen Familien abgeschoben. Wir konnten damals nur vermuten, daß man sie nach Prag geschafft hat. – Da mein Schwiegervater und 2 Schwägerinnen zu diesen fortgeschafften Personen gehörten, erfuhr ich – allerdings erst 3 Jahre später -, daß sie dann in Prag zusammen mit anderen arbeitsunfähigen Leuten in offene Kohlenwaggons gepfercht und an die nordböhmische Grenze Richtung Bautzen abtransportiert wurden. An der Grenze wurden sie dann in der Nacht ausgeladen und ihrem Schicksal überlassen, wobei viele an Entkräftung starben, unter anderem auch mein Schwiegervater und eine Schwägerin.
Ein Teil, der in Kojetitz verbliebenen 79 Personen, wurde auf einige Bauernhöfe aufgeteilt. Wir anderen kamen in 4 stickige, lichtlose, nasse Kammern. Zuerst hatten wir nur Strohsäcke, die von unten faulten, später im Winter bekamen wir Wehrmachtsbetten. Unser Raum von der Größe von 4 mal 5 Metern wurde von 13 Personen bewohnt, darunter waren 6 Kinder. Die Fenster waren ganz klein, so daß es in der Stube fast ständig dunkel war.
Als wir uns dann im Winter, erst bei der größten Kälte, einen kleinen Ofen beschaffen konnten, mußten wir das Ofenrohr durch die ohnehin zerschlagene Fensterscheibe führen, da kein anderer Abzug vorhanden war. Den Ofen konnten wir bloß mit dem wenig ergiebigen Rapsstroh heizen, das wir uns nach der Arbeit vom Strohschober holen durften, da wir anderes Brennmaterial nicht bekamen.
Sämtliche Erwachsenen mußten tagsüber arbeiten. Es wurde weder auf Alter noch sonstige Umstände Rücksicht genommen, auch die Mütter mußten arbeiten und die Kinder blieben sich selbst überlassen. Bei schwerster Feldarbeit betrug die Arbeitszeit im Sommer 10-12 Stunden, an Sonntagen und im Winter auch 8,5-9,5 Stunden. Und dafür wurde kein Heller an uns gezahlt.
An Verpflegung gab es das ganze Jahr hindurch für alle die gleiche Hungerkost, mit Ausnahme von 3 Wochen während der Getreideernte und 2 Wochen während der Rübenernte, wo die direkt an der Ernte Beteiligten zusätzlich 1 kg Brot und 250 g Fleisch pro Woche erhielten. Die Erwachsenen bekamen gewöhnlich eine Brotzuteilung von 7 kg pro Monat, Kinder bekamen 4 kg; dazu erhielten wir wöchentlich 35 g Butter und 300 g Zucker. Für Kinder unter 6

Jahren gab es noch 1/8 Liter Milch täglich und wöchentlich 125 g Butter, die zumeist ungenießbar war. Eier, Mehl und sonstige Nahrungsmittel gab es für Deutsche nicht, ebenso auch keine Rauchwaren. ... Es wurde nur das allernotwendigste Geschirr beigestellt, was sonst noch fehlte, mußten wir uns auf Abfallhaufen zusammensuchen. ...
Morgens gab es schwarzen Kaffee, mittags eine dünne Suppe und abends entweder die gleiche Suppe, sofern etwas übriggeblieben war, oder einen Aufguß von Teeblättern, die wir selbst pflückten. Zur Zubereitung der Suppe erhielt die Küche für 60 Personen 2 ½ kg Margarine und etwas Nährmittel wöchentlich und eine Kartoffelzuteilung von 10 kg pro Monat, was gerade für eine Suppe ausreichte. Um diesen dünnen Suppen doch noch einen Nährwert zu geben, kochten wir u.a. Zuckerrübenblätter mit, die wir allerdings erst nach der Arbeit einsammeln durften. –
In den Feldern und Gärten ließ man Gemüse und andere Nahrungsmittel eher verkommen und verfaulen, als daß man sie den Deutschen überließ. Man gab sie, wie der tschechische Verwalter Marek einmal sagte, "lieber den Schweinen als den Deutschen."
Einzelpersonen, die bei kleineren Bauern arbeiteten und zum Teil auch dort wohnten, erhielten meistens bessere Verpflegung. Die menschliche Behandlung war aber überall gleich schlecht. Es gab unter der tschechischen Bevölkerung wohl einige, die mit uns etwas Mitleid hatten, doch trauten sich diese nicht, uns merklich zu helfen, da sie dann sofort von anderen als deutschfreundlich verschrien und sogar selbst in ihrer Existenz bedroht wurden.
Dafür bezeichnend war, daß zu Weihnachten vom Gemeinderat (Narodni Vybor) noch ein besonderer Aufruf erlassen wurde, in welchem den Leuten unter Androhung schwerer Bestrafung verboten wurde, uns irgendeine Unterstützung zukommen zu lassen oder den Kindern vielleicht irgendwelches Backwerk zu geben. So bekamen wir am Heiligen Abend den gewöhnlichen schwarzen Kaffee uns sonst nichts außerdem. …
Während der ersten 8 Wochen wurden wir von der Miliz streng bewacht und immer mit Maschinenpistolen zur Feldarbeit begleitet. Dabei machte sich die Wache einen Spaß daraus, über unsere Köpfe hinweg auf Vögel ... zu schießen, um uns in ständiger Aufregung zu halten. Als die Bewachung durch die Miliz aufgehört (hatte), wurde ein Tscheche namens Vales zum Aufseher ernannt, der uns zu bewachen hatte und sich auch sonst um alles kümmern sollte. Das einzige, was dieser machte, war, daß er die Leute zur Arbeit antrieb und bei der Verteilung der ohnehin so geringen Verpflegungsmengen einen Teil für sich behielt. Sehr roh behandelt wurden wir durch Vysinsky. Er zeichnete sich besonders durch wüste Beschimpfungen aus.
Die Frauen wurden von ihm nie anders als "deutsche Hure" genannt und die Männer mit "Bluthund" bezeichnet. Schläge gab es mehr bei dem Verwalter Marek, der den Frauen mit Vorliebe mit der Reitpeitsche ins Gesicht schlug. Einmal schlug er auf einen Lagerinsassen mit der Peitsche so lange ein, bis dieser regungslos am Boden liegenblieb. Als Vorwand dafür genügten ihm meist belanglose Dinge. Dieser Verwalter war der einzige tschechoslowakische Offizier in dem Orte und gehörte den tschechischen Nationalisten (Benesch-Partei) an.
Er spielte sich auch groß auf und veranstaltete verschiedene Schikanen gegen die Internierten auf eigene Faust. So führte er öfters Hausdurchsuchungen durch, beschlagnahmte Dinge, die wegzunehmen er gar nicht berechtigt war usw. Ein Ansuchen um Arbeitserleichterung in Krankheitsfällen wurde von ihm mit höhnischen Worten abgewiesen. Auch konnte die Bewilligung eines Verpflegungszusatzes von ihm nicht erreicht werden, obzwar auf dem Gutshof genügend vorhanden war; er gab uns oft nicht einmal alles von der gewöhnlichen Zuteilung. Hauptschuldiger an diesen Zuständen im Lager war ... der Vorsitzende des Narodni Vybor, Kommandant Suchy. Dieser behandelte Bittsteller auf die gemeinste Weise.
Als ich eines Tages bei ihm um Arbeitskleidung ansuchte, da ich ... in meiner mangelhaften Kleidung nicht mehr arbeiten konnte und krank wurde, warf er mich mit den Worten raus:

"Unsere tschechischen Doktoren haben auch barfuß arbeiten müssen." Und gab mir noch 2 Fußtritte, als ich meine durchlöcherten Schuhe vorweisen wollte. Am nächsten Tag kam der Gendarm, der mich wegen "Sabotage" verhaften wollte, doch war dieser vernünftig genug, nach Aufklärung des Falles einzusehen, daß ich mich eigentlich doch im arbeitsunfähigen Zustand befand. Ich mußte allerdings gleichwohl sofort zur Arbeit gehen, sonst hätte man mich eingesperrt.
Die Kinder durften sich nicht vor das Tor unserer ärmlichen Behausung wagen, sofort wurden sie von der halbwüchsigen tschechischen Jugend beschimpft und mit Steinen beworfen. - Ein Jahr hindurch waren meine Kinder diesen Hetzereien ausgesetzt und dadurch so verschüchtert, daß sie sich am Anfang sogar hier in Deutschland vor fremden Kindern fürchteten. - Auch die Erwachsenen wurden von diesen Kindern verfolgt, mit Steinen beworfen, mit Stökken geschlagen und mit Luftgewehren beschossen.
Es kam sogar vor, daß einige Jünglinge von ungefähr 14-15 Jahren am hellichten Tage unsere Frauen überfielen und zu vergewaltigen versuchten. Gegen dieses Treiben der Jugend wurde von den tschechischen Erwachsenen keineswegs eingeschritten, im Gegenteil.
Wenn sowjetische Soldaten in die Nähe kamen oder am Bahnhof mit Verladearbeiten beschäftigt waren, haben sogar Kinder, die dafür Bonbons und anderes mehr von den Soldaten bekamen, diese in Lager zu den deutschen Frauen geführt oder deren Aufenthalt verraten, da die Frauen sich meist versteckt hielten. Auch Erwachsene beteiligten sich oft an diesem Geschäft. Schutz seitens der tschechischen Wache wurde nicht erteilt, im Gegenteil, es wurde noch alles unterstützt.
Gleich in den ersten Tagen unseres Aufenthaltes in Kojetitz starb ein noch nicht zweijähriges Kind an der Folgekrankheit von Masern (Todesursache wurde nicht festgestellt). Dieses Kind durfte nicht auf dem Friedhof beerdigt werden, sondern mußte von uns außerhalb des Dorfes hinter dem Strohschober vergraben werden, natürlich ohne Sarg. –
Dort lagen schon die Leichen von fünf SS-Männern. Der Tscheche Karl Leiermann hat sich mir gegenüber gerühmt, diese SS-Leute gemeinsam mit seinem Bruder umgebracht zu haben. Die Beerdigung dieser Leichen hat ein Deutscher namens P. durchgeführt. –
Nach etwa vierzehn Tagen starb in unserem Lager die etwa 67jährige Frau A. aus Breslau an Hunger und Altersschwäche, zwei Tage später die Schlesierin W. an den gleichen Erscheinungen. Diese beiden Frauen waren evangelisch und es gelang, den Pfarrer der tschechischen evangelischen Kirchengemeinde in Libis bei Melnik zu verständigen. Dieser kam ins Lager und veranlaßte, daß die Leichen in Holzsärge kamen und ordentlich auf dem evangelischen Friedhof in Libis bestattet wurden. Das gleiche geschah mit der später an Herzschwäche verschiedenen Frau T. aus Neiße.
Anders verhielt sich der katholische Pfarrer von Kojetitz. Dieser erlaubte anfangs nicht, daß die Deutschen die Kirche betraten. Später bewilligte er nur, daß am Sonntagnachmittag eine Andacht besucht werden konnte. Auch sonst hat er jedwede Unterstützung für die Deutschen abgelehnt. Die später gestorbenen Katholiken sind in Massengräbern ohne Särge in der Selbstmörderecke des katholischen Friedhofes beerdigt worden. Die zu Allerheiligen und Weihnachten auf die Massengräber gelegten Blumen wurden entfernt.
Auf dem katholischen Friedhof sind beerdigt: die Männer E. von St. (52 Jahre, aus Bremen), W. (46 Jahre, aus Prag), H. (Selbstmord bei der Verhaftung, aus Kojetitz); die Frauen Marie P. (die Mutter meiner Frau, 72 Jahre, aus Brünn), G. (70 Jahre, aus Weißwasser); das Kind B. (4 Jahre, aus Brünn) und ein Säugling …
Sämtliche elf Todesfälle lagen innerhalb der ersten drei Monate. Diese hohe Verlustzahl ist nicht allein auf die schlechte Verpflegung zurückzuführen.
Einige Todesfälle hätten bei rechtzeitiger ärztlicher Behandlung verhindert werden können. Der Arzt, der insgesamt bloß zweimal ins Lager kam, betrat den Stall nicht, aus Angst vor

dem Ungeziefer, doch wurde zu dessen Bekämpfung von tschechischer Seite nichts getan. Wir mußten uns selbst helfen, so gut es eben ging. Der Arzt sah die Kranken überhaupt nicht an und sagte bloß an der Tür, er könne nicht helfen. Der tschechischen Wache gegenüber äußerte er sich, daß die Deutschen nur alle krepieren sollen.
Dieser "Arzt" war aus Neratowitz bei Prag. – Meine beiden Kinder bekamen Masern und die Kleinere anschließend eine Lungenentzündung und Mittelohrentzündung. Sie lag so mit höchstem Fieber ohne Hilfe in einer zugigen Scheune auf dem Strohlager. Aber auch während der schweren Erkrankung der Kinder mußte meine Frau von früh bis spät arbeiten und durfte unter Androhung der Erschießung nicht bei den kranken Kindern bleiben.
Zum Herbst wurde uns dann bewilligt, nach Libesnitz, 6 km von uns entfernt, zum Arzt zu gehen. Dieser verhielt sich einem Arzt entsprechend, untersuchte die Kranken und schrieb auch Rezepte. Da wir jedoch kein Geld hatten, konnten wir uns die Medikamente nicht kaufen. Es sollten daher die Heilmittel von der Gemeinde für uns beschafft werden, doch damit hatte man es nicht eilig.
Nur wenn ein Kranker für längere Zeit für die Arbeit ausfiel, bekam er eine beschränkte Menge des verschriebenen Medikaments, und dann auch meist verspätet. Als ich z. B. im Februar 1946 vom Arzt für 7 Tage krank geschrieben wurde, da ich eitrige Wunden an den Füßen hatte (Ernährungsstörungen), erhielt ich vom Arzt auch ein Rezept für eine Wundsalbe, doch diese bekam ich erst nach 12 Tagen, während ich bereits nach 7 Tagen wieder arbeiten gehen mußte!
Meine Frau war im März 1946 ebenfalls mit eitrigen Wunden an den Füßen und Kreislaufstörungen arbeitsunfähig liegen geblieben. Ein Ansuchen, den Arzt zu holen, wurde abgelehnt, zum Arzt zu gehen (mit der Bahn durften Deutsche nicht fahren) vermochte die Kranke nicht, aber eine Überweisung in ein Krankenhaus war wieder nur durch den Arzt möglich, nachdem er die Patienten untersucht hat. Also blieb meine Frau ohne Hilfe liegen, bis wir endlich Anfang April nach Prag ins "Sammellager Hagibor" kamen.
14 Tage vor unserem Abtransport nach Prag wurden wir noch aus dem bis dahin bewohnten Raum hinausgeworfen, da dieser für ... Slowaken hergerichtet werden sollte. Wir wurden in einem Stall untergebracht. So mußten wir noch die letzten Tage im März 1946 und besonders die sehr kalten Nächte im offenen Stall verbringen. Ein Ofen wurde uns wegen angeblicher Feuergefahr verweigert. Auch dies war eine weitere Schikane des Verwalters.
Am 6. April kamen wir in Prag an und wurden im Lager halbwegs menschlich aufgenommen. Die Behandlung und Verpflegung (hauptsächlich für Kleinkinder) waren etwas besser, die Arbeitskommandos meist gut und mit genügender Verpflegung, denn es fehlte in Prag an Arbeitskräften bzw. arbeitswilligen Tschechen.
Am 24. April wurden Familien mit Kindern und Arbeitsunfähige aus dem Lager Hagibor (insgesamt 200 Personen, der Gesamtbestand des Lagers betrug 1.200-1.400 Personen) in das Abschublager Modran geschafft, wo es wiederum mit Unterkunft und Verpflegung schlecht bestellt war. In einer kleinen Holzbaracke für etwa 100 Personen waren 350 Männer untergebracht!
Im Lager Modran wurden wir dann zur Aussiedlung abgefertigt. Wir erhielten RM 1.000 in bar sowie einige sehr schäbige, z.T. sogar blutverschmierte Kleidungsstücke (soweit ich mich erinnere, für mich eine Turnerjoppe und zwei schadhafte Unterhosen, für meine Frau Fragmeute eines Dirndls und für den Jungen das beste Stück, eine Lederhose), dazu pro Person eine alte Wehrmachtsdecke. Da ich von meiner Habe, soweit ich sie nicht schon bei der Internierung hatte zurücklassen müssen, fast alles auf dem Marsch von Pribram nach Prag und im Strahover Stadion eingebüßt hatte, die verbliebenen Kleidungsstücke während der Arbeit in der Kojetitzer Zeit weitgehendst zerschlissen waren, besaßen wir auch nicht das für die Aussiedlung vorgeschriebene Mindestgepäck.

Von tschechischer Seite wurde aber nichts unternommen, um einen Ersatz dafür und die zum Abschub vorgesehene Ausstattung (doppelte Garnitur) zu stellen. Es wurde jedoch besonderer Wert darauf gelegt, daß jeder erklärt, er verlasse die Tschechoslowakei "freiwillig", was unter den gegebenen Verhältnissen natürlich allgemein bejaht wurde.
Am 1. Mai 1946 erfolgte unser Abtransport: 1.200 Personen wurden in 40 Waggons verladen und als "Transport D" nach Bayern abgefertigt. Als Verpflegung ... bekamen wir etwas Wassersuppe, 1/8 Brot und eine Schnitte Kuchen, unterwegs (gab es) noch 2mal leere Suppen. Und dann überschritten wir am 2. Mai die tschechoslowakische Grenze bei Wiesau, wo wir vom Bayerischen Roten Kreuz in vorbildlicher Weise aufgenommen wurden.<<

Zustände in Braunau von Januar bis Juni 1945
Erlebnisbericht der Lehrerin A. K. aus der Stadt Braunau im Sudetenland (x005/553-575):
>>25. Januar 1945: ... An klaren Tagen hört man auf freiem Felde in weiter Ferne den Geschützdonner. Die Front ist noch etwa 80 km entfernt. ...
Am Abend packe ich, wie es Hunderte andere schon getan haben. ... Ich packte von jedem, auch von meinem Mann, etwas an Wäsche und Kleidung ein, sowie je ein Paar Schuhe, dazu zweimal Wolldecken, und schon war der Koffer voll. So stand er also griffbereit. Weit wichtiger und für mich später auch sehr nützlich war das Einpacken eines neuen blauen Lederhandkoffers. ... Da kamen alle Zeugnisse von beiden Seiten, alle persönlichen Dokumente, Urkunden, wichtige Belege, alles fein säuberlich geordnet, hinein.
Dann zerstörte ich nach ziemlicher Überwindung alle Fotoalben, indem ich die besten und liebsten Aufnahmen, mit Nummern versehen, entnahm. ... Als letztes folgten dann etliche kleine Andenken, die liebsten Briefe, ... etwas Silber, Sparbücher, Schmuck und Kleinigkeiten sowie Verbandszeug als Lückenbüßer. Um Mitternacht erst kroch ich ins Bett mit der Hoffnung, diese Arbeit umsonst getan zu haben.
Früh nach 6 Uhr kamen meine Eltern. Sie waren für 450 km 4 Tage unterwegs. ... Alle Bahnhöfe und Strecken sind mit Zügen aus dem Osten verstopft, außerdem geht fast kein Zug mehr in östliche Richtung. Es muß ein fürchterliches Chaos sein. Auch die Reisebescheinigung bzw. Reiseerlaubnis hatte ungeheure Mühe gemacht. Sie waren total erschöpft. Dennoch packen wir gleich, denn es soll baldigst fortgehen.
In den ganzen letzten Tagen ziehen endlose Trecks aus Oberschlesien ... durch, 200 und mehr Wagen oft auf einmal. Dazu Schneefall und bittere Kälte. Unter den Zeltplanen drücken sich die Menschen aneinander, um sich zu erwärmen und trinken im Gehen einen Schluck des gereichten heißen Getränkes. Ihr Blick ist gehetzt. Sie kennen keine Ruhe und ihr Ziel ist der weite Westen. Oft liegen Säuglinge und kleine Kinder in den Armen der Mütter. Es geht pausenlos weiter. Stockungen rauben kostbare Zeit. Der Krieg zeigt sich nun deutlich, und mir krampft es das Herz zusammen bei diesem Anblick.
Zum ersten Mal kleben an den Hauswänden grellrote Plakate, die "Im Namen des Volkes" melden, das der X. X. als Deserteur wegen unerlaubter Entfernung von der Truppe erschossen worden sei. Dieser Mann stammte aus einem Ort unweit von Braunau und war vom Urlaub weg nicht zur Truppe, sondern ins Blaue gegangen und dabei einer Streife in die Hände gefallen.
5. Mai: Die Kapitulation gegen Westen ... ruft meist ein Aufatmen hervor. An den Landkarten steht alt und jung, bespricht die amtlichen Frontlinien, und alle beherrscht ein Gedanke: Nun geht es bloß noch nach Osten. Amerika liefert Material, und in wenigen Wochen ist der Krieg aus, Rußland besiegt. An Frieden denkt niemand, nur an den Koloß aus dem Osten. Durchziehende Soldaten waren begeistert für diesen Plan, ich hörte keinen, der Pessimist war. "Der Osten frei!", war Schlagwort.
7. Mai: Nach den freiwilligen Evakuierungen kommen nun die Zwangsevakuierten aus Glatz,

etwa 35 km von uns entfernt. Sie sitzen meistens auf Militärfahrzeugen, die z.T. mit Grün geschmückt sind. ... Sie alle wollen zum Amerikaner, auf den Zivilisten und Soldaten unendliche Hoffnungen setzen, trotz Bombengreuel. Die Privatfahrzeuge, durchweg motorisiert, sind dicht bepackt mit Menschen und Koffern, es geht ohne Pause. Die ganze Stadt ist auf den Beinen, säumt die Durchfahrtsstraße wie bei einem Festumzug und fühlt sich unbeteiligt. Wohin sollen wir? Die Straßen sind doch längst verstopft. ...
Das Lagerhaus beim Bahnhof wird z.T. geräumt; pro Kopf werden 5 kg Zucker ausgegeben. Die Menschen stehen danach in endlosen Schlangen (an). Dazu (bilden sich weitere) Schlangen vor den Textilgeschäften. Es gibt dort alles, von der Bettwäsche bis zum Strampelhöschen. ... Die Bettwäsche findet reißenden Absatz.
Am Nachmittag fährt das letzte Aufgebot mit großen LKW der privaten Betriebe durch die Stadt in Richtung Sterngebirge, hinter dem die Protektoratsgrenze verläuft. (Es handelt sich um) die letzten männlichen Reste der Stadtbevölkerung: NSKK, NSFK und Volkssturm in ihren verschiedenen Uniformen. ... Jeder Fünfte hat ein Gewehr.
Während die Autos die Stadt verlassen und der ununterbrochene Flüchtlingsstrom durchzieht, fordern Lautsprecher alle Einwohner zur Kundgebung am Marktplatz um 17.30 Uhr auf. Es spricht Kreisleiter G., neben ihm steht der Schulrat. Dann ist es soweit: Er gibt die bedingungslose Kapitulation Deutschlands gegen den Westen bekannt. Er meldet die heranrückende Walze aus dem Osten und dann: "Wer von Ihnen die Stadt verlassen will, freiwillig, der soll sich melden, ... ab morgen früh werden einige Fahrzeuge bereitgestellt. Mein Aufruf gilt besonders den Frauen und Kindern. Es ist jedoch keine Zwangsevakuierung. ..."
Wir alle stimmten am 7. Mai 1945 im Abendsonnenschein das Deutschlandlied an. Unausgesprochen wußten alle, daß es das letzte Mal war. ... Deutschland war für uns Sudetendeutsche das Vaterland, in dem unsere Heimat eine Perle war. Die meisten hatten Tränen in den Augen, und wer eine solche Stunde erlebt, der würde wohl auch den deutschen Verzweiflungskampf besser verstehen lernen. Mir kam es vor, als stünden viele Kinder am Grabe einer Mutter und hätten kein Daheim mehr. Das Altreich hat das nie so empfinden können, sie blieben deutsch trotz Besatzung. Wir aber waren zum Spielball geworden, ausgeliefert dem Eroberer. ...
Im Familienkreis wurde das "Später" besprochen. Was wird passieren?... Wenn die Tschechen halbwegs anständig mit uns umgehen, gibt es genug, die gerne bei ihnen bleiben. Es waren in erster Linie selbständige Gewerbetreibende, die in der alten Republik gute Existenzen hatten. Die anderen bangten bloß, ... denn sie hatten noch den harten Kampf vor 1938 in Erinnerung, als die Jugendlichen kaum eine Schul- und Lehrstelle fanden, nur weil sie Deutsche waren. Fürwahr trübe Aussichten!
8. Mai: ... Während der milden Nacht, in welcher der Lärm keine Minute verebbte, rollten schwere Geschütze mit ihren langen Rohren über das holprige Katzenkopfpflaster. ... Ich fragte am Morgen einen Soldaten, ... wohin sie führen. Und (erhielt) die Antwort; "Heim zur Mutter!" So dachten unsere Landser und eilten ... in Richtung Westen. Welch bittere Enttäuschung harrte ihrer! Damals wußten sie noch nicht, daß die russische Streitmacht bereits das Elbetal besaß und damit das ganze östliche Gebiet abgeschnitten war.
Bis Vormittag meldeten sich 67 Personen zur Aussiedlung. ... Der Amtsarzt packte seine gesamte Familie ins Auto und fuhr los. Angeblich kam er noch bis Saaz. Fest steht, daß seine Frau mit den Kindern etliche Tage später wieder in Braunau eintraf und er selbst noch lange danach irgendwo von den Russen eingesetzt wurde.
Erst gegen Abend ging es dann wie ein Lauffeuer durch die Stadt, daß die Kapitulation auch gegen Osten unterschrieben war. An diesem Abend, wie auch am vergangenen Abend, verkauften fast sämtliche Geschäfte, jedenfalls alle Textilläden, bis weit nach Mitternacht, bis zum Ausverkauf. Sie taten gut daran. Mein Schwiegervater tat es nicht, (er) wollte abwarten und erlebte dafür eine schreckliche Plünderung.

Die wenigsten Menschen fanden in dieser Nacht Schlaf. Über einem herrscherlosen, zerrütteten Land funkelten in ewiger Ruhe die Sterne. ...
9. Mai: Als das erste bleiche Licht den Tag verkündete, stand ich am Fenster, und ... erlebte ein ungemein bitteres, trauriges ... Schauspiel, das bis zum Mittag währte. Nie werde ich diese Stunden vergessen können. ... Der einzige freudige Gedanke, war die Hoffnung, daß Vati nun bald heimkommen würde, und im jugendlichen Optimismus glaubte ich ... schon wieder an die Zukunft. Politisch unbelastet und in jeder Hinsicht mit reinem Gewissen, hatte ich keine Angst. Während seiner Dienstzeit hatte mein Mann vielen Tschechen zahlreiche Liebesdienste erwiesen. ...
Bis gegen 11.30 Uhr (sah man) nichts als ein ungeheures Chaos. Sämtliche Straßen waren unpassierbar, da alles mit Menschen und Wagen überfüllt war - fast nur Militär. Fluteten gestern in der Mehrzahl noch Zivilisten durch, ... so waren es heute regellose Haufen von Infanterie, Artillerie usw., die so rasch als möglich ihr militärisches Aussehen loswerden wollten. ... Hier zerschlug einer mit aller Kraft sein Gewehr am Randstein, dort schüttete ein anderer den Inhalt seines Tornisters direkt auf die Straße, so daß gebündelte Briefe, Zahnbürste, Rasierzeug und andere tägliche Bedarfsartikel, die vielleicht schon in Rußland waren, unbeachtet auf die Straße fielen.
Die meisten trennten und rissen schnellstens ihre Schulterstücke und Rangabzeichen ab. Der Fahrer eines kleinen Wagens spannte sein Pferd aus, schüttete den Hafersack aus und ließ das Tier, das ihm bisher ein guter Kamerad gewesen (war), laufen, d.h. stehen. Laufen konnte es nicht, es stand und schaute suchend, ab und zu wiehernd, und wußte nicht wohin. ... Die vorhandenen Lebensmittel ... wurden verteilt, und die Bevölkerung riß und stritt sich darum. ... 2 junge Landser fragten nach dem Wege ins Tschechische. Sie ahnten nichts von den Vorgängen, die sich bereits in der CSR ereignet hatten und wollten nur fort von dem Russen, der im unmittelbaren Anrücken sein sollte. ...
Man fühlte sich als Betrachter einer bunten, ungemein eindrucksvollen Szenerie. ... Von vielen bekannten Gesichtern war eine verhüllende Maske gefallen, und nun zeigte sich für Minuten eine entblößte Seele, nackt und nur selten schön. Hier griffen gierige Hände nach einem Rest im Verpflegungswagen, dort kam es fast zu einem Streit um andere so begehrte und doch so unwichtige Dinge, ohne die man doch jahrelang gelebt hatte.
Erst gegen 10 Uhr verebbte binnen wenigen Minuten das tumultartige Leben. ... "Die Russen kommen!", war das Signal zur Räumung der Straßen. ... Stroh, Heu, Schmutz, Wagen kreuz und quer stehend oder auch liegend, Waffen, Viehfutter, Tornister, kurz alles lag bunt und wüst über alle Straßen und Gehsteige.
Und dieser Schwarm von aufgeregten Menschen ... verschwand in kürzester Zeit, und zurück blieb eine unendlich traurige Stille, wie sie schwersten Gewittern vorausgeht. Die Fenster und die Türen wurden geschlossen. Viele ließen die Vorhänge herab. Vor die Auslagen, die noch geöffnet waren, glitten die Rolläden und Gitter. ...
In der gegenüberliegenden Häuserzeile kam aus einem Bodenfenster die erste weiße Fahne, ein Leintuch an einer Stange. ... Die letzten Soldaten, z.T. schon mit Zivilkleidungsstücken angetan, verließen die Stadt ... zum großen Marsch in die "Heimat" - ins unendliche Land des Ostens. ... Wir waren herrenlos, vogelfrei geworden. ...
Wenige Minuten vor 13.30 Uhr ... ritten die ersten Russen bei uns vorbei zum Ringplatz hinauf. Der mittlere Rotarmist trug eine gelbgrüne Uniformbluse, rote Hosen und eine rote Mütze. Alle drei waren ausgesprochen mongolische Typen. Die Peitsche kreiste über dem Pferdekopf. ...
Wenige Minuten später klebten ... weiße, mittelgroße Plakate an den Türen: ... "Alle Mitglieder der Partei, SA, SS ... müssen binnen 48 Stunden alle Radioapparate und Fotoapparate im Bürgermeisteramt abgeben.

Dieser Befehl wurde einige Stunden später mittels Lautsprecher auf alle Deutschen ausgedehnt. Ferner sind alle Waffen und Munition an einem bezeichneten Sammelplatz abzugeben. Für Deutsche wird von 7 Uhr abends bis 5 Uhr morgens ein Ausgehverbot angeordnet. Plünderungen jeder Art, auch durch russisches Militär, werden verboten.“ ... Die letzte Ankündigung war ein Hoffnungsschimmer - freilich ein recht trügerischer.
Durch Lautsprecher wurde die sofortige Reinigung durch die Anwohner befohlen. Meist ältere Jahrgänge griffen an, und so schnell war die Stadt wohl noch nie gesäubert worden. Die Wagen schob man zusammen, der Verkehr wurde wieder "freigegeben". In Windeseile zogen sich wieder alle in ihre Häuser zurück.
Und nun begann das zweite Drama dieses Tages: die Besetzung. Eine Tragödie war es, in der die Handlung anwuchs zum Orkan, der Leichen und Trümmer zurückließ.
Aus dem ehemaligen Ostarbeitslager, hinter dem Friedhof, dessen Baracken von Polen, Gefangenen beiderlei Geschlechts besiedelt waren, strömte eine johlende Menge zur Stadt. Wie sich bald herausstellte, war ihr erstes Ziel das Lagerhaus beim Bahnhof, wo sie in den verwüsteten Lebensmitteln buchstäblich gewatet sind. Hier gab es auch noch etwas Alkoholisches, und schon war die Stimmung zur Stadt bald da. Dann verteilten sie sich in kleinere Trupps und zogen zu den einzelnen Geschäften. ... Was zurückblieb, war ein Haufen Scherben, zerbrochene Möbel, zerfetzte Stoffreste und Warenreste. ...
Ich hatte die Fenster geschlossen und beobachtete hinter den Stores die Vorgänge. ... Bald wurde es auch im Hause lebhafter. Wir gondelten zwischen Wohnung und dem Laden hin und her. Gegen 15 Uhr begehrte auch bei uns ein Russe, an jedem Arm eine Polin, Einlaß. ... Papa öffnete die Gitter. ...
Es entspann sich etwa folgendes Gespräch, wobei Papa in äußerster Ruhe der Kaufmann blieb: "Womit kann ich dienen?" – "Haben Du Wodka?" ... "Schnaps? – "Nein. Kein Schluck, schon lange nicht mehr!" Dazu jeweils die entsprechende Geste. Wir standen abwartend im Hintergrund. Der Russe packte seine 2 Schönen und führte sie ruhig wieder hinaus. ...
Für uns wurde die Lage erst bedrohlich, als der eigentliche russische Einmarsch begann. Von einem höheren Offizier oder einer ordentlichen Macht war bis jetzt noch nichts zu sehen. Gegen 15.30 Uhr hatte sich vor unserem Geschäft eine ziemliche Menge russischer Soldaten angesammelt, die das Öffnen der Gitter verlangten. Und damals waren wir noch so dumm, daß wir auf das Verbot des Plünderns und unser gutes Gewissen bauten. ...
Die Menge der Bedränger wurde größer. Wir öffneten die Ladentür und versuchten ihnen durch das Gitter hindurch klarzumachen, daß Plündern doch verboten sei. Sie schüttelten nur den Kopf und wurden immer stürmischer. Schließlich steckte ein furchtbar häßlicher, pockennarbiger Kerl seine Maschinenpistole durchs Gitter und drohte, zu schießen. Er schien betrunken, und ich werde seine Visage nie vergessen. Trotzdem gelang es noch, die Meute bis gegen 18.30 Uhr zurückzuhalten.
Während dieser Zeit zog schon ein Strom der siegreichen Armee durch, mit ärmlichen Panjewägelchen, auf deren Sitzbrettern Matratzen lagen, mit US-Autos, vor deren Fenster man Teppichstücke gehängt hatte. Fast auf jedem Fahrzeug lag Plünderungsgut, vom Schifferklavier bis zum Regenschirm, den einer ... mit sichtlicher Freude auf- und zuklappte.
Mittlerweile war die Menge vor unserer Tür so angewachsen, daß der Durchzug stockte und wir uns in unser Schicksal ergeben mußten. Mit Kolbenhieben und aller Kraft gelang es ihnen, das Gitter so weit zur Seite zu schieben, daß es den Eingang freigab. Ein wüster Strom bahnte sich seinen Weg mit Ellenbogen und Tritten in den Laden. Wir flohen durch die Hintertür in den Hausflur, verschlossen die Tür ... und lauschten auf den rasenden Tumult, der drinnen ausgebrochen war. ...
Verborgen am Fenster, sah ich die Plünderer aus dem Geschäft kommen. Ganze Tuchballen, Schirme, Mäntel, Hemden usw. luden sie auf ihre kleinen Wagen. Das Herz ... hätte es einem

umdrehen mögen, wie all die wertvolle Ware so herumgeworfen wurde. Erst als es ruhiger geworden war, ging ich hinunter.
Unterdessen riß auch der Truppendurchzug ab. Militär beherrschte bereits das Straßenbild. Zivilisten waren nur Fremdarbeiter und ehemalige russische Gefangene. Was sich dann auf der Straße abspielte, weiß ich nicht, denn ich hatte zu tun, den Anblick unseres verwüsteten Ladens zu verdauen.
Ein Teil der wandhohen Regale im Laden war umgekippt, alle Schübe aufgerissen, die gläserne Türfüllung vollkommen eingeschlagen, alle Kartons geöffnet. In diesem Trümmerhaufen lagen die Warenreste bunt durcheinander, und Papa stand ohne Rock (Jacke) erschöpft da. Seinen Rock hatte man ihm ausgezogen, und damit war auch die Brieftasche, die er in der inneren Brusttasche stets bei sich trug, mit wertvollen Dokumenten, ... und einer großen Geldsumme, verschwunden. Er hatte die Plünderung wenigstens ohne körperliche Mißhandlung überstanden.
Draußen sanken bereits die ersten Schatten der Dämmerung, und fast alle Häuser, auch wir, hatten weiß gehißt. Eine größere Anzahl besaß sogar schon die weiß-rot-blauen tschechischen Fahnen. Sogar 2 rote Fahnen mit Hammer und Sichel blähten sich leicht im Winde.
Wir gingen ans Aufräumen. Papa vernagelte die Türfüllung mit rohen Brettern, und im Schein einer schwachen Glühbirne suchten wir die Reste nach brauchbaren ... Sachen durch. Fertige Wäsche und Konfektion sowie der größte Teil guter Stoffe fehlte so ziemlich ganz. ... Etwa 150 "Stürmer" hatten sich wohl dauernd im Laden befunden, und ein Teil sorgte nur für das Ausräumen, während andere nur aus Zerstörungslust handelten. Im kaum beleuchteten Hausflur klaubten wir das "Strandgut" zusammen. ...
Gegen 22 Uhr verschlossen wir sorgfältig die hintere Ladentür und hofften, daß uns der Herrgott die Nacht über behüten möge.
Am Graben unten sprangen Mädchen (aus Angst vor den Russen) in die Steine (Fluß), andere versteckten sich in den Kohlen und in den Schuppen. Am anderen Tag wurden ... Frauen aller Altersstufen, darunter Mädchen mit 13 Jahren samt Mutter ins Spital geschafft. ...
10. Mai: Furchtbare Dinge, die oft erst nach Tagen bekannt wurden, haben sich in dieser Nacht ereignet. Die Plünderungen in Stadt und Land dauerten an, und uns rettete wohl nur der zerstörte Laden vor einem Wohnungsbesuch.
In einer Stadtrandsiedlung haben die Russen alle Frauen aus den Betten geholt, in Nachthemden in einem größeren Raum zusammengetrieben und dort stundenlang festgehalten, während sich die ranghöheren jeweils die passenden ... Frauen heraussuchten und im Nebenraum mißbrauchten. ... Jede erreichbare Uhr war fort. ... Ein Bauer, der sich vor seine gefährdete Frau stellte, wurde niedergeschossen. Auch die Patienten des Krankenhauses wurden ihrer Habe beraubt. Auf offener Straße wurden Passanten die ... Kleidungsstücke ausgezogen. Die ersten Verzweifelten legten Hand an sich.
Man denkt unwillkürlich an Grimmelhausens "Simplizissimus": Je nach Bedarf wird einfach geschlachtet, z.T. am Spieß gebraten. ...
Alle Deutschen tragen sofort weiße Armbinden. Binnen 11 Stunden müssen alle deutschen Firmenanschriften verschwinden. Vater brauchte Stunden, um die erhabene Schrift "Kaufhaus" mit Hammer und Meißel abzuklopfen. Glasschilder wurden einfach eingeschlagen. ... Deutsche Firmenstempel waren ab sofort verboten.
Im Bürgermeisteramt fand sich der rote Narodni Vybor (Nationalausschuß) als regierende Körperschaft zusammen. Ihm gehörten jene Tschechen an, die ... in Braunau seßhaft waren. ... Zur Ehre dieser Männer muß gesagt werden, daß keiner von blinden Haßgedanken geleitet an Rache dachte. Sie handelten so, wie sie es vor jedem verantworten konnten, ehrlich, loyal und nach bestem Können gerecht. Dieser Ausschuß weckte in uns auch die Hoffnung, daß eine Zusammenfassung im tschechischen Staatsverband möglich und gut sei.

11. Mai: ... Ich beobachtete den Abzug der Polen. Mittags zog ein größerer Haufen sauber und fein hergerichteter Polen und Polinnen bei uns vorbei. ... Dann kam ein Fuhrwerk, das irgendeinem Bauern entführt worden war, auf dem die geklauten Schätze von etwa 12 bis 15 Leuten waren. ... Die Frauen waren geschmückt mit Goldketten und Ringen wie Fürstinnen, und dieser echte Schmuck bildete einen ziemlichen Kontrast zum ... meist ordinären Gebaren der Trägerinnen.
Als der Wagen dann abgefahren war, stand ein einsamer Pole mit einem Sack über der Schulter da. Es war 1 Uhr mittags. Kam nun irgendein Deutscher, Mann oder Frau daher, ging er hin, erleichterte ihn um sein Geld, seinen Schmuck und auch um gute Kleidung. ... Gegen 4 Uhr hatte der "Kunde" auf einem Straßenstück von etwa 100 m Länge seinen Sack fast voll gebracht.
Tschechische Gendarmerie soll da sein! Wir hoffen auf Ordnung und Ende des Faustrechts. ... In der gesamten Bevölkerung wird es wesentlich ruhiger. Wir haben wieder eine Obrigkeit und erhoffen Gerechtigkeit. In der ersten Woche nach dem Ende kehrte der größte Teil der in den letzten Tagen Geflüchteten zurück. Aber wie? Barfuß, krank, elend, zermürbt, ausgeplündert. Die Bilder des Elends wollen kein Ende nehmen.
Der Flieder blüht, und die Menschen haben den besten Willen zur Zusammenarbeit, eine unendlich große Sehnsucht nach Ruhe und Frieden. ...
17. Mai: Die ersten Plakate mit tschechischer Unterschrift fordern nochmals die allgemeine Abgabe von Radios und Fotoapparaten gegen Aushändigung einer Abgabebescheinigung und die Ablieferung von Männerkleidung zur Einkleidung der ehemaligen russischen Kriegsgefangenen. ... Ein Deutscher (ein ehemaliger Postbeamte) ... wird von SNB-Leuten ... mit langen mehrstriemigen Lederpeitschen zum Wehrmeldeamt getrieben. Seine Schreie sind tierisch, aus den Augen spricht keine Seele mehr. Der Zusammengebrochene wird mit Hieben wieder aufgejagt. ... Schließlich bleibt er - vielleicht noch lebend - im Hofe des Wehrmeldeamtes liegen. Unvergeßlich! Einer von vielen! ...
23. Mai: ... Das Ausgehverbot wird von 21 bis 5 Uhr festgesetzt. ... Armbinden müssen gegen Entrichtung von einer RM gestempelt werden. Erneute letzte Aufforderung zur Waffenabgabe! ... Messer, ab 10 cm Klingenlänge, gelten auch als Waffen.
Als parteilich vollkommen unbelastet, erhalte ich bis zur endgültigen Einreihung die rote Armbinde. ... Ich schäme mich des Vorzugs, komme mir vor wie eine nationale Verräterin. Ich bin Deutsche und bleibe es!
30. Mai: Um 5 Uhr ... rumpelte eine traurige Karawane zum Niedertor hinunter. Kinder und Greise, Arme und Reiche waren gleich geworden - Heimatlose, Bettler, Vieh. Manches bekannte Gesicht war darunter, verweint, steinhart oder gleichgültig. Morgen sind wir dran! ... Die Karawane wurde damals bei der Pollack-Fabrik gründlich durchsucht und erleichtert. Junge Leute verlud man auf Lastautos, und sie gingen ab ins Landesinnere zur Arbeit. Die anderen trieb man nach Tuntschendorf, wo sie über die Grenze sollten. Doch der Russe ließ sie nicht hinüber. ...
Jene Betriebe, in denen ein Tscheche tätig gewesen war, öffneten langsam wieder, und zwar übernahm der Tscheche als nationaler Verwalter den gesamten Besitz, der nun Staatseigentum war. Der deutsche Besitzer wurde je nach Belieben des nationalen Verwalters als Arbeiter beschäftigt oder er flog z.B. in 10 Minuten mit mehr oder weniger Gepäck auf die Straße. Die meisten dieser ersten Verwalter benahmen sich jedoch zu ihren ehemaligen Chefs einwandfrei und halfen oft in den verschiedenen kritischen Lagen. ...
6. Juni: Ab 2 Uhr nachts zogen in endlosen Kolonnen die Russen durch; angeblich 12.000 Soldaten. Es dauerte bis 2 Uhr mittags. Das Gerücht sagte, daß sie hinter die Oder zurück sollten.
... Ganz neuartig war der Marschgesang. ... Ein Flügelmann der sich durch eine besonders

kräftige Stimme auszeichnen mußte, sang 2 oder 4 Zeilen vor. Man bedenke, daß er den Lärm der marschierenden Kolonne und Fahrzeuge übertönen mußte! Sein Gesicht war puterrot, sein Hals vor Aufregung dick. Den Refrain sangen dann alle. ...
Nach etlichen Kolonnen kam dann eine lange Abteilung Panjewagen, deren zottelige Pferden zwischen 2 Deichseln liefen, die über dem Kopf verbunden waren. Schläfrig und gleichgültig saßen die Kutscher auf ihren harten Brettern. ... An einer großen Menge dieser Gespanne waren rückwärts 1-8 Pferde festgebunden, Beutegut, ... das nach Osten mitging. ...
Während des endlosen Marsches spielten auch ... 4 Kapellen der Militärmusik. Die Autos waren durchweg amerikanische Fabrikate. ... Alle russischen Fahrzeuge, Panjewagen und Kanonen besaßen keine Bremsen. Kleine Gefährte bremsten sie mit eingeklemmten Stangen. Bei den schweren Fahrzeugen hängten sich 6-8 und mehr Männer als Bremsklotz hinter Fahrzeuge.
Das beste Idyll dieser vielfältigen Eindrücke war zweifellos die Rinderherde, die, wenn auch nicht im Gleichschritt, so doch im gleichen Tempo, mitten im Zuge mitgetrieben wurde. ... In der brütenden Hitze vermischte sich der Geruch der tierischen Exkremente mit der Ausdünstung der Menschen zu einem beklemmenden Gestank. Kuhfladen lagen auf der Straße wie auf der Weide, und Stunden dauerte die Reinigung. ...
8. Juni: Im Schützenhaus ist "Musterung". Alle, ... Parteilose, Mitläufer usw., werden auf Herz und Nieren geprüft. Erst muß man 1-2 Tage anstehen, um dranzukommen. ... Dann kam der große Augenblick, wo man vorgelassen wurde und mit tiefstem Groll wie ein Stück Vieh beurteilt wurde. Dort saßen etwa 12 Männer, bis auf 2 bis 3 Tschechen, ... nur Deutsche, ... meist solche, die wegen illegaler kommunistischer Tätigkeit lange Haftstrafen hinter sich hatten. ... Sie fragten uns aus und hielten Gericht. Mich stufte man in die Gruppe der loyalen Bürger ein. ...
Hatten wir uns noch vor Wochen nach den Tschechen gesehnt, so gedachten wir jetzt mit leiser Sehnsucht der Russen, die einzig in der Behandlung der Frauen die Tschechen überboten. Als der erste Sturm vorüber war, zeigte der russische Soldat im allgemeinen höfliches und ordentliches Benehmen im öffentlichen Verkehr. Russische Kommissare ... schützten ... ihre Arbeiter, die auch mehr Zuteilungen erhielten, vor der Zwangsräumung. ...
Es war keine Seltenheit, daß ein Soldat bis zu 8 Uhren und mehr nebeneinander am Arm trug, verteilt bis zum Ellbogen. Ihre Freude und ihr Stolz waren kindlich, sie waren reich geworden. ....<<

Die Zwangsverschleppung der Volks- und Ostdeutschen in Ost-Mitteleuropa

>>Alle ihre Habe; alle Kinder und Frauen führten sie gefangen hinweg und plünderten alles, was in den Häusern war.<< (1. Mose 34, 29)

Im Dezember 1944 bzw. im Januar/Februar 1945 begannen in Jugoslawien, Rumänien, Ungarn, Polen und in den deutschen Ostprovinzen planmäßige Verschleppungsaktionen.
In Jugoslawischen erfaßte man seit dem 25. Dezember 1944 arbeitsfähige deutsche Zivilisten, die für die "Wiederaufbauarbeit in der UdSSR" bestimmt waren. Im allgemeinen verschleppte man arbeitsfähige Frauen (im Alter von 16-40 Jahren) und Männer von 17-45 Jahren. Während die Serben Tausende von jungen Müttern in die sowjetischen Industriegebiete im Donezbecken "verschickten", achteten sie gewissenhaft darauf, keine deutschen Facharbeiter zu verlieren, denn Tito wollte den Sowjets keine "Spezialisten" überlassen. Die Deportationen der Jugoslawien-Deutschen (ca. 30.000; davon waren 60-80 % Frauen und Mädchen) wurden Anfang Januar 1945 beendet.
Nach der Befreiung Rumäniens ließen die Sowjets im gesamten Land "Arbeitskräfte für den Wiederaufbau" der UdSSR inhaftieren. Am 2. Januar 1945 begannen in Rumänien großangelegte Deportationen. Innerhalb von mehreren Wochen verschleppte man rd. 75.000 Rumänien-Deutsche in die UdSSR.
Nach ungarischen Angaben verschleppten die Sowjets ca. 600.000 Kriegsgefangene und Zivilisten. Unter diesen Verschleppten waren etwa 35.000 volksdeutsche Zivilisten und rd. 30.000 volksdeutsche Kriegsgefangene.
Nach Schätzungen des Bundesministeriums für Vertriebene wurden ca. 172.000 Ostdeutsche, 46.000 Polen-Deutsche und 10.000 Memelland-Deutsche in die UdSSR deportiert (x001/-83E,87E, x026/91).
Im Sudetenland und in Mitteldeutschland verschleppte man "nur" einzelne NSDAP-Mitglieder, Kriegsverbrecher oder "Staatsfeinde" zur Zwangsarbeit und in die UdSSR.
Die Festnahme und anschließende Verschleppung der volks- und ostdeutschen Zivilisten begann nicht selten mit arglistigen Täuschungsmanövern. Die arbeitsfähigen Zivilisten wurden z.B. von den Sowjets aufgefordert, sich wegen angeblicher Registrierungen oder für "kurze Arbeitseinsätze im rückwärtigen Frontgebiet" zu melden. Diese Aktionen dauerten jedoch oftmals mehrere Jahre und endeten mehrheitlich in Sibirien.
Bei der Zwangsarbeiterauswahl spielte die Schuldfrage keine entscheidende Rolle. Es kam hauptsächlich darauf an, die vorgegebenen Verschleppungskontingente einzuhalten.
Denunzierte NS-Parteimitglieder, Facharbeiter, kräftige oder gutgenährte Personen kamen gewöhnlich zuerst an die Reihe. Falls nicht genügend arbeitsfähige Zivilisten "angeworben" werden konnten, wurden auch ältere oder jüngere Arbeitskräfte deportiert. Unter den "Auserwählten" waren nicht selten 13-14jährige Mädchen, 70jährige Männer, Pastoren, Nonnen oder Mütter, die kleine Kinder versorgen mußten. Gelegentlich gehörten auch deutsche Kommunisten zu den Verschleppten, die auf diese Art für Denunziationen und Spitzeldienste "belohnt" wurden.
Im Verlauf der tagelangen Märsche in die sowjetischen Auffang- oder Sammellager mußten die Deportierten z.T. Entfernungen von 100-150 km zurücklegen. Falls die Verschleppten nicht genügend Proviant mitgenommen hatten, hungerten sie oft tagelang. Wer das Marschtempo nicht durchhalten konnte und zurückblieb, war meistens rettungslos verloren.
In größeren Orten füllte man die gelichteten Kolonnen wieder auf. Nicht wenige ahnungslose Ostdeutsche, die man kurzerhand auf offener Straße gewaltsam in die Marschkolonnen eingereiht hatte, marschierten plötzlich ohne Verpflegung und angemessene Winterkleidung nach Osten.

Nach den qualvollen Elendsmärschen kamen die Verschleppten völlig erschöpft in den sowjetischen Auffang- und Sammellagern an. In diesen Lagern wurden z.T. 1.000-10.000 Inhaftierte untergebracht. Die großen Deportationslager für den Abtransport der Ostdeutschen und Polen-Deutschen waren: Insterburg für Ostpreußen, Graudenz, Soldau und Zichenau für Westpreußen, Danzig und Sikawa für das westliche Polen sowie Posen, Beuthen, Krakau, Samor und Sanok für Schlesien und das südliche Polen.
Da die Sowjets nirgends genügend Güter- und Viehwagen bereitstellen konnten, waren alle Auffang- und Sammellager restlos überfüllt. In den Notunterkünften und Gefängniszellen herrschten katastrophale Zustände (unerträgliche Enge und völlig ungenügende Hygiene- bzw. Luftverhältnisse). Im Zuchthaus Bartenstein wurden z.B. 31 Frauen in einer Einzelzelle untergebracht. Die Verschleppten erhielten häufig tagelang nichts zu essen und zu trinken. In den Lagern fanden außerdem tagein und tagaus gefürchtete Verhöre statt, um Geständnisse zu erpressen.
Als der Abtransport in die UdSSR begann, reagierten viele Häftlinge sogar erleichtert. Die Deportierten konnten es sich damals einfach nicht vorstellen, daß ihr zukünftiger Lebens- bzw. Leidensweg noch wesentlich entsetzlicher werden sollte.
Im allgemeinen trieb man durchschnittlich 40-55 Personen in die Vieh- und Güterwaggons. Frauen und Männer verfrachtete man größtenteils in separaten Waggons. In der Regel gab es dort weder Pritschen noch Stroh, keine Öfen und Aborte, sondern nur Schmutz und Schnee. Die abgemagerten Gefangenen wurden dermaßen eng zusammengepfercht, daß sie nicht einmal sitzen, geschweige denn liegen konnten.
Nach den hektischen Verladungsaktionen standen die langen Deportationszüge manchmal stunden- oder tagelang in den Bahnhöfen. Obgleich die Verschleppten nichts Gutes zu erwarten hatten, atmeten viele erleichtert auf, wenn sich die Lokomotive mit den ca. 40 Viehwaggons und etwa 1.600-2.200 "Reisenden" endlich in Bewegung setzte. Während der Abfahrt hörte man nicht selten das "Deutschlandlied" oder Heimat- und Kirchenlieder.
Je weiter die Züge nach Osten rollten, desto kälter wurde es. In den Wintermonaten Januar bis März 1945 froren die nur notdürftig bekleideten Gefangenen entsetzlich. Die tödliche Kälte forderte täglich zahllose Opfer. Nachdem sich die Reihen gelichtet hatten, wanderten die halberfrorenen Menschen in den ungeheizten Viehwaggons auf und ab, um nicht zu erfrieren. Die menschenunwürdige Unterbringung (Schmutz und Ungeziefer), Durst und Hunger quälte die Verschleppten von Tag zu Tag mehr. Im Verlauf der wochenlangen Schreckensfahrten erhielten sie oftmals nur völlig unzureichende Trinkwasser- und Verpflegungsrationen.
Die langen Deportationszüge hielten gewöhnlich nach Einbruch der Dunkelheit. Danach wurden Trinkwasser und Verpflegung ausgeteilt. Das Trinkwasser wurde aus Gräben, Flüssen, Teichen und Seen herbeigeschafft. Das Wasser war oft verschmutzt, so daß frühzeitig epidemische Krankheiten, wie z.B. Ruhr und Typhus, ausbrachen. Da die Gefangenen fast nie genügend Trinkwasser bekamen, kratzten sie den Rauhreif und das Eis von verrosteten Eisenteilen der Waggons oder aßen den Schnee, der durch die morschen Waggonwände in die Viehwagen wehte.
Falls deutsche und osteuropäische Gefangene gemeinsam transportiert wurden, waren die Überlebenschancen der Deutschen besonders schlecht. Die ehemaligen Soldaten der Wlassow-Armee, Ukrainer, Litauer und zur Zwangsarbeit verurteilte Polen terrorisierten die deutschen Mitgefangenen bei jeder Gelegenheit. Während der Verpflegungsausgabe ereigneten sich regelmäßig Auseinandersetzungen und Schlägereien. Die robusten Osteuropäer drängten die deutschen Gefangenen meistens mit brutalen Schlägen und Fußtritten zurück. Viele Deutsche mußten zwangsläufig verhungern, weil sie tagelang keine Nahrung bekamen.
Obgleich die Gesundheit und das Leben der deutschen Zwangsarbeiter sehr gering eingestuft wurden bzw. völlig unbedeutend waren, ließen die sowjetischen Wachleute grundsätzlich kei-

nen Deportierten entkommen. Die Wachposten stiegen z.B. regelmäßig auf die Güterwaggons und klopften die Waggondächer und Waggonwände gewissenhaft nach gelockerten Brettern ab, um Fluchtversuche zu verhindern.
In den überfüllten Viehwagen entwickelten sich schon bald fürsorgliche Schicksalsgemeinschaften, aber die eisige Kälte, ungenügende Verpflegung und katastrophale Hygieneverhältnisse forderten täglich weitere Todesopfer. Die Lage der Kranken war hoffnungslos, denn sie erhielten mehrheitlich keine ärztliche Versorgung, Medikamente oder Verbandsmaterial. Viele Menschen erlitten Nervenzusammenbrüche und wurden wahnsinnig. Tagein und tagaus kämpften sterbenskranke Alte, Schwache und Kranke mit dem Tode und starben qualvoll.
Die steifgefrorenen Leichen zerrte man vor der Verpflegungsausgabe aus den Waggons. Obwohl man die entkleideten Verstorbenen regelrecht "aufstapeln" konnte, waren die "Leichenwagen" bereits nach einigen Tagen überfüllt, so daß die Toten kurzerhand am Bahndamm verscharrt bzw. "ablegt" werden mußten. Mit zunehmender Fahrtdauer wurden die "Todeszüge" allmählich leerer. Im Verlauf der langen Verschleppungstransporte in die UdSSR verursachten der Kältetod und lebensgefährliche Krankheiten (Ruhr, Typhus, Gesichtsrose etc.) verheerende Verluste. Bei diesen Transporten kamen durchschnittlich bereits bis zu 10 % der deutschen Reparationsverschleppten ums Leben (x001/84E).
Die Zwangsarbeitslager befanden sich vorwiegend in den sowjetischen Industriebezirken am Ural, in den Don- und Donez-Gebieten, im Kaukasus, in der Nähe des Eismeeres oder in Turkmenien (ca. 4.000 km von der bisherigen Heimat entfernt).
Verschleppungsziele und Fahrtdauer (Beispiele):
Filipovo (Batschka/Jugoslawien) - Charkow (Donez-Becken) = 02.01.-21.01.1945.
Pantschowa (Banat/Jugoslawien) - Woroschilowgrad (Donez-Gebiet) = 07.01.-27.01.1945.
Baja (Ungarn) - Grosnyi (Kaukasus) = 09.01.-05.02.1945.
Kronstadt (Rumänien) - Woroschilowgrad = 12.01.-26.01.1945.
Insterburg - Ural-Gebirge = 05.02.-02.03.1945.
Krakau - Donezbecken = 02.03.-16.03.1945.
Insterburg - 100 km östlich von Moskau = 05.03.-18.03.1945.
Schwiebus - 250 km südlich von Moskau = 06.03.-22.03.1945.
Insterburg - Baku (Hafen am Kaspischen Meer) = 23.03.-10.04.1945.
Beuthen - Alma Ata (Kasachstan) = 23.03.-21.04.1945.
Schwiebus - Oka-Gebiete (Ostsibirien) = 25.03.-18.04.1945.
Soldau - 400 km östlich von Ufa (Baschkirien) = 25.03.-18.04.1945.
Soldau - Südural = 07.04.-28.04.1945.
Graudenz - Sibirien = 14.04.-01.05.1945.
Beuthen - Ural-Gebirge = 17.04.-08.05.1945.
Infolge der hohen Sterblichkeitsraten erfolgten bereits im Sommer und Herbst 1945 einige Lagerauflösungen und die ersten Rücktransporte. In erster Linie wurden Nichtarbeitsfähige und kranke Deutsche nach Hause zurückgeschickt. Viele zu Tode erkrankte Verschleppte überlebten den Rücktransport nicht. Nach diesen ersten Rücktransporten führten die Sowjets in den Jahren 1946 bis 1948 weitere Rücktransporte von deutschen Zwangsverschleppten durch. Die letzten größeren Rücktransporte wickelte man im Jahre 1949 ab.
Diese Zwangsdeportationen verstießen eindeutig gegen verbindliche Völkerrechtsnormen, wie z.B. die Haager Landkriegsordnung; 3. Abschnitt (x077/39), denn Deportationen (Zwangsverschickungen von Menschen in Gebiete außerhalb des angestammten Siedlungsgebietes durch den eigenen Staat oder eine Besatzungsmacht) waren schon damals nur als "ordnungsmäßige Kriminalstrafe" und unter menschenwürdigen Umständen zulässig (x051/111).

Verschleppung von umgesiedelten bzw. geflohenen Rußland-Deutschen und "Straftätern" aus Mitteldeutschland sowie die Heimführung der "befreiten Sowjetbürger"

Nach dem Kriegende behandelte man die Rußland-Deutschen (volksdeutsche Flüchtlinge und Umsiedler aus den Gebieten der Sowjetunion) grundsätzlich wie sowjetische Staatsbürger bzw. Volksverräter und verschleppte sie gewaltsam in die Sowjetunion.

Tausende von Rußland-Deutschen wurden sogar in den Besatzungszonen der westlichen Alliierten festgenommen und deportiert. Die nordamerikanischen und britischen Besatzungstruppen lieferten die Rußland-Deutschen nicht selten unaufgefordert an sowjetische Deportationskommandos aus. Die Sowjets verschleppten ca. 300.000 Rußland-Deutsche (sog. "Zwangsrepatriierte") in die Zwangsarbeitslager der UdSSR (x026/91) und deportierten ferner ca. 40.000 Reichsdeutsche (unter ihnen waren z.B. auch Rotkreuzschwestern, Nachrichtenhelferinnen und verurteilte "Straftäter") aus Mitteldeutschland (x026/063).

Stalin duldete auch nach dem Kriegsende keine politischen Gegner. Wer sich verdächtig machte oder als unzuverlässig galt, geriet schnell in ein sowjetisches Strafarbeitslager. Ungezählte Sowjetbürger, die das NS-Regime während des Zweiten Weltkrieges als Kriegsgefangene oder Zwangsarbeiter ins Deutsche Reich verschleppt hatte, wurden nach ihrer Befreiung in der UdSSR inhaftiert. Man schätzte, daß in der Nachkriegszeit mehr als 10 Millionen Gefangene in Stalins Arbeitslagern inhaftiert wurden (x149/131).

Ein ehemaliger NKWD-Beamter berichtete später über das Schicksal der "befreiten und heimgeführten Sowjetbürger" (x133/572-573): >>Im ganzen wurden von 1943-1947 über 5,5 Millionen Russen aus den ehemals besetzten Gebieten repatriiert. 20 % wurden zum Tode oder zu 25 Jahren in den Lagern verurteilt - im Grunde ein verlängertes Todesurteil -;

15-20 % erhielten Strafen von 5-10 Jahren;

10 % wurden für mindestens 6 Jahre in die Grenzgegenden Sibiriens verbannt;

15 % wurden als Zwangsarbeiter in den Donbas, Kusbas und andere verwüstete Gebiete geschickt. Ihnen wurde nach Ablauf der Strafzeit nicht erlaubt, in die Heimat zurückzukehren;

15-20 % durften heimkehren, fanden jedoch als nichtregistrierte Arbeitskräfte nur selten Arbeit.

... Die fehlenden 15-20 % sind vermutlich "Schwund", Menschen, die in Rußland "untertauchten", während der Reise umkamen oder flüchteten. ...<<

Ein Pfarrer aus Schwerin berichtete über seine 5jährige Haft in der UdSSR (x149/131): >>Die Gefangenen sind die Zwangskolonisatoren unerschlossener Gebiete, eine Reservearmee unbegrenzter Ausbeutung. Der Zwangsarbeiter ist ein Arbeiter, dem man die härtesten Lebensbedingungen, das ungesundeste Klima, die primitivste und schmutzigste Unterbringung und eine Entlohnung zumuten kann, die sein Leben eben noch fristet. ...

Von der Bahnstrecke Kotlas - Workuta, an deren Fertigung ich noch teilgenommen habe, erzählten die Kameraden, die die ersten Stadien dieser Verlegung mitgemacht haben, daß damals so viele Menschen verhungert, erfroren und an Erschöpfung gestorben seien, daß gleichsam unter jeder Schwelle des Bahnkörpers ein Toter liege.<<

Die Zwangsverschleppung der deutschen Zivilisten und Kriegsgefangenen sowie die Auslieferung der osteuropäischen Verbündeten und sowjetischen Fremdarbeiter, die mehrheitlich nicht freiwillig in die UdSSR zurückkehren wollten, geriet schon bald in Vergessenheit. In der Bundesrepublik Deutschland und der internationalen Öffentlichkeit wurde jahrelang nicht über diese völkerrechtswidrige Versklavung der ost- und volksdeutschen Zivilisten berichtet.

Robert H. Jackson (1892-1954; nordamerikanischer Hauptankläger im Nürnberger Kriegsverbrecherprozeß), der das NS-Regime konsequent bekämpfte, kritisierte später die nordamerikanische Zustimmung zur Sklavenarbeit im Osten (x025/125): >>Was die Welt braucht, ist bestimmt nicht die Idee, die einen aus den Konzentrationslagern herauszuholen und die anderen hineinzustecken, sondern die Konzentrationslager selbst müssen abgeschafft werden. ...

Das wirkliche Problem bei der Verschickung von Arbeitskräften wird sein, daß sie niemals wiederkommen. ...<<

Der deutsche Historiker Herbert Mitzka schrieb im Jahre 1985 (x024/100): >>Es ist eine Tatsache, daß heute in der westdeutschen Bevölkerung erhebliche Informationsdefizite über die Deportations- und Vertreibungsverbrechen bestehen ... Auch waren viele Verbrechen, die in diesem Zusammenhang von den überlebenden Opfern berichtet wurden, so haarsträubend, daß sie von den Westdeutschen für übertrieben gehalten und deshalb teilweise nicht geglaubt wurden.<<

Prof. Dr. Andreas Hillgruber berichtete über die Verschleppung der Reichs- und Volksdeutschen aus Ost-Mitteleuropa (x024/102): >>Gegenüber der Flucht und Vertreibung, die vielfach beschrieben wurden, ist die Deportation von ca. 500.000 Deutschen ... ins Innere der Sowjetunion zu sehr in den Hintergrund getreten, obwohl gerade diese Seite der Eroberung des deutschen Ostens wie der übrigen ostmitteleuropäischen Gebiete charakteristisch für das stalinistische System des Sowjetkommunismus war.<<

Reichs- und volksdeutsche Verschleppungsopfer, die aus den Deportationsgebieten Ost-Mitteleuropas sowie aus den Besatzungszonen der alliierten Siegermächte in die Sowjetunion verschleppt wurden

Deportationsgebiete	Anzahl der Verschleppten		%	Verschleppungsverluste
Ostpreußen	44.000		45	19.800
Ostpommern	49.000		45	22.000
Ostbrandenburg	17.000		45	7.700
Schlesien	62.000		45	27.900
Deutsche Ostprovinzen	**172.000**	1)	45	**77.400**
Memelland	**10.000**	2)	10	**1.000**
Danzig	12.000		45	5.400
Polnische Gebiete des Reichsgaues Danzig-Westpreußen	8.000		45	3.600
Reichsgau Wartheland, Ostoberschlesien und Generalgouvernement	26.000		45	11.700
Polnische Gebiete	**46.000**	3)	45	**20.700**
Jugoslawien	30.000	4)	45	13.500
Rumänien	75.000	5)	45	33.700
Ungarn	35.000	6)	45	15.800
Balkan	**140.000**		45	**63.000**
Deutsche Siedlungsgebiete im Ausland	**196.000**		43	**84.700**
Ost-Mitteleuropa	**368.000**		44	**162.100**
Aus den deutschen Reichsgebieten verschleppte Rußland-Deutsche (sog. Zwangsrepatriierte)	**300.000**	7)	37	**111.000**
Aus der SBZ verschleppte "Straftäter"	**40.000**	8)	22	**8.800**
In die UdSSR verschleppte Reichs- und Volksdeutsche	**708.000**	10)	40	**281.900**
Innerhalb der Sowjetunion "umgesiedelte" Rußland-Deutsche	**900.000**	9)	27	**239.000**
Insgesamt	**1.608.000**		32	**520.900**

Quellen: 1) - 3) = x001/83E,87E, x026/91, 4) - 6) = x006/96E, x007/79E, x008/44E, 7) - 10) = x026/31,63,91.

Das Bundesarchiv Koblenz berichtete im Jahre 1974 (x010/34): >>Die Anzahl der in die Sowjetunion als "Reparationsverschleppte" sowie "Vertragsumsiedler" verbrachten Deutschen aus den Gebieten östlich der Oder und Neiße dürfte mehr als 400.000 Menschen betragen haben, wovon ca. 55 % überlebten. Demnach wären in den Lagern und auf Transporten ca. 200.000 verstorben ...<<

Kurt W. Böhme ("Gesucht wird ... Die dramatische Geschichte des Suchdienstes", S. 275) ermittelte sogar rd. 874.000 deutsche Zivilisten, die wahrscheinlich nach Sibirien und Zentralasien verschleppt wurden. Von diesen Deportierten kamen ca. 341.000 in der UdSSR um (x026/91).

Dr. Gerhard Reichling (langjähriger Mitarbeiter des Statistischen Bundesamtes) ermittelte

zum "Themenkomplex Verschleppung" für die Vertreibungsgebiete in Ost-Mitteleuropa (ohne reichsdeutsche Bombenevakuierte und Dienstverpflichtete) folgende Zahlen (x037/60):
1.660.000 Reichs- und Volksdeutsche (613.000 Frauen, 796.000 Männer und 251.000 Kinder) wurden damals in sowjetische Deportationslager verschleppt. Während der sowjetischen Verschleppungsaktion kamen etwa 580.000 Deutsche (226.000 Frauen, 258.000 Männer und 96.000 Kinder) um.

Die Zwangsverschleppung der Deutschen aus Jugoslawien

Internierung im Dezember 1944 und Zugtransport in das Zwangsarbeitslager Tschassow Jar im Donezbecken von Ende Dezember bis Januar 1945, Zwangsarbeit bis September 1949

Erlebnisbericht der Hilde K. aus Karlsdorf im Banat in Jugoslawien (x006/295-300): >>Am 28.12.1944 begann die Internierung für (die Verschleppung nach) Rußland.
Im Laufe des Tages wurden Frauen zwischen 17-35 und Männer zwischen 17-45 Jahren im Werschetzer Lager zusammengetrieben. Kranke mit Tbc, ... und Schwangere wurden nach ärztlicher Untersuchung zurückgestellt. Der Abschied von den Angehörigen war grauenhaft. Viele mußten kleine Kinder oder alte Mütter im Lager bei Fremden zurücklassen. 3 Mütter, die erst etwa 40 Jahre alt und gesund waren, gingen mit ihren Töchtern freiwillig mit. Erst in Werschetz erfuhren wir, daß wir nach Rußland verschleppt werden, als wir dort den russischen Besatzungsbehörden übergeben wurden.
Am 29.12.1944 wurden wir in Viehwaggons einwaggoniert, bekamen vom freien Feld nasses Stroh und alte Eisenöfen, die bei der kleinsten Erschütterung umfielen. Heizmaterial gab es nur wenig, und wir mußten es schon unterwegs stehlen. Platz hatten wir so wenig, daß wir liegend die Füße nicht ausstrecken konnten. In Rumänien faßten wir noch täglich Brot und Speck, auch etwas Tee. In Rußland wurde es ganz schlecht. Wir bekamen nur noch trockenes Brot, auch einmal rohes Fleisch, aber da es keine Kochgelegenheit gab, mußten wir es wegwerfen. Der größte Teil der Verschleppten litt unter Durchfall. ...
In Jassy wurden wir in russische Waggons umgeladen. Tagsüber stand unser Zug meistens, während er nachts mit rasendem Tempo ohne Aufenthalt fuhr. In Rumänien hofften wir immer noch auf Befreiung. Irgend jemand hatte die Nachricht verbreitet, daß uns die "Eiserne Garde" befreien würde. Tatsächlich wurde einmal gegen Mitternacht sehr viel geschossen, und mit Herzklopfen warteten wir auf die Befreiung. Aber leider, - es waren nur Böllerschüsse in der Neujahrsnacht.
Am 17.1.1945 kamen wir am Bestimmungsort Tschassow Jar an. Wir sahen dort viele Fabriken und hofften, daß wir da arbeiten würden. Die Enttäuschung war groß, als wir (für die Arbeit in) Bergwerken eingeteilt wurden und bei jedem Wetter (bis über -45°) in unserer leichten Kleidung im Freien arbeiten mußten. Wir wurden in Baracken untergebracht, 30-40 Personen in einer Stube von etwa 15-20 qm. Die Fenster waren zugenagelt und hatten nur eine kleine Lüftungsöffnung von etwa 20x30 cm. Die Einrichtung bestand aus einem gemauerten Herd und verwanzten und verlausten Holzpritschen. ...
Es dauerte fast 3 Jahre, bis wir von Ungeziefer rein waren. Wir bekamen weder Seife noch Waschbecken. Die Männer zimmerten uns für jede Stube ein Holzbecken. Alle 10 Tage gingen wir in die Banja, sie war etwa 100 m vom Lager entfernt. Es wurde während der gesamten Nacht gebadet und die jeweiligen Gruppen geweckt, so daß in dieser Nacht an Schlaf nicht zu denken war. Bei dieser Gelegenheit wurden dann auch unsere Kleider entlaust.
Die Entlausungsanlage wurde aber oft zu heiß eingestellt, so daß alles verbrannte, oder die Temperaturen waren nur lauwarm, so daß diejenigen, die noch kein Ungeziefer hatten, es hierbei bekamen.
Ende Januar 1945 bekamen wir Zuwachs aus Siebenbürgen. Wir arbeiteten täglich in 2 Schichten zu 12 Stunden und jeden Sonntag bei Schichtwechsel 18 Stunden, erst 1947 wurden 3 Schichten zu je 8 Stunden eingeführt.
Was wir noch an guten Kleidern besaßen, nahm man uns bei den abendlichen Appellen weg, oder unsere Kleider wurden in einem Magazin aufbewahrt und verschwanden dort nach und nach. Als Ersatz bekamen wir zerlumpte und verlauste Militärkleidung. Besonders scharf waren die Russen auf Uhren und Füllhalter. Zum größten Teil mußten wir in Gummigaloschen

gehen, Größe 42-45. Obwohl diese ... mit Stricken oder Draht festgebunden wurden, blieben sie doch im Lehm stecken. Um die Füße wickelten wir uns alte Lumpen, die, wie auch die andere Kleidung, von einer Schicht zur anderen nie trockneten.
... Bei der Arbeit ... in den Tongruben, ... standen wir oft bis an die Knie im Lehm. Aus dieser Tonerde wurde Aluminium gewonnen, außerdem wurde sie zur Herstellung von Ziegeln ... verwendet. ... Andere kamen zur Transportkolonne und mußten diese Tonerde in Waggons verladen. Die Norm in 8 Stunden waren ca. 18 Tonnen. Männer und Frauen mußten die gleiche Norm erfüllen. ... Es wurden übermenschliche Leistungen und die letzte Kraft aus uns herausgeholt.
Die Elitetruppe war das Küchenpersonal, die immer, wenn sie sich einigermaßen erholt hatte, mit körperlich Schwachen ausgewechselt wurde. Die schwersten Arbeiten mußte wohl die Transportsturmbrigade leisten, die zu jeder Zeit einsatzbereit sein mußte und oft von einer Schicht zur anderen durcharbeitete. ... Je nach ... Leistung wurde unsere Arbeit bezahlt. Abgezogen wurden die Spesen für das Lager (Miete, Licht, Heizung ...) so auch die Verpflegung für die jeweils Kranken. –
Diese bekamen aber nur das wenige schlechte Essen aus der Küche, so daß ... sie sich nicht mehr erholen konnten. - Mit dem Rest bezahlten wir das Essen in der Küche. Wer nicht gerade die schwerste Arbeit verrichten konnte, verdiente so wenig, daß er noch sein Stückchen Brot verkaufen mußte, um die Suppe bezahlen zu können.
Das Lager war mit doppeltem Stacheldraht umgeben. Wir wurden sehr streng bewacht. Es gab immer mehrere Wächter, die das Lager umkreisten und vom Wachtturm aus bewachten. Die Eingangspforte wurde von einem bewaffneten Posten bewacht. ... Zur Arbeit wurden wir ... von einem Posten ... geführt. Später lockerte man die Bewachung und wir wurden von einer Zivilperson ... der Bergwerksverwaltung ... abgeholt und wieder zurückgebracht.
In der ersten Zeit wurden wir auch von Kindern und Halbwüchsigen mit Steinen beschmissen und beschimpft. Die russischen Arbeiter aber, mit denen wir gemeinsam arbeiteten, waren uns gutgesinnt und teilten oft ihr Essen mit uns.
Menschenunwürdig waren die Latrinen im Lager, am Arbeitsplatz gab es überhaupt keine. Wer Strafarbeit machen mußte, mußte Latrinen reinigen und den Kot mit einem Handwagen wegfahren.
Die schwere Arbeit, Hunger und Kälte hatten unsere Leute so sehr geschwächt, daß die Russen gezwungen waren, die nicht mehr Arbeitsfähigen, Dystrophiker und (Häftlinge) mit unheilbaren organischen Krankheiten, zu entlassen. Der erste Transport wurde im Sommer 1946 zusammengestellt und nach Jugoslawien entlassen. Der zweite, ein kleinerer Transport, ging schon in die Ostzone. ...
Das Heimweh packte uns besonders an den Feiertagen, ... wenn wir wie jeden anderen Tag schwer arbeiten und hungern mußten. Einmal machten wir uns einen Christbaum aus Besenreiser und behängten ihn mit Sternchen aus gelben und roten Rüben.
Die Verpflegung war sehr schlecht. Dreimal täglich gab es Borschtsch, das bekannte Krautwasser, ohne Fett, nur selten erhielt man einen Löffel Hirsebrei. Je nach Arbeitseinteilung bekamen wir täglich 500 bis 1.000 g saures Brot, das ... schwer und naß war. ... Im Frühjahr 1947 war auch kein Kraut mehr da, und es begann für uns die "Graszeit". ... Die Kranken wurden hinausgetrieben zum Graspflücken. Davon wurde uns dreimal täglich eine Suppe gekocht, die wir noch teuer bezahlen mußten.
Durch diese schlechte Ernährung wurden wir vollkommen geschwächt, und viele Epidemien, Flecktyphus, Ruhr, rafften unsere Leute dahin. ... Oft fanden wir morgens Tote zwischen uns liegen und warteten nur, daß (der Tod) auch uns erlösen würde. - Unsere Starschinas (Lager-, Block-, Gruppen-Ältesten usw.), die aus unseren eigenen Leuten herangezogen wurden, haben

durch ihre Mißhandlungen und Grausamkeiten viele von unseren Menschen auf dem Gewissen. ...
Es wurden zwar Karten ausgeteilt, ... aber nur ganz wenige erreichten ihr Ziel. Die Antwort wurde nur teilweise ausgehändigt, und dies erst seit Sommer 1947. ... Oft fand unsere Putzfrau im Papierkorb des Lagerbüros die zerrissene Post, die sie mit viel Mühe zusammensetzte und uns aushändigte.
Ein Menschenleben hatte für den Russen keinen Wert. Ihre Wahlsprüche waren: "Es gibt nur Gesunde und Tote". "Wer nicht arbeitet, braucht nicht zu essen". Krank war man nur bei Fieber über 38°. Medikamente waren keine da, nur ein Universalpulver, gleich gut für Kopfschmerzen, Krätze, Schweißfuß usw. Unser Essen faßten wir in alten verrosteten Blechbüchsen oder aber ... aus rostigen Blechschüsseln, die unsere Männer aus Konservendosen anfertigten.
Die Verhältnisse besserten sich erst nach einer Währungsreform. Ab 16. Dezember 1947 wurde in der Sowjetunion eine Währungsreform durchgeführt und das Kartensystem der Rationierung von Lebensmitteln abgeschafft.
Die Lebensmittel wurden frei verkauft, und soweit wir über Geld verfügten, konnten wir uns wenigstens in unserer Freizeit um ein Brot - Reihe an Reihe mit den Russen - anstellen, aber auch oft wieder ohne Brot abziehen. Jedenfalls war nun die größte Hungerzeit überstanden, und nach und nach erholten sich die Übriggebliebenen.
Zu kulturellen Zwecken wurde uns ein Rundfunkgerät zur Verfügung gestellt und in den Baracken überall Lautsprecher angebracht, die alles übertönten. Die Einstellung der Lautsprecher nahm der diensthabende Wachposten vor.
Auch wurde uns Ende 1948 ein Klub eingerichtet. Hier lagen Bücher von verschiedenen russischen Schriftstellern und verschiedene Illustrierte aus Moskau, die vom Antifaschistischen Komitee - unter Leitung von General Paulus - herausgegeben wurden. (Gemeint ist das "Nationalkomitee Freies Deutschland", eine im Juli 1943 in Moskau gegründete Organisation deutscher kommunistischer Emigranten, Überläufer und Kriegsgefangener. Das "Nationalkomitee" wurde zwar bereits 1945 aufgelöst, die Organisation der sog. "Antifaschistischen Komitees" bestand jedoch in den Kriegsgefangenenlagern weiter).
Außerdem gab es ein Klavier, einige Balalaikas (Saiteninstrumente) und eine Ziehharmonika. Um nach außen hin den Schein zu bewahren und zu beweisen, wie gut es uns ging, arrangierte die ausgeruhte Lagerleitung immer wieder abends Kino-, Musik- und Tanzveranstaltungen. Auch wenn wir noch so müde waren und um uns die wenigen Ruhestunden zu kürzen, trieben sie uns mit Gewalt dazu. Wer sich weigerte, mußte Strafarbeiten verrichten.
Gegen Ende unserer Haft wurde auch in unserem Lager ein Antifaschistisches Komitee unter der Leitung des politischen Offiziers gegründet, dessen Aufgabe es war, uns über die Lehren von Marx und Engels sowie den Leninismus und den damals noch populären Stalinismus zu unterrichten. Besonders ... wurde uns eingeprägt, ja alles über die gute Lebensweise des sowjetischen Arbeiters im kommunistischen Staat, das Aufblühen der Sowjetunion, über die wunderbaren Einrichtungen der Kolchosen und Sowchosen, so auch über ihre landwirtschaftlichen Fortschritte (Doppelernten etc.) weiterzuverbreiten. ...
Diese Schulungen waren auch "unbedingt" notwendig, denn sonst hätten wir Rußland nach 5 Jahren verlassen, ohne zu wissen, wie gut es uns unter diesem einmaligen Regime gegangen war und wie dankbar wir sein mußten daß wir es kennenlernen durften. ...<<

Internierung im Dezember 1944 und Zugtransport in ein Zwangsarbeitslager bei Charkow im Januar 1945, Zwangsarbeit bis November 1949

Erlebnisbericht der Schülerin E. K. aus Milititsch, Bezirk Hodschag in der Batschka, Jugoslawien (x006/338-344): >>Es war Weihnachten. Da schreckten uns am Morgen des 25. De-

zember 1944 die Trommeln hoch. Es wurde verkündet, daß sich alle Volksdeutschen, Frauen von 18 bis 32 Jahren und Männer von 18 bis 45 Jahren, sofort in dem Bezirksort Odzaci zu melden haben.
In Odzaci wurden wir ... von Partisanen und Russen registriert und auf Tauglichkeit gemustert. Es wurde sehr streng und gnadenlos vorgegangen. Nur Mütter mit Säuglingen sowie Schwerstkranke und Krüppel wurden zurückgestellt. Hier wurden wir aufgefordert, uns am Abend des 27.12.1944 mit Handgepäck und Lebensmitteln, reichend für drei Wochen, auf dem Marktplatz unseres Heimatdorfes Milititsch einzufinden. Da es offiziell hieß, daß wir 3 Wochen irgendwo arbeiten sollten, aber im Volk bereits Gerüchte umgingen, es gehe nach Rußland, nahm ein Teil der Betroffenen warme Sachen und mehr Lebensmittel mit.
Am 27.12.1944 (wurden wir) gegen 24 Uhr in Richtung Apatin unter Bewachung von Partisanen in Marsch gesetzt. Es war eine frostklare, eiskalte Nacht, als unsere Kolonne (75 Frauen und 53 Männer) zu Fuß, frierend und mit bangem Herzen den Weg in das düsterste Kapitel ihres Lebens antrat.
In Apatin angekommen, wurden wir im Eisenbahnmagazin untergebracht und ... nicht nur registriert, sondern auch gefilzt. Hauptsächlich Schuhe und Mäntel mußten daran glauben. Hier trafen wir auf unsere Landsleute aus Sv. Ivan, Karavukovo, Odzaci, Apatin, die dem gleichen Schicksal entgegen gingen. Nach ca. 3 Tagen wurden wir alle in Viehwaggons verladen, und damit war unser Schicksal besiegelt. Die Waggons waren von außen total verschlossen, und im Innern befanden sich 40 Frauen und Männer dicht zusammengepfercht. Von nun an bestand die Bewachung nur aus russischen Soldaten.
Die Fahrt nach Charkow dauerte 17 Tage. Sie war außerordentlich schwer. Verpflegung erhielten wir überhaupt nicht. Den menschlichen Bedürfnissen wurde in keiner Hinsicht Rechnung getragen. Die Notdurft mußten wir, da wir aus den Waggons nicht heraus durften, daselbst verrichten. Um den Wagen nicht zu verpesten, wurde der Kot in Tüten verpackt und durch das vergitterte Fenster hinausgeworfen. Später bohrten wir mit unseren Messern Löcher in die Waggonböden, damit diesem Übel z.T. abgeholfen werden konnte.
Den ersten Toten hatten wir in Alba-Julia (Rumänien). Dem schwer zuckerkranken Kaufmann Franz M. hatte man bereits in Apatin die Insulinspritzen weggenommen, was seinen schnellen Tod herbeiführte. ... Das schwierigste Problem der Fahrt war der Durst. Manchmal waren wir 2 bis 3 Tage ohne einen Tropfen Wasser. Und gab es mal welches, so mußte ein Eimer Wasser unter 40 Personen aufgeteilt werden.
Kurz vor Charkow wurden einige Waggons, und zwar die hinteren Waggons 7-8, abgehängt. - Wir waren wie erlöst, als wir am 17. Januar 1945 in Charkow ausgeladen wurden. Da der Transport auf einem Güterbahnhof abgestellt wurde, mußten wir noch 15 km bis zum Lager mit dem ganzen Gepäck laufen. Beim Marsch durch die Straßen von Charkow erregten wir erhebliches Aufsehen, die Frauen durch ihre vielen Röcke, die Männer aber durch ihre Holzklumpen (Holzschuhe). Durch die vielen Zuschauer war der Verkehr völlig blockiert, und wir hörten zum ersten Mal das Wort "dawai, dawai!" ("vorwärts, vorwärts!").
Das Lager Nr. 1551 in Charkow war die Ruine einer ehemaligen Technischen Hochschule. Das Gebäude war - ein Seitenflügel ausgenommen - bis auf die Kellerwohnungen völlig zerstört. Es war nicht etwa durch Bomben vernichtet, sondern wurde von den Russen beim Einzug der Deutschen in Brand gesteckt. In diesen Kellerräumen wurden wir, 1.030 an der Zahl, untergebracht. ... Die Mehrzahl der Verschleppten waren Frauen. Vorher hatten in dieser Ruine rumänische Kriegsgefangene und Internierte gehaust. Wir hatten Holzpritschen, die 3stöckig waren, und obwohl auf jeder Pritsche nur für 3 Platz war, mußten wir mit 4 Personen darauf schlafen.
Die ersten 8 Tage hat man sich um uns sehr wenig gekümmert. Wir brauchten nicht zu arbeiten, erhielten aber auch keinerlei Nahrung. Wir waren auf unsere mitgebrachten Lebensmittel

angewiesen, und bei so manchen hielt der Hunger seinen Einzug. Das einzige, was wir von den Russen sahen, war die Bewachung rund um den Stacheldraht. ... Nun fing die berühmte russische Organisation, Arbeitseinteilung, Unterkunftseinteilung usw. an. Die russische Organisation erwies sich als ... chaotisch. ...
Männer und Frauen wurden in 2 Gruppen aufgeteilt. Diese wiederum gliederte man in Brigaden auf. Jeder einzelnen Brigade wurde nun der Arbeitsplatz zugewiesen. Nach dieser Einteilung fand eine große Lagerversammlung statt. Unser russischer Lagerkommandant hielt eine große Ansprache. In dieser hieß es, unsere Hauptaufgabe sei, die Technische Hochschule wieder aufzubauen, die ja unsere Väter und Brüder vernichtet hätten. Nach Wiederherstellung dieses Projektes würden wir wieder in die Heimat zurückkehren. Die Losung war nun, je schneller gearbeitet wird, je eher kommen wir nach Hause. Auch beim Russen hieß es immer: "Vorwärts, vorwärts – dann kommst du schnell nach Hause!" ...
Zum Verlade- oder Transportkommando kamen hauptsächlich Frauen, obwohl es schwerste Männerarbeit war, die LKW mit Balken, Baumstämmen, Eisen, Steinen, Sand oder Zement zu beladen. Die Spezialisten, wie Tischler, Schlosser, Maurer oder Maler, waren in Sonderbrigaden eingeteilt und je nach Bedarf an verschiedenen Objekten eingesetzt. Am schlimmsten waren Nichtfachleute oder Akademiker dran.
Diese mußten die schwersten Hilfsarbeiterdienste leisten. Dazu gehörte unter anderem die Bedienung der Maurer mit Steinen, Speis usw. Materialien mußten am Anfang bis zum 5. Stock hinaufgetragen werden, da es zu diesem Zeitpunkt einen Aufzug nicht gab. Da der größte Teil unserer Frauen ohne Beruf war, wurden sie zu diesen schwersten Arbeiten herangezogen.
Gearbeitet wurde nach Norm, die sehr hoch war. Im allgemeinen 8 Stunden. Wurde die Norm aber nicht erreicht, so mußten "Überstunden" gemacht werden. Hilfsarbeiter haben trotz Überstunden ihre Norm nie erreichen können.
Der Schwabe mit seinem traditionellen Fleiß versuchte immer wieder, die ihm gesetzte Norm zu erreichen, zumal er auch die Heimkehr von der Erfüllung der Norm abhängig glaubte. Dies war unser größter Fehler, was die Russen großartig auszunutzen wußten. Die Norm wurde dementsprechend immer höher geschraubt. Als sich dadurch eine gewisse Gleichgültigkeit bei unseren Leuten einstellte, kamen die Russen mit ihren Strafmaßnahmen. Es gab vor allem Brotkürzung und Karzer (Arrest). Im Arrest selbst gab es nur 200 g Brot und eine leere Krautsuppe pro Tag.
Die Ernährung in den ersten Jahren war katastrophal. Die uns zustehenden Mengen erhielten wir nie. Pro Tag sollten wir 800 g Brot fassen, erhielten aber höchstens 600 g und manchmal tagelang überhaupt keines. Das Brot selbst war sehr naß, klebrig und dadurch sehr schwer. Dazu gab es dreimal am Tag eine leere Suppe. In der Hauptsache Kraut-, Hirse- oder Mehlsuppen. Zu Mittag gab es dann zusätzlich 100 g Kascha (Brei, bestehend aus Kartoffeln, Graupen, Hirse oder Sojabohnen). An Fett oder Fleisch standen uns täglich 30 g zu. Beim Empfang ... nahm uns das russische Lagerpersonal den größten Teil weg. Daher gab es fast immer fleischlose und fettarme Wochen.
Dies führte in ... kürzester Zeit zu einer Unterernährung. Dazu kam die nicht gewohnte Kälte von -40° und die außerordentlich schwere Arbeit. Gegen die Kälte waren wir nicht gewappnet, da uns die nötigen Wintersachen fehlten. Von den Russen gab es im ersten Jahr überhaupt keine Bekleidung. Die Dystrophie (Unterernährung), die bis dahin uns Schwaben unbekannte Krankheit, griff blitzschnell um sich. Es waren grauenhafte Anblicke (dicke Köpfe, aufgeschwemmte Bäuche sowie dicke Füße). Diese Dystrophie war nicht nur ein körperliches Gebrechen, sondern es zeigten sich auch ganz scheußliche Rückwirkungen auf das seelische Leben und auf die charakterlichen Eigenschaften des einzelnen (Streitsucht, Nörgeln, Neid usw.). ...

Durch die Überfüllung der einzelnen Räume sowie fehlende hygienische Anlagen kamen die Läuse sowie Krankheiten. Die böseste Krankheit war der Flecktyphus. ... Gegen diese Epidemie konnte nichts unternommen werden, da es überhaupt keine Medikamente gab. Wir hatten zwar eine Ambulanz sowie eine russische Ärztin, der auch 2 internierte Mädchen zugeteilt waren, die jedoch wegen Mangel der erwähnten Medikamente nicht helfen konnten.
Oft kam es vor, daß nicht einmal Verbandszeug zur Verfügung stand. Krankgeschrieben wurde man nur ab 38° Fieber, oder es mußten schon schwere Verletzungen vorhanden sein. - Eine große Plage, jedoch weniger gefährlich, waren die Wanzen, die wir bis zuletzt nicht los wurden. – Der Mangel an Präparaten, Medizin, Instrumenten, Verbandstoff sowie die dürftigen hygienischen Anlagen dauerten bis zum Schluß an.
Erwähnt muß werden, daß die Frauen im Lager von den Russen nicht belästigt wurden. ... In den zermürbenden nächtlichen Verhören suchte man nach den SS-Leuten, Angehörigen der Gestapo sowie nach ehemaligen Parteimitgliedern und Funktionären. ...
Fluchtversuche sollten rechtzeitig durch Bespitzelung aufgedeckt werden. ... Diese Spitzel köderte man mit einer Scheibe Brot, Krautsuppe und evtl. mit einigen Zigaretten. Für das Aufspüren dieser charakterlich schwachen Typen zeigte der Kommissar besondere Begabung. Da der Kommissar entscheidenden Einfluß auf die Heimattransporte hatte, waren diese Verhöre doppelt gefürchtet und schrecklich deprimierend. So wurden schon für den ersten Transport, im September 1945, etliche Personen auf Grund der Verhöre bzw. Denunziationen zurückgestellt. So war dieser politische Kommissar von ... uns Internierten ... gefürchtet. Er hatte auch die Aufgabe, die ankommende und abgehende Post zu zensieren. ...
In unserem Lager gab es keine körperliche Züchtigung. Die Strafen, die verhängt wurden, waren: Karzer (Arrest), verminderte Brotrationen, Strafversetzung in andere Brigaden mit schwerer Arbeit, sowie, was seltener der Fall war, Versetzung in ein Straflager.
Der erste Rücktransport ... fand Ende Oktober 1945 statt. ... Dieser Transport war der einzige, der nach Jugoslawien fuhr. Es war jedoch keine Heimkehr in die Freiheit, sondern die meisten gingen in Gakovo, Krusevlje und Jarek in den Lagern zugrunde. Da hier inzwischen die gesamte deutsche Bevölkerung interniert worden war, wurden die Heimkehrer in die Sammellager für Kranke und Arbeitsunfähige ihres Heimatbezirkes überwiesen. ...
In den einzelnen Transporten wurden nur Schwerstkranke bzw. Arbeitsunfähige erfaßt. ... Dazu muß noch gesagt werden, daß die Heimkehrer vor ihrer Abfahrt in die Quarantäne kamen. ... Hier verbrachten sie 14 Tage ohne zu arbeiten und bekamen verhältnismäßig gute Verpflegung. Nach dem Motto: "Ende gut, alles gut" - wollten die Russen den Internierten bzw. Heimkehrenden damit im letzten Moment die Bitterkeit nehmen. Als ob man diese Hungerjahre und all das Unrecht in 14 Tagen wettmachen konnte.
Um der Hoffnungslosigkeit, der allgemeinen Depression und dem beginnenden Stumpfsinn zu begegnen sowie die Arbeitsfreude anzuregen, wurde auf Initiative der Russen ... eine Kulturgruppe gegründet. Diese bestand aus einem Chor, einer Tanzgruppe, Theatergruppe und Musikkapelle. ...
Nach den schlimmsten ersten 2 Jahren kamen die Russen mit ihren politischen Schulungen. Da das Interesse der Leute gleich Null war, wurden wir zu diesen Vorträgen einfach gezwungen. Diese Schulung wurde von einem russischen Politoffizier geleitet. Er wurde von den Antifa-Funktionären aus den Kriegsgefangenenlagern unterstützt. Da das Interesse der Leute an solchen Schulungen absolut fehlte, wurden diese Vorträge mit kulturellen Darbietungen gekoppelt.
Die Themen der einzelnen Vorträge fußten alle auf marxistisch-leninistischer Grundlage. Die politischen Abhandlungen waren von hohem Niveau, so daß sie für politisch ungeschulte Leute unzugänglich und daher fürchterlich langweilig waren. Manche konnten ihren Schlaf dabei nachholen. Für die Interessenlosigkeit ein Beispiel. Bei einer politischen Inspektion wurde

eine Frau gefragt: "Wer ist Karl Marx?" Darauf kam die prompte Antwort: "Ich kenne nicht alle Männer im Lager." Trotz der großen Anstrengungen der politischen Funktionäre konnten sie bei keinem einen Erfolg verbuchen.
... Der größte Schrecken unseres Lagers war der politische Kommissar. Dieser hatte die Aufgabe, die politische Vergangenheit (der Deportierten) aufzudecken. Wir hatten in den 5 Jahren, 7 verschiedene Kommissare im Lager. ...
Unsere (im Jahre 1946 gegründete Kulturgruppe) brachte es im Jahre 1948 schon zu Theatervorstellungen, Tanzrevuen und guten Musikveranstaltungen. So hatten wir ... jeden Samstag einen Tanzabend.
Nach den großen Hungerjahren ... nahm allmählich das Interesse unserer Leute an den kulturellen Veranstaltungen zu. So dienten die verschiedenen Darbietungen an den Nachmittagen und Abenden zur allgemeinen Entspannung, Erholung und Überwindung unserer verzweifelten Lage. Zeitweise hatten wir auch Gastspiele aus den Kriegsgefangenenlagern mit ausgezeichneten Programmen.
Die religiösen Veranstaltungen (Gottesdienste usw.) wurden von russischer Seite nicht gern gesehen, jedoch toleriert. So konnten jährlich viermal ... heilige Messen gehalten werden. Es war natürlich nur möglich, weil wir 2 katholische Priester im Lager hatten. ... Hierbei muß jedoch erwähnt werden, daß wir in all den Jahren an beiden Weihnachtsfeiertagen arbeiten mußten. Das hinderte uns jedoch nicht, sehr zum Verdruß der Sowjets, die heiligen Messen nach getaner Arbeit am späten Abend zu feiern. Die Beteiligung an den Gottesdiensten war immer hundertprozentig.
Das sittliche Leben - da wir ja Frauen und Männer in einem Lager waren - blieb dank unserer Priester im Rahmen. In unserem Lager wurden heimlich durch Kaplan H. 3 Ehen geschlossen, die nach der Rückkehr in die Bundesrepublik ohne weiteres gesetzlich anerkannt wurden. Aus diesen Ehen stammten 3 Kinder, die gleichfalls heimlich getauft wurden.
Da unsere Priester immer bemüht waren, die Moral aufrechtzuerhalten, waren sie den Russen stets ein Dorn im Auge. Man versuchte, sie immer wieder sittlich zu kompromittieren. So schickte man zum Beispiel einen Priester, der als Maurer im Lager arbeiten mußte, mit einer Frau für etliche Tage allein in einen entlegenen Wald, um das Haus eines Aufsehers zu renovieren.
Bei ihrer Rückkehr antwortete die Frau dem fragenden diensthabenden Offizier, wie es ihr ergangen war: "Das nächste Mal soll eine andere Frau geschickt werden, denn ich habe keine Lust, allabendlich den Rosenkranz zu beten."
Erwähnt muß werden, daß die Frauen im Lager von den Russen nicht belästigt wurden. ...
Im Jahre 1948 wurden plötzlich über 100 Personen aus unserem Lager nach Sibirien abkommandiert. Dies war jedoch keine Strafversetzung, sondern eine organisatorische Aktion. Um diese Lücke zu schließen, kamen junge Leute zu uns, ... die unweit von Charkow in einem Lager untergebracht worden waren.
In den letzten 2 Jahren besserte sich unsere Lage. Die Verpflegung war ausreichend, und das Tagesgespräch war (da es keinen Hunger mehr gab) nur noch die Heimkehr. Die Russen lancierten (verbreiteten) selbst diese erdachten Heimkehrtermine, um die schon sehr sinkende Arbeitsfreudigkeit der Lagerinsassen zu heben. Auf diesem Gebiete erwiesen sich die Russen als großartige Manager.
Im letzten Abschnitt unserer Internierung wurden wir buchstäblich von einem Monat auf den anderen Monat mit der Heimkehr vertröstet. Im Monat September 1949 schien dann die Sache ernst zu werden. Es fand eine Lagerversammlung statt, auf der uns der russische Kommandant offiziell mitteilte, daß das Lager Ende Oktober aufgelöst wird und wir spätestens am 1. November die Heimreise antreten werden. ... Es wurde nun in aller Eile mit der Organisation des Transportes begonnen.

Wir Internierten mußten einen Nachweis erbringen, aus dem ersichtlich war, daß wir in Deutschland bzw. in Österreich Verwandte haben. Wir wurden fast alle neu eingekleidet und 3 Tage vor der Abfahrt aus dem Arbeitsprozeß gezogen. Was wir besaßen, konnten wir mitnehmen. Strengstens untersagt war jedoch das Mitnehmen von Anschriften, Fotografien sowie ... Lektüren (auch keine marxistischen und leninistischen Bücher), ... alles, was in Bild und Schrift aufgezeichnet war.
Es gab eine Abschiedsfeier, in der unsere führenden russischen Persönlichkeiten große Reden schwangen und von uns ein improvisiertes Programm geboten wurde. Leider wurde am nächsten Morgen ein Wermutstropfen in unsere Heimkehrfreude gegossen. Man riß plötzlich 11 Mann aus unserer Mitte und brachte sie in das berüchtigte Straflager Nr. 3 in Charkow. Nur die Götter wissen warum. Zum Glück fand auch diese Episode ein gutes Ende, da diese Verschleppten 4 Wochen später ebenfalls heimkehrten.
Und so verließen wir - 400 Personen an der Zahl - nach 5 entbehrungsvollen und bitteren Jahren das sowjetische Arbeiterparadies.<<

Die Zwangsverschleppung der Deutschen aus Rumänien

Internierung im Januar 1944 und Zugtransport in das Zwangsarbeitslager Frunse bei Kriwoi-Rog im Februar 1945, Zwangsarbeit bis November 1946

Erlebnisbericht der H. A. aus Leschkirch in Süd-Siebenbürgen, Rumänien (x007/237-239):

>>Daß mit einer Deportierung der deutschen Bevölkerung zu rechnen sein würde, hatten wir seit dem Tage des Umsturzes befürchtet. ... Wir mußten uns zur Abgabe unserer Personalien nachbarschaftsweise bei der Gendarmerie einfinden und den Schein, der uns als Deutsche legitimierte, entgegennehmen. Da aber in der Folgezeit nichts geschah, schöpften wir wieder Hoffnung. Der Herbst verging, der Winter kam. Wir glaubten der Gefahr schon entronnen zu sein - aber dann brach die Katastrophe über uns herein.

Zu Neujahr hatte mir ein Bekannter gesagt, er wisse aus verläßlicher Quelle, daß die Verschleppungen unmittelbar bevorstünden. Aber erst am 11. Januar schien sich seine Prophezeiung zu bestätigen. An diesem Tage wurden alle sächsischen Männer in die Ortskanzlei gerufen und ihnen die Eröffnung gemacht, daß sie sich "zur Arbeit" bereitzuhalten hätten. Wenn der Befehl kommen würde, müßten sie in 2 Stunden abmarschieren.

Wohin und auf welche Dauer, wurde nicht gesagt. Nur wenige ahnten, daß der "Abmarsch" nach Rußland erfolgen würde. Da die sächsischen Männer während des Herbstes immer wieder zur Arbeit herangezogen worden waren, glaubte man, es würde sich wieder um ein ähnliches, vielleicht mehrere Tage oder Wochen dauerndes "Unternehmen" handeln.

Niemand kam auf den Gedanken, daß die Zwangsarbeit auch Frauen betreffen könnte. So flüchtete denn niemand aus dem Dorf. Vielleicht hätten sich viele retten können, aber die Hoffnung, daß es sich um eine harmlose Arbeitsmobilisierung handelte, ... und die Disziplinniertheit der deutschen Bevölkerung verhinderten, daß eine Massenflucht einsetzte. ...

In der Nacht ... zum 13. Januar erschienen Gruppen von rumänischen Bauern aus der Nachbargemeinde. ... Sie waren mit dicken Knütteln bewaffnet und marschierten in unserer Gemeinde auf und ab, während ein Russe und ein Rumäne bzw. ein Zigeuner von Haus zu Haus gingen, ans Tor schlugen und den sächsischen Einwohnern verkündeten: "Morgen früh um 7 Uhr müssen sich alle arbeitsfähigen Männer, Frauen, Burschen und Mädchen im Gemeindesaal einfinden. Verpflegung für 14 Tage ist mitzunehmen!"

Es wurde weder mitgeteilt, welche Altersklassen sich zu stellen hätten, noch wurden Einschränkungen hinsichtlich Müttern von Kleinkindern gemacht. Die Aufforderung, Lebensmittel für 14 Tage mitzubringen, war insofern irreführend, als sie die Betroffenen im Glauben ließ, es würde sich um einen kurzen Arbeitseinsatz handeln.

Am Morgen des 13. Januar sah man dann die sächsischen Männer, Frauen, Burschen und Mädchen zum Gemeindesaal gehen. Sie trugen einen kleinen Sack auf der Schulter, worin die Lebensmittel für 14 Tage verwahrt waren, und Bündel mit Kleidungsstücken und anderen notdürftigen Sachen in den Händen. Unter den Mädchen waren viele 16- und 17jährige, ja ich erinnere mich auch an eine 15jährige, Sophie F., die mitgenommen wurde. Sehr viele Mädchen waren unter 18, obwohl – wie wir später erfuhren – die Altersgrenze eigentlich bei 18 fixiert war. Auch von den jungen Burschen waren sehr viele unter 17.

Auf der anderen Seite wurde die Altersgrenze nach oben ebenfalls nicht eingehalten. Viele Männer, die die Altersgrenze von 45 Jahren, und noch mehr Frauen, die die Altersgrenze von 35 Jahren überschritten hatten, wurden mitgenommen. Ich erinnere mich, daß sogar eine 52jährige Frau mit dem ersten Transport abging. Es wurden oftmals alle mitgenommen, die als arbeitsfähig eingestuft wurden.

Am Vormittag des 13. Januar kamen auf diese Art rd. 100 Personen im Gemeindesaal zusammen. Sie wurden gegen 14 Uhr auf Pferdefuhrwerke verladen und nach Freck abtransportiert. Dort quartierte man sie zunächst in die hierfür freigemachte sächsische Schule ein und

schaffte sie dann auf russischen LKW nach Hermannstadt. Jetzt erst wurde mit völliger Gewißheit klar, daß es sich nicht um einen kurzfristigen Arbeitseinsatz in der Nähe, sondern um eine Deportierung nach Rußland handelte. Ich selbst hatte mit mehreren Bekannten den Befehl mißachtet. ... Es sah zunächst so aus, als würde man uns in Ruhe lassen. ...
Nach einigen Tagen begann aber die Durchkämmung der Gemeinden nach Nachzüglern und Versteckten: Fast allabendlich erschienen russische Lastwagen ... in den ... Dörfern. Russen und Rumänen streiften durch die Straßen, durchsuchten die Höfe und nahmen allmählich alle Arbeitsfähigen mit. ...
Ich wurde am 29. Januar, also 16 Tage nach Beginn der Verschleppungsaktion, ausgehoben und zur Gendarmerie geschafft. In Trupps von 13 bis 20 Personen wurden in diesen 16 Tagen weitere 100 Sachsen ausgehoben und verschleppt. Ich gehörte zum letzten Transport. Man brachte uns nach Freck, wo wir registriert wurden. Eine ärztliche Untersuchung fand nicht statt. ...
Von den rund 800 Leschkircher Sachsen wurden zwischen dem 13. und 29. Januar 1945 etwa 200 verschleppt, also 25 % der sächsischen Bevölkerung. Zurück blieben nur alte Leute und Kinder. Viele Kinder verloren Vater und Mutter und mußten von Verwandten oder wenn diese nicht vorhanden waren, von Fremden aufgenommen werden. ... Die Deportation traf unsere deutsche Gemeinde vernichtend.
Der Transport, ein langer Zug mit Güterwagen, dem ich auf dem Bahnhof in Hermannstadt zugeteilt wurde, bestand zum großen Teil aus deutschen Männern, die man innerhalb der rumänischen Einheiten ausgehoben hatte. Es wurden also auch jene Männer verschleppt, die nicht zur Waffen-SS gegangen und rumänische Soldaten geblieben waren. Diese Deportierung richtete sich also nicht nur gegen angeblich "unloyale Sachsen", sondern gegen alle rumänischen Staatsbürger deutscher Volkszugehörigkeit. ...
Wir fuhren über Focsani, wo man uns auf russische Breitspurwaggons umlud, nach Rußland und landeten nach 14 Tagen im Lager "Frunse" nahe Kriwoi-Rog. Unser Lager bestand aus rund 500 Personen. Das dicht in der Nähe befindliche Lager "Oktober" war mit 800 Verschleppten belegt. In unserem Lager und im Lager "Oktober" befanden sich vorwiegend Mediascher, Hermannstädter und Unterwälder. Die Unterkünfte bestanden aus Steinbaracken, die weder Fenster noch Türen aufwiesen, als wir einzogen.
Fast einen Monat lang mußten wir dort bei bitterer Kälte mit notdürftig abgedichteten Fenstern und Türen – ohne Stroh und Decken – zubringen. Wer keine eigene Decke besaß, mußte im Mantel schlafen. Wir froren entsetzlich. Viele wurden krank. Das Essen bestand aus Kraut und Kascha (Graupenbrei). Es war so schlecht und unzureichend, daß wir bald alle völlig kraftlos waren. Die Arbeit war schwer. ... Meistens mußten wir Frauen Erdarbeiten leisten. Wir sahen bald wie Skelette aus, litten an Durchfall, Wassersucht und Entkräftungskrankheiten. ...<<

Internierung im Januar 1945 und Zugtransport in ein Zwangsarbeitslager bei Stalino von Januar bis Februar 1945, Zwangsarbeit bis April 1947

Erlebnisbericht des U. R. aus Ulmbach im Banat in Rumänien (x007/267-270): >>Am 14. Januar 1945, es war ein Sonntag, wurden alle Männer im Alter von 15 bis 45 Jahren und Frauen und Mädchen im Alter von 17 bis 33 Jahren durch den Gemeindetrommler aufgefordert, sich an einem bestimmten Platz zu melden.
Wir wußten genau, um was es ging, denn schon Tage vorher hatten wir gehört, daß die arbeitsfähigen Kräfte zu einem Transport zusammengestellt werden sollten. In der Nähe unseres Bahnhofes stand eine Reihe von Viehwaggons, die gereinigt wurden. In den Waggons errichtete man außerdem Holzpritschen und stellte Öfen auf. Man erzählte uns, daß man diese Waggons für Verwundetentransporte verwenden würde. Wir hatten jedoch allen Grund, miß-

trauisch zu sein, denn im benachbarten Banat hatte man bereits um die Weihnachtszeit Verschleppungsaktionen durchgeführt.
Ich war damals 17 Jahre und fügte mich wie meine Landsleute dem Schicksal; man ließ uns Zeit, Kleider und Lebensmittel zu verpacken. Vom Sammelplatz wurden wir im Schweigemarsch in den Bezirksvorort geführt, wo mehrere Gemeinden zusammenkamen. Aus unserer Ortschaft waren ungefähr 400 Betroffene. ... Im Bezirksvorort wurden wir von rumänischen Soldaten streng bewacht. Sie zählten uns alle paar Stunden. An eine Flucht dachte niemand, weil gedroht wurde, daß ein Angehöriger dafür einstehen muß. Unsere Eltern kamen uns besuchen und brachten warmes Essen, aber Appetit hatten wir wenig.
Drei Tage blieben wir in diesem Sammellager; eine Kommission aus russischen Offizieren und einer Dolmetscherin machten eine ziemlich oberflächliche gesundheitliche Untersuchung. Befreit wurden Krüppel, Schwerkranke und Mütter, die ein Kind unter einem Jahr hatten; auf Frauen in anderen Umständen wurde keine Rücksicht genommen.
Dann wurde die rumänische Wachmannschaft von einer russischen, bestehend aus einer Elite, der Stalingarde, abgelöst. Wir wußten, daß nun der Abschied nahe war. In Marschkolonne führten uns die russischen Posten mit aufgepflanztem Bajonett zum Bahnhof; unsere Angehörigen durften nicht mehr in unsere Nähe, sie begleiteten uns am Straßenrand entlang, winkend und weinend.
30 Personen kamen in einen Waggon. Als alles verladen war, wurden die Türen von außen verriegelt, und der Zug setzte sich ganz langsam in Bewegung. ... Unsere Angehörigen liefen eine lange Strecke mit; wir sahen niemand, aber hörten ununterbrochen Abschiedsrufe.
In Temeschburg wurde gehalten. Von da ging es in schneller Fahrt in Richtung Siebenbürgen; dort wurde ein weiterer Transport angehängt. Die russischen Posten waren nicht unfreundlich; sie gewährten uns regelmäßig, Wasser zu (holen). Auch Brennmaterial durften wir organisieren. Es war auch nötig, denn hinter den Karpaten war der russische Winter schon zu spüren. Für andere Bedürfnisse hatten wir uns ein Loch in den Fußboden gesägt. ...
Unsere Stimmung war freilich nicht die beste, aber mit Humor und Gesang hielten wir uns halbwegs auf der Höhe. In Kischinew wurden wir auf Breitspurwaggons umgeladen. Danach wurde die Fahrt ungemütlicher. Über 40 Personen kamen in einen Wagen, wir schliefen schichtweise; und keiner wußte, wo unser Ziel sein wird. Ob wir mit Sibirien Bekanntschaft machen? Wir waren darauf gefaßt.
Nach 10 Tagen gab's etwas Warmes zu essen. Vorher hatten wir nur kalte Verpflegung erhalten. Immer weiter ging es in den russischen Winter, die Landschaft wurde immer trostloser. ... Nach 3wöchiger Fahrt wurden wir zum Aussteigen aufgefordert. Von der Wachmannschaft erfuhren wir, daß wir vor Stalino waren.
Es ging in die Quartiere. ... Für 500 waren Vorbereitungen getroffen und der ganze Transport betrug 1.300 Personen. In Halbruinen wurden wir untergebracht, der Wind pfiff aus allen Ekken. Viele hielten dieser Witterung nicht stand und erkrankten. Schon bald waren die ersten Toten zu beklagen.
Dann kam die Arbeitseinteilung. Es gab in der Nähe des Lagers ein großes Ziegelwerk; dorthin wurden die meisten eingewiesen. Facharbeiter arbeiteten in Werkstätten. Eine andere Gruppe, zu der auch ich gehörte, wurde zur Arbeit in der Kolchose eingeteilt. Im Winter wurde Dünger gefahren, Brennholz gesägt und ein riesiger Eiskeller gefüllt. ...
Die Verpflegung war schmal. Die mitgebrachten Vorräte gingen rasch zu Ende und der Magen begann zu knurren. Es gab dreimal täglich warmes Essen, morgens Krautsuppe, mittags Krautsuppe mit "Kascha", das waren Graupen mit ein paar Fleischfetzen, und am Abend gab es wieder Krautsuppe und manchmal Tee. Zwischendurch bekamen wir zur Abwechslung Rübensuppe, die noch schlechter war. Unsere Hauptnahrung war das Brot; es gab 1.000 g Rationen für Schwerstarbeiter, 750 für Schwerarbeiter und 500 g für leichtere Arbeiten; das Brot

war schlecht, sehr viel Hafermehl dabei und nie richtig ausgebacken. Die Besoldung war verschieden, aber große Sprünge konnte keiner damit machen. So verkauften wir unsere überschüssigen Kleider, die von den Russen anfangs sehr begehrt waren.
Die Zivilbevölkerung war am Anfang sehr gehässig; man hat uns manchmal mit Steinen beworfen, wenn wir geschlossen zur Küche gingen, die außerhalb des Lagers war. Das Ungeziefer machte uns auch zu schaffen, Wanzen, Flöhe und Läuse wechselten sich nach der Jahreszeit ab; dagegen half auch die regelmäßige Entlausung nichts. ... Die Lagerordnung wurde später etwas besser, wir bekamen neue Unterkünfte und Strohsäcke; bis dahin schliefen wir auf den Brettern.
Ein neuer Krankentransport wurde zusammengestellt, und auch die total Unterernährten hatte man notiert, zu denen ich nun auch zählte.
Es war Weihnachten 1946 bitter kalt. Da wurde beschlossen, die total Unterernährten aus den Arbeitszechen herauszunehmen; sofort entzog man uns die Brotmarken, und wir mußten mit der Hälfte zufrieden sein. Wir hofften, sehr bald entlassen zu werden, wie man es uns versprochen hatte, aber 3 Monate lang geschah nichts. ...
(Im Lager) brach eine Katastrophe aus, ein Massensterben. Jeden Morgen wurden ein paar Tote rausgetragen. Die älteren Jahrgänge wurden am schwersten betroffen, die Frauen hielten sich am besten. Ich fühlte mich auch sehr schwach. Da kam mir ein Gedanke. Ich mußte hinaus zur Kolchose; denn die alten Russen, die mich kannten, würden mir helfen. Wir hatten den strengen Befehl, das Lager nicht zu verlassen; auch war es gewagt, bei 30° Kälte einen Weg von 12 km im Schnee einzuschlagen; so mancher war draußen schon erschöpft erfroren. Aber es war meine letzte Chance.
Ich schlich mich morgens mit einer Arbeitsgruppe hinaus und schlug mein Ziel ein. Als ich draußen vor der Stadt war, merkte ich erst, wie arg kalt es war und wollte wieder umkehren. In diesem Moment kam ein Schlitten, der mich mitnahm. Als ich in der Kolchose ankam, kannte mich zunächst keiner mehr, so mager war ich geworden. Ich bekam (später jedoch) ... Essen und tauschte einige Kleinigkeiten für Lebensmittel ein.
Am Abend fuhr ich mit einem Lastauto in die Stadt zurück, doch am Lagertor wurde ich geschnappt; man steckte mich ins Kittchen. Ich fand mich damit ab, die Nacht dort zu verbringen, aber bald wurde die Tür geöffnet. ... Ein Flintenweib führte mich zum Chef der Posten. Es war ein roher Kerl, den jeder fürchtete. Er verhörte mich; ich konnte mich nur schlecht rechtfertigen. Da bekam er einen Wutanfall und schlug wie ein Pferd auf mich zu und bearbeitete mich mit den Fäusten und Füßen. Erst als ich halb besinnungslos zusammenbrach, ließ er locker. Dann schickte er mich in mein Quartier; ich humpelte stöhnend davon. ...
Wahrscheinlich glaubte er, ich würde zum Lagerarzt gehen, der strenge Anweisungen gegeben hatte, die Kranken und Schwachen zu schonen. Nach einer Weile kam er mir nach und fragte mit gedämpfter Stimme, wie es mir gehe. Er ließ mir auch das Essen aus der Küche bringen. Dann sagte er, ich könnte (ab sofort) öfters hinausgehen, nur fragen sollte ich ihn. ... Als das Wetter milder wurde, nützte ich diese Gelegenheit einige Male aus. ... Ich muß noch erwähnen, daß mir die Schläge nicht so weh taten wie der ständige Hunger. ...
Am 10. April war es dann so weit; wir wurden entlassen. An diesem Tag entzog man uns die ganze Verpflegung. Man steckte uns in Viehwagen; und das Gefühl der Freude wurde vom Hunger verzehrt. Erst am nächsten Tag gab es etwas zu essen, und da war es für viele zu spät. 16 Tote wurden ausgeladen; man legte sie neben den Schienenstrang; und der Zug fuhr weiter, durch Polen, bis wir am 20. April in Frankfurt/Oder ankamen. Dort prüfte ich mein Gewicht, ich wog 85 Pfund; in 4 Monaten hatte ich dann wieder 80 Pfund zugenommen!<<

Die Zwangsverschleppung der Deutschen aus Ungarn

Internierung im Januar 1944 und Zugtransport in ein Zwangsarbeitslager bei Kriwoi-Rog von Januar bis Februar 1945, Zwangsarbeit bis Februar 1947

Erlebnisbericht des Tierarztes N. N. aus dem Komitat Arad im Banat in Ungarn (x008/45-48):

>>Wir wurden im September 1944 von der russischen Armee besetzt ... und bekam(en) erst Ende November russische Polizei. Bis dahin wurden wir von durchziehenden Russen und von dem aus Rumänien kommenden Pöbel immer in großer Angst gehalten und ziemlich ausgeraubt. Am 20. Dezember 1944 kam ein GPU-Major mit seinen Offizieren und 300 Mann. ... Nach Weihnachten hielten sie dann Volkszählung, und es hieß, daß sie genau wüßten, wieviele Zuckerkarten in der Gemeinde nötig seien.

Am 1. Januar 1945 wurde die Gemeinde von der GPU-Mannschaft umringt und abgesperrt. Niemand konnte herein noch heraus. Es wurde offiziell, daß sich die Frauen von 17-35 Jahren und die Männer von 16-48 Jahren mit Verpflegung für drei Wochen und warmen Kleidern melden müssen. Wer sich weigerte, ... wurde interniert und mit Todesstrafe bedroht. Ein Vater verbarg seine Tochter, um sie zu retten. ... Dieser Mann wurde anschließend so lange von den Russen geschlagen, bis er das Versteck seiner Tochter preisgab.

Das Mädchen wurde dann nach Rußland verschleppt. Es hieß, die meldepflichtigen Personen würden benötigt, um im Lande, in den Zuckerfabriken und der Industrie zu arbeiten. Es wurde ausdrücklich versprochen, daß sie in Ungarn bleiben würden. ...

Am 11. Januar 1945 begann die Einwaggonierung. Drei Tage vorher erschien dann im Lager ein russischer Oberst, der uns bekanntgab, daß wir nach Rußland transportiert würden, um dort Aufbauarbeiten zu leisten. In jeden Waggon kamen 30 Personen mit Gepäck. Die Waggons wurden abgeschlossen, und am 11. Januar 1945 ging der Transport nach Rußland. Täglich wurden die Wagen einmal geöffnet, und man reichte uns Wasser.

Sodann wurden die Wagen wieder abgesperrt. Jeder mußte sich vom eigenen Vorrat verpflegen. Auf dem Transport bekamen wir von den Russen nichts zu essen. Die Kälte war schrecklich. Vom 22.-30. Januar war eine Kälte von mindestens 40 Grad. Am 2. Februar gelangten wir in der Stadt Kriwoi-Rog an. Dort wurden wir ausgeladen. Wir waren etwa 1.300 Personen, die dann in 5 Gruppen aufgeteilt wurden. Wir stellten mit ca. 500 die größte Gruppe.

Die eigentliche Entladung der Waggons begann am 2. Februar um 23 Uhr. Wir wurden in Kriwoi-Rog ... ausgeladen. Es war überraschend, als wir bemerkten, daß uns ca. 15 Frauen mit Gewehren umringten. Truppweise wurden wir ins Lager geführt. ... Die ... Menschen standen dann die ganze Nacht zusammengepreßt auf dem kalten Gang. In der Frühe, als wir unser Lager anschauten, waren wir ziemlich fassungslos.

Das Lager war ein zweistöckiges Gebäude. Der zweite Stock war aber abgebrannt, und man konnte vom ersten Stock aus den Himmel sehen. Es gab keine Türen, keine Beleuchtung. Die Wände waren nicht verputzt. In den Räumen waren als Schlafstellen Holzpritschen, diese standen zwei- bis dreifach übereinander. Das ganze Gebäude und der kleine Hof waren mit starkem Stacheldraht eingezäunt, an jeder Ecke stand eine Frau mit Maschinenpistole. Als wir dies alles sahen, erinnerten wir uns an daran, was uns der russische Oberst in unserer Heimat versprochen hatte. ... In Rußland sollten wir z.B. als freie Arbeiter Kinos, Theater und Konzerte besuchen können. ...

Am 3. Februar, in der Frühe, bekamen wir dann zum 1. Male ... Verpflegung. Es war mit heißem Wasser abgebrühter Maisschrot und ein Stückchen Brot. Am Abend kam ein Transport aus dem rumänischen Banat an. ... So wuchs die Zahl der Lagerinsassen auf 996 Personen an. Das Lager wurde in 5 Rotten aufgeteilt. Diese Rotten wurden in Brigaden untergliedert. Jede Brigade hatte einen deutschen Brigadier und einen russischen Aufseher.

Der Russe holte seine Brigade jeden Morgen ab und führte sie zum Arbeitsplatz. Dort über-

wachte und kontrollierte er die Arbeit. Wir mußten bis zum Kriegsende 10 Stunden täglich arbeiten. Im Lager wurden die Leute miserabel schlecht untergebracht. In einem Raum von 40 qm waren 70-120 Personen untergebracht. Beim Schlafen hatte man 35 cm Liegeplatz. Unsere Frauen ... (hausten) in einem Raum bei 35-40 Grad Kälte. Die Kälte war schwer (zu ertragen), überhaupt für die Frauen. Arbeitsgeräte waren so wenig vorhanden, daß in der Nacht auch gearbeitet werden mußte.
Die Arbeiten erstreckten sich auf Kanalarbeiten und Fundamente graben. Die Erde war wie Felsen gefroren. Und die Russen forderten von unseren Leuten Norma, d.h. vorgeschriebene Arbeiten, die an einem Tag fertig werden mußten. Die russischen Aufseher forderten von den Verschleppten oftmals Kleider, Strümpfe usw.
Wenn sich die Internierten weigerten, wurden sie von den Aufsehern wegen Sabotage oder Arbeitsverweigerung bei der Lagerleitung gemeldet. In diesen Fällen wurde der Unglückliche 10-15 Tage in den Karzer geworfen, d.h. er kam in einen Keller ohne Fenster. Dieser Kellerraum war nur mit einem Holzbett ausgestattet. Im Sommer stand dort das Wasser 20-30 cm hoch. Der Eingekerkerte erhielt täglich 200 g Brot und einmal Suppe. ...
Die Verpflegung war so wenig, daß sämtliche Lagerbewohner allmählich ihre Kleider und Wäsche auf der Arbeitsstelle dem russischen Volk für ein Stück Brot verkauften. Wenn den Offizieren bekannt wurde, daß wir einen Feiertag hatten, Ostern, Weihnachten usw., haben sie ... jeden Koffer wiederholt durchsucht und immer das Wertvollste weggenommen. Ihre Angehörigen haben es dann auf dem Marktplatz verkauft. Kein Eßbesteck, ... kein Gebetbuch, keinen Schmuck durften wir behalten, alles haben sie uns weggenommen. Das feine Papier unserer Gebetbücher verwendeten sie als Zigarettenpapier.
Die Lage wurde immer schlimmer. Im Monat März hatten wir den ersten Toten. Wir haben ihn mit großem Mitleid, einfach, aber feierlich begraben. Vor seinem Tode bat er die Lagerverwaltung mit zusammengefalteten Händen um zwei rohe Kartoffeln. Er hatte Magensäure und konnte die täglich 3 mal verabreichte Krautsuppe nicht vertragen. Diese Bitte wurde ihm nicht gewährt. Im Sommer wurde ein Teil der Frauen zum Kolchos für landwirtschaftliche Arbeiten eingeteilt.
Die Frauen hatten es sehr schlecht. ... Wenn sie ihre Arbeit mit schwerer Mühe verrichtet hatten, wurde die Norma jeden Tag größer. Es war unmöglich, diese große Norma zu erreichen, und wenn sie ihr nicht nachkamen, wurden sie geschlagen und eingesperrt. Im Herbst kamen die ersten Kranken nach Hause. Von unserem Lager waren es 45 Personen. Nach neun Monaten hörten die Angehörigen von den Heimgekehrten die erste Nachricht. (Kurz vorher sind zwei junge Männer in der Heimat angekommen, die aus einem Lager durchgebrannt waren).
Die ersten Briefe von zu Hause bekamen wir erst im März 1946. Wir durften diese nur einmal durchlesen. Nachher wurden sie von unserem GPU-Leutnant verbrannt.
In jedem Lager war ein GPU-Offizier, der von deutschen Verschleppten einige Vertrauensleute herausgesucht hatte. Diese sollten ihn verständigen, was im Lager gesprochen wurde und angeben, wie die Lagerinsassen politisch eingestellt waren, ... politische Vergangenheit, Militär usw. Diese Ausforschung (Verhör) war immer in der Nacht zwischen 1-2 Uhr und dauerte bis in die Frühe. Die Hauptdolmetscherin war eine Jüdin aus Dnjepropetrowsk, die einmal monatlich für 2-3 Tage bei uns im Lager erschien.
Das russische Zivilvolk haßte uns anfangs, anscheinend wegen unseres guten Aussehens. Dieses ging bis Sommer 1946. Dann aber, als unsere Leute unterernährt, mit verlumpten Kleidern, auf den Arbeitsplätzen zusammengebrochen und einige auch daselbst gestorben sind, begann das Mitleid mit uns. Im Sommer 1946 war die Lagerbevölkerung so tief herabgekommen, daß (im Lager) ... 200-300 Arbeitsunfähige herumlagen. Die Kranken wurden dann etwa im September abtransportiert. ... Die Lumpen der Abtransportierten wurden unter den Zurückgebliebenen verteilt.

Unserer Küche wurde nicht einmal soviel Brennmaterial zugewiesen, daß man dort Essen kochen konnte. Die Leute brachten vom Arbeitsplatz Holz für die Küche mit und bekamen dafür eine Suppe. Ein Mann war mit seinem Holz unterwegs zusammengebrochen, und die Schicksalsgenossen ließen ihn dann - es war Mitte Februar 1947 - im Schnee liegen. Keiner warf sein Holz weg, um ihn ins Lager zu bringen, denn er hätte ... dafür im Lager keine Suppe bekommen. (Es war) ein Zeichen, wie der Hunger und die Tortur die Leute körperlich und seelisch vernichtete.
Die russische Zivilbevölkerung hatte es auch nicht viel besser als wir. Auch ihre Arbeiter sind vor Hunger an den Arbeitsplätzen zusammengebrochen. Ein Teil unserer Lagerbevölkerung hatte aufgeschwollene Körper; auch diejenigen, die noch vor einem Jahr die besten Spezialisten, Techniker, Uhrmacher, Baumeister usw. waren, benahmen sich wie die kleinen Kinder. Man konnte mit ihnen überhaupt nicht mehr über ernste Sachen sprechen.
In der Grube gab es 150 Pferde. Wenn ein Pferd vor Hunger verendete, wurde das Fleisch von den Russen gegessen. Die Lunge, Leber und Milz wurden dann von den Lagerinsassen ins Lager gebracht, die zufällig bei der Zerlegung anwesend waren. ... Vor Hunger wurden von der Lagerbevölkerung Hunde und Katzen geschlachtet und aufgegessen.
Ein 36jähriger Mann ist vor Hunger in das Lagermagazin eingedrungen und entwendete 800 g Speiseöl, 1.500 g Nudeln, 300 g Butter und eine Fleischkonserve. Der Dieb wurde entdeckt. Er wurde von der russischen Militärregierung zu 7 Jahren Gefängnis verurteilt. Er wurde nach Dnjepropetrowsk ins Gefängnis Nr. 2 abgeführt.
2 junge Männer baten den diensttuenden Offizier, er möchte sie nach 22 Uhr im Wald Holz holen lassen. Der Offizier erlaubte es nur unter der Bedingung, daß sie das Holz mit ihm teilten. Die Männer fanden jedoch kein Holz. Statt dessen brachten sie ein Ferkel von 2 Wochen, das sie schlachteten. Der diensttuende Offizier bemerkte es und meldete den Fall. Die russische Militärverwaltung verurteilte die 2 Männer zu 3 Jahren Gefängnis. Spezialisten, die ihre 8 Stunden auf dem Arbeitsplatz geleistet hatten, erhielten von den Offizieren die Erlaubnis, daß sie "Schwarzarbeit" annehmen durften. Sie mußten ihren Verdienst aber mit den Offizieren teilen. So konnte ich als Tierarzt auch außerhalb des Lagers Überstunden machen.
Im Lager wurde nicht geheizt. Nach der Arbeit kamen die Leute mit nassen Füßen und Fußlappen in den kalten Raum. Dort legten sie ihre Fußlappen über Nacht auf ihre Pritsche zum Trocknen. Doch über Nacht waren ihre Schuhe und Fußlappen gefroren. In der Früh mußten sie dann mit den vereisten Schuhen hinaus auf die Arbeitsstelle.
Man konnte die Lagerleitung mit Schmuck und Uhren usw. bestechen, ... um in die Krankentransportliste eingetragen zu werden, damit man nach Hause kam. Bei den Krankentransporten war es so, daß von 1.000 Heimkehrern manchmal täglich 8-10 Personen starben.<<

Die Zwangsverschleppung der Deutschen aus Ostpreußen

Zugtransport vom Sammellager Insterburg in den Ural im Februar 1945, Zwangsarbeit bis Januar 1947

Erlebnisbericht der A. K. aus Gerdauen in Ostpreußen (x002/16-18): >>In den Gefängniszellen fanden wir viele Schicksalsgenossinnen vor, hauptsächlich aus den Kreisen Preußisch Eylau, Elbing und Königsberg. Es ging das Gerücht um, daß wir alle nach Rußland gebracht werden sollten. Und tatsächlich wurde dies wahr, denn eines Nachts mußten wir erneut Lastkraftwagen besteigen und bei großer Kälte kamen wir am 18. Februar auf dem Bahnhof Insterburg an. Als wir dort die endlose Reihe der Güterwagen stehen sahen, wußten wir alle, was uns bevorstand.

Bei menschenunwürdiger Behandlung wurden wir von den Posten in die Waggons gestoßen. In meinem Waggon befanden sich Frauen und Mädchen im Alter von 15-60 Jahren. Weder Stroh noch Pritschen waren vorhanden, und so saßen wir, vor Kälte zitternd, auf dem Boden des Wagens.

Je weiter der Zug nach Osten rollte, je kälter wurde es, und schon gab es die ersten Kranken infolge der schlechten Verpflegung (nur Wassersuppe und hartes Brot) und der großen Kälte. Uns stand auch noch etwas Fett, Zucker und Fisch zu. Jedoch befanden sich in unserem Waggon 6 Polenmädchen, die das Essen verteilten und uns um die Tagesration betrogen.

Die ärztliche Betreuung war sehr schlecht. Für die vielen erfrorenen Gliedmaßen war keine Salbe, kein Verbandsmaterial da. Für die anderen aufgetretenen Krankheiten waren keine Medikamente vorhanden. Wir mußten es mit ansehen, wie die Kranken mit dem Tode rangen und starben. Wenn wir dann die Posten baten, die Leichen herauszunehmen, so schlugen sie höhnisch grinsend die Waggontür zu und entfernten die Leichen erst nach 1-2 Tagen. Im Laufe der 4 Wochen dauernden Fahrt, die uns allen zur Qual wurde, starben in meinem Wagen 10 Frauen.

Kurz vor Weihnachten kamen wir in ein anderes Lager, dort war es unsere Aufgabe, die Bahnstrecke von den großen Schneeverwehungen frei zu halten. Und mein Leben lang werde ich den 1. und 2. Weihnachtstag nicht vergessen, als wir bei eisigem Schneesturm die Strecke säubern mußten. Bei den Gedanken an unsere Lieben in Deutschland traten uns die Tränen in die Augen und rollten als Eisperlen über die Wangen. ...

Im März 1946 wurde unser Lager nach Konratow, in der Nähe der Stadt ... Molotow verlegt. (Es handelte sich um) einen großen staatlichen landwirtschaftlichen Besitz. ... Hier durften wir uns etwas freier bewegen und hatten nicht mehr die Posten mit dem Gewehrkolben hinter uns. Unsere Antreiber zur Arbeit waren (nun) weibliche Brigadiere, wahre Bestien in Menschengestalt, die uns ständig schikanierten und demütigten. ... War es nun beim wochenlangen Schneetragen aus den Frühbeetanlagen der Gärtnerei oder beim ... Unkrautjäten, ... immer waren es die weiblichen Brigadiere, die Übermenschliches von uns verlangten und denen wir im Normenschaffen nie genug tun konnten.

Bis in den Spätherbst hinein waren wir bei der Kartoffel- und Rübenernte dem feuchtkalten Wetter ausgesetzt. Selbst als schon Schnee lag, mußten wir die Rüben aus der Erde bergen und die weiblichen Brigadiere standen ... hinter uns.

Durch die körperlichen Überanstrengungen hatte meine Gesundheit sehr gelitten. Anfang November 1946 wurde ich wegen körperlicher Schwäche und Unterernährung in ein Lazarett überwiesen.

Am 29. Januar setzte sich der Transportzug vom Bahnhof Kisel in Bewegung. Es war für uns alle ein kaum faßbares Gefühl, daß wir nach 2 Jahren unsere Angehörigen wiedersehen sollten. Die Rückfahrt, wieder im Güterwagen, war für uns nicht mehr so qualvoll wie die Hinfahrt, da jede von uns über eine Holzpritsche verfügte und die Verpflegung auch etwas besser

war.
Unvergeßlich wird mir der 19. Februar 1947 bleiben, als wir uns ... Frankfurt/Oder näherten, und aus übervollem Herzen stimmten wir das Lied "Großer Gott, wir loben dich ..." an. Wir waren wieder in Deutschland.
Wenn wir uns die Heimkehr auch ein wenig anders vorgestellt hatten, so waren wir doch froh und glücklich, das so oft gepriesene Sowjetparadies weit hinter uns zu haben.<<

Zugtransport vom Sammellager Insterburg nach Baku am Kaspischen Meer im März 1945, Zwangsarbeit in Turkmenien und Stalingrad bis Januar 1947

Erlebnisbericht der Käthe H. aus Gerdauen in Ostpreußen (x002/30-33): >>Am (12.03.) ... wurden wir mit Lastautos über Gerdauen nach Bartenstein ins Gefängnis gebracht.
Wir lagen in einer Zelle, die sonst nur als Einzelzelle galt, mit 30-35 Gefangenen. Hier blieben wir etwa eine Woche. Wir waren so beengt (inhaftiert), daß wir weder alle sitzen noch liegen konnten. Dann ging die Fahrt mit einer Kolonne von 20-25 Lastautos wieder über Gerdauen nach Insterburg ins Gefängnis. Von hier aus, daß wußten wir, gingen laufend Transporte nach Rußland. ...
Wir wußten, in ganz kurzer Zeit treten wir den Marsch in die Gefangenschaft an, und da hieß es Abschied nehmen von der Stadt, die so viele schöne Erinnerungen barg, vielleicht für immer. Wir haben bitterliche Tränen geweint und hätten wohl den Versuch gemacht, irgendwo abzuspringen, wenn wir nicht stark bewaffnete Posten auf unseren LKW gehabt hätten.
In Insterburg war das Gefängnis dermaßen überfüllt, daß wir sogar in gewaltigen Räumen unter dem Dach lagen. Mit der Verpflegung konnte keine Übersicht mehr gehalten werden. Es klappte überhaupt nichts, und wir lernten schon hier den Hunger kennen.
Am 23. März 1945 wurden wir dann in einen endlos langen Güterzug verladen und ... so in die Waggons gepfercht, daß wir zur Nacht fast übereinander lagen und uns beim Schlafen abwechseln mußten. Die Waggons wurden von draußen stark verriegelt, und jede Nacht wurden wir ein paarmal aufgetrieben und gezählt. Ob dies nur Schikane war oder ob die Russen wirklich glaubten, wir könnten die Flucht ergreifen, weiß ich nicht.
Unsere Tagesverpflegung bestand aus 2 Scheiben ... Brot, 100 g Tilsiter Schmelzkäse und einem Teelöffel Zucker. Auf größeren Stationen gab es pro Waggon eine Milchkanne Wasser. An manchen Tagen (gab es) auch das nicht einmal, und wir glaubten, vor Durst umkommen zu müssen.
Unser Transport bestand aus etwa 2.000 Frauen und Mädchen im Alter von 15 bis 55 Jahren, dazu (kamen) noch ungefähr 100 Männer (Zivilisten). Die Frauen, die ihre kleinen Kinder unbekannten Schicksalen überlassen mußten, nahmen sich das sehr zu Herzen und jammerten um ihre Kinder. ...
Es tauchten ... allerlei Krankheiten auf, sogar Tote hatten wir zu beklagen. Täglich einmal kam der Arzt mit einem Dolmetscher an die Tür ... und ließ fragen, ob Tote im Waggon wären. Wenn wir dann aber riefen, wir hätten Schwerkranke, wurde die Tür erst gar nicht geöffnet.
So kamen wir nach 18 Tagen Bahnfahrt nach Baku, am Kaspischen Meer, und glaubten, nun endlich unser Ziel erreicht zu haben. Doch wir hatten uns getäuscht. Am nächsten Tag brachte uns ein Schiff übers Kaspische Meer und wir landeten in Krasnowodsk (Turkmenien in Asien). Hier sollten wir unser Dasein fristen.
10 Baracken waren in den Erdboden gebaut und von einem Drahtverhau umgeben, wie wir ihn noch nie gesehen hatten. Dazu (gab es) noch ringsum 8 erhöhte Postenhäuser. Von dort wurde unser Lager ständig beobachtet und abends mit Scheinwerfern angeleuchtet.
Die Eingeborenen dieses Landes konnte man unbedingt den Urzeitmenschen gleichstellen, sie waren halb schwarz und halb wild. In einem winzigen, ... lumpigen Etwas hausten sie ohne

Kultur. Über ihr zigeunerhaftes Aussehen, wie Kleidung, Frisur und Ohrringe bis zur Brust, haben wir uns manchmal lustig gemacht. ... So weit man das Land zwischen den steilen Bergen übersehen konnte, sah man nichts Grünes. Es wuchs weder Gras noch Strauch oder Baum, es gab nur Sand und Wüste.
... Wir wurden tagtäglich von Posten zur Arbeit herausgeführt, und zwar waren wir in mehrere Kommandos eingeteilt. Die einen gingen in den Steinbruch zum Steineschlagen, die anderen waren beim Häuserbau oder beim Eisenbahnschienenlegen. Entschuldigungen gab es keine, es sei denn, daß man vom Arzt krankgeschrieben wurde. Dies geschah jedoch nur in Ausnahmefällen. Bei der Hitze versagte uns fast der Atem, und der Durst war unerträglich. Wasser zum Trinken gab es nicht, sondern nur das Salzwasser des Kaspischen Meeres. ... Gutes Wasser kam auf dem Wasserweg von Baku und wurde der Bevölkerung verkauft.
Auch unter der Schikane von seiten der Offiziere und der Posten hatten wir zu leiden. Das ewige Antreten und Zählen war gewiß nichts für die älteren Frauen und wurde auch uns zur Last. Am Sonntag wurde außerhalb des Lagers nicht gearbeitet, aber die Baracken mußten zweimal am Tage geschrubbt werden, der ... (große) freie Platz vor und hinter den Baracken mußte abgesucht und mit Wasser gesprengt werden.
Der größte Teil der Mädchen bekam Glatze geschnitten. Wenn man nicht vollkommen und auf der Stelle den Vorgesetzten, welche zum Teil auch Deutsche waren, Folge leistete oder sonst ein kleines Vergehen begangen hatte, was oft kaum der Rede wert war, wurde man in die Leichenkammer mit 20-30 Toten ... eingesperrt. Erst als ... mehrere Todesfälle durch Leichenvergiftung eintraten, wurde dies von ärztlicher Seite verboten, und es wurden richtige Zellen eingerichtet.
Die Todesfälle häuften sich von Tag zu Tag. Es tauchten die unmöglichsten Krankheiten auf, die manchmal beinahe zu Seuchen ausarteten. So starben täglich durchschnittlich 45-50 Personen. Die Leichen wurden nackt ausgezogen und jeden Abend in ein Massengrab gelegt und mit Sand zugedeckt. Inzwischen war ein weiterer Transport in unser Lager gekommen. ... (Es) waren 2.000 Männer aus Oberschlesien, so daß unser Lager jetzt etwa 4.000 Frauen und Männer umfaßte.
Die Aussicht, dieses Land des Elends wieder zu verlassen, bestand nicht, und wir hatten schon alle mit dem Leben abgeschlossen. Dazu kam noch die Sorge um die Lieben daheim. Wo mögen sie alle sein und wie mag es ihnen gehen? Diese Fragen begleiteten uns ständig und wenn wir zusammensaßen und unsere schönen deutschen Lieder sangen, packte uns die Sehnsucht nach der Heimat, und manches Auge wurde feucht. ...
Nach einem halben Jahr - wir waren nur noch ein kleines Häuflein von 800 Internierten, also 80 % der Lagerinsassen waren bereits gestorben - begannen Vorbereitungen, die auf einen baldigen Abtransport schließen ließen. Unsere Freude war unbeschreiblich. Sollte es doch noch eine Rettung für uns geben?
Die Kranken wurden unmittelbar nach Deutschland geschickt, und wir, die noch gesund und arbeitsfähig waren, wurden am 30. August 1945 auf ein kleines Frachtschiff gepackt und hinaus ging's auf das Kaspische Meer. Nach 4tägiger Fahrt, auf der wir den tollsten Wellengang erlebten und alle seekrank am Boden lagen, erreichten wir dann die Mündung der Wolga. Schon in der Nacht fühlten wir, wie unser Schiff ruhig dahinglitt, und sobald es hell wurde, standen wir alle hochaufgerichtet (auf dem Schiffsdeck) und sahen wie gebannt zum Ufer hinüber. Träumten wir nur, oder war es Wirklichkeit?
Dort wuchsen zu beiden Seiten der Wolga grüne Sträucher, wir sahen grasende Ziegen auf grünen Wiesen. Wie lange hatten unsere Augen diese Herrlichkeiten entbehrt. Wir fuhren dann nach Astrachan und landeten am 4. September 1945 in unserem neuen Bestimmungsort Stalingrad. Hier wurden wir noch 1 1/2 Jahre gefangengehalten.
Wenn wir in Krasnowodsk genügend zu essen hatten, kam es daher, daß ein Teil an Appetitlo-

sigkeit litt und die Sterbezahl so hoch war. ... Die Lebensmittel reichten, um die wenigen satt zu machen, die gesunden Appetit hatten, wozu ich glücklicherweise auch zählte. Ja, es wurde sogar viel Brei weggeworfen. Nur Kartoffeln vermißten wir dort sehr, denn die gab es dort überhaupt nicht. In Stalingrad war das Essen so unzureichend, daß wir ein Gefühl des Sattseins überhaupt nicht mehr kannten. Wie wochenlanger Hunger einen Menschen körperlich und seelisch kaputtmachte, kann nur jemand verstehen, der es selbst erlebt hat. Wir begannen zu klauen, wir schlichen uns auf Kartoffel- und Kürbisfelder, alles was wir sahen, nahmen wir. ...

Als ... der Winter kam und draußen nichts mehr wuchs, entfernten wir uns heimlich vom Arbeitsplatz oder aus dem Lager, denn in Stalingrad war die Bewachung nicht mehr so streng, und gingen zu den Leuten betteln. Es war erstaunlich, wieviel Mitleid die Bevölkerung mit uns hatte und uns in der ersten Zeit reichlich zu essen gab.

Nach Monaten wurde es den Leuten doch zuviel, die Bettelei nahm überhand, zumal der Bevölkerung die Rationen mehr und mehr gekürzt wurden, so daß sie sich (fast) selbst ... nicht mehr durchhelfen konnte. Als die Not dann am größten war, griffen viele Mädels zum Äußersten, brachten sich Hunde und Katzen mit und kochten diese. Dabei hatten alle immer nur den Gedanken, ich will und muß meine Heimat wiedersehen. ...

Dann, wir waren schon alle der Verzweiflung nahe und durch Unterernährung zu 90 % arbeitsunfähig, begann man, unser Lager aufzulösen. Voll unendlicher Dankbarkeit dem Schicksal gegenüber, das uns diese Stunden noch erleben ließ und uns den heißesten Wunsch erfüllte, traten wir am 21. Januar 1947 mit einem gewaltigen Transport gefangener Soldaten, die ebenfalls unterernährt und krank waren, die Heimreise an.

Am 4. Februar erreichten wir Frankfurt/Oder.<<

Die Zwangsverschleppung der Deutschen aus Schlesien

Internierung im Februar 1945, Zugtransport nach Westsibirien von März bis April 1945, Zwangsarbeit bis Januar 1947

Erlebnisbericht des Lehrers Willy B. aus Klein Sarne, Kreis Falkenberg in Schlesien (x002/-41-43): >>Am 24. Februar 1945 wurde ich aufgefordert, in das Schulhaus zu kommen, um einige Angaben zu machen.

Ich kam nicht mehr zurück, sondern wurde auf einem Lastauto nach Schönau bei Brieg gebracht. Etwa eine Stunde später brachte man meine Frau auch dorthin. ... In den Verhören fragte der russische Kapitän stets, weshalb wir im Dorf zurückgeblieben wären. Er glaubte, ich hätte von der Partei einen bestimmten Auftrag zur Sabotage bekommen. Frau und Tochter waren von drei zurückgebliebenen Volksgenossen, die sich an uns rächen wollten, in grundloser Weise beschuldigt worden. Nachdem der Kapitän auf die Bitte meiner Frau ein Verhör in Klein Sarne vorgenommen hatte, ... erhielten beide die Erlaubnis, wieder heimzukehren.

Das Gefängnis war überfüllt. In einem Raum, der für 18 Gefangene vorgesehen war, wurden 165 Mann untergebracht. Am 23. März 1945 wurden 1.860 Zivilinternierte, darunter 120 Frauen, in etwa 40 Güterwagen verladen. Und nun begann die grausige Fahrt ins Ungewisse. Sie führte über Krakau - Lemberg und bei Samara über die Wolga. Von Tscheljabinsk am Ural fuhren wir noch etwa 2.500 km ... nach Süden. Nach 4 Wochen Fahrt trafen wir am 21. April 1945 in der Provinz Kasakstan in der Nähe von Karaganda ein. Dort wurden wir in dem Lager 502 in Lehmbaracken untergebracht.

Die Fahrt bis dahin war eine Todesfahrt. An jedem Morgen ertönte die gleiche Frage des Postens: "Wieviel Deutsche kaputt?" Während der Fahrt starben in meinem Wagen von 43 Mann 9, meist an Gesichtsrose; der erste Tote war ein Lehrer. Eine Stunde vor seinem Tode richtete er Abschiedsworte an uns und er mahnte, die Hoffnung an (unsere) Heimkehr nicht aufzugeben und den Glauben an unser Vaterland nicht zu verlieren. Die Worte, die er nur noch leise flüstern konnte, wurden von seinem Nebenmann satzweise laut wiederholt. Durch Hunger und Durst geschwächt, starben auf der Fahrt etwa 200 Mann. 2 wurden bei einem Fluchtversuch ergriffen und erschossen.

Im Lager 502 begann nun das Leben hinter Stacheldraht, der uns 2 volle Jahre von der Welt abschloß. Die Wohnbaracken und Magazine lagen etwa 2 m tief im Lehmboden. Die Räume waren hoch, so daß zwischen Dach und Erdboden noch niedrige Fenster mit meist zerbrochenen Scheiben auch etwas Licht und Sonne in unser dunkles Dasein lassen konnten. Nur in solchen Baracken konnte man im Sommer eine Temperatur von 58 Grad Wärme ertragen. Die Verpflegung im Lager war schlecht und einseitig. Außer Brot gab es einige Monate täglich 3 Suppen von sauren Gurken und sauren Tomaten. Mittags brachten 2 Löffel "Kascha" die einzige angenehme Abwechslung.

Damals glaubten wir noch an die Parole von der baldigen Heimfahrt. Solche Parolen begleiteten uns 2 Jahre lang bis zur endgültigen Fahrt in die Heimat. Im September 1945 starben H. und A. Seine Tochter mußte im fernen Land für immer von ihrem Vater Abschied nehmen. In ihrem tiefen Leid erwartete sie in den kommenden Wochen ein Kind. In dieser Zeit wurden 350 Mann und sechs Frauen zu einem angeblichen Heimattransport zusammengestellt. Ich war dabei, als nach einem der dort üblichen heftigen Stürme der Zug das Lager verließ. Nach 8 Tagen Fahrt in nordwestlicher Richtung glaubten wir doch bald an Heimkehr.

Schon waren wir westlich von Tscheljabinsk im Ural, da hielt unser Zug plötzlich vor einem der äußerlich schon erkennbaren Lager mit den Wachtürmen, und wir mußten aussteigen. Es war das Lager Kopes, 20 km von Tscheljabinsk entfernt. Von diesem Lager wurden wir nach 10 Tagen auf eine der Kolchosen zur Erntearbeit gebracht. Wir blieben dort nur 4 Wochen, aber es war in bezug auf Verpflegung und Behandlung die schlimmste Zeit (in der Sowjetuni-

on).
Ich kam wieder ins Lazarett nach Kopes. Hier verbrachten wir bei angemessener Verpflegung und Behandlung den ersten Winter.
Das Lazarett wurde am 16. November nach Tscheljabinsk verlegt. Auch hier gingen die Parolen von einer baldigen Heimkehr um, zumal der leitende Arzt bekanntgegeben hatte, daß sein Lazarett für den Heimtransport freigegeben sei. Da traten einige Fälle von Flecktyphus auf, und wir mußten unsere Hoffnung für einige Zeit begraben.
Endlich, Mitte Januar 1946, nachdem wir das erste Weihnachtsfest in schöner Weise gefeiert und ein neues Jahr mit neuer Hoffnung begonnen hatten, kam ein Transport von 300 Personen ins Rollen. Es ging aber nicht heim, sondern in einer 3tägigen Fahrt 120 km nach Osten in ein Sanatorium zur Erholung. Die Erholung sollte angeblich nur 3 Wochen dauern.
Dieses Sanatorium war mit 700 bis 800 Männern und Frauen belegt. Für diese Zahl genügte ein Abort mit 3 Sitzen für Männer und 3 Sitzen für Frauen. Da von 500 Männern natürlich viele oft den gleichen Wunsch hatten, kann man sich den Andrang zu diesem Raum lebhaft vorstellen.
Im sogenannten Bad ... "badeten" 2 Männer in einem Eimer oder in einer Waschschüssel. Während bisher die Toten auf einem Lastwagen in Massengräber gebracht wurden, war hier ein Friedhof angelegt, auf dem die Verstorbenen in Einzelgräbern, mit Namen an einem ... Pfahl, beerdigt wurden. Ein 2 m tiefer Graben ersetzte den Zaun und hielt das frei herumlaufende Vieh ab.
Nachdem über die Hälfte ... in Arbeitskolonnen mit unbekanntem Ziel abgefahren waren, wurde der Rest von ungefähr 300 Männern und Frauen in einen Transportzug geladen. Man sprach von einem Abwicklungslager bei Moskau. Tatsächlich endete unsere Fahrt in einem Lager, etwa 300 bis 400 km südöstlich von Moskau, bei dem Ort Jawas in der Provinz Mordwinen.
Da hier ein Tag nach unserer Ankunft ein Transport in die Heimat abging, versicherten die neuesten Parolen, daß wir in 3 Wochen die Weiterfahrt nach Deutschland antreten würden. Das war am 18. Juli 1946.
Unsere Heimfahrt vom Lager Jawas erfolgte am 16. Januar 1947. In diesem Lager war ein großer Teil der Kurland-Armee untergebracht. Behandlung und Verpflegung waren gut. Während in den früheren Lagern ein Teil der uns zustehenden Verpflegung meist andere Wege ging, war hier die Führung einwandfrei. Aber auch in kultureller Beziehung wurde sehr viel getan. So veranstaltete die Kapelle vom Zentrallager - in der Stärke von 40 Mann - einen Abend, der jedem unvergeßlich blieb.<<

Die Zwangsverschleppung der Deutschen aus dem Reichsgau Wartheland

Internierung im Februar 1945 und Zugtransport vom Sammellager Sikawa in ein Zwangsarbeitslager im Donezbecken, Zwangsarbeit bis Juli 1945

Erlebnisbericht des Handelsvertreters Berthold A. aus der Stadt Lodz im Reichsgau Wartheland (x002/54-56): >>Nach dem Einzug der Russen bildeten sich Banden, die die Deutschen überfielen und ihre Wirtschaften ausraubten.

Wir zählten bis zum 18. Februar 1945 23 Raubüberfälle mit Todesdrohungen ... An diesem Tage wurde ich verhaftet und von meiner Frau getrennt. So wie ich stand, im leichten Herbstmantel, in Holzpantoffeln, ohne etwas für die Reise mitzunehmen, wurde ich mit meinem Schwager nach Kwiatkowice getrieben, und dort traf ich in einem Kuhstall meinen ersten Leidensgenossen, einen kleinen Gutsbesitzer aus der Gegend von Warta, in furchtbar zugerichtetem Zustand. Die Augen (blau) unterlaufen, eine deutsche Gendarmenmütze auf dem Kopf. Es war ein sehr intelligenter Mensch, Pole, deutscher Abstammung. Hier bekam ich von Soldaten und polnischen Offizieren die ersten Schläge. ...

Es ging nach Lodz ins Kommissariat. ... Nach 3 Tagen kamen wir nach Sikawa, bereits in einem Zug von 500 Mann, auf dem Wege dorthin wurden 3 Mann von uns erschossen, weil sie zu schwach wurden. ... Nach 7 Tagen qualvoller Leiden und Entbehrungen ging's zu Fuß im Schneesturm in einem Zug von ca. 4.000 Männern über Zgierz, Ozorkow nach Kutno. ... Wir kamen ganz erschöpft in Kutno an. Der Aufenthalt in einem Lagerraum auf dem Betonboden, ohne Essen und ohne Wasser, gab uns den Rest. Wir verloren alle an Gewicht und setzten alles zu, was wir aus den Jahren 1939 bis 1945 noch auf uns hatten.

Wir wurden dann einwaggoniert. Ohne Stroh, auf Holzbrettern schlafend, ging es nach Osten, einem unbekannten Ziele zu. Der Sonne nach zu urteilen, mußten wir in den Südosten Rußlands fahren. ...

Über Kiew, Poltawa kamen wir am 10. Reisetag am Bestimmungsort an. (Es handelte sich um) eine durch Kriegseinwirkung zerstörte Kohlengrube in Nowy Donbas, hinter Stalino. ... Wir kamen in zerstörte Häuser, die vorher deutschen Soldaten Schutz geboten hatten. Die Häuser mußten erst hergerichtet werden.

Hier begann eine neue Leidenszeit für uns. Wir wurden zu Aufräumungsarbeiten eingesetzt, zuletzt unter Tage, 200 m (tief unter der Erde), bei der Förderung der Kohle, 10 Stunden Arbeit, ohne Mittag und ohne Unterbrechung, vielfach 12 Stunden, wenn unser Aufseher uns schikanierte. Die Beköstigung bestand aus 500 bis 700 g Brot und dreimal am Tag (gab es) eine Krautsuppe oder salzige grüne Tomatensuppe.

Nach 2 Monaten war ich mit vielen anderen am Ende der Kraft.

Es starben sehr viele von uns, ganz besonders die Verschleppten, die körperlich nicht auf der Höhe waren. Unser Arzt stellte bei mir eine eitrige Nierenbeckenentzündung fest, und ich wurde auf die Krankenstube genommen. Nach 12 Tagen Ruhe verlor ich endlich das nagende Gefühl des Hungers. Noch nicht wieder hergestellt, wurde ich ... in ein Lager mit Ungarn-Deutschen aus dem Banat und der Batschka kommandiert, wo ich Dolmetscher wurde.

Das war meine Rettung, denn es ging mir dort verhältnismäßig gut. Die Folgen der schlechten Ernährung blieben aber nicht aus. Ich bekam an den Füßen Geschwüre und eine ... innere Vereiterung des linken Fußes bis zum Knie. Daran wäre ich beinahe gescheitert.

Ohne Medikamente, ohne Verbandszeug mußte ich mir mit kalten Umschlägen selbst helfen. Da nahte meine Rettung. Gerüchte von unserem Rücktransport (der Volksdeutschen aus Polen) ... waren im Umlauf. Ein alter, gütiger russischer Arzt ... bestimmte meine Heimkehr. Auch der Natschalnik Schtaha, dem ich vieles verdanke, war maßgebend an meiner Befreiung beteiligt.

Am 10. Juli 1945 ging es los. ... Ich wurde beim Sammelpunkt der Rückkehrertransporte in

einem Kriegsgefangenenlager von einem deutschen Arzt operiert. Das war meine Rettung, sonst wäre eine Blutvergiftung eingetreten. ... Unser Weg ging südlich von Poltawa durch die fruchtbare, leider vom Krieg ganz zerstörte Ukraine, über Kiew nach Lemberg und über Tarnow nach Krakau. Hier blieben wir 2 Tage liegen. Zu unserer nicht geringen Überraschung ging der Zug zurück nach Tarnow. ...

Angesichts der russischen Grenze entstand im Zug eine unbeschreibliche Panik. Aus Furcht noch einmal nach Rußland zu kommen, sprangen 30 % der Heimkehrer aus dem Zug, ihre Sachen zurücklassend. Wir Alten legten unser Schicksal in Gottes Hände. Es ging über Tarnow ... nach Lublin, ... Warschau, Kutno nach Posen. Hier nahm ein NKWD-Lager den Transport auf, während man die Kranken, die von sämtlichen Krankenhäusern abgewiesen wurden, nach Hause schickte.

Am 3. August 1945 kam ich in Lodz an. Ohne Heim, ohne Zuflucht ging ich zu meiner Schwägerin, einer Polin, deren Mann immer noch nicht aus Rußland zurück war. Da sie mich aus Furcht vor ihren Nachbarn nicht aufnehmen konnte, brachte sie mich bei einer Arbeiterin ... unter. ...

In abgerissenen Kleidern, seelisch vollständig zermürbt, körperlich ruiniert, abgemagert bis auf Haut und Knochen, der Kopf rasiert, auf Stöcken humpelnd, so kam ich in Lodz an. Was nun? Was sollte ich in der Stadt machen, in der es so feindliche Menschen gab, daß man sich auf der Straße nicht zeigen konnte? Ich beschloß, um dem Hunger zu entgehen, aufs Land zu ziehen. ... Eine neue Not begann. ... Trotz des kranken Fußes wurde ich Knecht bei einem polnischen Knecht, der eine deutsche Wirtschaft übernommen hatte. ...<<

Die Zwangsverschleppung der Deutschen aus Ostbrandenburg

Internierung im Sammellager Schwiebus im Februar 1945, Zugtransport in ein Zwangsarbeitslager südöstlich von Moskau im März 1945, Zwangsarbeit bis Oktober 1946

Erlebnisbericht des F. S. aus der Stadt Königsberg/Neumark in Ostbrandenburg (x002/60-62):

>>Am 24. Februar 1945 wurde ich von einem Tschechen, Wrana, der deutscher Staatsangehöriger war und Spitzeldienste für die Russen leistete, verhaftet.

Die GPU erschien mit Wrana im ... Haus, um Studienrat J. zu verhaften. Beim Weggehen sah Wrana meine Frau, stutzte und sprach zu den Russen. Darauf kamen diese zurück und fragten meine Frau: "Wo ist ihr Mann?" Sie antwortete: "Ich weiß nicht!" "Sagen Sie es, oder Sie werden erschossen." "Ich weiß nur, daß er beim Arbeitskommando in der Kaiserstraße ist." Mit vorgehaltenem Revolver sagte der Russe: "Sag die Wahrheit, ... oder du wirst erschossen." Als meine Frau auch dann noch bei ihrer Aussage blieb, ließ man sie laufen.

Ich wurde in den Trümmern meines Hauses verhaftet. Ich kam in einen Keller, wurde geschlagen und sollte sagen, wieviele Gefangene für mich in die Grube gestiegen wären und für mich Kohlen gefördert hätten. Ich hatte einen Kohlenhandel in der Stadt und mit der Kohlenförderung natürlich gar nichts zu tun. ...

Von Jädickendorf ging es nach dem Ort Gellen. Dort wurden wir in eine Scheune gebracht, in der schon 150 Gefangene aus der Umgebung waren, darunter auch polnische Jungarbeiter aus Polen. Diese durften die ihnen bekannten Bauern in der Scheune des Nachts beim Schein einer Laterne nach Herzenslust verprügeln.

Am 26. Februar wurden wir mit Lastkraftwagen nach Schwiebus gebracht und dort in einem ehemaligen Arbeitsdienstlager untergebracht; in einem Raum, der für 24 Betten Platz hatte, wurden 165 Mann zusammengepfercht, und zwar in sitzender Stellung ineinandergeschachtelt. In diesem Raum waren wir 8 Tage und 8 Nächte.

In der 2. Nacht erschienen an der Tür plötzlich 3 bis 4 völlig nackte Männer, tasteten sich zwischen die Menschen, krampften sich fest und würgten sie. Beim Morgengrauen waren die nackten Männer und einige Mitgefangene tot, die letzteren erwürgt oder zertreten, und wurden herausgeschafft. Die Zahl von 165 wurde wieder aufgefüllt. Das geschah im ganzen an 6 Nächten. In der achten Nacht erschienen keine Nackten und wir wurden verladen.

Infolge dieser Eindrücke war mein Haar weiß geworden. Ein süddeutscher Nervenarzt, dem ich ... später von diesen Ereignissen erzählte, und mehrere Male genau schilderte, erklärte sie damit, daß die Nackten künstlich in den Zustand von Amokläufern versetzt worden waren, vielleicht durch ein Gas.

Nur einmal am Tage durften wir ins Freie treten. Als Eßgeschirr wurden uns allerlei Gefäße gereicht, darunter sehr viele gebrauchte Nachtgeschirre, die man aus den Häusern in Schwiebus gesammelt hatte. Der Boden der Baracke war in kurzer Zeit völlig verunreinigt und der Gestank entsprechend. Auf den Rat von Dr. S. kamen wir Gefangenen überein, die nackten Wahnsinnigen selbst anzugreifen und zu erledigen, ehe sie uns wieder Unheil brachten. So mußten wir leider die Unglücklichen Landsleute aus Notwehr erledigen. Die Leichen wurden jeden Morgen entfernt. ...

Beim Abtransport wurden wir zu 45 Mann in einen Waggon gebracht. Während der 16tägigen Fahrt haben wir einmal warmes Essen bekommen, reichlich Brot und wenig Wasser. Die Folgen waren, daß die Speicheldrüsen versagten. Es starben in unserem Waggon 13 Mann, die höchste Sterbeziffer in einem Waggon war 24, die niedrigste Sterberate in einem anderen Waggon waren 4 (Tote). ...

Wir wurden am 22. März in einem Waldlager bei Kolomna, 250 km südöstlich von Moskau, ausgeladen. Die halbwegs Gesunden mußten marschieren, während die Halbtoten auf LKW

gefahren wurden. ...
Wir wurden zu 20 Mann zur Arbeit eingeteilt, und über uns wurden Polen, Wolga- oder Schwarzmeerdeutsche gesetzt. Ein Schwarzmeerdeutscher hat 2 von unseren Bauern zu Tode geprügelt, ... während sich die russischen Posten passiv verhielten.
In unserem Lager waren auch 120 Frauen, wie wir in Erdbunker untergebracht. Ihre Sterbeziffer war niedriger, weil sie mehr geschont wurden. ... Der älteste Mitgefangene war 71, der jüngste 13 Jahre alt.
Unsere Arbeit bestand im Fällen von großen Bäumen, um eine Schneise für eine Gasleitung zu schlagen. Am Tag gab es kein Essen. Nachts gab es dreimal hintereinander Essen, so daß man nicht alles essen oder nicht schlafen konnte. Der Weg zur Arbeit war 18 km weit. Hin wurden wir gefahren, zurück mußten wir laufen.
Von den 2.000 Männern und Frauen, die im Lager waren, sind etwa 380 bis 400 übriggeblieben. Die Leute sind gestorben an Erschöpfung und Herzschwäche. Sie wurden bis zu 20 in einem Erdbunker völlig nackt aufgestapelt und dann in einem ... Loch begraben.
Im Entlassungslager traf ich mit Franzosen, Amerikanern, polnischen Edelleuten und einem Angehörigen der spanischen Gesandtschaft in Warschau zusammen, der in Danzig gefangen genommen worden war. Das Entlassungslager war in der Nähe von Stalinogorsk.
Die Russen waren des Glaubens gewesen, wir Zivilisten seien hinter der Front geblieben, um als Partisanen zu kämpfen. Wir konnten ihnen das nicht ausreden, und entsprechend wurden wir behandelt. Im Laufe der Zeit wurde die Behandlung besser. Entlassen wurden nur die Arbeitsunfähigen. Als Strafe wurden die Gefangenen in ein 60 cm tiefes und oben zugedecktes Erdloch, nur mit Hemd und Hose bekleidet, eine Nacht eingesperrt, wobei ein Flintenweib Wache hielt.<<

Internierung im Sammellager Schwiebus im März 1945 und Zugtransport in ein Zwangsarbeitslager an der Oka, Zwangsarbeit bis September 1946

Erlebnisbericht der C. O. aus der Stadt Landsberg/Warthe in Ostbrandenburg (x002/62-64):
>>Am 3. März 1945 wurde ich plötzlich unvorbereitet zur russischen Kommandantur nach Landsberg/Warthe abgeholt, in der Nacht verhört, 8 Tage in einem Keller eingesperrt und ... mit ca. 200 bis 300 Personen in offenen Lastkraftwagen nach Schwiebus gefahren. Dort begann dann für uns das Leben in der Hölle. Das Lager Schwiebus faßte einige tausend deutsche Männer und Frauen. Die vielen dort zu Tode gequälten Menschen wurden in Massengräbern bestattet. Das Lagerpersonal bestand aus Russen und Polen. ... Die Toten wurden gewöhnlich an uns vorübergetragen, wenn wir beim Essenempfang waren. ...
Nach ca. 14 Tagen wurden wir - ca. 1.500 Menschen - in Viehwagen verladen und nach Rußland abtransportiert, und das bei grausiger Kälte und mangelhafter Verpflegung. Jeden 2. Tag erhielten wir eine Portion Wasser pro Person, das war eine Tasse voll. In Smolensk bekamen wir das erste warme Essen. Es bestand aus ausgekochten Fischköpfen und etwas Grieß in der Wassersuppe. Beim Aufenthalt in Moskau wurden einige Waggons unseres Transportes abgehängt und in eine andere Richtung weitergeleitet.
Wir waren ca. 3 Wochen unterwegs und kamen am Karfreitag 1945 in Kolomna an der Oka an. Von dort wurden wir in einem Elendsmarsch in ein Waldlager transportiert und dort in Zelten untergebracht. Unsere Leidenszeit hatte ihren Höhepunkt noch lange nicht erreicht, das merkten wir bereits bei unserer Ankunft in Kolomna.
Der letzte Waggon unseres Zuges lag voll mit Toten, das waren die auf dem Transport Verstorbenen. Gleich beim Ausladen wurde Frau W. aus Landsberg/Warthe durch Steinwurf eines 14jährigen Russenjungen an den Kopf schwerverletzt und starb nach 3 Stunden. Frau W. wurde mit den auf dem Marsch zum Lager verstorbenen Landsleuten in einem Massengrab beerdigt.

An der 400 km langen Gasleitung, die von Moskau nach Süden führte, mußten wir dann unsere Norm erfüllen. Diese Norm bestand in der Ausschachtung eines Grabens von 1,50 m Tiefe und 1,50 m obere Breite. Das Handwerkszeug war unhandlich und fast unbrauchbar, so daß die Arbeit zu einer drückenden Qual wurde. Dazu mußten wir täglich ... beim An- und Rückmarsch 36 bis 40 km zu Fuß zurücklegen. Nach 4 Monaten versagten ... meine Füße. Dadurch kam ich ins Lagerlazarett. ... Nach 14 Tagen wurde ich von dem russischen Arzt zur Lagerarbeit und zur Arbeit im Garten und auf dem Felde eingeteilt. ...

Am 1. Dezember 1945 mußten wir plötzlich im Lager antreten. Man verkündete uns, daß wir abtransportiert würden. Im Stillen hofften wir, daß es heim nach Deutschland gehen würde, denn wir bekamen etwas Verpflegung mit, die man als "Marschverpflegung" hätte bezeichnen können.

In Moskau hatte unser Begleitkommando wohl den Transport nach Deutschland verpaßt, denn wir mußten 2 Tage und 3 Nächte ohne Verpflegung und bei großer Kälte auf einem Moskauer Bahnhof zubringen.

Nach diesen Tagen fuhren wir dann doch endlich ab und landeten in dem fürchterlichen Lager Nr. 12 oder 16 in Stalinogorsk. ...

Hier bekam ich am 27. April 1946 Flecktyphus, nachdem ich 4 Wochen vorher an Malaria erkrankt war. Von dort brachte man mich in das Zentrallazarett Bobruisk. ...

Nachdem ich körperlich einigermaßen wiederhergestellt war, - wegen allgemeiner Schwäche konnte ich nur noch mit Hilfsarbeiten in der Lagerküche beschäftigt werden -, wurden wir am 10. September 1946 in Stalino verladen und fuhren endlich, endlich nach Deutschland, in die Heimat zurück. Diese Gewißheit bekamen wir aber erst, als wir merkten, daß wir über Brest-Litowsk und Warschau fuhren.

Auf der Fahrt über die Weichsel-Brücke in Warschau erklang spontan aus 400 Männerkehlen und aus unserem Frauenwaggon der Choral: "Nun danket alle Gott." Das war wohl für uns alle der ergreifendste und auch der feierlichste Augenblick in der ganzen, besonders für uns Frauen, so bitteren Zeit in der russischen Gefangenschaft. Ende September 1946 trafen wir in Frankfurt/Oder ein und wurden dort den Deutschen übergeben.<<

Die Zwangsverschleppung der Deutschen aus Ostpommern

Internierung im Februar 1945, Zugtransport vom Sammellager Soldau nach Ufa in Baschkirien von März bis April 1945, Zwangsarbeit bis Oktober 1949

Erlebnisbericht der C. N. aus Dobrin, Kreis Flatow in Ostpommern (x002/65-66): >>Nachdem die Rote Armee in den letzten Februartagen des Jahres 1945 auch unsere Heimat besetzt hatte, gerieten 13 Dobriner und ich nach ... Tagen des Schreckens am 28. Februar in Gefangenschaft. Man trieb uns mit der Begründung in einem Wald ... zusammen, daß wir für einige Tage Aufräumungsarbeiten leisten sollten. Flintenweiber kamen mit der Nachricht, daß wir gehängt werden sollten. Ein alter Posten sagte schließlich: "Njet, Frau, Sibir, Sibir!" Und er sollte recht haben.

Über Barkenfelde, Stretzin ... Ziskau marschierten wir an einem Tag bei Schneegestöber und hungrigem Magen 30 km bis Zempelburg, begleitet von ... Posten, Wachhunden, Reitern und Kolbenschlägen. Dort angekommen, wurden wir nach mehrmaligem Zählen und Aufstellen schließlich in die evangelische Kirche gepfercht.

Hier befand sich bereits eine unübersehbare Menschenmenge: Frauen, Kinder, Männer, Soldaten – Deutsche, Polen. ... Dort saßen wir 10 Tage. Morgens einmal austreten, abends einmal austreten. Das war die ganze Bewegung. Einmal am Tag gab es undefinierbare Wassersuppe. Brot gab es nicht. Die Ruhr plagte uns. Die Folge war natürlich, daß die Kirche total verunreinigt wurde. Die Nächte wurden zur unvorstellbaren Qual. Unser weichender Körperumfang wurde durch Schwellungen ausgeglichen. ...

Endlich begann der Marsch von Zempelburg bis Soldau in Süd-Ostpreußen. ... Marschverpflegung (gab es) für 14 Tage ¼ Brot und einmal täglich Suppe. Wer die Strapazen nicht aushielt, wurde kurz in den Straßengraben geführt, und - ein Genickschuß war das Ende. In Soldau brachte man uns in das ehemalige KZ.

Nach den üblichen Formalitäten hatten wir endlich Ruhe. In sauberen Räumen fanden wir genügend Platz, um unsere erschöpften Körper auszustrecken. Obwohl es auch nur glatte Dielen waren, fühlten wir uns wohl und geborgen. Die Verpflegung war nach allem bisherigen großartig. Sie bestand aus Brot, guten Suppen, Fleisch, Zucker, Tee.

Wir wurden aufgerufen und in bereitgestellten Güterwagen verladen. Anfangs war es warm und angenehm, doch allmählich erkannten wir unsere Reiseroute. Es wurde eisig kalt. Wenn wir durch die Ritze des Waggons lugten, sahen wir nur Schnee, immer nur Schnee, Tag um Tag das Gleiche, ab und zu durch eine Ortschaft aus Holzhäusern unterbrochen. Die älteren Frauen unter uns, besonders die Mütter, die man von ihren Kindern getrennt hatte, begannen zu verzweifeln. Die ersten (Verschleppten) verloren die Nerven - starben.

Nach 3 Wochen wurden wir in "Inser", etwa 300-400 km östlich von Ufa, der Hauptstadt der Sowjetrepublik Baschkirien, ausgeladen, auf Autos gepackt und weiter in den Hochural, in das Waldlager "Nogatka", gebracht.

Nach 3wöchiger Ruhezeit begann die Waldarbeit. Ein großer Teil von uns war durch Schwäche arbeitsunfähig. Polnische Brigaden hatten das Kommando. Sie schikanierten, peinigten und schlugen uns, wo immer sich eine Gelegenheit bot. Ein großer Teil ... wurde (so lange) geschlagen, bis sie tot liegenblieben. Besonders galt ihr Haß den deutschen Bauern. Ein Bauer, der auch in die berüchtigte "Brigadierstube" bestellt wurde, hatte sich vorher kurzerhand erhängt, um den Qualen zu entgehen. Erst dieses Ereignis veranlaßte die russische Lagerverwaltung zum Einschreiten. Das Schlagen wurde in diesem Umfang verboten.

Verhöre, Durchsuchungen und politische Schulungen füllten unsere Freizeit aus. Bis zum September 1948 war die Verpflegung stets schlecht und unzureichend. Die Folge war natürlich ein Massensterben. ...

Im September 1948 wurde das Lager "Bealareyk" (Nr. 7777), in welches wir inzwischen ver-

legt worden waren, aufgelöst. Wir, etwa 250 Personen, blieben als Arbeiterbataillon" in einem kleineren, angenehmeren Lager in der gleichen Stadt. Ein Teil fuhr nach Hause, und der Rest kam ... in das Ölgebiet.
Als Arbeitsbataillon bekamen wir das verdiente Geld ausgezahlt. Wir mußten uns selbst verpflegen. Es blieb sogar etwas Geld zum Beschaffen von Kleidungsstücken übrig. Wenn nicht die ewige Sorge und Ungewißheit gewesen wäre, hätte das Leben dort nach den letzten Jahren erträglich sein können.
Endlich, am 3. Oktober 1949, bestiegen wir wieder mal einen Transportzug. Diesmal führte er uns aber wirklich zurück in die Heimat. Wir fuhren z.T. mit schweren Gedanken nach Haus; fast jeder von uns hatte einen oder mehrere liebe Menschen dort in den Bergen lassen müssen. Von den 14 verschleppten Personen aus meinem Heimatdorf Dobrin (Ostpommern) kehrten 1949 nur 3 wieder zurück. Eine war bereits 1947 als Kranke entlassen worden. Alle übrigen waren gestorben.<<

Die Zwangsverschleppung der Deutschen aus Westpreußen

Internierung im März 1945, Zugtransport vom Sammellager Deutsch Eylau nach Smolensk von April bis Mai 1945, Zwangsarbeit bis Juli 1948

Erlebnisbericht der O. R. aus Gossentin, Kreis Neustadt in Westpreußen (x002/70-72): >>Am 15. März wurden sämtliche Männer von 16-60 Jahren in Gefangenschaft gesetzt.

Ich selbst wurde von meinen Lieben gerissen und ging mit einem größeren Trupp zu einer Sammelstelle einem ungewissen schweren Schicksal entgegen. Am anderen Tage wurden wir ... vernommen, und jeder Gefangene, der nicht anerkennen wollte, daß er der Partei und dem Volkssturm angehörte, erhielt 50 und mehr Schläge mit dem Gummiknüppel auf den nackten Körper, bis er diese Angaben anerkannte. Anschließend sperrte man uns ... in den Keller des Pfarrgebäudes ein. Die unendlichen Stunden und das Grauen in diesem GPU-Keller werden mir unvergeßlich bleiben.

Der Kellerraum, der für 60 Mann ausgereicht hätte, war mit 250 Mann überfüllt. Vor der Tür stand ein russischer Posten und ließ niemand heraus. ... Aufs Engste zusammengepfropft mußten wir stehend die Nacht zubringen. Wer zusammenbrach, wurde zertreten. Mehrere Kameraden machten durch Erhängen ihrem Leben und der Qual ein Ende. Die verbrauchte Luft und der Gestank waren unerträglich, und wir hatten wenig Hoffnung, am anderen Morgen noch am Leben zu sein. ...

Als wir am Morgen ins Freie kamen, blieben tote Kameraden im Keller zurück. Wir erhielten einen 1/2 Liter Suppe und machten ... einen Marsch von über 40 km in Richtung der Danziger Front.

Als wir das Dorf verließen, blieben die ersten erschöpften Kameraden am Wege liegen und wurden jeweils durch Schüsse erledigt. Zu trinken gab es nichts, der Durst quälte uns sehr. Ohne Pause bewegte sich der Zug nur langsam vorwärts. Als die Sonne im Westen sank, war meine Kraft am Ende. Ich hatte mehrere Schläge mit dem Kolben erhalten, weil ich nicht mitkommen konnte.

Unter Aufbietung aller Kraft, gestützt auf den Kameraden, erreichten wir das Ziel. Wir wurden auf engstem Raum in einem Viehstall untergebracht. Die Verpflegung, zweimal (gab es einen) ½ l Suppe und 400 g Brot täglich, war unzureichend, der Hunger quälte, und moralisch waren wir niedergeschlagen. Hätten wir aber geahnt, was uns bevorstand, wir hätten unserem Leben besser ein Ende gemacht. ...

Als wir eine Woche in einem Kuhstall eingesperrt waren, ging man mit uns denselben Weg 40 km zurück und dazu 50 km, bis wir nach Bütow in Pommern kamen. Unsere Kolonne war kleiner geworden, viele ... blieben am Wege liegen. ... Die tägliche Suppe wurde auf zweimal ¼ l Suppe herabgesetzt. Mißhandlungen häuften sich, ich erhielt ebenfalls schwere Schläge mit einem Stock auf den Kopf. P. aus Lenz in Pommern konnte den Zustand nicht ertragen. Er sprang in einer schweren Stunde aus dem Fenster des 3. Stockwerks und machte seinem Leben ein Ende. ...

Wir erhielten für 7 Marschtage ein Brot, welches viele Kameraden sofort mit Heißhunger verzehrten. Unsere Marschkolonne war jetzt auf 2.000 Mann angewachsen und bewegte sich nur langsam unter starker Bewachung, auch von Schäferhunden umkreist und gehetzt, nach Osten. Wenn jemand es wagte, im Schmutzwasser des Straßengrabens seinen quälenden Durst zu stillen, so wurde er mit Kolben schwer geschlagen, und oft blieb er liegen.

Einmal am Tage wurden wir an einen See oder Bach geführt und getränkt wie das Vieh. Tag für Tag machten Kameraden durch Sprung von Brücken ihrem Leben ein Ende. Kranke und Schwache blieben tot am Wege liegen. Nach 7 Tagen ... erreichte unser zusammengeschmolzener Zug ... Deutsch Eylau. Die Städte Graudenz und Freystadt, an denen wir vorüber kamen, lagen in Schutt und Asche.

Unser Lager wurde täglich vergrößert, da Tausende von Zivilgefangenen aus Danzig hinzukamen. ... Man sagte uns, wir sollten alle entlassen werden. ... Zuerst gingen die Landser und dann wir Zivilisten in langen Reihen durch eine verlassene Stadt dem Bahnhof zu. In langen Güterzügen verladen, setzte sich unser Transport in östliche Richtung in Bewegung. Moralisch niedergeschlagen, ahnten wir nicht die grausige Zukunft, die vor uns lag. ...
Über Warschau und Brest erreichten wir am 3. Mai Smolensk, 2.000 km von Königsberg entfernt. ... Die Stadt am Dnjepr gelegen, war ca. zu 80 % zerstört und wartete auf unsere Aufbauarbeit. Von zehn ehemaligen Kirchen, die zerstört waren, war nur die Kathedrale verhältnismäßig gut erhalten, und die Glocke ertönte täglich. ...
Unser Lager bestand aus 3.000 Gefangenen ... und 2.000 Mann Außenkommando. Die Verpflegung im Lager war ... nicht ausreichend, so daß der Hunger jahrelang unser Begleiter blieb. In unserem Raum lagen 500 Gefangene auf kahlen Pritschen ohne Stroh, von Läusen und Wanzen gequält. ... Von Zeit zu Zeit gab die Wasserleitung ... kein Trinkwasser und tagelang quälte uns der Durst. ... Mit ein wenig Schmutzwasser (versuchten wir) den Durst zu stillen.
Nach einigen Tagen brach Fleckfieber im Lager aus. Ich selbst lag auch mit aufgequollenen Lippen und Fieber mit vielen Kranken in einem Raum, den man Lazarett nannte. Es gab nichts zu trinken. Der Durst quälte uns sehr. Wer nicht die Energie aufbrachte, den Durst zu überwinden, sah seine Lieben nicht mehr. Die Kranken drängten sich an die Wassertonne mit Löschwasser und tauschten draußen ein Stück Brot, das sie durch Krankheit nicht essen konnten, ... gegen Wasser ein. Am anderen Tag lagen sie tot auf der Pritsche. Täglich wurden etwa 20 Tote ohne Kleidung hinter dem Drahtverhau begraben. ...
Nach wochenlangem schwerem Krankenlager wurde ich aus dem Lazarett entlassen und kam körperlich schwach zum Genesungskommando. Täglich gingen 100 Häftlinge zum Brennesselsammeln als Zusatz für die Lagerküche. Als ich einen Sack mit Brennesseln tragen mußte, verließen mich die wenigen Kräfte. Ich wurde mit dem Kolben geschlagen und blieb besinnungslos liegen. Kameraden mußten mich ins Lager schleppen. ...
Wir wurden daraufhin mit Weißbrot und 5mal 300 g Suppe als tägliche Sonderkost aufgepäppelt. Unser Körpergewicht war auf ca. 80 Pfund heruntergegangen, und es fiel uns schwer, den vorgeschriebenen Spaziergang im Lager durchzuführen. Jeden Morgen übte man mit uns Gymnastik, aber wir konnten ja unsere dürren Arme kaum hoch heben.
Ab Herbst 1945 kam ich in Arbeitsgruppe 3 ... Ich erlernte das Maurerhandwerk und wir hatten auf der Arbeitsstelle Gelegenheit, uns öfters ein paar Kartoffeln, Kapusta (Kohl) und Zusatzbrot zu besorgen. ... Wer zusätzlich nichts organisieren konnte, ging langsam ein. Die Arbeitsleistung der Gefangenen war gering. Die Zivilrussen hatten für unsere Lage viel Verständnis, und trotz Verbot gingen wir fast nie ohne etwas Eßbares von ihnen, wenn unsere bittende Hand an ihre Tür klopfte.<<

Das Schicksal der deutschen Bevölkerung in Ost-Mitteleuropa nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges

Lebensverhältnisse nach der "sowjetischen Befreiungsmission"

>>O wie viel Menschen mögen jetzt, um diese Stunde - bitter weinen? Es wär' ein Strom in Gang gesetzt, wenn diese Tränen sich vereinen.<< (*Joachim Ringelnatz)*

Nach dem sowjetischen Einmarsch brach das bisherige Leben der Deutschen vollkommen zusammen. In den meisten ostdeutschen Dörfern und Städten gab es gewöhnlich weder Strom, Gas noch Wasser, da man fast alle Versorgungsbetriebe und Anlagen gesprengt, zerstört oder stillgelegt hatte. Die wenigen Brunnen konnten den Trinkwasserbedarf nicht decken, so daß vielerorts großer Wassermangel herrschte.

Die verstörte Bevölkerung traute sich nur selten auf die Straße, da andauernd irgendwelche Marodeure oder Plünderer durch die Ortschaften zogen. Man verließ die Quartiere nur, falls es unbedingt erforderlich war. Um Gewalttaten und Mißhandlungen zu entgehen, flüchteten manche Frauen und Mädchen in unzugängliche Wälder, Moore und Sumpfgebiete. Durst, Hunger und Kälte trieben die Verfolgten jedoch schon bald in die Ortschaften zurück. Viele wanderten später nach Westen in grenznahe Dörfer und Städte, um die Austreibung über sich ergehen zu lassen.

Das Elend der deutschen Bevölkerung in Ost-Mitteleuropa war zwar niederschmetternd, aber die geschundenen Menschen gaben nicht auf. Fast jeder rechnete damals mit einer schweren Besatzungszeit, aber die besiegten Deutschen dachten immer noch, daß sie es trotzdem wieder irgendwie schaffen würden. Nun hieß es, neuen Mut zu schöpfen. Das Leben mußte doch schließlich weitergehen. Trotz aller Verzweiflung und ungeachtet der chaotischen Verhältnisse begannen überall Aufräumungsarbeiten.

Tagelang wurden verschmutzte und verwüstete Unterkünfte aufgeräumt, gereinigt, instand gesetzt und wieder bewohnbar gemacht. Anschließend suchte man brauchbare Möbel und Hausratgegenstände aus den Trümmern. Diese mühseligen Arbeiten waren jedoch vergeblich, denn kaum hatten die Deutschen halbwegs aufgeräumt, tauchten gewöhnlich sowjetische Besatzungstruppen, slawische Zivilisten oder Umsiedler auf, die unentwegt gebrauchsfähige Gegenstände raubten bzw. Unterkünfte beschlagnahmten.

Da es seit Menschengedenken zu den Aufgaben der Bauern zählte, die Bevölkerung mit Lebensmitteln zu versorgen, gingen die hartgesottenen Ostsiedler unverzüglich an die Arbeit. Oftmals hatte man bereits alle Zugtiere und Maschinen geraubt, so daß die Bauern unverdrossen zu Spaten und Schaufeln greifen mußten, um Pflanzkartoffeln und Sommergetreide in die Erde zu bringen. Nach dem Kriegsende standen zunächst sämtliche Gebiete östlich der Oder und Neiße unter sowjetischer Verwaltung. Die Armeeführung der Roten Armee verhängte in den Besatzungsgebieten zwar drakonische Strafen, aber es dauerte nicht selten Wochen und z.T. sogar Monate, bis die Gewalttaten endlich aufhörten.

Die deutsche Landbevölkerung war besonders gefährdet, weil es dort nur wenige sowjetische Kommandanturen gab. Hier waren die Deutschen eigentlich nur geschützt, wenn sie bei sowjetischen Offizieren oder in bewachten Kolchosen arbeiteten. In den Nächten war es naturgemäß am schlimmsten. Jede Nacht brachte neue Schrecken, Schießereien und Überfälle. Am Tag war ebenfalls kein Deutscher sicher. Überall lauerte der Tod. Manche Zivilisten wurden auf offener Straße ermordet, weil sie sich weigerten, ihre Mäntel oder Strickjacken abzugeben.

Die Lebensmittelversorgung der Landbevölkerung war im allgemeinen etwas günstiger, weil sich die ehemaligen Bauern zusätzliche Lebensmittel beschaffen konnten. Diebstahl von Milch, Getreide und Kartoffeln war an der Tagesordnung, obwohl erwischte Diebe gewöhn-

lich Prügelstrafen oder Hungerhaft erhielten. Die Ostdeutschen arbeiteten trotz der rauhen Behandlung lieber bei den Sowjets, denn die Nahrungszuteilungen der Polen waren meistens wesentlich geringer.
Im Verlauf der Besatzung veränderte sich allmählich die feindliche Haltung der Sowjets. Vor allem ältere Soldaten schritten energisch gegen Gewalt- und Terrorakte ein und beschützten die Deutschen. Oftmals schenkten sie den Hungrigen und Kranken auch Lebensmittel oder Medikamente. Diese persönlichen Hilfeleistungen gaben den Deutschen zwar neuen Lebensmut, aber es änderte nichts an ihrer aussichtslosen, rechtlosen Lage.

Plünderungen und Zerstörungen

>>Dein Volk wird ... erschlagen. ... Sie werden deine Schätze rauben und deine Handelsgüter plündern. Deine Mauern werden sie abbrechen und deine schönen Häuser einreißen ...<< (Hesekiel 26, 11-12)

In den deutschen Ostprovinzen setzten die sowjetischen Besatzer z.T. spezielle Arbeits- bzw. Reparationskolonnen ein, die das gesamte Privat- und Staatseigentum der Deutschen einsammelten, demontierten und abtransportierten. Tausende von vollbeladenen Lastkraftwagen und Güterzügen brachten die Kriegsbeute in die Sowjetunion.
Die Reparationskommandos beteiligten sich gewöhnlich nicht an den schweren Demontage- und Transportarbeiten. Sie erteilten nur Befehle und ließen die deutschen Zivilisten schuften. Nach und nach wurden sämtliche beweglichen Gegenstände (Landmaschinen, Ackergeräte, Getreidevorräte, Möbel, Fahrräder, Radios, Fotoapparate, Klaviere, Betten, Wäsche, Kleidung, Schuhe u.a.) abtransportiert.
Zum Abschluß folgten die Demontage und der Abtransport aller Maschinen und Einrichtungsgegenstände der Industrie- und Versorgungsbetriebe, Verkehrseinrichtungen, Handelsunternehmen und der Geschäfte. Die Demontage- und Plünderungstrupps erfaßten manchmal sogar unbewegliche Gegenstände, die man gewöhnlich als "niet- und nagelfest" bezeichnete (wie z.B. Holzfußböden, Türzargen, Fenster, Holztreppen, Strom- und Wasserleitungen, Klosettanlagen, Waschbecken oder Badewannen).
Für viele sowjetische Reparationsbeauftragte zählte vor allem die Masse und nicht die Qualität der Plünderungsgüter. Im Verlauf der Demontagen und Transporte wurde vielfach unordentlich und schlampig gearbeitet, so daß zahllose wertvolle Maschinen und Einrichtungsgegenstände völlig ruiniert und zerstört wurden.
Die Landwirtschaft wurde sträflich vernachlässigt. Es wurde nicht gesät, sondern nur geerntet. Das wertvolle Zuchtvieh schlachtete man größtenteils planlos ab oder es fiel Seuchen zum Opfer, die sich wegen mangelnder Pflege überall ausbreiteten.
Zur sowjetischen "Kultur" gehörte natürlich auch die "Bequemlichkeit". Falls Brennholz benötigt wurde, holte man es nicht aus den nahen Wäldern, sondern man verheizte kurzerhand Tragbalken und Fußbodenbretter der Scheunen und Wohnhäuser. Nicht wenige Gebäude, die man gerade notdürftig instand gesetzt hatte, wurden kurzerhand abgerissen und verfeuert. Bevor die sowjetischen Besatzungstruppen Ostdeutschland räumten, machten sie schließlich vielerorts "reinen Tisch", d.h. sie schlugen alles "kurz und klein".
Das Ausmaß der systematischen Plünderungen und Zerstörungen war geradezu unvorstellbar. Die sowjetischen Plünderungs- und Zerstörungsaktionen erschienen im ersten Moment plan- und sinnlos. Für den informierten Beobachter war es jedoch offensichtlich, daß es sich bei der Ausplünderung und Verwüstung der deutschen Ostgebiete, die vereinbarungsgemäß von den Polen übernommen werden sollten, um staatlich gelenkte Aktionen handelte. Nach Stalins Plänen sollten die Polen außer dem Grund und Boden der Deutschen keine weitere Kriegsbeute erhalten.

Nach äußerst schwierigen Verhandlungen gelang es den Polen, wenigstens die Anlagen und Maschinen des oberschlesischen Industriegebietes zu retten. Als die sowjetischen Reparationskolonnen im Oktober 1945 abzogen, tauchten urplötzlich Tausende von polnischen "Umsiedlern" und Geschäftemachern in den "Wiedergewonnenen Gebieten" auf. Sie führten meistens nur " Restdemontagen" durch und verschwanden anschließend wieder nach Polen.
In der Tschechoslowakei erhielten die sowjetischen Truppen kein unbegrenztes Plünderungsrecht, deshalb blieb das Sudetenland bis auf wenige Ausnahmen von sowjetischen Plünderungen und Zerstörungen verschont. Die Sudetendeutschen wurden jedoch später durch Tschechen und Slowaken vollständig ausgeplündert.

Zerstörung der Lebensgrundlagen der deutschen Bevölkerung nach Beendigung der sowjetischen Militärverwaltung

Bis zum Abzug der sowjetischen Truppen herrschten in Jugoslawien, Polen, in der Tschechoslowakei und in Ostdeutschland monatelang chaotische Verhältnisse, weil einheimische Behörden und Milizeinheiten ständig versuchten, die Befehlsgewalt auszuüben. Infolge der unterschiedlichen Anordnungen und Befehle gab es dauernd Überschneidungen, so daß die Deutschen zusätzlich schikaniert und verunsichert wurden.
Zwischen den Russen und Polen ereigneten sich z.B. häufig Auseinandersetzungen, die nicht selten mit wilden Schießereien endeten. Viele Polen haßten ihre sowjetischen Befreier, weil sie nach Stalins Anordnungen die deutschen Ostgebiete systematisch ausplünderten und verwüsteten.
In den deutschen Ostgebieten wurde die sowjetische Besatzungszeit im Herbst 1945 beendet (Ausnahme: Nord-Ostpreußen). Nach dem sowjetischen Abzug führte man in den "befreiten Gebieten" gnadenlose Pauschalabrechnungen durch. Es handelte sich damals meistens nicht um spontane Ausschreitungen oder persönliche Racheakte, sondern mehrheitlich um staatlich gelenkte "Säuberungsaktionen".
In Polen, in der Tschechoslowakei und in Jugoslawien setzten die neuen Machthaber ihre bisherigen Verfolgungsmaßnahmen systematisch fort. Viele Gewalttaten und Verfolgungen wurden nachweislich durch unverantwortliche staatliche Propagandamaßnahmen beeinflußt und gefördert. In Rundfunkansprachen, Zeitungen, Bekanntmachungen und öffentlichen Veranstaltungen schürte man den radikalen Nationalismus und forderte zur kollektiven Bestrafung aller deutschen "Landesverräter" auf.
In Jugoslawien, Polen und in der Tschechoslowakei setzte man außerdem "bewährte" NS-Terrormethoden der "Juden- und Fremdarbeiterpolitik" fort. Die Deutschen mußten z.B. weiße Armbinden oder Hakenkreuze sichtbar auf ihrer Kleidung tragen, weil man sie öffentlich verhöhnen und erniedrigen wollte. Fanatische Zivilisten mißhandelten die Geächteten gelegentlich auf "offener Straße" und rissen ihnen sogar die Kleidung vom Leib.
Da die neuen Machthaber nicht genügend disziplinierte Truppen und Polizeikräfte besaßen, übertrug man den "Schutz der öffentlichen Sicherheit" zunächst an Milizen. In jede Stadt und in jedes größere Dorf wurden "Milizkommandanten" entsandt, um die sowjetischen Besatzungstruppen zu ersetzen. Manche Milizkommandanten waren fragwürdige Gestalten. Die Milizen setzten sich überwiegend aus 18-20jährigen Zivilisten zusammen, die schnell erkannten, daß Raub und Plünderung des deutschen Eigentums behördlich gefördert bzw. unterstützt wurden. Diese Milizen waren überall unumschränkte Machthaber und terrorisierten die deutschen Einwohner.
Da die Milizen keinen Sold erhielten, mußten sie sich selbst versorgen und führten unentwegt Raubzüge durch. Die Milizangehörigen, Partisanen und Geheimpolizisten waren damals die Herren über Leben und Tod. Das gesamte Eigentum der "Staatsfeinde" wurde "beschlagnahmt", so daß die Ost- und Volksdeutschen schnell zu Bettlern wurden. Nachdem die Mili-

zen Kommandanturen errichtet hatten, drangen immer mehr slawische Zivilisten in die deutschen Siedlungsgebiete ein.
Die Geheimpolizei arbeitete gewöhnlich mit den Milizkommandanten zusammen, wenn es darum ging, die Deutschen mit schonungsloser Willkür und extremer Brutalität zu verfolgen. In der CSR wurden z.B. vermeintliche NS-Verbrecher von Partisanen und Milizen auf Markt- oder Sportplätzen zusammengetrieben, brutal mißhandelt und z.T. sogar öffentlich hingerichtet (x010/44). Erst in den Jahren 1946-1947 ließ die Schreckensherrschaft der Geheimpolizei und Milizen allmählich nach.
Die arbeitsfähige deutsche Bevölkerung wurde zwangsweise zum Arbeitseinsatz herangezogen. Sogar 8- bis 10jährige Kinder mußten Vieh hüten, Gespanne fahren oder andere leichte Arbeiten erledigen. Obgleich die Deutschen schwerste Zwangsarbeiten leisten mußten, rissen sie sich um fast jede Arbeit, denn ohne Arbeit gab es keine Verpflegung. Wer nicht verhungern wollte, mußte arbeiten.
In den Sommermonaten betrug die tägliche Arbeitszeit oftmals bis zu 15 Stunden. Während der Erntezeit wurde vom Sonnenaufgang bis zum Einbruch der Dunkelheit gearbeitet. Sonn- und Feiertage waren für die Deutschen "normale Arbeitstage". Viele Zwangsarbeiter mußten ekelhafte und qualvolle Arbeiten ausführen. Besonders abscheulich waren die Bergung und Bestattung der Leichen und Tierkadaver, die bereits seit Wochen und Monaten in den Ortschaften, an den Landstraßen oder auf den Feldern und Wiesen herumlagen. Diese grauenvollen, gesundheitsgefährdenden Arbeiten dauerten manchmal mehrere Wochen.
Während der schweren körperlichen Arbeit kam es täglich vor, daß kranke und erschöpfte Arbeitskräfte nach Schwächeanfällen zusammenbrachen. Nach der täglichen Zwangsarbeit durchsuchten hungrige Menschen leerstehende Häuser, Keller und Kartoffelmieten oder streiften durch Wälder und über Felder, um irgendwelche eßbaren Dinge zu ergattern. Für die Frauen war es besonders schwer, ihre Kinder und gebrechlichen Eltern zu ernähren, denn obwohl sie selbst unterernährt waren und hungerten, mußten sie jeden Tag schwere Zwangsarbeiten leisten.
Falls die Deutschen nicht mehr arbeiten konnten, waren sie zwangsläufig dem Hungertod ausgeliefert. Da Kinder und alte Menschen im allgemeinen keine Lebensmittel erhielten, starben sie reihenweise. Nachdem man die letzten Vorräte geplündert hatte, wurde die Ernährungslage immer dramatischer.
Die Lebensverhältnisse der zurückgebliebenen Deutschen in Ostmitteleuropa wurden durch grenzenloses Leid und unendliche Not geprägt. Fast alle Deutschen vegetierten unter menschenunwürdigen Lebensbedingungen. Ihr trostloses Sklavendasein zeichnete sich durch absolute Rechtlosigkeit aus.
In jener erbarmungslosen Zeit rückten alle verfolgten Deutschen eng zusammen. Man half sich nach besten Kräften, wo immer es möglich war. Standesunterschiede gab es nicht mehr. Infolge der unmenschlichen Lebensbedingungen brachen schon bald verheerende Epidemien aus. In jener Zeit führte man Beerdigungen nur noch ohne Särge durch. Die Toten wurden notdürftig in Kohlen- oder Kartoffelsäcke gepackt und in Massengräbern bestattet.
Bis zur gewaltsamen Vertreibung mußten die Verfolgten unfaßbare Racheakte und Gewalttaten über sich ergehen lassen. Diese monatelange, vielfach sogar jahrelange Schreckenszeit, in der die verfolgten Deutschen unglaubliche Schikanen, schwerste Mißhandlungen, Lagergreuel, harte Zwangsarbeit, Hunger, Krankheiten, Not und hoffnungslose Verelendung überstehen mußten, zerbrach auch den härtesten Willen der Menschen. Zum Schluß waren die Ost- und Volksdeutschen sogar froh, wenn man sie als Bettler aus ihrer Heimat jagte.
Das Bundesarchiv Koblenz berichtete im Jahre 1974 über das Schicksal der deutschen Bevölkerung in Polen und in den polnisch verwalteten deutschen Gebieten östlich der Oder-Neiße-Linie (x010/35-37): >>Als völkerrechtswidriges Massenvergehen stehen im Vordergrund des

Berichtsmaterials die gegenüber den Deutschen bei ihrer Verhaftung, in den Gefängnissen und nach der Internierung in ein Arbeitslager verübten Ausschreitungen.
Die Gewaltakte bestanden vorwiegend in Mißhandlungen brutalster, teils sadistischer Art mit Peitschen, Gummiknüppeln oder Gewehrkolben, teils bis zur Todesfolge, ferner in willkürlichen Erschießungen und Erschlagungen wie auch Vergewaltigungen von Frauen. Dem Berichtsmaterial nach ist kaum ein einziger Verhafteter und Internierter Mißhandlungen entgangen. ... Nach den vorliegenden Unterlagen sind in die größten Lager Potulice, Kreis Bromberg, Gronowo, Kreis Lissa, Sikawa bei Lodz, Lamsdorf im Kreis Falkenberg/Oberschlesien allein mindestens 80.000 Deutsche verbracht worden.
Insgesamt aber bestanden in den Gebieten östlich von Oder und Neiße 1.255 Lager und 227 Gefängnisse, die dem Gewahrsam von Deutschen dienten. Dabei ist jedoch darauf hinzuweisen, daß eine Anzahl dieser Lager nur eine kürzere Zeit bestanden bzw. 100 Insassen hatten. Insassen aufgelöster Lager kamen vielfach in die oben angeführten großen Sammellager und wurden von dort aus zur Arbeit "vermietet". Ferner waren Tausende von Deutschen in Gefängnissen inhaftiert.
Deutsche, die im Vorkriegspolen gelebt hatten, waren gemäß ... Dekret vom 4.11.1944, einschließlich Kinder und Säuglinge, ohnehin in überwiegender Mehrzahl als "Verräter der Nation" in Zwangsarbeitslager gekommen. ...
Von der o.a. Gesamtzahl der Gefängnisse und Lager waren 119 Gefängnisse und 681 Lager in den Reichsgebieten östlich von Oder und Neiße gelegen, von denen das größte und berüchtigste Lamsdorf in Oberschlesien gewesen ist ...
Nicht möglich ist es aber, auch nur annähernd zu einer Schätzung der Anzahl der Personen zu gelangen, deren Tod auf Ausschreitungen in Gefängnissen und Lagern zurückzuführen ist. Sehr unterschiedlich sind aber auch die Todesquoten über die einzelnen Lager. Sie differieren z.T. zwischen 20 und 50 % der Insassen, die zwar vorwiegend als Folge von Seuchen und Krankheiten, verursacht durch unzureichende Ernährung (Hungertyphus), unhygienische Zustände zu verzeichnen waren, die aber auch in nicht unerheblicher Anzahl Todesopfer durch Mißhandlungen und Erschießungen umfaßten.<<
Das Bundesarchiv Koblenz berichtete im Jahre 1974 über die Gewalttaten und Zerstörung der Lebensgrundlagen der Volksdeutschen in der Tschechoslowakei (x010/44-46): >>In weitaus überwiegender Mehrzahl sind Schwerpunkte der Übergriffe im Innern Böhmens und Mährens sowie in den östlichen und mittleren Gebieten des Sudetenlandes zu verzeichnen, die zum sowjetischen Besatzungsgebiet gehörten. ...
In den einzelnen Gemeinden erreichten die Ausschreitungen Höhepunkte in den dem Prager Aufstand folgenden Wochen und Monaten, als dort Abteilungen der Revolutionsgarde sowie auch Einheiten der Befreiungsarmee ein Terrorsystem gegenüber den Deutschen entfachten. Aus einer Anzahl von Gemeinden wird über öffentliche Exekutionen berichtet, denen z.T. die Einsetzung improvisierter Volksgerichte vorausging. Die diesen vorgeführten Personen wurden während und nach den Verhören auf das schwerste mißhandelt oder auch zu Tode gefoltert. Angehörige der SS wurden vielfach gleich nach ihrer Verhaftung erschossen. Dasselbe Schicksal erlitten oft heimgekehrte Soldaten.
Die offizielle Einrichtung von außerordentlichen Volksgerichten stützte sich auf das Dekret des Präsidenten der Republik vom 19.06.1945 "über die Bestrafung der nazistischen Verbrecher, der Verräter und ihrer Helfershelfer sowie über die außerordentlichen Volksgerichte". Jedoch noch vor Verkündigung dieses Dekrets waren dem Berichtsmaterial zufolge allein mehr als 1.000 Menschen durch Mißhandlungen bei jenen improvisierten Schauprozessen durch Erschießen und Erhängen getötet worden.
Ein Geschehnis besonderer Art waren die Ausschreitungen in der Stadt Aussig am 31.07.1945, ausgelöst durch die Explosion eines Lagers deutscher Beutemunition in dem dor-

tigen Vorort Schönpriesen, die von den Tschechen als deutsche Sabotageaktion des Werwolfs ausgelegt wurde. Mit weißen Armbinden gekennzeichnete Deutsche wurden auf den Straßen niedergeschlagen. Als nach Arbeitsschluß die Arbeiter der Firma Schicht AG über die Elbebrücke zu ihren Wohnungen eilten, wurden sie von der aufgehetzten Menge auf der Brücke angegriffen, teils erschlagen oder in die Elbe geworfen. Auch die Frauen und Kinder erlitten dasselbe Schicksal. Die Angaben über die Anzahl der Opfer sind in den einzelnen Berichten unterschiedlich. Die Schätzungen betragen 700 bis 2.700 Personen.
... Zu den unmenschlichen Handlungen der Revolutionsgarde sowie der "Svoboda-Armee" sind ferner die sog. "wilden Ausweisungen" von Bewohnern ganzer Ortschaften zu rechnen, die ihren Höhepunkt in den Sommermonaten Juni und Juli 1945 erreichten. Die Ausgewiesenen grenznaher Kreise mußten tagelange Fußmärsche unter Mißhandlungen der Bewachungsmannschaft bei spärlichster Verpflegung zurücklegen. Es wird berichtet, daß hierbei Kranke und Erschöpfte erschossen wurden. Mehr als 20.000 Brünner Deutsche, darunter Greise sowie Mütter mit kleinen Kindern, wurden Ende Mai 1945 zur österreichischen Grenze getrieben. Die Mehrzahl wurde dort von österreichischen Grenzwachen zurückgewiesen und mußte dann Wochen und Monate, teils auf freiem Feld, im grenznahen Pohrlitz unter unmenschlichen Verhältnissen verbringen. Die Zahl der hier Umgekommenen wird auf mehrere Tausende geschätzt.<<

Massenverhaftungen, Zwangsarbeit und Internierungslager

>>Sie sind alle gebunden in Gefängnissen und verschlossen in Kerkern. Sie sind zur Beute geworden, und es ist kein Erretter da ...<< (Jesaja 42, 22)

Nach Abschluß der militärischen Aktionen inhaftierte man alle "verdächtigen Deutschen" vorübergehend in Zuchthäusern und Gefängnissen oder transportierte sie nach der "Entnazifizierung" in hoffnungslos überfüllte Internierungs- bzw. Zwangsarbeitslager (z.T. handelte es sich um ehemalige NS-Konzentrationslager). Hunderttausende von Unschuldigen fielen planmäßigen Massenverhaftungen zum Opfer.
Die Internierungslager in Ost-Mitteleuropa waren nicht selten regelrechte Seuchenhöllen, Hungerquartiere und Sterbelager, so daß die Deutschen "wie die Fliegen" starben. Obgleich die Deutschen völlig unzureichend ernährt wurden, mußten sie täglich schwere Zwangsarbeiten verrichten. In den Lagern fanden gewöhnlich regelrechte Sklavenmärkte statt. Der Andrang war sehr groß, denn man konnte die deutschen Arbeitssklaven für geringe Geldbeträge ausleihen.
In den Internierungslagern gab es mehrheitlich nur Hungerrationen, weil große Teile der Lebensmittellieferungen von den Lagerleitungen oder dem Wachpersonal unterschlagen wurden.
Willkürliche Übergriffe waren an der Tagesordnung. Angst, Hunger und Not bestimmten die Haftzeit der Internierten. Eine ausreichende medizinische Betreuung existierte nur sehr selten. Während der Sommermonate wurden die hilflosen Menschen von Flöhen, Wanzen, Läusen und anderem Ungeziefer bis aufs Blut gequält.
Ständige Mißhandlungen, mangelhafte Unterkünfte, ungenügende Verpflegung und große Epidemien forderten ungezählte Opfer. Aufgrund der katastrophalen hygienischen Zustände und unzureichenden Ernährung brachen in den Lagern verheerende Seuchen und Ungezieferplagen aus.
Obwohl Ärzte unter den Inhaftierten waren, konnten sie nicht helfen, denn im allgemeinen gab es weder Medikamente noch Verbandsmaterial. In vielen Zellen lagen Kranke, Sterbende und Tote. Im Jahre 1945 kamen z.B. im sowjetischen Deportationslager Preußisch Eylau mindestens 6.000-7.000 (ca. 50 %) der deutschen Gefangenen durch Hungertyphus und Krankheiten um (x010/33). Im sowjetischen Zentralgefängnis Graudenz erlagen sogar etwa 5.000, der

rd. 8.000 Inhaftierten, den Ruhr- und Flecktyphusepidemien (x010/34).
Im Winter litten die abgemagerten Lagerinsassen unter der großen Kälte. Da die inhaftierten Deutschen durch den ständigen Hunger geschwächt waren und kaum Winterkleidung oder Heizmaterial besaßen, starben in den außerordentlich harten Wintermonaten der Jahre 1946 und 1947 ungezählte Inhaftierte. In den gefürchteten Konzentrationslagern für Alte, Kranke und Arbeitsunfähige verzeichnete man besonders hohe Sterblicheitsraten.
Wer Hunger, Krankheit, Kälte und sonstige Strapazen überlebte, kämpfte täglich verzweifelt, um die schwere Zwangsarbeit oder den harten Lageralltag zu überstehen. In den Zwangsarbeitslagern (Polen = 1.255 Lager, Tschechoslowakei = 846 Arbeits- und Straflager, Jugoslawien = ca. 1.500 Lager und Gefängnisse) wurden häufig die berüchtigten NS-Methoden imitiert. Manche Juden, die nach ihrer Befreiung wieder im KZ Theresienstadt inhaftiert wurden, berichteten, daß die Essenrationen im Juli 1945 um 50 % niedriger waren als im Dezember 1944.
Verstöße gegen die Lagerordnung wurden vielerorts mit Prügelstrafen oder Bunkerhaft geahndet. Während der Bunkerhaft mußten die Häftlinge meistens auf dem blanken Betonboden zubringen und erhielten häufig tagelang kein Wasser und keine Verpflegung. Durch die jahrelange Unterernährung und die unmenschlichen Haftstrapazen wurden Tausende von Reichs- und Volksdeutschen nicht nur physisch, sondern auch psychisch ruiniert.
Das Bundesarchiv Koblenz berichtete im Jahre 1974 über das Schicksal der deutschen Bevölkerung in den polnischen Internierungslagern (x010/37-38): >>Im Lager Lamsdorf kamen z.B. 6.084 der Insassen um. Unter anderem wird berichtet, daß alte, nicht mehr arbeitsfähige Menschen, die sich unter den Internierten befanden, nicht allein durch Aushungern, sondern auch durch Erschießung beseitigt wurden. Über die Anzahl der Kinder, die längere oder kürzere Zeit in Lagern waren, liegen für die Lager Lamsdorf und Potulice genauere Angaben vor. Insgesamt sollen hiernach in jedem dieser Lager 800 Kinder gewesen sein, davon auch Säuglinge, deren Anzahl in Potulice zwischen 30 und 50 wechselte. In einem kurzen Zeitabschnitt blieben von 50 Säuglingen in Potulice nur 2 am Leben.
Zu den in Verbindung mit dem Lagergeschehen dargestellten Unmenschlichkeiten gehört auch die Verbringung von Kindern der Internierten, ohne daß die Eltern verständigt wurden, wodurch eine große Anzahl von Kindern für die Eltern verschollen blieb.
... Besonders schwere Mißhandlungen, auch mit Todesfolge, mußten Bewohner der Gemeinden erleiden, in deren Nähe Massengräber von KZ-Insassen, von russischen Kriegsgefangenen oder Ostarbeitern aufgefunden wurden. Die Bewohner der Gemeinden wurden gezwungen, die Gräber aufzugraben und die Leichen zu exhumieren, was unter Stock- und Peitschenhieben der Miliz, die hierzu von der umstehenden Menge angefeuert wurde, geschah. ...
Zu Mißhandlungen und Erschießungen kam es ferner in den Gemeinden bei der Austreibung der Bevölkerung insbesondere zu Beginn der Austreibung im Sommer 1945 aus dem Gebiet des östlichen Brandenburgs sowie aus den westlichen Kreisen Ostpommerns und Niederschlesiens. Schließlich sind die brutalen Mißhandlungen zu erwähnen, die ... an Personen verübt wurden, die sich weigerten, der an sie gerichteten Forderung, für Polen zu optieren, nachzukommen.<<
Das Bundesarchiv Koblenz berichtete im Jahre 1974 über die Internierungslager in der Tschechoslowakei (x010/45-47): >>Unmittelbar nach Beginn des Prager Aufstandes begann auch in großem Umfange die Verbringung von Deutschen in Gefängnisse und Lager. Nach Ermittlung des Suchdienstes des Deutschen Roten Kreuzes bestanden in der Tschechoslowakei 1.215 Internierungslager, 846 Arbeits- und Straflager und 215 Gefängnisse, in denen 350.000 Deutsche längere oder kürzere Zeit festgehalten worden sind. ... Unmenschliche Verhältnisse führten zum Tode von Lagerinsassen durch Kräfteverfall und Epidemien, verursacht durch mangelhafte Ernährung, fehlende Medikamente, unhygienische Verhältnisse und durch Depres-

sionen infolge sadistischer Mißhandlungen. Sehr hoch war die Sterblichkeitsziffer bei Kindern und älteren Leuten. Von den Arbeitslagern wiesen die der Bergwerke eine besonders hohe Sterblichkeit auf.
Erheblich war jedoch auch die Anzahl der Opfer willkürlicher Erschießungen und Mißhandlungen durch Kommandanten und Wachmannschaften der Lager; diese setzten sich vorwiegend aus Angehörigen der Revolutionsgarde, die in die SNB übernommen worden waren, zusammen. Zum Beispiel wurden von Anfang Mai bis Anfang Juli 1945 in dem berüchtigten Hanke-Lager (Kreis Mährisch Ostrau) 350 Insassen zu Tode gefoltert. ...
Die Zurückgebliebenen wurden nach Besetzung der Slowakei durch die Rote Armee und Errichtung des neuen Regimes, sobald sie als Deutsche erkannt wurden, in Lager interniert und zum Arbeitseinsatz "vermietet". Die Verhältnisse in den Lagern, die zumindest in den ersten Monaten unter Aufsicht ehemaliger Partisanen standen, unterschieden sich im allgemeinen nicht von denen in Böhmen und Mähren. ...
Die Lager wurden ... aufgefüllt durch zurückkehrende Karpatendeutsche aus den Sudetenländern, die sich slowakischen Repatrianten angeschlossen hatten. Zu Mißhandlungen durch slowakische Soldaten kam es bei ihrem Eintreffen auf den Zielstationen der Transporte. Eine Massenerschießung von 247 Karpatendeutschen, darunter Frauen und Kinder, die aus Lagern im Kreis Saaz/Sudetenland zurückkehrten, fand am 18.6.1945 noch vor Erreichung des Gebietes der Slowakei in der Nähe des Bahnhofs Prerau/Mähren statt. Die Deutschen wurden aus dem Zuge geholt - angeblich von slowakischen Soldaten - und in einem in der Nähe gelegenen Wald zur Exekution geführt. ...
Nach Schätzungen muß bei einer Gesamtzahl von 350.000 in Gefängnisse und Lager verbrachten Deutschen mit ca. 100.000 Opfern gerechnet werden. A. Bohmann: "Das Sudetendeutschtum in Zahlen", München 1959, Seite 199, schätzte die Anzahl der in Lager überführten Sudetendeutschen auf mindestens 1 Million.<<
Das Bundesarchiv Koblenz berichtete im Jahre 1974 über Massenverhaftungen, Internierungslager und Zwangsarbeit in Jugoslawien (x010/50-52): >>Anfang Mai wurden die Deutschen in Lager verbracht, wo ebenfalls - wie z.B. in Valpovo - Erschießungen stattfanden.
Aus dem Anfang Mai des Jahres 1945 besetzten Slowenien sind Massenerschießungen im Gebiet der Untersteiermark nach Verhaftungen der dort verbliebenen Deutschen überliefert, und zwar in der Gegend von Rann zusammen mit einer großen Anzahl von Kriegsgefangenen, darunter auch kroatischer und slowenischer Nationalität, am Stadtrand von Cilli und Gonobitz, in Windisch-Feistritz und Mahrenberg, in den Panzergräben bei Marburg-Tetzno, bei einer Massenerschießung von kroatischen Ustaschen sowie in der Männerstrafanstalt Marburg an der Drau; hier wurden am 6.12.1945 als Vergeltung für die Explosion eines Munitionswagens, die als deutscher Sabotageakt ausgelegt wurde, 200 bis 300 Deutsche erschossen.
Die gesamte verbliebene deutsche Bevölkerung war Ende 1945 in Lagern interniert oder in Gefängnissen inhaftiert. Eine gesetzliche Maßnahme für die Internierung war nicht gegeben, sieht man von dem Beschluß des Antifaschistischen Rates der Volksbefreiung Jugoslawiens (AVNOJ) vom 21.11.1944 ab, der die Ausbürgerung und Enteignung jener Personen deutscher Volkszugehörigkeit vorsah, die nicht in den Reihen der Partisanen gekämpft hatten. Es bestanden Ortslager und Zentralarbeitslager für Arbeitsfähige. Die Gesamtzahl der Lager und Gefängnisse ist mit rd. 1.500 anzunehmen.
Es ... handelte sich bei der Mehrzahl der Lagerinsassen um Frauen, aber auch Kinder und Säuglinge traf das Schicksal der Internierung. Die Lagerverhältnisse entsprachen jenen, wie sie aus den anderen Vertreibungsgebieten beschrieben worden sind. Auch hier fanden nach den Massenliquidationen von Oktober und November 1944 noch einzelne Erschießungen statt. Mißhandlungen brutalster Art durch Auspeitschungen gehörten zum Alltag des Lagerlebens. Die Mehrzahl der Todesfälle war auf unmenschliche Verhältnisse, auf unzurei-

chende Ernährung, mangelhafte ärztliche Betreuung und auf die hierdurch entstandenen Seuchen zurückzuführen.
... Besonders hohe Todesquoten sind für die Konzentrationslager, die sog. Vernichtungs- oder "Endlager", überliefert, in die alte Menschen, Kranke und Kinder verbracht worden waren. Das größte Lager dieser Art Knicanin (Rudolfsgnad) passierten ca. 33.000 Menschen, von denen nach geretteten Aufzeichnungen eines Lagerarztes 9.503 verstorben sind, davon 8.012 Erwachsene und 1.491 Kinder unter 14 Jahren. Als weitere Beispiele seien genannt: Gakovo mit 18.000 Insassen, davon ca. 8.800 Todesfälle, Backi Jarek mit 18.000 Insassen und 6.400 Todesfällen, Krusevlje mit 10.000 Insassen, davon rd. 3.000 Todesfälle. ...
Für 49 der größten Lager, unter denen die sog. Vernichtungslager mit den höchsten Sterberaten mit einbegriffen sind, ergibt sich aus dem vorhandenen Material eine Gesamtzahl von 67.000 Toten. Ca. 8.000 Personen bzw. 12 % dürften gewaltsam getötet worden sein, während alle übrigen Opfer der unmenschlichen Verhältnisse in den Lagern, vor allem von Hunger, Seuchen und Mißhandlungen geworden sind. ...
Es wird ferner von Tausenden von Kriegsgefangenen in Jugoslawien berichtet, die von Partisanen erschossen wurden. Auch unter ihnen befanden sich Angehörige der deutschen Volksgruppe in Jugoslawien.<<

Das Schicksal der deutschen Bevölkerung im sowjetisch verwalteten Teil Ostpreußens

Lebensverhältnisse in Königsberg von September 1945 bis März 1948

Erlebnisbericht der Hildegard R. aus Königsberg in Ostpreußen (x002/119-122): >>Als sich im Herbst 1945 das Leben allmählich normalisierte, war es für die meisten zu spät. Tuberkulose und Hungerdystrophie machten sie für schwere Arbeit unfähig. Meistens versuchten sie, sich noch etwas über Wasser zu halten, indem sie Holz verkauften, das sie sich in den Ruinen organisierten.

Anfang 1946 entspann sich auf dem Luisenmarkt ... ein lebhafter Tauschhandel. Litauer brachten ihre Erzeugnisse auf den Markt. Panjewagen fuhren durch die Straßen und gaben unserer schönen Stadt Königsberg das Aussehen einer Kleinstadt von vor 50 Jahren. ...

Die Deutschen verkauften ihre letzten Habseligkeiten für ein paar Kartoffeln. 1 Kilo Kartoffeln kosteten 20 Rubel (Monatslohn = 300 Rubel). ... In Wassergläsern wurden Mehl, Zucker und Graupen verkauft, und manch eine deutsche Frau verdiente ... ihren Lebensunterhalt damit. ...

Inzwischen fuhr auch die "Elektrische" (Straßenbahn) von Juditten bis zur Stadt, aber es war mit Lebensgefahr verbunden, mit ihr zu fahren. Die Russen hingen mit ihren wattierten Jacken und Pelzmützen wie die Trauben an ihr, und wagte man als Deutsche, sich hineinzudrängen, ... bekam (man) Puffe und Fauststöße, so daß man lieber zu Fuß ging. ...

Nach dem bitteren Tode meines Mannes, der am 1. März 1946 in einem Massengrab ... begraben wurde, überkam mich die Angst, jetzt allein dem Lebenskampf gegenüberstehen zu müssen.

Nun galt es allein mit dem Leben fertig zu werden. Es gab nur eins: die Hoffnung auf einen Transport nach Innerdeutschland. - In dem früheren Schwesternheim ... fand ich eine "Lebensstellung" bei der russischen Oberärztin, die dort ein Krankenhaus für die Betriebsangehörigen der Fabrik einrichten mußte. Am Tag war ich Stationshilfe, Gärtnerin, Kohlenschipperin, Küchenhilfe und Kanalisationsarbeiterin, und abends war ich im Haushalt vom "Oberdoktor", wie wir sie nennen mußten, Klavierspielerin und Gesellschafterin.

Ich muß ihr das Lob spenden, daß sie nie gehässig zu ihren 25 deutschen Arbeitskräften war. Wir haben ziemlich pünktlich unsere Rubel bekommen, und wenn man sich im Magazin nach "Produkten" anstellen mußte, kam es nicht so darauf an, wenn man es während des Dienstes tat. Ihre eigenen Leute hat sie strenger behandelt. Eine junge Ärztin, die einen Tag zu spät von ihrem Urlaub aus Moskau kam, erhielt 6 Wochen "Kellerstrafe". Eine russische Schwester, die ein paar Wäschestücke gestohlen hatte, mußte mit 7 Monaten dafür büßen.

Unter den (russischen Schwestern) ... war eine rothaarige Russin, die mich von ganzem Herzen haßte. Sie trug 5 Orden. ... Einmal mußte ich 50 Eimer Wasser aus einem 150 m entfernten Brunnen aufziehen und in die Küche schleppen. Ein anderes Mal goß sie schmutziges Wasser in die soeben gescheuerte Küche. Auf dem Hof mußte ich oft die Bäume kalken, damit die "Kommission" aus Moskau Freude daran hatte.

Am schwersten fiel mir das Hineinschleppen von Kohlen in den Keller; einmal stand ich allein vor einem Kohlenberg, den man von 2 Lastwagen abgeladen hatte. Nachdem ich müde war, legte ich mich einfach daneben und keine ... russischen Schimpfwörter ließen mich aufstehen. Da errettete mich die Ärztin.

Die tägliche Begrüßung unter den Deutschen war: Wann geht es los, wann fahren wir endlich? ... Jeder wußte ein anderes Datum.

Der Tod lauerte überall. 7 Menschen aus meiner nächsten Umgebung sind ermordet worden. Einmal haben ich alle alten Bekannten aus meiner Straße und Umgebung zusammenrechnet und bin auf 120 gekommen, von denen nur 15 Deutschland wiedergesehen haben.

... Wir lebten in ständiger Gefahr, überfallen zu werden. ... Wenn eine Uhr oder Schmuck

vermutet wurde, war man seines Lebens nicht sicher. Banditen, wahrscheinlich ehemalige Partisanen, machten selbst der Miliz das Leben sauer. Aber auch aus den Deutschen machte der Hunger Verbrecher. In der Nähe der Burgschule war eine regelrechte Menschenfalle. ... Eine ehemalige Villenbesitzerin ... hat der Bande angehört. In der Junkerstraße sind ebenfalls Deutsche verschwunden.
Am Goldenen Sonntag 1946 ging ich in die Bachstraße, um mit einer Verwandten den Tag zu verbringen. Es gab für jeden 7 gebratene Spatzen und einen Pudding aus Körnern, da eine Bekannte in einem Getreidespeicher arbeitete.
Vergessen waren die Eindrücke meines Weges über den Hammerweg, wo ich dem kleinen Schlitten mit einer traurigen Last begegnet war. Müde und teilnahmslos zog einer den zu kleinen Schlitten und brachte die Leiche in ein Massengrab auf den neuen Luisenfriedhof. Ich wagte mich auf den alten Luisenfriedhof und fand auf dem Hauptweg einen verkommenen Mann über eine Leiche gebückt und sah, wie er an ihr herumzerrte. Ich ging entsetzt zurück. Gleichgültig erzählte man mir, daß es Leichenfledderei gäbe. ... Bestätigt wurde es mir von einem höheren Milizbeamten und meiner Ärztin, die oft zu mir sagte: Fleisch nicht gut, Menschenfleisch! ...
Anfang Juni 1946: ... Allmählich bekamen wir Deutschen eine Scheibe Brot (ca. 200 g) und manche (erhielten) auch einmal Suppe am Tag. Ausgangs des Sommers 1945 kamen Zivilrussen ... Nun gab es nur Brot für Arbeitende, Alte und Kranke mußten schneller verhungern. ... Bald sah man dahinschleichende deutsche Menschen mit erdfarbenen Gesichtern und aufgequollenen Beinen und Leibern. Sie fielen vor Schwäche auf der Straße um und verschieden. Eine Lehrerin ... griff in ihrem Hungerwahnsinn Mäuse und kochte sie. Sie starb auch. ...
Frühjahr 1948 schlug dann die Stunde der Erlösung. Ende März wurden wir auf Lastautos nach dem Güterbahnhof gebracht. (Wir waren) ein Häuflein in Lumpen und Kopftüchern, die nur ein Bündel mit Decken und anderen Habseligkeiten besaßen. Dort mußte man noch einige Male durch Kontrollen. In der Halle gab es Verkaufsstände mit Zucker, Brot und anderen Eßwaren. Auch Textilien wurden angeboten, und besonders seien noch Zigaretten genannt. Familien, in denen mehrere Arbeitskräfte waren, hatten dementsprechend auch Rubel verdient, und diese konnten Einkäufe tätigen. Wir wurden immer wieder darauf aufmerksam gemacht, daß es solche Dinge in Deutschland nicht gäbe.
Ein letzter Schreck kam noch hinzu, als wir mitten in der Nacht, schon im Güterwagen schlafend, aufgeweckt wurden und 6 überzählige Personen aussteigen mußten. Ich war auch darunter. Wir mußten auf den nächsten Transport warten. Ein paar Tage später stiegen Dankgebete gen Himmel, als sich die Güterwagen in Bewegung setzten. Und waren die Strapazen auch groß, größer war die Freude, unter deutsche Verwaltung und deutsche Menschen zu kommen.<<

Lebensverhältnisse in Gumbinnen von Juni 1945 bis Januar 1948
Erlebnisbericht des Ernst W. aus Gumbinnen in Ostpreußen (x002/150-153): >>Bei unserer Ankunft am 14. Juni 1945 in Nemmersdorf kam mir voll zum Bewußtsein, wohin uns das Schicksal geführt hatte. Wir wurden von ... einem Polen empfangen, der uns nach Erledigung der üblichen Formalitäten die Unterkünfte anwies. Diese verlassenen Wohnungen befanden sich in einem fürchterlichen Zustand, verschmutzt, ohne Türen und zertrümmerte Fensterscheiben. Kein Stuhl, Tisch oder Bettgestell war vorhanden. Hier also sollten wir uns häuslich einrichten und unser Leben erträglich gestalten.
Nach und nach wurden die Unterkünfte instand gesetzt und bewohnbar gemacht. In der ersten Zeit schliefen wir auf Strohlagern, bis Möbel aus verlassenen Wohnungen der umliegenden Ortschaften herangeschafft und verteilt wurden. ... Wir aßen meistens Roggenmehl und Gerstengrütze. ... Durch diese einseitige Ernährung mußte sich der Körper völlig umstellen und

verfiel langsam. ... Alte Leute und kleine Kinder konnten sich an diese einseitige Kost nicht gewöhnen. Einer nach dem anderen erkrankte an Stoffwechsel- und Kreislaufstörungen, Wassersucht oder an Herzschwäche.
Ärztliche Betreuung und Medikamente waren im Jahre 1945 überhaupt nicht vorhanden. Die sanitären Verhältnisse in dem provisorisch eingerichteten Krankenhaus waren denkbar schlecht und spotteten jeder Beschreibung. Die Kranken, die hier eingeliefert wurden, legte man in ein mit Haferstroh ausgelegtes Holzbettgestell. Jeder bedeckte sich mit seinen mitgebrachten Kleidungsstücken, da Schlafdecken nicht vorhanden waren. Starb ein Kranker, so wurde das Stroh aus dem Bett des Kranken nicht entfernt, und man legte den nächsten Kranken unbesorgt wieder hinein. Das Ungeziefer fand hier den besten Nährboden und vermehrte sich in erschreckendem Ausmaß. Abwehr- und Reinigungsmittel ... zur Bekämpfung dieser Plagegeister gab es nicht. ...
Im Spätsommer 1945 (brach) eine Typhusepidemie bei uns aus, die unter den Lagerinsassen viele Todesopfer forderte. Diese Leichen mußten ... bestattet werden. Ich erhielt vom Bürgermeister den wenig beneidenswerten Auftrag, dafür zu sorgen, daß diese Toten so schnell wie möglich beerdigt wurden. 2 Tischler waren mehrere Wochen nur mit dem Anfertigen von Särgen beschäftigt. Die Bretter hierzu wurden von Scheunen abgerissen.
Um meine Arbeit beginnen zu können, suchte ich mir 4 unerschrockene Männer, die mich bei den ständigen Leichenbestattungen in anerkennenswerter Weise tatkräftig unterstützten. Es gehörte schon eine gute Natur und Energie dazu, um eine solche nicht beneidenswerte Arbeit überhaupt ausführen zu können. Als Leichenwagen diente uns ein großer Handwagen. Im Lager wurden wir "die Männer vom Himmelfahrtskommando" ... genannt. Etwa 250 dieser Toten sargte ich mit meinen Männern ein und zog sie mit unserem kleinen Leichenwagen zum Friedhof. Dort fanden unsere Toten in ostpreußischer Heimaterde unter den uralten Eichenbäumen des Gutsfriedhofes ihre letzte Ruhestätte.
Der unerbittliche Tod hatte im Lager unter den Leidensgenossen große Lücken gerissen. Die noch verbliebenen wenigen Arbeitskräfte reichten nicht aus, um die umfangreichen Arbeiten dieses großen Gutsbetriebes bewältigen zu können. Die entstandene Lücke mußte wieder durch andere Arbeitskräfte ausgeglichen werden. Im Frühjahr 1946 trafen dann die angekündigten neuen Leidensgenossen (mit) ... mehreren Lastkraftwagen ... ein. ...
Zu meiner bisherigen Beschäftigung erhielt ich zusätzlich ... (den) Auftrag, ... die Betreuung der jetzt eingetroffenen Moosbrucher Landsleute zu übernehmen und diese Menschen möglichst schnell ... unterzubringen, damit diese verschleppten Volksgenossen so schnell wie möglich zur Arbeit herangezogen werden konnten. Wer nicht arbeiten konnte, erhielt vom Russen keine Verpflegung. Alte Leute waren dem Hungertode preisgegeben, wenn diese nicht junge Familienangehörige zur Arbeit stellen konnten.
Im Herbst 1946 trafen die ersten Transporte mit Zivilrussen in Nemmersdorf ein. Wir mußten nun unsere nett eingerichteten Unterkünfte für die Russenfamilien räumen und in andere Quartiere in der weiteren Umgebung des Lagers ziehen. 5 Lastkraftwagen brachten mehrere Familien ... auf ein verlassenes, von Unkraut überwuchertes, Gut. ... Das Gutshaus war nur noch ein Trümmerhaufen. Die übrigen Gebäude waren ohne Türen und Fenster. Mit unserem Einzug zog hier wieder neues Leben ein, und deutscher Fleiß brachte Ordnung in diese jahrelang verwaisten Räume. 2 Zimmerleute machten sich unverzüglich an die Instandsetzungsarbeiten, und die Frauen schafften den von den abgezogenen Truppen hinterlassenen Schmutz und Unrat aus den leeren Stuben.
Nachdem wir die neuen Unterkünfte wieder wohnlich gestaltet hatten, begannen die weiteren Aufräumungsarbeiten auf dem großen Gutshof und in den noch gut erhaltenen 3 massiven Ställen. Während einer Besichtigung teilte mir der Direktor mit, daß hier in Kürze ein Pferdetransport von etwa 40 Pferden untergebracht werden sollte. Der angekündigte Transport traf

dann auch bald ein. Zur Betreuung der 40 Pferde waren außer 2 erfahrenen älteren Kutschern keine weiteren geeigneten Männer vorhanden, die Gespanne übernehmen konnten.
Nun mußten 12jährige Jungen und 15- bis 18jährige Mädchen die Pflege der Pferde übernehmen. Jeder "Kutscher" ... bekam 2 Pferde anvertraut und hatte nun das Tränken, Putzen, die Sielen und seinen Wagen in Ordnung zu halten. Die Aufsicht und Einteilung der Tagesarbeit der Gespanne wurde mir vom Direktor übertragen. Damit hatte ich eine große Verantwortung übernommen, denn mit diesen jungen Menschen - z.T. noch Kinder - mußte die Tagesnorm im Pflügen, Eggen, Dungfahren usw. erreicht werden. Jeden Abend hatte ich einen Bericht über die geleistete Arbeit in Nemmersdorf abzugeben.
Im Frühjahr 1947 ... traf ein größerer Transport Zivilrussen ein, der uns auch von hier verdrängte. Wir zogen in den Ort Pennacken, 3 km von Nemmersdorf entfernt. Durch den andauernden Zustrom russischer Familien wurde die Wohnungsfrage für uns Deutsche ein besonderes Problem. Auf einem Gut, das noch gut erhalten war, wurden nun 2 bis 3 Familien in einem Raum zusammengelegt. Auf Dauer war diese Zumutung ein unhaltbarer Zustand. Jeder wollte z.B. sein Essen zuerst auf den Herd stellen. ...
Die Arbeitszeit begann vor dem Sonnenaufgang und endete mit dem Sonnenuntergang und betrug in den Sommermonaten täglich bis zu 15 Stunden. Wir lebten wie die Wilden, von der Außenwelt isoliert, ohne Uhrzeit, ohne Zeitungsnachrichten. Von den Angehörigen (erhielten wir) jahrelang kein Lebenszeichen.
Da auch an Sonn- und Feiertagen durchgehend gearbeitet wurde, verblieb uns zur körperlichen Reinigung keine Zeit. Die Folge dieser ungesunden Lebensweise - die unausbleibliche Läuseplage - war das Endergebnis. Seife war zu einem normalen Preis nicht zu bekommen und nur für unerschwingliche Preise auf dem ... Schwarzen Markt zu haben. So kostete z.B. ein Stück gewöhnliche Riegelseife 30 Rubel ...
Dieser phantastische Preis stand in keinem Verhältnis zum geringen Arbeitsverdienst. Wer noch in der glücklichen Lage war, irgendeinen nützlichen Gegenstand oder ein Kleidungsstück auf dem Schwarzen Markt umzusetzen, konnte sich diesen Luxus einmalig leisten. Eine Frau mit 2 bis 3 Kindern verdiente pro Tag höchstens 3 bis 5 Rubel.
Dieser geringe Verdienst reichte gerade noch aus, um das Roggenmehl zur Herstellung der Mehlsuppe zu bezahlen. Kartoffeln gab es auf normalem Weg nur selten zu kaufen und waren durch den anhaltenden Zuzug der vielen Russen sehr knapp und Mangelware. So mußten wir uns bei der Verpflegungsausgabe mit Kartoffelersatz begnügen. Es wurden Runkelrüben zugeteilt, die abgekocht und in kleine Stücke geschnitten, statt Gemüse gekocht wurden.
Im Frühjahr, als die Natur uns die ersten Brennesseln schenkte, sahen wir von nun an hoffnungsvoller in die Zukunft. Hieraus bereiteten wir uns einen gekochten dicken Spinatbrei. Als die Brennesseln größer und härter wurden, fanden wir Ersatz in der sog. Melde (Gänsefußgewächs).
Ein besonderes Kapitel war die Beleuchtungsfrage. Wer nicht im Dunkeln sitzen wollte, hatte sich seinen Beleuchtungskörper selbst hergestellt. Den Brennstoff hierzu, ein Treibstoffgemisch, mußte man sich "irgendwie besorgen". Streichhölzer waren nur auf dem Schwarzen Markt erhältlich. Sie kosteten ein bis 2 Rubel je Schachtel. Das Leben wurde durch den großen Zustrom der unaufhörlich neu eintreffenden Nachbarn aus dem Osten immer unerträglicher. Die Lebensmittelversorgung wurde knapp und die Sklavenarbeit immer brutaler. Die schlechteste und schwerste Arbeit mußten unsere deutschen Frauen verrichten. ...
Nach meiner bisherigen Tätigkeit (Messerschleifer für Mähmaschinen) wurde ich Wachposten an den Kartoffelmieten. ...
Mein neuer Dienst begann bei Eintritt der Dunkelheit und endete mit Anbruch des neuen Tages. Der Unterstand aus großen Wellblechtafeln, den ich mit Stroh verkleidet hatte, befand sich auf einer Anhöhe am Waldrand. Es war eine gefährliche Ecke, denn in diesem Waldab-

schnitt trieb ein Rudel Wildschweine ihr Unwesen. Solange das milde Wetter noch anhielt, ließ sich der Dienst auf dem einsamen Posten ertragen; als dann aber die Kälte und Schneetreiben einsetzten, war ein längerer Aufenthalt im Freien ohne Pelz und Filzstiefel unmöglich. Meine Fußbekleidung bestand aus gewöhnlichen Holzschuhen, in die der Schnee ungehindert eindringen konnte.
So war ich gezwungen, ab und zu vorübergehend Unterschlupf in einem ein Kilometer entfernten Pferdestall zu suchen. Diesen Nachtdienst leistete ich bis Ende Januar 1948 und erkrankte dann an Erkältung mit hohem Fieber, so daß ich eine Woche lang das Bett hüten mußte. Einen Arzt und Medikamente konnte man nicht bekommen. In dieser Zeit wurde ein Zivilrusse als Wachposten eingesetzt.<<

Das Schicksal der deutschen Bevölkerung in den sowjetisch-polnisch verwalteten Gebieten Schlesiens

Lebensverhältnisse in Breslau von Mai bis September 1945

Erlebnisbericht des Maklers B. F. aus Breslau in Schlesien (x002/336-344): >>Endlich kamen wir über den Vorort Opperau an. ... Die Straßen waren kaum wiederzuerkennen. ... Schuttberge, ... Trümmer, Trümmer - eine Mondlandschaft. ... Das Haus meines Sohnes ... war der Erde gleich. ... An den Straßenecken saßen die Russen auf Stühlen und fanden es schön, ab und zu Feuergarben die Straßen entlang zu jagen. ... Unsere Wohnung, ... meine Firma, alles (war) restlos ausgelöscht und für immer dahin.

Gebrochen, wortlos zogen wir unsere Karre weiter über Berge von Schutt. ... Uns wurde eine zerschlagene Wohnung ... zugewiesen, und wir bekamen auch Anweisung für ein Brot. ... Brot war für uns eine Kostbarkeit. Wir stellten den Karren unter und ruhten uns in einer leeren Wohnung aus. Es gab selbstverständlich kein Wasser und kein Licht. Alles war unbrauchbar. Da und dort gab es irgendwo eine Handpumpe und man mußte sich mit seinem Gefäß anstellen, um etwas Wasser zu bekommen.

In den Straßen hatten die Russen Kolonnen von "Trümmerfrauen" eingesetzt. Männer sah man wenig, nur ganz alte. Diese Frauen, meist in Lumpen, waren als solche kaum noch zu erkennen und waren völlig ungepflegt. Trotzdem waren sie der Willkür der Soldateska restlos ausgeliefert. ... Alles war zerrissen, jede Familienbande aufgehoben. Man lag in Höhlen, in Räumen ohne Unterschied. Sogar die Notdurft wurde in aller Öffentlichkeit verrichtet. Eine regelrechte Ernährung und Lebensmittelkarten gab es nicht. Man hungerte und lebte von Nahrungsmitteln aus den meist zerschlagenen Kellern. Die Folge war, daß alles mehr oder weniger krank wurde. ... Alle mußten Sühnearbeit verrichten.

Es gelang mir, ... eine Art Wohnungsamt einzurichten. Von allen noch verfügbaren Wohnungen wurden Listen erstellt. Diese Wohnungen mußten besichtigt werden. Ich ging mit einem Knüppel mit. Oft lagen Russen in den Wohnungen, und man war froh, wenn man wieder verschwinden konnte.

Hin und wieder bekam ich von der Kommandantur ein Brot als Entgelt. Ab und zu erhielten auch meine Mitarbeiter ein Brot. Es kam auch vor, daß ein Brot brockenweise verteilt wurde. ... Dann erhielten wir die Genehmigung, Rüben von den Feldern zu holen, so daß man einige Tage etwas zu essen hatte.

Im Zimmer des Bürgermeisters ging es oft hoch her. Er nahm sich die schönsten Frauen. ... Die betreffenden Frauen waren schutzlos. - Oft kamen auch Russen, manchmal schwer angetrunken, und benahmen sich entsprechend, auch höhere Dienstgrade. ... Man war eben Freiwild, und der Russe sagte oft: "Ruski haben auch alle Frauen erobert. Befehl von Stalin." ... Sobald es dunkel wurde, (ertönten) die Notschreie der Frauen schauerlich durch die Finsternis, und das Entsetzen war allgemein. Die Tochter konnte die Mutter nicht schützen und umgekehrt.

Inzwischen hatte die Verseuchung einen derartigen Umfang angenommen, daß eine Geschlechtskrankenstation ... eingerichtet werden mußte. Ich mußte zwecks Untersuchung und eventueller Behandlung einen Schein ausstellen. Täglich kamen nun Frauen und baten um eine Bescheinigung. ... Manche verhielten sich gleichgültig, manche waren lebensmüde und völlig zerbrochen. Vor dem Hospital standen die Bedauernswerten Schlange. ... Die oberen Räume des Hospitals waren für den Sieger reserviert, die Kellerräume für die Deutschen. ...

Ein Pastor wurde während einer Beerdigung überfallen. Am Grab zog man ihm die Schuhe aus und raubte ihn aus. Die Gewalttaten nahmen überhaupt kein Ende. ...

Viele Menschen kamen zurück, auch Soldaten, auch aus KZ-Lagern. Radikale Elemente waren dabei, mit denen ich große Not hatte. ... Inzwischen waren sog. kommissarische Straßen-

meister (rote Binden) eingesetzt worden. Diese mußten die Menschen zur Sühnearbeit holen und antreiben. ...
Kamen Parteileute zurück, welche bekannt waren, so wurden diese manchmal in oder vor der Bürobaracke geschlagen, bis sie zusammenbrachen. ...
Geringster Widerstand, auch Worte genügten, um auf mehrere Tage in den Keller gesperrt zu werden. Prügel war ganz selbstverständlich. ...
Der Bürgermeister räuberte und plünderte, wo er konnte, und nahm den Deutschen das letzte Huhn weg, um es selbst oder mit seinen Genossen zu verzehren.
Unterunterbrochen kamen Russen, meist hohe Offiziere, und verlangten Gegenstände zum Abtransport. Der Bürgermeister diktierte dem Dolmetscher z.B.: Klavier, Nähmaschine, Garderobe, Schlafzimmer usw. Ich schrieb dann eine Meldung an einen Straßenmeister, welche wußten, wo noch etwas zu holen war. Diese holten die verlangten Gegenstände ... aus den Wohnungen. ... Zur bestimmten Zeit standen die Sachen später vor der Baracke. Oft schleppten die Eigentümer diese Sachen persönlich zur Baracke. Dort wurden sie von den Russen auf Lastkraftwagen verladen und abtransportiert. Die hiergebliebenen Menschen wurden immer armseliger.
Immer mehr Polen kamen an. Sie hielten vor der Bürobaracke und fragten nach dem Bürgermeister. Der Führer ... zeigte irgendeinen Ausweis vor, und schon begann die Einweisung durch die Miliz. ... Erst Wohnungen, dann ganze Straßen wurden geräumt und mit Polen belegt. Man hatte wohl die Ärmsten der Armen umgesiedelt, denn fast alle waren nur in Lumpen gehüllt und sie wollten immer nur haben, haben. Die Straßenmeister holten Möbel, Betten und Decken herbei. ...
Meine Frau war gerade im Hause und kochte Kartoffeln. Da kam ... ein polnischer Ingenieur mit einem jungen Milizsoldaten und zeigte seinen Wisch. Ich wurde geholt und glaubte immer noch an einen Irrtum. Er legte mir jedoch die MP auf die Brust und sagte; "Genau wie die Deutschen es machten. Ich gebe 7 Minuten Zeit, noch 6, noch 5". Meine Frau nahm in ihrer Verzweiflung einen Rucksack, ich nahm eine Kanne und Kleinigkeiten. Die Kanne wurde mir abgenommen, der Rucksack ausgeschüttet und alles, bis auf einige Kleinigkeiten mußte dableiben. ...
Wir gingen zum ... Bürgermeister und legten Verwahrung ein. "Es gibt kein Eigentum mehr", war der Bescheid. Und wir konnten froh sein, daß wir eine leere Wohnung ... übernehmen konnten.
Der Hunger wurde immer größer. Brot bekamen wir fast überhaupt nicht mehr. Zu kaufen gab es ganz selten etwas. Als einmal 2 Pferde von Minen zerrissen wurden, gab es Fleisch. Das waren Festtage. Die Straßenmeister konnten immer weniger Möbel heranschaffen, und die Trümmerkeller wurden ständig umgewühlt, um oft Dutzende von Toten freizuschaufeln.
Typhus brach aus. Ich mußte dafür sorgen, das gelbe Fahnen in den befallenen Häusern aufgestellt wurden. Die Seuche nahm an Umfang ständig zu. Ein Toter lag auch in unserem Hause im Keller. Es wurde so schlimm, daß die Toten massenweise zum Friedhof gefahren werden mußten. ... In diesen Tagen waren die Russen etwas zurückhaltender; denn vor Seuchen hatten sie großen Respekt.
Meine Frau hatte es auch gepackt und wir glaubten, daß es nun zu Ende gehen würde. Sie überstand jedoch diese Seuche und dann kam ich selbst dran. Es gab fast nichts zu essen und wenn (man etwas gegessen hatte), konnte man nichts behalten. Die Qualen waren schlimm, und der Körper magerte immer mehr ab. Aber die Seuche hat uns nicht dahinraffen wollen, und der Lebensmut kam wieder.
Die Russen traten ... nicht mehr so in Erscheinung. Nur wenn irgendein Fest war und Alkohol ausgeschenkt wurde, dann wußten wir, wenn die Gesänge erschollen, was los sein würde. Bald erschollen die bekannten Rufe: "Aufmachen!"

... Eine Tochter des Untermieters ... hatte sich trotz Warnung am Tage auf der Straße gezeigt. Dieses Mädchen war wohl die Ursache. Wir waren uns einig: "Wir machen nicht auf." ... Man holte einen Balken und zertrümmerte die Haustür. ... Meine Frau lag unter Säcken und Gerümpel versteckt auf dem Balkon. Die Russen stürmten die Treppe herauf. Bald lärmte es vor der Wohnungstür. Man schlug gegen unsere Tür. Schüsse krachten. Einige Kerle stürmten auf den Dachboden, um das Mädchen zu suchen. Das Mädchen war jedoch durch die Dachluke auf das Dach geklettert und saß im Nachthemd hinter einem Schornstein. ...

Polen kamen am Tage auf Fahrrädern ... und riefen: "Wir zahlen hohe Preise für Gold, Ringe usw." ... Einmal wurde ... ein Händler von Russen ausgeplündert und nackt auf der Landstraße liegengelassen.

Überall in den Gärten lagen Minen. Direkt an Häusern wurden spielende Kinder zerrissen. ... Neugeborene Kinder waren fast ausnahmslos zum Tode verurteilt. ... Es war ja nichts da. ... Eine jüdische Schwester besorgte die Beerdigung. In Lumpen gehüllt, ohne Sarg ... wurde so ein unschuldiges Wesen auf einem verwüsteten Friedhof verscharrt - ohne jede Formalität. ...

Die Schreckenstaten wollten kein Ende nehmen, und nie war man seines Lebens sicher. Polnische Miliz war zwar da, aber sie schützte die Deutschen nicht. ...

Wir verkauften unsere Sachen auf dem Schwarzmarkt und bekamen Zloty. So fristeten wir unser Leben. ... Als die Not wieder besonders groß war, gingen viele zu den russischen Küchen, und ab und zu gaben uns die Köche einen Schlag Grütze oder Brühe, und wer Glück hatte, erhielt auch mal einen Knochen mit etwas Fleisch. ... Die Offiziere duldeten dies zumeist. Auch ich machte mich mehrfach mit einer Kanne auf den Weg, um bei den Russen zu betteln. ... Für uns war es die Rettung.

Das seelische Empfinden, von unserem Besieger Nahrung nehmen zu müssen, war ausgeschaltet. Der Erhaltungstrieb hatte gesiegt. Am besten waren alte Mannschaften. ... Manchmal aber gab es ... großes Wehklagen. Plötzlich kamen Rotgardisten mit Waffen angestürmt und verfolgten Frauen und Kinder. ... Natürlich sprach sich dies herum, und doch gingen Hungrige immer wieder hin, ohne die Gefahren zu fürchten.<<

Das Schicksal der deutschen Bevölkerung in den sowjetisch-polnisch verwalteten Gebieten Schlesiens

Rückkehr aus Mährisch Trübau im Mai 1945, Lebensverhältnisse in Liegnitz von Juni 1945 bis Juli 1946

Erlebnisbericht der Lehrerin I. F. aus der Stadt Liegnitz in Schlesien (x002/362-373): >>Der Krieg war zu Ende, die Waffen ruhten. Man konnte wohl annehmen, daß man einigermaßen sicher die Heimat erreichen würde, obwohl wir schlimme Gerüchte über Ausplünderungen und Mißhandlungen hörten. Man munkelte auch schon von zwangsweisem Lageraufenthalt und von Bahnsperre für Flüchtlinge. Aber wir konnten nicht bleiben und fuhren bei strömendem Regen mit fünfstündiger Verspätung Ende Mai 1945 aus Mährisch Trübau ab. ...

In Böhmisch Trübau mußten wir alle aussteigen und wurden auf einen kleinen Hof abseits des Bahnhofs getrieben. Dort kauerten wir Deutschen ... und erwarteten mit Herzklopfen die Nacht. Totenstille herrschte. Man fühlte das Unheil förmlich herannahen.

Es dunkelte. Russen und Tschechen beobachteten uns. Da ... blitzte die erste Taschenlampe auf, danach noch mehrere andere. Die Russen und Tschechen bahnten sich einen Weg durch unsere Mitte und nahmen weg, was sie wollten. Eine Frau wurde hochgerissen und in die Büsche gezerrt. Ihre Kinder schrien gellend vor Angst. Sie wehrte sich verzweifelt, schrie, schlug um sich. ... Neben uns stand ein Pastor. Außer seinem Gepäck mußte er auch seinen Mantel und seinen Rock hergeben. Jeder weiblichen Person wurde ins Gesicht geleuchtet. Wer gefiel, mußte mit in die Büsche. Das Weinen, Schreien und Beten wird mir zeitlebens in den Ohren klingen.

Um 3 Uhr morgens war diese Quälerei beendet. Wir durften wieder auf den Bahnsteig gehen. Die Gepäckstücke von 5 Frauen blieben zurück. Wohin hatte man die Unglücklichen gebracht? Wir konnten uns darum nicht kümmern. Jeder mußte sehen, wie er selbst durchkam. In ganz kleinen Etappen ging unsere Reise langsam vorwärts. Die Tschechen wollten uns mit der Bahn nicht mehr weiterbefördern. ... Zu Fuß ging es weiter. ... Mit Mühe und Not gelangten wir einige Tage später nach Schweidnitz.

Die Häuser standen zum größten Teil offen, und jeder hatte Zutritt. Im ganzen Südviertel wohnte nur noch ein alter Mann. Die Straßen waren menschenleer. An einem großen Teil der Häuser klebten polnische Plakate mit dem Vermerk, daß sämtliche Wohnungen von den Polen beschlagnahmt seien. ... Die Wohnungen waren unbeschreiblich verwüstet. Die Deutschen waren für die Polen und für die Russen vogelfrei. ...

Mit viel Mühe erhielten wir irgendein zerschlagenes und verunreinigtes Zimmer inmitten der Stadt. Einige der verrufendsten und häßlichsten Straßen im Stadtinnern wurden uns Deutschen zugewiesen. ... Stündlich konnte man damit rechnen, mit Fußtritten und Püffen unter Verlust seiner letzten Habe herausbefördert zu werden. Die chaotischen Zustände steigerten sich von Woche zu Woche. Die Polen wurden immer zudringlicher. ...

Im Juli versuchten sie, die Deutschen schlagartig aus Schlesien zu vertreiben. Die Haustüren wurden eingeschlagen, bewaffnete Polen ... drangen in die Wohnungen ein und warfen mit Gewalt alle Hausbewohner binnen 5 Minuten auf die Straße. Diese konnten nur das mitnehmen, was sie in der Hast erreichen konnten. Vollständig ausgeplündert und verwüstet boten die Wohnstätten nach ganz kurzer Zeit einen entsetzlichen Anblick. ... Auf Kranke wurde keinerlei Rücksicht genommen. Viele betteten ihre Kranken in einen Leiterwagen und zogen nach Westen.

Unglücklicherweise setzte ein Landregen ein, der etwa eine Woche anhielt. Bald waren die Landstraßen von den Flüchtlingen verstopft. Zu essen und zu trinken gab es außer Wasser nichts. Deutsches Geld hatte keine Gültigkeit, geöffnete Läden gab es nicht. Abgestumpft schlichen die Unglücklichen auf den Landstraßen weiter. Ein großer Teil von ihnen fand keine

Unterkunft zum Schlafen.
Nur dem ersten Flüchtlingsschub gelang es, Westdeutschland zu erreichen, die übrigen Deutschen, schätzungsweise ein Viertel der Ausgewiesenen (wurde) von den Russen mit der Begründung zurückgejagt, daß keine Anweisung für eine Landesverweisung vorliege. Vollkommen erschöpft, verhungert, zerlumpt und erfroren kamen die Armen zurück, irgendwo schlüpften sie unter, nahmen heimlich aus den leerstehenden Häusern, was noch irgendwie zu gebrauchen war und vegetierten weiter. Leben konnte man diesen Zustand nicht nennen.
Sicher war man nie. Immer wieder versuchten Polen und auch Russen, in die Häuser der Deutschen gewaltsam einzudringen, um ihnen die letzten Sachen wegzunehmen. ...
Bis ungefähr August 1945 versuchten die Russen meistens, uns vor den Polen zu schützen. ... Wir ... brauchten dem Russen nur zu sagen: "Russki gut, Polski schlecht", so strahlte selbst der bärbeißigste Russe. Ich selbst habe mich mit vielen Russen unterhalten, die ihre Wut gegen den Polen nur schwer mäßigen konnten. Einige Schlägereien zwischen Russen und Polen habe ich selbst beobachtet. Daß der Russe die Oberhand hatte, ersah man auch an den Wohnverhältnissen.
Einige Zeit nach dem Waffenstillstand beschlagnahmten die Polen den gesamten Südblock der Stadt Liegnitz für sich. Ein großer Teil der Häuser wurde mit polnischen Schildern versehen, auf denen zu lesen war, daß das Haus mit allem, was darin noch vorhanden war, den Polen gehöre. Die Häuser standen alle noch offen, jeder Russe und Pole hatte ungehindert Zutritt. Mit Zittern und Bangen ging auch mancher Deutsche hinein. Jeder Pole holte sich, was er brauchte und schleppen konnte. Schon nach wenigen Tagen waren alle Häuser so gut wie leer und grauenhaft verwüstet.
Die Russen rissen polnische Zettel ab und zogen in einige Häuser selbst ein. Einige andere Häuser, die von Polen bewohnt wurden, mußten von den Polen geräumt werden. ... So wechselte der Besitz hin und her. Einmal waren die Stadtmühle, der Bahnhof, das Elektrizitätswerk, die Gasanstalt, kurz, alle wichtigen Betriebe in polnischer Hand, dann übernahmen die Russen wieder die Verwaltung, und das wechselte ständig. Wir Deutschen wurden aus diesem Durcheinander nicht mehr klug. ...
Die Polen haßten die Russen und schüttelten den Kopf über die russische Zerstörungswut und hemmungslose Sittenlosigkeit. Während meiner Tätigkeit beim polnischen Militärkommando hatte ich öfter Gelegenheit, Zeuge bei Gesprächen zu sein, oder wir sprachen auch ganz offen mit den Polen über das politische Durcheinander. Manche Polen sprachen sich sehr abfällig darüber aus, daß die polnische Regierung aus zwei sich erbittert bekämpfenden Parteien bestände, der kommunistischen und der nationalen, ferner darüber, daß die Russen doch über alles bestimmten und die Polen an und für sich nichts zu sagen hätten. ...
Ausgezeichnet vertrugen sich Russen und Polen aber in einem Punkt, im Trinken. War die Feindseligkeit auch noch so groß, wenn es galt, etwas in Schnaps zu vertauschen, so waren sich beide Nationalitäten stets einig. Wir Deutschen hatten dann nichts zu lachen. ...
Erst im August kehrten 3 Viertel der Einwohner heim. Die Bauernhäuser standen sämtlich offen. Jeder holte sich in Kisten und Körben, was ihm beliebte. Bettstellen, Schränke, Tische, Kommoden, Federbetten, Teller und Töpfe, kurzum, alles, was nicht niet- und nagelfest war, wurde binnen wenigen Tagen weggeholt. Nur die grauenhafte Verwüstung blieb zurück. Die Russen stellten uns frei, zu gehen und uns zu holen, was wir brauchen konnten. Das war ... damals in Schlesien so üblich.
Die Russen und Polen schöpften nur aus dem Vorhandenen und verbrauchten alles, aber wer schaffte etwas Neues? Wer baute etwas an? ... Die Deutschen wollten dies, aber sie konnten und durften nicht. ... Leere und offenstehende Häuser ohne Fensterscheiben, unkrautumwuchert und verunreinigt, Ratten und Mäuse in Mengen (sah man überall). ... Früher fruchtbares Ackerland war jetzt gänzlich verunkrautet und brachliegend. In keinem Dorf sah man noch

eine Kuh, ein Pferd oder ein Schwein, geschweige denn Kleinvieh oder nur eine einzige Taube. Alles hatten die Russen ostwärts geschafft oder aufgebraucht.
Fehlte Brennmaterial, so wurden meist ganze Wälder abgeholzt oder aus den vielen leerstehenden Häusern wurden die Fensterkreuze und Türen herausgerissen, gleich an Ort und Stelle zerschlagen und verfeuert. Sogar die Treppenaufgänge und Geländer benutzten die Russen und Polen als Brennmaterial. Ja, sogar ganze Häuser wurden im Laufe der Zeit für Heizzwekke abgedeckt. Unsere beiden Lauben auf unserem Grundstück im Süden der Stadt Liegnitz wurden so gleichfalls vollständig von den Russen, die unser Haus bewohnten, verfeuert.
Mit Möbeln wußten die Russen offenbar nicht viel anzufangen. Die schönsten Speisezimmermöbel, Bücherschränke, Kommoden und so weiter zerschlug man und steckte sie in den Ofen.
Alles dies geschah während der ersten Waffenstillstandsmonate. ... Planmäßig räumten die Russen alles aus, was für sie noch von Wert war, beispielsweise alle Nähmaschinen, Klaviere, Flügel, Badewannen, Wasserhähne, elektrische Anlagen, Betten, Matratzen, Teppiche. Was sie nicht wegbefördern konnten, vernichteten sie. Tagelang standen Lastwagen mit den kostbarsten Teppichen und Möbelstücken - oftmals trotz Regen – vor den Häusern, bis das wertvolle Gut vermoderte und verkam.
Der größte Teil der landwirtschaftlichen Maschinen wurde nach Aberntung der Felder im Herbst 1945 sinnlos der Vernichtung preisgegeben. Sämaschinen, Dreschmaschinen usw. standen auf den Feldern herum und waren Wind und Wetter ausgesetzt. ...
Der August 1945 ging zu Ende. ... Wie sah unser schönes Schlesien nun aus? Die Dörfer waren kahl und verödet. Vereinzelt standen abgehärmte Deutsche vor ausgeplünderten und zerschlagenen Häusern. Kein Garten, kein Feld war bestellt. Die Deutschen verhungerten buchstäblich auf ihrem früheren Grundbesitz. ...
Der Herbst kam heran. Allenthalben munkelte man, daß die Russen aus Gassendorf abziehen würden. Viel war in der Kolchose nicht geleistet worden. Die Russen hatten lediglich die Getreidefelder, die noch von den Deutschen im Herbst 1944 bestellt worden waren, abgeerntet und ausgedroschen.
Über die Erntemethoden schüttelten die einheimischen Bauern nur die Köpfe. ... Die Äcker wurden weder bearbeitet noch wurde etwas angebaut. Das vom Dreschen übriggebliebene Stroh blieb auf dem Felde liegen und verfaulte. Nicht eine Scheune wurde mit irgendwelchen Wintervorräten gefüllt. Das ausgedroschene Getreide wurde, wie die Russen uns gegenüber zugaben, nach dem Osten gebracht. Einen Teil setzten die russischen Soldaten auch in Alkohol oder in Geld für ihre persönlichen Zwecke um. Das Essen wurde noch dürftiger, weil auch die beiden russischen Köche die Vorräte in Alkohol und polnisches Geld umtauschten.
Eines Tages rückten die Russen aus Gassendorf ab, aber die Verwüstung, die sie hinterließen, war unvorstellbar. Absichtlich schlugen sie alles kurz und klein. Im Schloß, das sie bewohnt hatten, ließen sie nicht eine Fensterscheibe ganz. Auf den Fußböden schütteten sie ... Wasser aus, so daß später bei Kälte in den Zimmern Glatteis herrschte. Die Kacheln in den schönen Badezimmern, die Badewannen, die Türen, Wände, Schränke wurden ebenfalls Opfer dieser Zerstörung. ... Wir Deutschen mußten sämtliche Scheunentore aus den Angeln heben. Dann fuhren die Russen mit ihren schweren Bulldogs (Zugmaschinen) darüber, so daß die Türen unbrauchbar wurden. Öde, verkommen, dem Verfall preisgegeben, lag der einst so ordentliche Gutshof da.
In den Nachbardörfern sah ich nach dem Abzug der Russen das gleiche Bild. Nach und nach rückten auch die wenigen verbliebenen Deutschen ab. Jeder fürchtete sich in der verlassenen Ortschaft. Einige zogen in das Nachbardorf Lobendau, wo ein russisches Militärkommando von 800 Mann lag. Es bildeten sich ausgesprochene "Russendörfer" und "Polendörfer". Die Russen duldeten keine Polen in ihrem Bereich. Überließen sie das Dorf den Polen, so schlu-

gen sie vorher alles kurz und klein. ...
Unser Dorf war nun in den Wintermonaten den durchziehenden Scharen preisgegeben. Ich wechselte meine Wohnung und suchte mir ein Zimmer in einem mehr in der Mitte des Ortes gelegenen Haus. Von Tag zu Tag wurde es unheimlicher. ... Unsere Haustüren verbarrikadierten wir mit ... Baumstämmen, ohne daß dies etwas half. Russen und Polen kletterten durch die Fenster oder schlugen die Tür ein. Die Russen kamen hauptsächlich wegen der Frauen, die Polen wollten plündern. ...
Im ... Winter und im Frühjahr 1946 wurde der Zustand unerträglich. Am Abend, in der Nacht, ja, selbst am Tage drangen bewaffnete Scharen in die Häuser ein, schlugen die deutschen Bewohner, vergewaltigten die Frauen, plünderten. Niemand stand uns bei, Polizei gab es nicht. Die polnische Miliz war dafür bekannt, höchst grausam zu verfahren. Sie scheute sich nicht, ... den Rest der gebliebenen Habe fortzuschaffen.
... Nachts zertrümmerte eine Schar bewaffneter Miliz die Haustür, schlug ... mit Fäusten und Gewehrkolben ... und raubte alles an Kleidern und Lebensmitteln. Betten, Stühle, Kartoffeln wurden auf ... Lastwagen gepackt, und dann fuhren die Polen weiter und plünderten so lange, bis der Lastwagen vollbeladen war.
Anfang des Jahres 1946 ... vertrieb man uns binnen 5 Minuten aus den Wohnstätten. Polen zogen ein, und wir hockten auf der Straße auf ein paar armseligen Wäschebündeln. ...
Anfang Februar 1946 waren nur noch 8 deutsche Familien in Gassendorf. Ich wohnte jetzt ganz allein in dem ausgeräumten, zerschlagenen Haus. Wohin sollte ich mich auch wenden? Überall (sah man) das gleiche Grauen. Wir stumpften allmählich ab, die ungeheure Not machte uns den Gefahren gegenüber gleichgültiger. Wenn die Russen mit Gewalt ins Haus drangen, und das ereignete sich fast täglich, oftmals mehrmals hintereinander, so legte sich mein Junge sofort ins Bett und spielte den Kranken. Das war in den meisten Fällen unsere Rettung, denn vor einem kranken Kind hatte der Russe Respekt.
Mehrere Russen erklärten mir auf meine Frage, warum sie bei ihrem Abzug alles zerschlagen und vernichten würden, daß sie das absichtlich täten und ihre Freude daran hätten. ... Wo sollte man sich ... beschweren? Überall wurde man als Deutscher wie ein Hund weggejagt. Ich zog in Erwägung, nach Liegnitz zu gehen. Aber auch dort ging es nicht viel besser zu, (denn) die Polen hausten schrecklich.
Unangenehm berührte mich in Liegnitz die Feststellung, daß selbst die Polenkinder an uns ihren Haß auslassen konnten. Mir geschah es mehrmals, daß Kinder hinter mir gingen und versuchten, mich durch Beinstellen zu Fall zu bringen. Ich stand dem machtlos gegenüber, denn wenn ich auch nur das Geringste unternommen hätte, so hätte ich Schlimmes zu befürchten gehabt. Wie ich von Bekannten erfuhr, erging dies nicht nur mir so. Auch andere Deutsche wurden von den polnischen Kindern auf übelste Weise belästigt.
Wir Deutsche waren vogelfrei. Jeder konnte uns zur Arbeit abholen, uns quälen und schlagen. Niemand kümmerte sich darum. Öfter hörten wir, daß Ermordete aufgefunden wurden, ohne daß eine Behörde eingriff. Tagelang blieben die Leichen liegen, ehe sie verscharrt wurden. ...
Meist erschien der Pole allein oder in Begleitung polnischer Miliz. Die Deutschen waren gezwungen, Schränke, Kommoden oder sonstige Behältnisse zu öffnen, und dann nahm sich jeder mit den Worten: "Alles mein", was er brauchte. Gefielen ihm ... Möbel, so hielt ... ein Lastauto vor der Tür, und alles wurde aufgeladen. ... Während die Deutschen an ihrer Arbeitsstelle waren, wurde planmäßig Haus für Haus erbrochen, ein Lastwagen fuhr vor, und alles, was zu gebrauchen war, wurde mitgenommen.
Anfang März 1946 rückte ein polnisches Militärkommando von etwa 70 Mann ein. Sämtliche Polen trugen deutsche Uniformen, ihr Kapitän war ein Russe. Einige Äcker um den Gutshof herum wurden angebaut. Das übrige Land blieb brach liegen. Insgesamt bewohnten nur noch 4 deutsche Familien das Dorf. ...

Die wenigen Übriggebliebenen wurden von den Polen gezwungen, sofort die Arbeit aufzunehmen. Wir Frauen arbeiteten als Stubenmädchen, mußten dabei die unflätigsten Witze der polnischen Soldaten über uns ergehen lassen und wurden in alle nur möglichen Körperteile gepufft und gezwickt. Ferner schälten wir Kartoffeln, misteten die Ställe aus, kehrten den Hof usw. Während des Hofkehrens ließ sich der Unteroffizier bei schönem Wetter einen Sessel inmitten des Hofes aufstellen und erteilte uns von diesem bequemen Sitz seine Befehle.
Immer mehr kam bei den Polen die Sitte auf, mit der Reitpeitsche oder einem Stöckchen herumzulaufen. Öfters machten die Polen Gebrauch von dem Stock, was ich selbst am eigenen Leibe erfuhr. Als ich ... zur Arbeit abgeholt wurde und nicht sofort folgte, weil ich die Frühstückssuppe für meinen Jungen und mich noch nicht fertig zubereitet hatte, bekam ich vor den Augen meines Jungen kräftige Stockschläge. Den ganzen Weg über schlug der wütende Pole ... mit der geballten Faust auf meinen Kopf und mein Gesicht. Hinter uns und vor uns gingen Offiziere, aber keiner schien dies zu bemerken. ...
Die Polen brauchten Arbeitskräfte. Jeden Morgen ging ein Trupp polnischer Soldaten in den umliegenden Dörfern frühzeitig von Haus zu Haus und holte die Deutschen heraus. Da die Polen uns trotz der schweren Arbeit nie ein Stück Brot austeilten und uns nur zwei kümmerliche Mahlzeiten am Tage gaben, verweigerten viele Dorfbewohner die Arbeit. Auch die Russen durchsuchten jeden Morgen alle Häuser nach Arbeitskräften.
Deshalb ließen sich die Dorfbewohner von den Russen zur Arbeit fortschleppen, und die Polen hatten das Nachsehen. Sie protestierten, wurden wütend, holten sich jeden Deutschen, den sie auf dem Felde oder auf der Landstraße antrafen, und wer nicht gleich mitging, wurde gestoßen und geschlagen. Einige Male wurde sogar nach Frauen geschossen. Polen und Russen befehdeten sich oft wegen der Verteilung der Arbeitskräfte untereinander. Letzten Endes zogen die Polen den kürzeren, und die Russen machten, was sie wollten. ...
Erster Osterfeiertag. ... Wir erhielten den Befehl, uns um 6.00 Uhr früh in der Küche zur Arbeit einzufinden. Da der Koch durch Alkohol in sehr guter Laune war, lud er uns zu unserer Überraschung zu einem sehr guten Frühstück ein. Eier, Wurst, Kuchen, Plätzchen hatten wir seit einem Jahr nicht mehr gegessen.
Um unseren Angehörigen eine Osterfreude zu bereiten, steckten wir die uns zugeteilten Kostbarkeiten ein und aßen nur trockenes Brot. Während wir dann weiter arbeiteten, untersuchte der Koch unsere Taschen und nahm uns alles wieder weg. Zum ersten Male seit einem Jahr weinte ich bitterlich, weil ich meinem Jungen nicht die versprochene Ostergabe mitbringen konnte und wir Deutschen so schutzlos waren. ...
Nach Ostern siedelte das polnische Militärkommando nach Wildschütz bei Liegnitz um. Unser Los wurde immer trauriger. Eine ältere Frau verhungerte buchstäblich im Bett. Uns drohte das gleiche Schicksal, wenn wir nicht handelten. Davon, daß wir Deutschen ausgewiesen werden sollten, hörten wir nichts. Gerüchte verschiedenster Art tauchten auf. Man munkelte immer wieder, daß Schlesien deutsch bleiben sollte und die Polen das Land verlassen müßten. Die Grenzen sollten so festgelegt werden, wie sie im Jahre 1937 bestanden hatten. Da wir aber weder Rundfunk hören noch eine Zeitung lesen konnten, war es uns nicht möglich, uns über diese Gerüchte selbst ein Urteil zu bilden.
Selbst viele Polen glaubten nicht, daß ihnen das Land für immer gehören würde. Auch sie hatten Sehnsucht nach ihrer Heimat und wollten wieder heim in das Land, aus dem sie die Russen vertrieben hatten. Daher ist es wohl auch zu erklären, daß weder die Russen noch die Polen das Interesse aufbrachten, aus Schlesien das zu machen, was es ursprünglich war. Einige Polen erklärten uns, daß sie die Sämaschinen leer laufen ließen und lieber das Getreide verschacherten, um sich Branntwein zu kaufen.
Die von den Russen versprochenen Kühe hatten die Polen in unserem Dorf bis zu meiner Auswanderung ... nicht erhalten, und selbst wenn die Kühe schon eingetroffen wären, hätten

sie ja verhungern müssen, denn Heu war so gut wie überhaupt nicht vorhanden. Sämtliche Scheunen waren leer. ...
Uns hielt nichts mehr in unserer Heimat. Viele versuchten über die Neiße zu kommen, um dann weiter nach Westen gelangen zu können. Mein Entschluß stand fest: Ich wollte diesem Land entfliehen. Im geeigneten Zeitpunkt versteckte ich daher nach und nach mein Gepäck im nahen Wald und verschwand dann selbst.
Wir liefen den größten Teil unseres Weges entlang der Autobahn, weil uns jeder abriet, die unsichere Landstraße zu benutzen. Überall sah man das gleich Bild: unbebaute Ackerflächen, Verwüstung und namenloses Elend. Unser schönes Schlesierland war in der kurzen Zeit von einem Jahr einer Wüste ähnlich geworden.
Da ... es unmöglich war, über die Grenze zu gelangen, kroch man immer enger zusammen, bis die Stadt Liegnitz schließlich am 1. Juli 1946 zwangsevakuiert wurde, indem man alle Deutschen plötzlich um 6 Uhr früh aufforderte, binnen 10 oder auch binnen 20 Minuten ihre Wohnung zu räumen.
Die Lebensbedingungen für jeden Deutschen waren unerhört schwer. Deutsches Geld wurde nicht in Zahlung genommen. Wer beim Russen oder Polen arbeitete, erhielt in den seltensten Fällen Bezahlung. ... Man mußte zufrieden sein, eine Wassersuppe oder ein Stück trockenes Brot als Lohn zu erhalten. Wer wegen Krankheit oder hohen Alters nicht arbeiten konnte, mußte Schmuck oder Wäsche gegen Lebensmittel umtauschen oder langsam verhungern. ...
Von den Russen oder Polen war kein Erbarmen zu erwarten. Wer elend umkam, wurde in ein Laken oder einen Sack gehüllt, auf einen Leiterwagen gelegt und im Massengrab beigesetzt. Zahlenmäßig wird nie festzustellen sein, wieviele Unglückliche durch Hunger und Seuchen umgekommen sind.
Für diejenigen, die krank wurden, sah es besonders traurig aus. Nicht genug, daß sie nicht in der Lage waren, für sich und ihre Kinder das Essen zu verdienen. Es fehlte auch an den nötigen Medikamenten. ...
Es kam oft vor, daß Deutsche auf dem Wege zu ihrer eigentlichen Arbeitsstätte trotz ihres Arbeitsausweises ... entführt wurden. Oft zerriß ... der Pole den Arbeitsausweis des Deutschen und begann nun mit ihm, was ihm beliebte. Meistens arbeitete der Deutsche unter diesen Umständen ohne Bezahlung und, was noch schlimmer war, ohne Essen zu bekommen. ... Mit Püffen und Schlägen wurden wir zur Arbeit angetrieben. ... Sehr zahlreich waren die Fälle, in denen Deutsche ohne Grund auf der Straße aufgegriffen wurden und tagelang ohne Nahrung im Gefängnis zubringen mußten. Viele wurden geschlagen, ohne daß sie wußten, warum.
In der ersten Zeit wunderten wir uns oft, woher die vielen Polen kamen. Später erfuhren wir dann, daß die Russen diese Polen innerhalb kürzester Frist, mit der Begründung, sie sollten nach dem "menschenleeren Schlesien" gehen und sich aneignen, was der Deutsche besitze, aus ihrem ursprünglichen Heimatgebiet (Ostpolen) herausgedrängt hätten.<<

Lebensverhältnisse im Kreis Glatz von Oktober 1945 bis Januar 1947

Erlebnisbericht des Landwirts Wilhelm H. aus dem Kreis Glatz in Schlesien (x002/393-394):
>>Mein Freigut bestand aus zusammengekauften Bauernhöfen, dem man ... die eigentliche Größe nicht sofort ansah. ... Infolgedessen legte der Russe keinen Wert auf die Bewirtschaftung unserer Felder, die während meiner häufigen Verhaftungen von meiner Frau bewirtschaftet wurden.
Die 15 Pferde wurden bis auf 3 von den Russen geholt. Von den 6 Zugochsen verblieb uns einer. Der Bulldog blieb auch bei den Russen. So war die Bewirtschaftung immer schwierig. Nach meiner dritten Haftentlassung begannen die privaten Plünderungen der Russen. ... Die Soldaten traten die Türen zu unseren Zimmern ein und raubten dort alles, was an beweglicher Habe drin war. Dies wiederholte sich elfmal! Dann hatten wir nichts mehr. Da unser Haus 5

Ausgänge hatte, gelang uns jedesmal die Flucht in Freie.
Am 27. Oktober 1945 war bei uns nichts mehr zu holen. Da wurde unser Betrieb der inzwischen polnischen Gemeindeverwaltung zur Bewirtschaftung übergeben. Ein polnischer Inspektor, Bauernsohn von 50 Morgen aus der Gegend von Krakau, wurde zur Bewirtschaftung eingesetzt. Dieser sah meinen Maschinenpark und erstarrte vor Ehrfurcht. Er ließ mich noch ein Jahr frei wirtschaften und machte bloß den Verkauf!
Der Kampf zwischen den deutschen Bauern und den in ihre Betriebe eingewiesenen polnischen Kolonisten endete (im) Frühjahr 1946 mit der Evakuierung der deutschen Bauern. Jeder verheiratete polnische Kolonist erhielt dann 7 Hektar Feld, jeder Ledige 2 Hektar. 4 bis 5 Familien hausten in einem Bauernhaus und ruinierten binnen kürzester Zeit die deutschen Maschinen. Kühe und Pferde kamen aus Polen, Schweine auch. Binnen 5 bis 6 Monaten hatten sie ihre Schweine fett. Die Kühe wurden gepflegt ... und brachten sehr gute Leistungen. Die schwachen Pferde ... schälten den schweren Boden ... nur oberflächlich. Die Ernten gingen rapide zurück.
Die Galizier haßten ihre eigene Regierung, weil sie es nicht verhindert hatte, daß sie von den Russen evakuiert worden sind. Sie liebten nach wie vor "Franz Josef", den alten österreichischen Kaiser, und erzählten von ihren Glanzzeiten, als sie noch zur Donaumonarchie gehörten. Auch die jungen Leute hörten begeistert zu.
... Die Posener haßten alle anderen, denn sie dünkten sich etwas Besseres und sprachen nur von "polnischen Schweinen", wenn sie ihre übrigen Landsleute meinten. Sie priesen ihre preußische Vergangenheit. ... Uns Deutsche liebten sie wie Brüder.
Die russischen Kongreßpolen bemühten sich um ernste Ordnung und rieben sich bei dem Durcheinander auf. ...
Die polnischen Oberschlesier benahmen sich wie die Herren: "Es ist erreicht!" Nannten uns "deutsche Schweine", verrieten jeden und alles, stahlen alles und jedem und waren allen anderen ein Dorn im Auge. Sie waren die einzigen, die an den ewigen Bestand der polnischen Besetzung Schlesiens glaubten. Sie sahen in uns Deutschen ihre ehemaligen Bedrücker, die ihnen jetzt die Stiefel putzen mußten. Und benahmen sich danach!
Am 10. April 1946 wurden 1.000 Einwohner aus Lauenbrunn evakuiert. Von meinen Leuten (vertrieb man) nur die, die sich kommunistisch gebärdet hatten oder sonstwie unangenehm aufgefallen waren. Verräter konnte weder der Russe noch der Pole auf Dauer ertragen! Die restlichen 200 Einwohner sahen nun friedlicheren Zeiten entgegen, wußten es damals aber noch nicht.
Der polnische Inspektor hatte es bis dahin in täglicher, zäher Kleinarbeit verstanden, die 150 russischen Kühe und die 6 russischen Wachtposten sowie die 7 russischen Beschäftigten aus meinem Kuhstall hinauszukomplimentieren. Wenn Deutschland (wie Polen) 150 Jahre unter russischer Besetzung gestanden haben wird, dann könnte ich das auch, meinte der polnische Inspektor auf meine Bewunderung hin. ...
Am 1. Januar 1947 wurde alles Inventar bis zum letzten zerbrochenen Wagenrad vom Russen nach Osten transportiert und der Betrieb der polnischen Großgrundbesitzverwaltung übergeben. Die polnische Verwaltung ließ von den russischen Transportzügen ... soviel wie möglich herunterstehlen und improvisierte die Bewirtschaftung der deutschen Rittergüter. ... Die UNRRA lieferte an die Polen vom Zigarettenpaket über Pferde usw. bis zu Traktoren und Dreschmaschinen.
Die Polen erwiesen sich als Meister der Improvisation! Die Administratoren der Güter waren fast alle ehemalige polnische Gutsbesitzer, die zu Hause bei Nacht und Nebel mit 20 kg Gepäck in der Hand ihre Betriebe verlassen mußten, z.T. handelte es sich um deutsche Diplomlandwirte, die in Berlin und Wien studiert hatten, aber polnischer Nationalität waren. Diese machten neben den Landratsämtern sog. Landämter auf und versuchten die Bewirtschaftung

der Güter zu organisieren. So mehr oder weniger ist es ihnen gelungen. Die Kerngüter der Herrschaft Heinrichau wurden der Philosophischen Fakultät der polnischen Universität Breslau zur Bewirtschaftung übergeben. Es ging so einigermaßen.
Allmählich kamen polnische Arbeiter aus Polen an, allmählich wurden die deutschen Arbeiter evakuiert. Es ging sofort bergab. Die kommunistisch aufgeklärten polnischen Arbeiter ließen sich von den national-polnischen Administratoren (Verwaltern) nichts bieten. Diese rauften sich die Haare über ihr eigenes Volk und ertränkten ihren Gram im Wodka! So ging es ab 1947 mit Riesenschritten bergab.
Ich arbeitete ... in ca. 30 Dörfern als Tierarzt. ... Ich wurde von der polnischen Bevölkerung geachtet und verdiente gut. Meine Evakuierung wurde durch Zahlung von Bestechungsgeldern an die Evakuierungskommissare immer wieder verhindert.<<

Polnische Gefängnishaft in Glatz von Juli 1945 bis September 1946
Erlebnisbericht des Gendarmeriebeamten Paul S. aus Bad Reinerz, Kreis Glatz in Schlesien (x002/396-401): >>Am 7. Juli 1945 wurde ich unerwartet von der polnischen Miliz festgenommen. Nach belanglosen Fragen wurde meine Wohnung nach Waffen durchsucht, jedoch ohne Erfolg. Bei dieser Gelegenheit wurden von der Miliz mein Radio und andere wertvolle Sachen mitgenommen. Zwecks Überprüfung meiner Person wurde ich nach Glatz mitgenommen. In etwa 4 Tagen sollte diese Angelegenheit erledigt sein. Ich fühlte mich in jeder Beziehung schuldlos und sah allem mit Ruhe entgegen. In Glatz wurde ich der polnischen Kommandantur übergeben. Ich traf ... dort mit deutschen Häftlingen zusammen, die mich von der unmenschlichen Behandlung in Kenntnis setzten, und ich wußte nun, daß ich einem harten Schicksal entgegenging.
Ich wurde bald dem etwa 21jährigen Ortskommandanten vorgeführt. Geld, Papiere und sonstige Wertsachen wurden mir abgenommen. Die erste Frage war, ob ich in der Partei war und in welcher, was ich natürlich bejahte. Ich erklärte, daß ich als Staatsbeamter dazu gezwungen war. Ich mußte mit ins nächste Zimmer gehen, mich auf eine Bank legen und erhielt unzählige Schläge mit einem Gummiknüppel. Die einzelnen Körperteile waren davon angeschwollen und tagelang spürte ich noch die Schläge.
Dann kam ich bis zum nächsten Mittag in eine Einzelzelle. Die Zahl der Häftlinge wuchs von Stunde zu Stunde. Essen wurde uns nicht verabreicht. Großzügigerweise wurde dem katholischen Caritas-Verband gestattet, den Häftlingen einmal täglich eine Schüssel warme Suppe zu geben. Anfangs kam auf den Mann etwa eine Suppenkelle Essen. Trotz ständiger Zunahme der festgenommenen Häftlinge, durfte nicht mehr Essen gebracht werden, so daß es später etwa ein Drittel Liter Essen pro Person gab. Die Angehörigen durften auf Gnade und Barmherzigkeit Essen bringen, wurden aber oft abgewiesen. Von den ... eingelieferten Häftlingen wußten aber die Angehörigen in den meisten Fällen nicht, wohin sie gebracht worden waren. Hunger war somit das Los der meisten Inhaftierten.
... Ich hatte das Glück, auf eine Außenarbeitsstelle zu kommen, und Gelegenheit, meine Frau von meinem Aufenthalt und Hungern in Kenntnis zu setzen. Es war dies das erste Gnadengeschenk Gottes. Am nächsten Tag brachte mir meine Frau Lebensmittel, die sie mir nach vielem Bitten übergeben konnte.
So versorgte sie mich dann auch weitere Monate. Konnte man bei Tag zur Arbeit gehen, war man froh, und am liebsten wäre man zur Nachtzeit der Unterkunft ferngeblieben. Wir lagen zusammengepfercht in 3 kleinen Zimmern und waren nach einigen Tagen 60 Mann.
Bei Tag und Nacht wurden Häftlinge wahllos herausgeholt und bis zur Unkenntlichkeit zerschlagen. Nachts kamen fast täglich zugewanderte Polen, die oft unter starkem Alkoholeinfluß ihre Brutalität an uns ausließen. Jeder fürchtete sich schon vor der kommenden Nacht.
So erhielt ich in einer Nacht ... im Schlaf einen Fußtritt in den Leib, daß ich glaubte, mein

Magen sei geplatzt. Anderen erging es noch bedeutend schlimmer. Grün und blau sahen die meisten Häftlinge von den Schlägen aus. Ein älterer Mann wurde infolge der brutalen Behandlung wahnsinnig. Trotzdem ließ man von ihm nicht ab. Dazu war er noch körperlich behindert, auch dies schreckte die verrohten Menschen nicht zurück. Später hörte man nichts mehr von ihm. Entlassen hatte man ihn aber nicht. Kleider, Wäsche, Schuhe und sonstige Sachen wurden uns geraubt. Das Leben war schon unerträglich, und es kam noch schlimmer. ...

Am 21. Juli 1945 kam ich mit 24 anderen Opfern in die Wagner-Straße zur polnischen Gestapo. ... Nachdem man mir vor der Überführung ... fast alles weggenommen hatte, wurde ich dort unter Schlägen und Boxstößen meiner restlichen Sachen beraubt. Mütze, Windjacke, Oberhemd, Aktentasche, 2 Wolldecken und sämtliche Lebensmittel, die mir meine Frau am selben Tag gebracht hatte, war ich los. Sogar das angeschmutzte Taschentuch wurde mir weggenommen. Darauf wurde ich unter Schlägen in den Keller gebracht. Es war einfach furchtbar, und noch Schlimmeres folgte.

Am selben Abend wurden alle Häftlinge, 60 bis 80 Mann, in die Zimmerstraße gebracht. Um uns ein Gürtel bewaffneter Miliz, als ob es sich um wilde Tiere handeln würde. Im Keller, von einer Zelle zur anderen gejagt, kam ich dann mit 4 Leidensgenossen in eine Zelle, ohne Licht und ohne Fenster, die etwa 1,5 Meter im Quadrat hatte. Es gab keine Sitzgelegenheit, geschweige, daß wir liegen konnten. Der Fußboden war naß, so daß nicht mal ein Kauern möglich war. Essen gab es nicht, sogar mein trockenes Brot hatte man mir abgenommen. Nun folgte hier die erste Schreckensnacht, die ich in meinem Leben nie vergessen werde.

Ein Opfer nach dem anderen wurde in das obere Stockwerk geholt. Man hörte nur Trampeln, Schlagen und Jammern der Unglücklichen sowie laute Radiomusik, die die Schreie der Opfer übertönen sollte. 3 meiner Zelleninsassen wurden herausgeholt und furchtbar zerschlagen. Der vierte Häftling und ich blieben wie durch ein Wunder verschont. Dieses Spiel ging stundenlang. Was ich in dieser Nacht gebetet habe, kann ich nicht beschreiben, und das Gebet war meine Rettung. Erst am anderen Tage, nachdem ich in eine andere Zelle verlegt wurde, erfuhr ich, was sich in dieser Nacht abgespielt hatte.

So ging es aber durch Wochen Tag und Nacht. In dem fraglichen Zimmer hatte man große elektrische Lampen auf Schreibtische gestellt, welche die Opfer beleuchteten, während die Unmenschen im Dunkeln Platz genommen hatten und sich daran labten, wie die Vorgeführten mit Gummiknüppeln und anderen Hiebwaffen so lange geschlagen wurden, bis sie oft bewußtlos zusammenbrachen, dann entweder mit Wasser begossen oder zur Zelle geschleppt wurden. Blutend und blau geschlagen wurden sie dann ohne ärztliche Hilfe ihrem weiteren Schicksal überlassen.

Ein gewisser E. aus Goldbach, ehemaliger Leutnant, der seinen zerschossenen Arm in einem Gestell trug, blieb auch nicht von Schlägen verschont. Die meisten Häftlinge waren grün und blau geschlagen und viele mit offenen Wunden behaftet, dazu bis zur Unkenntlichkeit abgemagert. Viele tote Kameraden liegen unter der dünnen Erddecke auf der Zimmerstraße, und viele Angehörige wissen nichts über den Verbleib ihrer Lieben. ...

Eines Morgens, noch vor dem Wecken, wurde ein Häftling vor unserer Zelle so lange mit Knüppeln geschlagen, bis er keinen Laut mehr von sich gab. Er rief noch: "Erschießt mich, ich halte es nicht mehr aus!", aber trotzdem wurde weiter auf ihn eingeschlagen. Wir erfuhren, daß es sich um den Hutfabrikanten G. aus Glatz handelte, der gegen seine Festnahme protestiert hatte.

... Wir waren der Willkür und dem Sadismus dieser Henker preisgegeben. Zum Schlagen und Mißhandeln der Opfer bediente man sich auch eines deutschen Häftlings, der ... eines Tages aber in Ungnade fiel und dasselbe wie alle anderen erleben mußte. Ich höre heute noch seine Schreie. Man hörte dann nichts mehr von ihm, und er blieb ... verschollen

An Essen gab es nur soviel, daß ein gesunder Mensch nicht starb. Männer bis zu 74 Jahren

schmachteten wochen- und monatelang mit 15- bis 16jährigen Jugendlichen. Früh gab es eine Tasse Kaffee, schwarz und bitter, eine halbe Schnitte trockenes Brot, so auch zum Abendbrot. Mittags gab es einen Teller dünne Suppe, Graupen und dergleichen. (Es waren meistens) nur Abfälle aus der Milizküche, oft schon verdorben. Das nahmen wir jedoch alles in Kauf, wenn wir nur einigermaßen satt geworden wären.
Von 10 Tellern mit Löffeln, die nicht abgewaschen wurden, aß die ganze Belegschaft von 150 bis 200 Mann. Ekel kannte man nicht mehr. Wenn man einmal eine halbe Kartoffel oder etwas Kartoffelbrei ... im Essen fand, oder etwas Knorpel, war man glücklich. ... Das Essen durfte nur stehend, oft unter Schlägen, im Galopp eingenommen werden. Zuweilen gab es als Nachspeise Schläge bis zur Zelle. Die von unseren Angehörigen gebrachten Schnitten wurden oft unterschlagen, besonders wenn sie belegt waren, was man durch die Zellentür mit eigenen Augen beobachten konnte. Ebenso wanderte gute Wäsche, die von unseren Frauen gebracht wurde, häufig in die Hände der Miliz. So wurde der Körper von Tag zu Tag schwächer. Damals hätte ich nicht geglaubt, daß man dieses Leben 14 Monate lang ertragen kann.
Am 18. August 1945 wurde ich endlich zur Vernehmung geholt. Die Behandlung war gut, ich bekam wenigstens keine Schläge. Die Beamten der "Gestapo", nach ihrer Vernehmungstechnik keine Fachleute, wohl ehemalige Ostarbeiter, wollten von mir wissen, wieviel Polen ich geschlagen, erschlagen und erschossen hätte. ... Ich empfahl, überall, wo ich tätig gewesen war, Nachforschungen anzustellen. ...
Am 20. August 1945 hatte ich wieder Vernehmung. ... Um Geständnisse zu erpressen, wurde ich in der unmenschlichsten Art und Weise geschlagen. Ich mußte die Schuhe und Strümpfe ausziehen, mich auf den Bauch legen, die nackten Füße auf einen Stuhl. Ein Mann der "Gestapo" setzte sich auf meinen Rücken, hielt mir die Füße fest, während mir ein anderer mit einem Ochsenziemer unzählige wuchtige Schläge auf die nackten Fußsohlen versetzte.
Als ich mich unter unsagbaren Schmerzen aus dieser Lage herausgewunden hatte, erhielt ich weitere Schläge auf den nackten Fußrücken, daß die Haut ... aufplatzte. Daneben gab es Maulschellen und schwere Schläge auf andere Körperteile. ... Meine tierischen Schreie wurden durch Vorhalten eines Stuhlkissens ... abgedämpft. Mein Körper zitterte und ich ging danach "wie auf Eiern". Auch in diesem Falle mußte ich ein Protokoll unterschreiben, ohne daß mir der Wortlaut des Schreibens bekannt gewesen wäre. ...
Ich hoffte nun, entlassen zu werden, und was kam? Am 3. Oktober 1945 wurde ich gerufen. Ich mußte meine Sachen mitnehmen, das war ein Zeichen, entlassen zu werden, aber es kam anders. Ich wurde mit weiteren Kameraden in ein anderes Gefängnis eingeliefert. Bei Regenwetter wanderten wir wie Schwerverbrecher durch die verschmutzten Straßen dem Gefängnis zu. Ich stützte meinen Kameraden L., der seinen zerschlagenen Fuß nur notdürftig verbunden hatte.
Im Gefängnis wurden wir geduscht, um nicht Läuse einzuschleppen, was aber erfolglos war. Dann ... kamen wir in Einzelzellen. Im Fenster fehlte eine Scheibe, ich stellte ein Keilkissen davor. In dieser Nacht fror ich wahnsinnig, und ich war froh, als der Tag anbrach. Mittagessen gab es an diesem Tage nicht. Nach einigen Tagen kam ich zu anderen Häftlingen in die Zelle. Dort war es wärmer. Das Essen war etwas besser und reichlicher als in der Zimmerstraße. Die von meiner Frau geschickten Lebensmittel erhielt ich jedoch 4 Wochen lang nicht. Sie hatten andere Abnehmer gefunden, und mir fehlte der Zuschuß sehr, also hieß es hungern.
Die Behandlung war hier jedoch nicht besser, denn grundlose Schläge von einigen Schließern hatte man täglich in Kauf zu nehmen. Bei jeder Gelegenheit suchte man nach Gründen, um schlagen zu können. Die Schlaginstrumente waren ... Gummiknüppel, Gummischläuche, Stöcke, Besenstiele usw. ... Eines Tages wurde an mir ein Gummiknüppel zerschlagen, weil ich vom Einnehmen von Holzkohle (ich hatte Durchfall) einen schwarzen Mund hatte und weil ich mir aus der Waschküche, wo ich arbeitete, etwas Holzkohle mitgenommen hatte. Trotz-

dem kam ich im Vergleich zu den anderen immer noch gut weg. Viele erlitten durch die Mißhandlungen schwere körperliche Schäden und starben zum Teil auch. ...
Ärztliche Betreuung gab es nicht. ... Durch das viele Stehen in der Nacht und die schlechte einseitige Ernährung hatte ich Wasser in die Beine bekommen. ... Was ich hierbei ausstand, war nicht mehr menschlich. Ich ertrug es, weil ich doch am Leben bleiben wollte. ... Der Zustand der Beine verschlimmerte sich derart, daß meinem Kameraden angst wurde.
Inzwischen war seit meiner Vernehmung ein volles Jahr vergangen, und nichts rührte sich, was auf meine Entlassung hindeutete. Im Gegenteil. ... Ich wurde von einem Beamten vorgeführt und verhört, da ich der Gestapo angehört haben sollte. Ich bewies ihm das Gegenteil. Trotzdem wurde ich in eine Kellerzelle gelegt, wo sich bereits Abgeurteilte der SS befanden. Ich kam mit 2 Mann in eine Zelle mit einem Bett, und so schliefen 2 Mann auf dem Fußboden, der eine Häftling war 72 Jahre alt. Der Alte war lebensmüde und wollte sich selbst aus der Welt schaffen. Ich richtete ihn wieder auf, und nach 2 Wochen wurde er entlassen.
Endlich hatte ich Vernehmung beim Gericht. ... Die Behandlung war gut, ich verblieb aber weiter in der Kellerzelle.
... Wiederholt hörten wir in der Zelle, wie Häftlingen 60 bis 80 Schläge, vielleicht waren es noch mehr, in brutalster Weise verabfolgt wurden. Bei Arbeiten im Haus blieb man selten von Boxstößen, Fußtritten und anderen Schlägen verschont. ... Mehrere Häftlinge, ich war auch dabei, wurden ausgepeitscht, weil wir nicht rasiert waren. Der Schließer, den wir tags zuvor baten, zum Friseur gehen zu können, hatte uns dies verweigert. Er erklärte aber gleichzeitig: "Wer morgen nicht rasiert ist, bekommt 25 Schläge". Er verabfolgte sie auch selbst.
Von der deutschen Belegschaft, 260 bis 280 Mann, hatten wir bei meiner Entlassung aus dem Gefängnis ca. 56 Tote zu beklagen. Ich beerdigte selbst einen Kameraden, der, nach seinem Körper zu urteilen, totgeprügelt worden sein muß. Er lag fast entkleidet im Sarg. Die Toten wurden ohne Sarg der Erde übergeben, desgleichen ohne kirchliches Geleit, sang- und klanglos. Eine seelsorgerische Betreuung vor dem Tode gab es ebenfalls nicht.
Häftlinge, die sich infolge von Schwäche und Wasserbeinen bei den Hausarbeiten nicht schnell genug bewegen konnten, wurden eimerweise mit kaltem Wasser übergossen. Mir passierte dies in der letzten Zeit meiner Haft zweimal. Die Kleidung konnte ich nicht wechseln. An Eßgeschirr war meist Mangel. Die Blechschüssel, die zum Reinigen der Füße und Aufwischen der Zelle benutzt wurde, mußte auch häufig als Eßschüssel herhalten, oder es gab kein Essen.
Während der ganzen Haftzeit wurde zwei- bis dreimal die Wäsche gewechselt, Strümpfe nicht. Geduscht wurde alle 2 bis 3 Wochen, 25 bis 30 Häftlinge mußten unter 4 bis 5 Duschen. Sie hatten einschließlich Aus- und Anziehen 6 bis 8 Minuten Zeit. In der letzten Zeit ging alles von der Zelle nackt zum Duschen, Reinigung konnte man das nicht nennen.
Den von der Zimmerstraße entlassenen Häftlingen wurde von der (polnischen) Gestapo eine Schweigeverpflichtungserklärung mit Unterschrift abgefordert. Es wurde ihnen erklärt, daß sie über die hiesigen Verhältnisse zu keinem Menschen etwas sagen dürfen. Warum? ...
Endlich wurde mir mitgeteilt, daß ich entlassen werde. Ich packte meine paar Habseligkeiten zusammen und nun ging es zur Auskleidung. Auch diesen Augenblick meiner Erlösung werde ich nie vergessen. Beim Auskleiden wurde ich noch meinen wohlerworbenen Mantel los, desgleichen wollte man mir auch meine Hose abnehmen. Da ich dagegen Protest erhob, wurde ich dem Direktor zugeführt, der mir die Hose überließ.
Meine mir bei der Festnahme abgenommene Barschaft von 90 RM fehlte, ... und so zog ich mit 53 Pfennig, die man mir großzügig überlassen hatte, einem unbestimmten Ziel entgegen. Ich hatte aber noch ein Stück trockenes Brot, was mich innerlich beruhigte. Abgerissen, zweierlei Schuhe an den Füßen, wo fast die Zehen durchkamen, schwach und schwankend, zog ich durch die Straßen von Glatz und suchte den Caritas-Verband, um dort Aufnahme zu finden.

Meine im Geist getroffenen Vorbereitungen, wie und auf welchem Wege ich wieder nach Bad Reinerz und zu meiner Familie könnte, waren hinfällig, da mir inzwischen bekannt geworden war, daß meine Frau bereits am 2. April 1946 mit meinem Jungen zwangsweise evakuiert worden war. ...<<

Das Schicksal der deutschen Bevölkerung in den polnisch verwalteten Gebieten Westpreußens

Internierung, Zwangsarbeit, Verhältnisse in den Internierungslagern Kulm und Potulice von März 1945 bis August 1949

Erlebnisbericht der Annemarie M. aus Unislaw, Kreis Kulm in Westpreußen (x002/507-511):

>>Eines Tages mußten wir raus, es kam die (polnische) Miliz (und forderte uns auf): "In 10 Minuten fertig sein, nur Handgepäck!" ... Da kamen uns auch schon 150 bis 200 Frauen, alte Männer und Kinder entgegen, die alle aus der Umgegend waren, wurden in eine große Fabrikhalle getrieben, registriert, in ... Waggons verladen, und ab ging's nach Thorn. Russen und Miliz begleiteten uns. Es hieß, daß wir nach Rußland sollten. Die Kinder froren und weinten. Viele hatten nichts zu essen.

In Thorn ... wollten uns die Russen nicht haben. ... So wurden wir in ein Krankenhaus getrieben. Da war kein Fußboden, alle Fenster (waren) kaputt, und das Wasser lief aus allen Leitungsrohren. ... So hausten wir 3 Tage und Nächte, es war ein Geschrei Tag und Nacht. Frauen und Mädchen wurden von den Russen rausgeholt. ... Weil uns nun niemand haben wollte, mußten wir wieder zurück, aber zu Fuß. Der Marsch dauerte 3 Tage. ...

In Unislaw wurden wir in den Kindergarten getrieben. Dann gingen wir betteln. ... Wer aus Unislaw war, bekam auch etwas. Ich stellte 4 Ziegelsteine zusammen und kochte im Kochgeschirr Kartoffeln. Es kümmerte sich niemand um uns. Einzelne Personen rückten aus, um bei den Bauern zu arbeiten. ... So hausten wir bis zum 4. April ... (Wir wurden) nach Kulm verfrachtet, ... auf den Gefängnishof getrieben und gleich von den Kindern getrennt. Sie wurden alle ins Gefängnis gesperrt, und wir wurden in eine Baracke getrieben. Es war ein ehemaliges HJ-Lager. Dort waren schon 100 bis 150 Leidensgenossen eingesperrt. ...

Des Nachts lagen wir ... auf dem blanken Zement. ... Die Toilette war immer besetzt. Alles war erkältet. ...

Am 15. April wurde ich mit ... fast 20 Frauen wieder zum Gefängnis getrieben. Hier wurden wir dann unter Drohungen und ... Prügel verhört. ... Meine letzte Habe wurde genommen, Sparbücher, Wertpapiere, Geld und Schmuck. Wir wurden einer Leibesvisitation unterzogen, wehe, wenn jemand etwas versteckt hatte. Die Polen ... standen alle unter Alkohol. Es wurden 2 Protokolle geschrieben, die ich unterschreiben mußte. Wer fertig war, wurde mit Fußtritten wieder rausgetrieben. Wir konnten dann unsere Kinder holen und wurden am Abend aus der Stadt getrieben.

Als wir die Dörfer Waltersdorf und Hönsdorf passierten, standen schon die polnischen Bauern an der Straße. Wir wurden dann von der Miliz wie Sklaven an die Bauern verschachert. Nur Frauen mit kleinen Kindern wollten sie nicht. ...

Wir ... erkrankten alle an Typhus. Ich lag selbst 5 Wochen. ... Niemand kümmerte sich um uns, weil wir nicht arbeiteten. Erwachsene kriegten 300 g Brot und Kinder 100 g pro Tag. (Es gab) keine Milch und kein Fett. Nur Kartoffeln konnten wir essen, soviel wir wollten.

Im August kamen dann wieder Russen aufs Gut, um zu dreschen. Als sie hörten, daß Typhus unter uns war, wurde der Administrator zur Rede gestellt. Es kamen gleich 2 russische Ärzte und 2 russische Schwestern. Wer noch Fieber hatte, bekam eine Spritze und mußte ins Krankenhaus. Ich konnte dableiben, da ich ... kein Fieber hatte. Solange die Russen da waren, bekam der Verwalter keine Milch, seinen Teil bekamen wir, auch Weizenmehl und etwas Öl. Wir erholten uns langsam wieder und konnten bald arbeiten.

Nun kam der harte Winter. Wir hatten eine schlechte Unterkunft, nichts Warmes anzuziehen, keinen Ofen und kein Licht. Wenn wir abends von der Arbeit kamen, hatten unsere Kinder aus einem Stück Kien (harzreiches Kiefernholz) Fackeln gemacht. So konnten wir wenigstens unsere Pellkartoffeln mit Salz, welches wir von den sog. Lecksteinen schabten, die eigentlich

für das Vieh waren, und etwas Milch verdrücken. Die (hungrigen) Kinder freuten sich immer (auf jede Mahlzeit). ... Sie blieben auch alle gesund, und wir ließen den Mut nicht sinken.
Als die Russen wieder einmal Getreide holten, war ein Jude dabei. Er sagte zu uns: "Frauen, laßt den Mut nicht sinken, denn einmal wird auch die Sonne vor eurer Tür scheinen." ...
Es wurde noch mehr Vieh gebracht, auch Ackergeräte und 2 Trecker. ... Der Herr Verwalter bekam noch einen Sekretär. (Dieser Sekretär) war ein Teufel, unsere Kinder waren ihm gleich ein Stachel im Auge. Eines Tages mußten wir ins Büro. Die Kinder wurden notiert. Man erklärte uns, daß sie fort müßten. Das Geschrei war groß.
Am 15. März fuhr ein Leiterwagen vor, die Kinder mußten rauf. (Jedes Kind erhielt) ein Stück trockenes Brot und ab ging es nach Kulm ins Staatliche Kinderheim. Dazu wurde uns noch erklärt, daß unsere Kinder jetzt "staatlich" wären und wir kein Recht mehr über sie hätten. Wir waren der Verzweiflung nahe, aber das Schicksal wollte es wieder mal anders.
Als wir am Abend von der Arbeit kamen, waren unsere Kinder wieder zurück. Der Kutscher erklärte, daß das Heim (bereits überfüllt) ... gewesen wäre, deshalb mußten sie zurück. Unsere Freude dauerte aber nicht lange. ...
Am 15. April ging es wieder los, unser Bitten half nichts. Dieses Mal (brachte man unsere Kinder) nach Schwetz. (Obgleich das Kinderheim überfüllt war), wurden unsere Kinder für 10 Pfund Butter, die der Direktor des Heimes erhielt, durch den Sekretär verschachert. Als der Kutscher zurückkam, beruhigte er uns. Er sagte, daß man die Kinder ganz freundlich aufgenommen hätte. ...
Nach 3 Monaten wurden meine Kinder ... in das Kinderheim Kijaszkowo, Kreis Wirsitz, gebracht. Dies erfuhr ich erst nach einem Jahr durch ein kleines Mädchen, das einen Brief an die Mutter hinausgeschmuggelt hatte. Darauf schrieb ich an den Direktor des Heimes, erhielt auch Antwort und einen Brief meiner Tochter, die inzwischen 11 Jahre alt war. So blieben wir dann immer in Briefwechsel, aber auf polnisch, da sie dort die polnische Schule besuchten und schon umgeschult waren.
Nach über 2 Jahren kamen ... meine Kinder im Jahre 1948 nach Schwetz zurück. Als ich sie dann zum ersten Mal besuchen wollte, wurde es mir nicht erlaubt. Ich erhielt keinen Passierschein. Es wäre (für Deutsche) verboten, von einem Kreis in einen anderen Kreis zu gehen. Die Sehnsucht nach den Kindern trieb mich dann dazu, auszurücken. Eine Polin aus dem Dorf gab mir das Reisegeld bis nach Kulm und zurück. Von Kulm nach Schwetz, etwa 9-10 km, ging ich zu Fuß. In Schwetz angekommen, wurde ich den Kindern vorgestellt. Ich war ihnen schon ganz entfremdet. ...
Es hatte sich nun inzwischen schon einiges gebessert, aber Geld verdienten wir überhaupt nicht. Am 31. Mai 1949 kamen wir alle ... ins Lager Potulice. Die Polen sahen es nicht gerne, da sie nun keine ... billigen Arbeiter mehr hatten. Ein Pole sagte noch am letzten Tag zu mir: "Frau, bleiben Sie hier, es gibt noch einmal Krieg, und der spielt sich im Westen ab. ..."
Als ich 14 Tage in Potulice war, schrieb ich ein Gesuch, daß ich endlich meine Kinder haben möchte. Man teilte mir mit, daß die Kinder in Schwetz zu 70 % erkrankt seien und sich in Thorn im Krankenhaus befinden würden, darunter waren auch 2 von meinen Kindern. Ich machte mir große Sorgen. Man durfte den Kindern nicht schreiben. Wollte man sich im Büro nach den Kindern erkundigen, wurde man angeschnauzt: "Die Kinder wären staatlich!"
Ich arbeitete den ganzen Tag in einer Waschanstalt. Abends um 9.00 Uhr mußte alles im Bett sein. Es herrschte überall Ordnung und Sauberkeit. Wer Läuse hatte, dem wurde das Haar kahlgeschoren. Nur die Wanzen wurden nicht ausgerottet, die gehörten noch zu den Peinigern ...
Einige Frauen wurden rausgeholt, um die deutschen Friedhöfe sauber zu machen. Ich meldete mich auch, um aus dem Drahtverhau herauszukommen. Es waren 2 kleine Friedhöfe, ungefähr je 2 Morgen groß, mit kleinen Hügeln und Nummern versehen. Nebenan war noch ein größe-

rer Friedhof, welcher schon eingeebnet war. Dort wuchs schon Roggen.
Es war nun Juli geworden. Endlich kam nun eins von meinen Kindern (ins Lager). Nach ein paar Tagen kam das zweite Kind (aus dem staatlichen Kinderheim). ...
Wir waren nun inzwischen ... transportfertig. Es war der 2. August. Meine Tochter fehlte immer noch. Es waren auch noch etwa 50 deutsche Soldaten im Lager, die sollten in 8 Tagen weg. Diese Soldaten sorgten dafür, daß (im polnischen Kinderheim) in Schwetz angerufen wurde. Am Abend kam dann ein Auto mit 15 Kindern. Meine Tochter war auch dabei. ...
In der Nacht zum 3. August ging es zu Fuß bis nach Nakel, wo die Waggons bereitstanden. 32 Personen kamen in einen Waggon. Die Verpflegung war gut. Viele Mütter mußten ohne ihre Kinder fahren, weil das Kinderheim Schwetz sie nicht rechtzeitig geschickt hatte. ...<<

Verhältnisse im Internierungslager Potulice von April 1945 bis Juli 1949
Erlebnisbericht der Schwester M. S. aus Bromberg in Westpreußen (x002/609-617): >>Wochen waren vergangen, da hieß es wieder mal: "Alles putzen, alles gründlich sauber machen, es kommt eine große Kommission aus Warschau, um das Lager zu besichtigen." Ach, wir waren schon an den Schwindel gewöhnt, meistens waren es nur "unsere Herren" ... aus Bromberg. ... Obwohl bei uns täglich gründlich sauber gemacht werden mußte, sonst hätten uns die Wanzen in den nahen Wald gezogen. ...
Die große Kommission war da. Wir sahen sie von einer Baracke zur anderen gehen. ... Ich stand an der Tür mit einer sauberen weißen Schürze. ... So marschierten einige Herren an mir vorbei. Die Tür zum Krankenzimmer der Frauen wurde schon von innen aufgemacht. ... Es waren 5 Herren, 3 von der Verwaltung, ein "Gestapo-Pole" und der Kierownik (der leitende Verwaltungsbeamte), der als erster im Zimmer stand. Als die anderen die vielen Betten mit den alten, kranken Menschen sahen - viele lagen zu zweit im Bett -, da machten sie kehrt. ... Sie sprachen ... zueinander: "Kommt, kommt nur hier heraus - das sind ja alles schon Leichen." ...
Da war nun wieder einmal eine Aufregung vorbei. Es war ein Abschnitt aus dem Lagerleben, der aber nicht nur einmal in den 3 1/2 Jahren in Potulice vorgekommen ist, sondern unzählige Male in einer anderen Form und Aufmachung.
Mit 120 Personen hatte ich am 27. Oktober 1946 ... "das Altersheim", wie wir es allgemein nannten, übernommen. Es kamen immer mehr alte, aber auch arbeitsunfähige junge Menschen dazu. Den Sommer und Herbst hatte so mancher alte Mann noch bei einem polnischen Bauern die Kühe gehütet, auch wenn er ein Holzbein hatte, oder eine alte, kranke Frau, die schon ganz gebückt ging, hatte die Kühe versorgt, das Federvieh gefüttert, sogar noch die Kühe gemolken.
Wenn sie spät am Abend vom Felde heimkamen, so durften sie im Stall oder in einem Schuppen oder irgendwo auf dem Dachboden schlafen. Eine alte Pferdedecke, ein paar Lumpen - das war ihr Bett. Jetzt zum Winter brauchte man diese alten Leute nicht mehr, und bis zum nächsten Frühjahr konnte ... ein Pole sich andere, jüngere Kräfte aus dem Lager holen. ... Also ab nach Potulice! ...
Täglich hatte ich Neuaufnahmen, oft 6 bis 8 Personen. ... Konnten sich die Menschen noch auf den Beinen halten, dann mußten sie zum Chefarzt ins Spital zur Vorstellung. Sie mußten oft stundenlang warten und dann ganz nackt vor ihm erscheinen, ganz gleich, welches Gebrechen oder Leiden diese Menschen hatten. ... Alle mußten im Adamskostüm vor diesem scheußlichen Menschen erscheinen. Dann bestimmte er darüber, wo die Menschen untergebracht werden sollten.
Ein jeder, der nach Potulice kam, mußte erst zur Kontrolle, wurde untersucht und durchsucht. ... Dann kam er zur Entlausung und in den Baderaum - unter die Dusche - ganz gleich, auch wenn er auf der Tragbahre lag, auch wenn er schon halbtot war. ... Dann brachten die Männer

(die auch gleichzeitig Totengräber waren) uns diese armen Menschen. ... "Erich, was bringen Sie uns da? Einen Mann - eine Frau?", fragte ich. Er sagte dann: "Eine alte Oma, nur bis morgen oder heute Nacht. Morgen hole ich sie wieder ab." Dann wußte ich schon Bescheid, es war jemand zum Sterben.
Wo sollten wir sie hinlegen? Die Betten waren belegt. ... Da lag sie nun, als ich die Decke zurückschlug, ein Häufchen Elend, nackt, zitterte vor Kälte - der kahle, geschorene Kopf entstellte den Menschen zusätzlich. Ich konnte nicht lange überlegen, der lange Erich (ein Kriegsgefangener aus Ostpreußen) drängte: "Los, schnell, Sie bekommen noch mehr, 2 bestimmt, wir müssen fort!" ...
Um Weihnachten 1946 war meine Belegschaft schon über 180 Personen. Es gab täglich Neuaufnahmen, aber auch fast täglich Tote, oft 5 bis 6 am Tage. Für 132 Menschen waren aber nur Bettstellen vorhanden, darunter 12 dreistöckige Betten. ... In diesen einzelnen Betten lagen fast schon überall 2 Kranke, Sterbende. Oft kam es vor, daß eine Oma tot neben einer anderen lag, die gar nichts gemerkt hatte. Oder beide waren tot.
... Es war oft nicht möglich, manche Leute zusammenzulegen - besonders bei den Männern war es schwierig -. ... Was blieb übrig? Der kahle Fußboden, denn extra Strohsäcke hatte ich doch nicht. ...
Es gab eine Zeit, in der ich 230, (einmal sogar) 238 Leute in der Baracke unterbringen mußte. Wie lange haben da die Männer ... und die Frauen ... auf dem Fußboden gelegen! Als der Chefarzt ... wieder einmal (in die Baracke) reingedonnert kam und mir sagte, es kämen heute noch mehrere Alte, da sagte ich: "Herr Chefarzt, ich habe keinen Platz, es liegen schon fast 20 Leute auf dem Fußboden, und ich habe keine Strohsäcke und keine Decken. Kann ich nicht etwas haben?" Da brüllte er mich an: "Nein, es gibt nichts. Wer hat uns was gegeben? Es können noch 20 auf dem Fußboden liegen, dann krepieren sie auch schneller."
... Wie oft habe ich rat- und hilflos dagestanden und gebetet: Lieber Gott, gib mir Kraft und zeige mir einen Weg. Es sind doch Menschen, meine eigenen Leute, Christen ...
Ein alter Opa von 70 Jahren, der bisher bei einem polnischen Bauern wenigstens noch im Stall auf Stroh schlafen durfte, sollte jetzt bei der Kälte auf dem kahlen, nackten Fußboden liegen. Ist es ein Wunder, daß man oft ... betete: "Herrgott, erlöse doch diesen oder jenen, damit ein anderer ein Bett bekommt." Aber dann kamen schon wieder Zugänge. Es war und blieb ein jammervolles Elend. ...
Im Januar 1947 kam mir der Gedanke, alle Todesfälle zu notieren. ... Vielleicht könnte ich diese Notizen heimlich hinausschmuggeln, falls ich noch einmal lebend herauskommen sollte. Wenn ich vielleicht doch noch einmal nach Deutschland kommen würde, konnte ich dann manchen Menschen Auskünfte geben.
Allerlei Papier wurde zusammengebettelt und ein Büchlein genäht. Der Außendeckel wurde aus einem Stück Packpapier angefertigt. ... Wie vielen Menschen konnte ich später in Deutschland eine Auskunft über den Verbleib ihrer Angehörigen geben. - Wenn das die Polen in Potulice gewußt hätten, dann wäre ich wohl gehängt worden. Leider wußte ich meistens nicht, wo die Leute herkamen, denn ich hatte vergessen, es aufzuschreiben. Ich konnte auch nicht alles notieren, denn das Büchlein war zu klein und ich hatte auch zu wenig Zeit.
Wenn ich die Namen (der Lagerinsassen) an meinem Geist vorüberziehen lasse, dann weiß ich genau, in welchem Bett der Opa S. gelegen hat, der bei uns seinen 80. Geburtstag gefeiert hat. Jawohl, "gefeiert". Denn jedes Geburtstagskind bekam am Morgen ein Lied gesungen, meistens einen Choral, und sein Lieblingslied durfte es sich auch noch wünschen.
Oft sehe ich noch immer "Mollzähnchen" (Eduard M.), ein kleines Männchen, Anfang der 70er Jahre, vor mir. Er war schon ein wenig kindisch, wurde Ende 1947 eingeliefert. Sein ganzes Gespräch war nur: "Schwester, wann geht ein Transport? Dann melden Sie mich doch an, dann fahre ich nach Deutschland und dann zu meinem Sohn nach Amerika." Wie viele

Briefe mit Dollar-Scheinen hat unser Mollzähnchen bekommen! ... Die Scheine wurden mir manchmal (von der Lagerverwaltung) gezeigt und dann "beschlagnahmt". Den Brief bekam ich mit und konnte meinem Opa wieder eine Freude machen. Mehrere Briefe habe ich auch im Auftrag des Vaters an den Sohn geschrieben, aber was durfte man denn schon schreiben? ...
Im Laufe des Jahres 1947 waren 557 Leute aufgenommen worden, davon starben 221.
Unsere kleine Oma Moll darf ich nicht vergessen. Niemand konnte den Korridor so schnell mit kleinen Schritten entlang laufen wie sie. Am 20. Juli 1948 konnten wir ihren 90. Geburtstag feiern, und im Mai 1949 stand sie mit ihrem Bündel reisefertig zum Transport in die Ostzone (wie ja alle 16 Transporte, in der Zeit von April bis August 1949, in die Ostzone geleitet wurden).
Im Laufe des Jahres 1948 wurden wieder 557 Personen aufgenommen, von denen 336 starben.
Mein Mollzähnchen (Opa Eduard M.) wurde immer schwächer und kindischer, und als es am 5. April 1949 tatsächlich so weit war: "Aufschreiben zum Transport", der auch am 11. April von Nakel abgefahren ist, da war mein Opa so weit, daß seine Stunden gezählt waren; aber noch waren seine Gedanken beim Transport und immer wieder fragte er: "Schwester, haben Sie mich auch aufschreiben lassen?" Am 8. April 1949 ist er gefahren, aber mit einem besseren Transport - in die ewige Heimat. Seine letzten Worte waren wie immer: "Komme ich auch mit?" ...
So könnte ich von vielen, vielen alten Leutchen eine kleine Geschichte erzählen. Auch die alte Urgroßmutter Auguste H. sehe ich im Geiste noch in ihrer Ecke auf dem Schemel hocken, auch sie feierte ihren Geburtstag bei uns, und zwar den 94. Sie starb bereits Ende 1947.
Im Januar 1949 hatte ich einen Bestand von 221 Personen, dazu kamen bis Mitte Juli ungefähr 160 Personen, davon starben 185.
Die übrigen sind z.T. mit ihren Kindern oder Angehörigen oder auch allein ... mit den Transporten nach Deutschland gekommen. Einzelne, die in Polen bleiben wollten, wurden auch inzwischen entlassen - (es waren) aber nur wenige. So hatte ich z.B. noch 3 Leute, 2 Männer und eine Frau, die in Polen bleiben wollten. Sie wurden 2 Tage vor meiner Entlassung ins Hospital verlegt.
Somit war meine Mission beendet, nachdem ich tags zuvor, am 18. Juli, 8 Schwerkranke, darunter mein Sorgenkind Gerhard, nach Nakel begleitet und sie in den Sanitätswagen, der sehr sauber und ordentlich war, gebettet hatte. Es gab nun kein Altersheim mehr.
Nakel war eine kleine Umsiedlungszentrale. Ein Barackenkomplex verriet, daß hier Deutsche "hausten". Wie üblich wurden Personalien, Aussiedlungsscheine und die Listen geprüft. ... (Danach ging es) wieder in eine Baracke. Wie lange noch? Niemand wußte es. Viele waren schon 3 Wochen hier, aber man sprach davon, daß in den nächsten Tagen ein kleiner Transport nach Breslau gehen würde. Allerlei Menschen sah ich dort wieder, die bei mir sogar in Potulice in Baracke 17 waren, die für Polen optiert hatten, als "Polen" entlassen wurden und jetzt auf den Abtransport nach Deutschland warteten.
Zu einem Opa sagte ich gleich: "Nun, Herr F., haben sie Polen schon aufgebaut? Ist es fertig? Wollen Sie jetzt Deutschland unsicher machen?" Da wurde er sehr verlegen und sagte: "Meine Tochter durfte mich nicht behalten, ich bekam einen Aussiedlungsschein und fahre jetzt zu meinem Sohn."
Der alte Mann war ein Deutscher, die Tochter, mit einem Polen verheiratet, hatte ursprünglich die Entlassung (des Vaters) aus dem Lager erreicht, durfte den Vater aber danach nicht bei sich behalten. Dieser Opa war damals unausstehlich gewesen. Er hatte nur noch von Polen geschwärmt und polnisch gesprochen, obwohl er nur ein paar Brocken dieser Sprache konnte, und hatte Luftschlösser gebaut. Nun waren sie fertig, aber auch schon wieder eingestürzt.
Am Nachmittag des 21. Juli 1949 wurde ich schon wieder ins Büro gerufen. ... Ich bekam es mit der Angst zu tun. Was würde nun passieren? Mußte ich wieder zurück nach Potulice?

Nein, nur das nicht! Herr Kierownik (ein leitender Verwaltungsbeamter) sprach polnisch. Er fragte, ob ich eine Schwester sei usw. Ich sagte darauf: "Ja, ich verstehe schon einiges, aber ich weiß nicht, was Sie von mir wollen." Natürlich wunderte er sich, daß ich so lange in einem polnischen Lager war und nicht einmal Polnisch gelernt hatte. Nun ging diese Litanei von neuem los, dachte ich, aber dann sprach er deutsch und trug mir eine neue Aufgabe auf.
Draußen im Hof standen eine Reihe Kinder im Alter von 6 bis 15 Jahren. ... Sie waren aus dem Kinderheim Schwetz gekommen, hatte ich gehört, und um diese Kinder sollte ich mich nun kümmern. ... Ich wagte es, mich zu weigern, denn ich war so abgearbeitet, ... so müde und wollte jetzt endlich Ruhe haben. ... Ich wollte keine Verantwortung mehr. Doch es nützte nichts. Ich machte einen letzten Versuch: "Die Kinder können doch kein Wort Deutsch, und ich kann nicht Polnisch - wir verstehen uns nicht, ich kann die Verantwortung nicht übernehmen."
Aber Herr Kierownik ließ nicht davon ab: "Wenn wir eine Schwester hier haben, muß sie auch die Kinder übernehmen, und ich gebe ihnen noch eine Frau als Hilfe." Also hatte ich schon wieder eine neue Mission. Doch ich erbat mir von Herrn Kierownik "Ausgang". ... Er sagte: "Aber natürlich dürfen Sie in die Stadt gehen, zumal bei dem schönen Wetter. Die Kinder bleiben im Lager, und wenn Sie zurückkommen, schauen Sie mal nach; wenn Sie etwas benötigen, wenden Sie sich an uns."
Am Nachmittag des 21. Juli machte ich gleich meinen ersten Ausflug in die "goldene Freiheit". Ich kam mir so ängstlich, so unsicher vor und glaubte, jeder Mensch müßte es mir an der Nase ansehen, daß ich eine Deutsche – also eine Gefangene – war.
Die Kinder waren schwierig zu behandeln. ... Ein Bub, der vor einem 3/4 Jahr im Lager Potulice war, erkannte mich. ... Ich war ziemlich erstaunt, weil der Bub polnisch mit mir sprach. Ich sagte zu ihm: "... Warum sprichst Du denn jetzt polnisch? Hier ist doch die deutsche Sprache nicht mehr verboten, und ich denke, Du willst doch auch nach Deutschland fahren, Du bist doch ein deutscher Bub!" Er antwortete ... in einem ganz schlechten Deutsch: "Schwester, ich habe alles verlernt; wir durften kein deutsches Wort sprechen, verstehen tue ich es noch, (ich kann) es nur nicht gut sprechen." Ich munterte ihn auf, daß er die deutsche Sprache schon bald wieder lernen würde. ...
28 Kinder waren es, die aus dem Kinderheim Schwetz kamen. Ich erkundigte mich, ob denn noch mehr deutsche Kinder dort wären, da sagten sie: "Ja, ja, noch viele!" Wieviele, konnte ich aber nicht herausbekommen. Dann wollte ich noch unbedingt wissen, wie und auf welche Art und Weise diese 28 Kinder zu einem Transport nach Deutschland ermittelt wurden.
Da erzählten die Kinder, daß vor einigen Tagen 3 Herren gekommen wären und gefragt hätten, wer nach Deutschland wollte und wer Verwandte oder Angehörige in Deutschland hätte. Natürlich hatten sich noch mehr Kinder gemeldet, aber sie seien nun gerade ausgesucht worden.
Als ich einzelne Kinder fragte: "Wo willst Du denn hin?", bekam ich meistens nur die Antwort: "Do Niemcy" ("Nach Deutschland"). ... Die meisten, ja fast alle Kinder waren Halb- und Vollwaisen. ... Ein Kind sagte: "In Deutschland, in Westfalen, wohnt eine Tante, zu der fahre ich hin." ... 2 Schwestern, 14 und 15 Jahre alt, gestanden offen ein, sie wüßten nicht, ob sie Verwandte in Deutschland hätten. ... Der Vater war Soldat und die Mutter wurde ermordet. Sie sprachen nur polnisch. Die 15jährige verstand etwas Deutsch, aber die andere stellte sich noch ganz bockbeinig an. Sie sagte, noch sei sie in Polen und brauche deshalb nicht deutsch zu sprechen.
Im Büro wurde auch nach Adressen von Verwandten gefragt. Als diese 2 Schwestern an die Reihe kamen, sagten sie wieder ganz offen und ehrlich, sie wüßten nicht, ob sie Verwandte in Deutschland hätten. Da sagte Herr Kierownik: "Ja, warum wollt Ihr denn nach Deutschland? Bleibt doch hier, ich hätte für Euch eine gute Stelle, und Ihr sprecht doch ein so feines Pol-

nisch; niemand merkt, daß ihr keine Polen seid. Ihr braucht nur zu sagen: Wir fühlen uns als Polen und wollen in Polen bleiben; dann könnt Ihr gleich heute das Lager verlassen und seid freie Menschen. Wer weiß, wie es Euch in Deutschland gehen wird!"
Beide waren sich aber in diesem Punkt einig und sagten: "Unsere Eltern waren Deutsche, und wir bleiben es auch!"
Ich sehe sie heute noch, als wir in Hannover waren und vom Roten Kreuz aufgeteilt wurden. Da standen sie beide neben mir, lehnten sich an mich und weinten bitterlich: "Schwester, nehmen Sie uns doch mit! Was wird man mit uns machen, wenn wir keine Verwandten angeben können? ..."<<

Das Schicksal der deutschen Bevölkerung in der Tschechoslowakei

Gewalttaten sowjetischer Soldaten und tschechischer Partisanen in Landskron, Razzia durch ein Partisanenkommando und "Revolutionsgericht" am 17. und 18. Mai 1945 in Landskron, Gefängnishaft von Mai bis Juni 1945

Erlebnisbericht des Notars Dr. Leopold P. aus der Stadt Landskron (x005/256-260): >>Als der russische Angriff im März 1945 bis in den Raum Teschen - Oderberg vorgetrieben worden war, setzten sich die Behörden nach Evakuierung der Zivilbevölkerung von Oderberg, wo ich seit 1922 als Rechtsanwalt und seit 1939 auch als Notar tätig war, nach Westen ab. Die Bahnverbindungen waren unterbrochen, meinen PKW hatte der Kampfkommandant im März 1945 beschlagnahmt. Ich bestieg mein Fahrrad und fuhr am 4. April 1945 über Neutitschein, Olmütz in meine Heimatstadt Landskron, wohin sich meine Familie schon am 19.1.1945 geflüchtet hatte.

Bis zum Kriegsende fluteten durch Landskron Wehrmachtsteile, Belegschaften von Behörden und größeren Unternehmungen und die Elendszüge der Heimatvertriebenen. Am 8. Mai konnten wir von den Höhen des Landskroner Talkessels noch den Kampflärm vernehmen. Desorganisierte deutsche Truppen zogen sich fluchtartig zurück. In ihrem Gefolge sah man Zivilisten auf hochbeladenen LKW, Kraftfahrzeuge wurden mangels Betriebsstoff allenthalben in Brand gesteckt.

In diese Szenerie des Feuers, der Verzweiflung und der Auflösung jeglicher Ordnung drangen die beutegierigen russischen Horden mit tschechischen Partisanen. ... Türen und Fenster wurden erbrochen, das Vieh aus den Ställen getrieben, viele Einwohner eingekerkert oder verschleppt. ...

Die männliche Bevölkerung von Landskron wurde zu Aufräumungsarbeiten kommandiert. Ich wurde einem Arbeitskommando zugeteilt, das ... Wehrmachtsausrüstungen zu ordnen und zu verladen hatte. Am 17. Mai 1945, gegen 11.30 Uhr, ging ich mit einigen Landsleuten von der Arbeit nach Hause und hörte an einer Wegkreuzung, wie ein bewaffneter tschechischer Partisan einem tschechischen Zivilisten in tschechischer Sprache sagte, "daß heute das große Gericht beginnen würde."

Knapp vor meiner Wohnung wurde ich von wild um sich schießenden Partisanen abgefangen und mit ungefähr 50 bis 60 Deutschen, die inzwischen zusammengetrieben worden waren, im Laufschritt auf den Marktplatz gepeitscht, wobei die tschechische Begleitmannschaft unablässig auf das Straßenpflaster schoß. Dadurch erlitten mehrere deutsche Männer Verletzungen. Ich selbst wurde durch ein abgepralltes Geschoß erheblich am rechten Fuß verletzt.

Auf dem Marktplatz meiner Heimatstadt Landskron waren inzwischen etliche hundert deutsche Männer zusammengetrieben worden, die in Reihen formiert wurden. Bis 7 Uhr abends am 17. Mai und den ganzen 18. Mai 1945 haben bewaffnete Tschechen und Russen an uns ein furchtbares Blutgericht gehalten. In meinem Heimatstädtchen mit seinen ca. 6.500 Einwohnern wurden an den beiden Tagen gegen 40 Männer hingemordet; etwa 100 Landsleute gaben sich den Freitod.

Wir mußten am 17.5.1945 über 6 Stunden ununterbrochen beide Arme hochhalten. Jede Reihe war von patrouillierenden Partisanen flankiert. Wer die Hände auch nur sekundenweise sinken ließ, wurde mit dem Gummiknüppel über den Kopf oder die Arme geschlagen. Ununterbrochen schossen die Partisanen knapp über unsere Köpfe hinweg. An den Fenstern, die geschlossen bleiben mußten, durfte sich niemand zeigen. Geschah dies trotzdem, schossen die Partisanen in die Wohnungen.

Plötzlich brüllte ein Partisan durch die Lautsprecher: "Alles zusammen und nieder!" Hunderte von Männern drängten sich wie ein Bienenklumpen zusammen und versuchten vergeblich, sich auf die Erde zu legen. Es entstand ein wildes Durcheinander, über welches hinwegge-

schossen wurde. Ob und wer verletzt wurde, konnte ich in der begreiflichen Aufregung nicht feststellen. Mit größter Schnelligkeit mußte sodann die Reihenordnung wieder hergestellt werden. Dies wiederholte sich einige Male.
Ein vom Schreien heiser gewordener Partisan veranstaltete mit uns Sprechchöre, indem er zu uns "Heil Hitler!" kommandierte, anschließend sogleich auf Tschechisch: "Es lebe Präsident Benesch, es lebe Generalissimus Stalin!" Zivilisten gingen die Reihen ab und suchten sich entweder besondere Opfer aus, die sogleich vor den unter freiem Himmel aufgestellten "Richtertisch" geschleppt wurden, um sofort gehängt oder erschossen zu werden oder aber sie zogen ihnen bekannte Sozialdemokraten und Kommunisten heraus, die sich abseits vor dem Rathaus hinsetzen und die Massaker den ganzen Tag mit ansehen mußten.
Jeder angehaltene Deutsche mußte vor den "Richtertisch", ... die letzten Schritte auf den Knien rutschen. Jeweils der erste rechte Mann in der Reihe trug mit erhobenen Händen ein Hitlerbild, das die Partisanen mit aufgezogenem Schleim bespuckten. Der Nebenmann mußte diesen Auswurf jedesmal ablecken und hinunterschlucken.
An dem "Partisanen-Richtertisch" saßen der Vorsitzende, namens Hrabacek, 4 weitere Zivilisten, ein Gendarm, ferner stand dabei ein Partisanenweib, welche einige Deutsche, darunter auch mich, mit einem Gummistempel viermal im Gesicht abstempelte, bis ein Tscheche aus dem ersten Stockwerk des Landratsamtes ihr dies verbot. Andere Tschechen in Zivil, die die Mißhandlungen an den Verurteilten zu vollstrecken hatten, standen um das Partisanengericht herum.
Dieses Blutgericht "verurteilte" die herangeschleppten Deutschen entweder zu Prügelstrafen zwischen 10 bis 100 Schlägen oder zum Tod durch Erschießen oder Erhängen. Die zu Prügel Verurteilten wurden an jenen 2 Tagen in die Toreinfahrt des Gemeindehauses geschleppt, dort auf ein vorbereitetes neues breites Brett geworfen und, ohne daß einer der Henker zählte, mit Gummiknüppeln, Ochsenziemern, Gewehrkolben und Stöcken über den ganzen Körper, auch über den Kopf und Hals, geschlagen und mit Füßen getreten.
Vor mir erhielt Brauereidirektor Gustav Z. 10 Schläge zudiktiert. Die gellenden Schmerzensschreie der Geprügelten waren den ganzen Tag über in grauenerregender Lautstärke zu hören. Damit vermengten sich ununterbrochen die Gewehr- und Maschinenpistolensalven.
Ein Kandelaber (Laternenträger) vor dem Gasthaus S. diente als Galgen. Ich sah wie der Installateur Josef J. gehängt wurde. Er eilte selbst auf den Galgen zu, legte sich die Schlinge um den Hals, ein Partisan stieß den Hocker weg.
Der Gehängte blieb, solange ich auf dem Ringplatz war, am Galgen, nachdem vor ihm ein anderer Deutscher gehängt worden war. Ferner sah ich, wie der Leiter des Amtsgerichts, Dr. Josef M., schon unter dem Galgen angetreten war, nach kurzer Umfrage durch Lautsprecher aber wieder in meine Reihe zurückgetrieben wurde. M. hatte viele blutende Wunden auf dem Kopf und war sehr benommen. Er wurde (später) nach Sibirien abtransportiert und kehrte von dort krank zurück.
Links vor dem Aufgang zum Rathaus befand sich ein Luftschutzwasserbassin, in das mehrere Deutsche hineingeworfen wurden, worauf die Partisanen auf sie schossen. Die am Leben Gebliebenen wurden herausgezogen, über das Geländer geworfen, aus Feuerwehrschläuchen angestrahlt, so daß sie umfielen, sodann wurden die meisten von ihnen an die Mauer gestellt und von Partisanen durch Feuerstöße aus Maschinenpistolen niedergestreckt. Die Ermordeten lagen dort auf einem Haufen, wurden gegen Abend auf einen Wagen des Fuhrwerkers S. geworfen, auf den Friedhof geführt und wie ich später erfuhr, in einem Massengrab begraben.
Fast nach jedem Mord trat ein Partisan an den Toten heran und gab ihm mit der zynischen ... Bemerkung: "Jetzt hat er genug!", einen Fangschuß mit der Pistole.
Der Ziegeleibesitzer Ing. Josef N. wurde von 3 Partisanen ... anscheinend aus dem Gefängnis im Laufschritt über den Marktplatz gejagt, wobei ihn 3 mitlaufende bewaffnete Tschechen

unablässig mit Gummiknüppeln auf den Kopf und den Rücken schlugen. Bei der Rathausmauer angelangt, stellte er sich auf Kommando mit erhobenen Armen mit dem Gesicht zur Mauer. Maschinenpistolen traten in Tätigkeit. N. fiel lautlos auf den Haufen der dort liegenden Gemordeten, ein Partisan gab auch ihm den Fangschuß. Auf ähnliche Weise, aber ohne Spießrutenlauf, sah ich Ing. Otto D. an der Richtstätte enden.
... Unter dem Schmerzensgebrüll der Gegeißelten suchten die Tschechen 2 starke deutsche Männer aus, befahlen ihnen, den Oberkörper zu entblößen und einen Boxkampf aufzuführen. Offenbar in der - allerdings irrigen - Hoffnung, sich das Leben zu erkämpfen, schlugen die Kämpfenden mit bloßen Fäusten aufeinander los, bis sich der eine von ihnen im Staube wälzte. Was weiter mit ihnen geschehen ist, konnte ich nicht beobachten. Den Bauern R. aus Lußdorf habe ich in der darauffolgenden Nacht in meiner Zelle getroffen, er war durch die erlittenen Mißhandlungen völlig apathisch und wurde am nächsten Tag abtransportiert.
Mir wurden am 17.5.1945, gegen 18 Uhr, 30 Schläge ... zudiktiert. Bei dieser unmenschlichen Mißhandlung wurde ich zweimal ohnmächtig. Nach der Exekution wurde ich zu dem Eckhaus des Kaufmanns H. geschleppt und dort ... an die Mauer gelehnt.
Gegen 19 Uhr wurden wir, ungefähr 40 Mann, in das Gerichtsgefängnis abgeführt, nachdem schon tagsüber einige Trupps dorthin eingeliefert worden waren. Vor dem Gefängnis brach ich wieder zusammen und wurde von meinen Leidensgenossen in die Zelle geschleppt. Die Schießereien hörten wir noch bis spät in der Nacht. An Schlaf war nicht zu denken, denn in einer bloß für 3 Häftlinge bestimmten Zelle wurden 19 Männer zusammengepfercht, die alle schwer angeschlagen waren. Ich spürte, wie die Lähmung beider Arme begann. Am nächsten Tag hing mein rechter Arm schlaff herunter.
Dieser Zustand dauerte einige Wochen. Bis heute sind eine teilweise Lähmung der rechten Ellenbogennerven und die Folgen eines Bruches des rechten Kiefergelenks zurückgeblieben, die laut ärztlichem Befund nicht mehr zu heilen sind. Außerdem erlitt ich einen Bruch des linken Ellenbogenknochens, Verletzung der Nieren, Blutunterlaufungen am ganzen Körper und eine Gehirnerschütterung.
Am 18. Mai 1945 wurden wir aus dem Gefängnis abermals auf den Marktplatz getrieben, wo die Tschechen ähnliche Greueltaten wie am Vortage verübten. Geschlagen wurde ich aber nicht mehr, auch die Arme mußten wir nicht mehr hochhalten, doch wurden wir wieder vor das Partisanengericht befohlen, nochmals untersucht und in das Gefängnis zurückgeführt. Der Massenmörder Hrabacek unterbrach, als ich vor dem Blutgericht stand, die "Sitzung" mit der Bemerkung, er müsse feststellen, ob mich die Russen suchen. Er ... kam mit einem größeren Notizbuch zurück und sagte, er könne mich nicht in den Listen finden.
13 Tage wurde ich im Gerichtsgefängnis zurückgehalten. Die Verpflegung bestand morgens aus schwarzem Kaffee, mittags aus einer Gemüsesuppe und abends (gab es) wieder schwarzen Kaffee. Einmal täglich wurden 200 g Brot ausgegeben. Ununterbrochen, tags und nachts, kamen kleinere Kommissionen der Russen, Partisanen und Zivilisten, auch Polen, in die Zellen, um nach Deutschen zu fahnden, die anscheinend auf besonderen Listen standen. Einige Zellengenossen wurden sofort abgeführt. Welches Los ihnen beschieden war, haben wir nicht erfahren. In meiner Zelle war ... auch ein Spitzel, dessen Namen ich nicht kannte.
In der Zelle nebenan lag die Frau eines deutschen Gendarmen mit ihrem kleinen Sohn, die schwer mißhandelt worden war. ...
Auf dem Flur vor den Zellen mußten verschiedene Deutsche, ein Gendarm, ein in Landskron wohnhafter Holländer, der Spediteur Karl N. und andere, tagelang mit zur Wand gekehrtem Gesicht, an Händen und Füßen mit starken Seilen oder schweren Eisenketten gefesselt, stehen und wurden dann ... fortgebracht. ...
Nach meiner Entlassung aus dem Gefängnis lag ich einige Wochen teilweise gelähmt und an inneren Verletzungen krank in meiner Wohnung.

Mitte Juni wurde anläßlich der Registrierung der männlichen Bevölkerung von Landskron wiederum ein großer Teil der Männer in verschiedenen Gebäuden eingesperrt; ich selbst, obwohl kaum gehfähig, wurde mit etwa 20 Männern auf dem Dachboden der sog. "Beseda" (Kasino) eingesperrt.
In der Nacht wurden einige der Inhaftierten zur Leibesexekution in einen Nebenraum gebracht, aus dem dann die Schmerzensschreie zu hören waren. Nach schweren Mißhandlungen kamen in jener Nacht ... der Gefangenenaufseher W., der bis vor wenigen Tagen noch Dienst gemacht hatte, und ein gewisser G. aus Troppau in die Zelle zurück. Beide stöhnten die ganze Nacht. Am nächsten Morgen wurde ich wieder entlassen. Auch in dieser Nacht wurden wir von Fahndungstrupps besucht.
In der Nähe des Badhauses hatte ein betrunkener russischer Soldat einen anderen russischen Soldaten erschossen. Eine russische Patrouille erschoß daraufhin den ersten deutschen Mann, der ihr aus jenem Hause entgegenkam, der gar nicht zu Wort gekommen war. ...
In jenen Tagen des 17. und 18. Mai 1945 wurden auf der Straße R. G. und Forstdirektor Theodor B. von Partisanen umgebracht. Deutsche Frauen wurden wiederholt von Russen vergewaltigt. In jenen Tagen des 17. und 18. Mai 1945 wurden auf der Straße Rudolf Gerth und Forstdirektor Theodor Benesch von Partisanen umgebracht. Deutsche Frauen wurden wiederholt von Russen vergewaltigt. Die minderjährige Tochter eines Bekannten wurde von den Russen vergewaltigt, der Vater wurde gefesselt und mußte diesem Verbrechen zusehen.
Ein Mädchen sprang aus dem Fenster des ersten Stockes, um der Vergewaltigung zu entgehen, und brach sich das Bein.
(In den) Wochen bis zu meiner Vertreibung schlief die Bevölkerung kaum, da sie sich vor den die ganze Nacht plündernden Russen und Partisanen rechtzeitig sichern wollte, um besonders die Frauen zu verbergen.
In der Zeit vom Kriegsende bis zu meiner Vertreibung am 5. Juli 1945 erhielten wir die deutschen Hungerkarten. Ich mußte mich täglich bei der Polizei melden. Alle Deutschen mußten die weiße Armbinde ... tragen. Die deutsche Bevölkerung der umliegenden Dorfgemeinden wurde in das inzwischen von den Polen benachbarte Preußisch-Schlesien ausgetrieben, von wo einige zurückkehrten. ...<<

Lebensverhältnisse in Leitmeritz im Mai 1945, Internierung in verschiedenen tschechischen Gefängnissen von Mai 1945 bis März 1947

Erlebnisbericht des Oberlandesgerichtsrats Alfred B. aus der Stadt Leitmeritz im Sudetenland (x005/287-292): >>Ich war von 1939-1945 Mitglied des Strafsenats des sudetendeutschen Oberlandesgerichts in Leitmeritz, Bezirk Aussig, und wohnte in Leitmeritz. Nach Proklamierung des Waffenstillstandes wurde Leitmeritz bombardiert, wobei auch der rückwärtige Teil des Landgerichtsgebäudes, in dem das Oberlandesgericht untergebracht war, beschädigt wurde und die Gefängniskapelle einen Treffer erhielt.
Nach dem Einmarsch der Russen in Leitmeritz wurden die Insassen des KZ-Lagers, die Juden des Ghettos in Theresienstadt und die Häftlinge freigelassen, die dann drei Tage lang mit den Partisanen in der Stadt plünderten, gewaltsam in verschlossene Räume eindrangen, wobei sich auch eine große Anzahl Frauen beteiligte, und alles mitnahmen, was ihnen begehrenswert erschien. Hierauf folgten wiederholte Haussuchungen durch Russen, Partisanen und tschechisches Militär nach angeblich verborgenen Waffen und deutschen Soldaten, wobei wiederum viele Wertgegenstände, Schmuck, Uhren und dergl. verschwanden.
Unterdessen begann aus allen Gegenden der CSR die Invasion der sog. tschechischen "Goldgräber", die mit Koffern, Aktentaschen, Schachteln, Kisten und Rucksäcken ankamen und sich an dem Eigentum der Sudetendeutschen, die nun vogelfrei waren, bereicherten.
Täglich mußten die Sudetendeutschen um 7 Uhr früh auf dem Marktplatz gestellt sein, wo sie

in Arbeitstrupps eingeteilt wurden und dann von Tschechen wie Sklaven zur Arbeit geführt wurden. Die niedrigsten und schwersten Arbeiten mußten die Deutschen verrichten, wobei es sehr oft zu schweren Mißhandlungen durch die aufsichtführenden Personen kam. Auch sämtlich Richter, Beamte und Angestellte des Oberlandes- und Amtsgerichts Leitmeritz mußten täglich zur Arbeit antreten und Aufräumungsarbeiten im Gerichtsgebäude leisten.
Zunächst mußten die Glassplitter weggeräumt werden, die nach der Bombardierung zentimeterhoch in den Gängen und Kanzleien umherlagen, die Türen und Einrichtungsgegenstände repariert und die Fenster nach Entfernung der Glasreste neu verglast werden. Von der tschechischen Verwaltung, die nach der Kapitulation eingesetzt worden war, wurde uns versichert, daß es wahrscheinlich wieder zur Übernahme der Deutschen kommen werde, wenn sich die Verhältnisse einigermaßen beruhigt haben würden. Auf diese Weise wiegte man uns in Sicherheit. Doch es sollte bald anders kommen.
Etwa Mitte Mai 1945 wurden der Generalstaatsanwalt von S., der Oberstaatsanwalt Dr. W. und der Oberlandesgerichtsrat Dr. W. verhaftet ... und nach Theresienstadt gebracht. ...
Am 11.06.1945 ging ich, wie täglich, nachmittags gegen 14 Uhr zum Gericht. Beim Eingang saß ein tschechisches Kontrollorgan, der Ein- und Ausgang der deutschen Richter und Angestellten notierte. Etwa eine halbe Stunde später wurde ich mit dem Senatspräsidenten des Strafsenats Richard P. in die Präsidialkanzlei gerufen. Dort wartete ein Mitglied der SNB in Zivil, mit Revolver bewaffnet, der uns sofort nach Betreten der Kanzlei "Hände hoch!" zurief und uns dann nach erfolgter Leibesvisitation aufforderte, ihm zu folgen.
Er brachte uns zu einem Polizeibeamten, der im Hause des Cafés Corso in Leitmeritz amtierte. Wir mußten uns dort zunächst in einem Vorraum, mit dem Gesicht gegen die Wand gewendet, eng vor die Wand stellen und warten, bis wir zum Verhör gerufen wurden. Inzwischen kam der SNB-Mann wiederholt an uns heran, packte uns bei den Haaren und schlug uns den Kopf wiederholt so heftig an die Wand, daß uns buchstäblich "Hören und Sehen" vergingen. Dann folgte ein kurzes Verhör, worauf wir wieder an die Wand gestellt wurden und sich die ... geschilderten Mißhandlungen wiederholten.
Dann wurden wir in das Gerichtsgefängnis geführt. Nach Erledigung der Aufnahmeformalitäten sperrte man uns gesondert je in eine Zelle im dritten Stock des Gefängnisses. Etwa eine halbe Stunde später holte uns ein Gefangenenaufseher, der uns in den Baderaum des Gefängnisses führte und auf dem Wege dahin wiederholt mit dem Gummiknüppel ohne jeden Grund auf uns einschlug.
Im Baderaum, der im Erdgeschoß lag, mußten wir uns vollkommen entkleiden und dann jeder in eine Badewanne steigen, die hierauf bis zum Rande mit eiskaltem Wasser gefüllt wurde. Unterdessen waren weitere 4 Aufseher mit Gummiknüppeln erschienen. Einer tauchte mir den Kopf solange unter das Wasser, bis mir der Atem ausging und ich Wasser zu schlucken begann, während die anderen 4 unterdessen mit ihren Gummiknüppeln wahllos auf den nackten Körper und besonders auch auf die Fußsohlen einschlugen, da die Füße durch das Niederdrücken des Kopfes aus dem Wasser herausragten. Dann wurde ich gewaltsam umgedreht, der Kopf wurde niedergedrückt und Rücken, Gesäß und Waden mit den Gummiknüppeln bearbeitet.
Hierauf mußte ich mich etwa eine Viertelstunde unter die kalte Brause stellen, worauf es wieder in die Badewanne ging, wo ich in dem kalten Wasser liegenbleiben mußte, bis die geschilderte Mißhandlung in der Badewanne auch an dem Senatspräsidenten P. beendet war. Hierauf mußten wir beide aus der Wanne steigen, uns gegenüberstellen und uns gegenseitig ohrfeigen.
Hinter jedem von uns stand ein Aufseher, der mit dem Gummiknüppel auf uns losschlug oder uns schallende Ohrfeigen oder Faustschläge ins Gesicht versetzte, wenn wir ihrer Meinung nach nicht kräftig genug aufeinander einschlugen, was nach der vorangegangenen Mißhand-

lung und der fast der Ohnmacht nahen Erschöpfung fast immer der Fall war. Außerdem hatte ein jeder auch eine selbstverständliche Hemmung mit aller Wucht gegen den anderen loszuschlagen.
Der Ohnmacht nahe und vor Kälte zitternd durften wir uns dann endlich wieder ankleiden. Das ging natürlich bei unserem Zustande nicht so rasch, wie es die Aufseher verlangten, so daß die Gummiknüppel in Tätigkeit traten.
Dann mußten wir den Rückweg nach der im dritten Stock befindlichen Zelle antreten. Das war ein neuer Leidensweg. Da die Körperkräfte und die Füße infolge der vorangegangenen Mißhandlungen versagten und wir die vielen Stufen zum dritten Stock mehr krochen als gingen, regnete es wieder Hiebe mit dem Gummiknüppel, um unseren Gang zu beschleunigen. Mit einem Fußtritt wurden wir schließlich in unsere Zellen befördert. Ich hatte dann eine schlaflose Nacht, da infolge der ... Mißhandlungen die Füße und der ganze Körper, der sich grün und blau verfärbte, anschwollen, so daß ich weder stehen noch sitzen noch liegen konnte und die Nacht in hockender Stellung verbringen mußte.
Am nächsten Tage erschien wieder ein Aufseher, führte mich in eine leere Zelle und forderte mich auf, hundertmal die tiefe Kniebeuge zu machen und dabei selbst laut zu zählen. Das gelang natürlich bei meinem Zustand und der Entkräftung des Körpers nicht mehr ordentlich. Dauernde Schläge mit dem Gummiknüppel erzwangen auch die hundertste Kniebeuge.
Damit noch nicht genug, mußte ich jetzt noch eine Zeitlang den Liegestütz machen, bei dem mich aber die Kräfte verließen und ich vollkommen erschöpft liegenblieb, worauf der Aufseher wie rasend wieder mit dem Gummiknüppel auf meinen Körper wahllos losschlug. Mit einem Fußtritt und einem Schlag mit dem Gummiknüppel wurde ich dann wieder in meine Zelle zurückbefördert. ...
Um weiteren Mißhandlungen zu entgehen, meldete ich mich dann freiwillig zur Außenarbeit, die bei den Russen, tschechischen Privatleuten und in der tschechischen Kaserne verrichtet werden mußte. Auch da ging es nicht ohne Mißhandlungen ab, je nach Art der Person, die die Aufsicht hatte. Immer wieder mußten wir uns von den Tschechen anhören, daß wir bald am Galgen baumeln werden und daß sie sich auf diesen Augenblick freuen.
Die Verpflegung im Gefängnis war anfangs sehr schlecht und unzureichend. Zum Frühstück gab es schwarzen Kaffee, mittags einen dünnen, fettlosen sog. Eintopf, 3 bis 4 Kartoffeln, von denen meist die Hälfte ungenießbar war, zum Abendbrot (erhielten wir) entweder eine ganz dünne Suppe oder schwarzen Kaffee, pro Tag 166 g Brot. Das Essen war meist kalt, besonders die Suppe oder der Kaffee am Nachmittag, da das Abendessen meist schon um 16 Uhr ausgeteilt wurde und stehen blieb, da wir erst gegen 18 oder 19 Uhr, manchmal noch später von der Arbeit zurückkamen.
Wir erhielten auch im Winter 1945/46 nur leichte Sträflingskleidung und selbst für die Außenarbeit keine Mäntel. ... Längere Zeit war eine Arbeitsgruppe von 100 bis 200 Häftlingen in dem unterirdischen Werk in der Nähe des sog. Pfaffenhofes in Leitmeritz beschäftigt, wo von den Russen die dort befindlichen Maschinen demontiert, zur Bahn gebracht und verladen wurden.
Anfang Jänner (Januar) wurde uns Richtern die Anklage zugestellt. Die Hauptverhandlung vor dem tschechischen Volksgericht fand am 21. und 22. März 1947 statt, bei welcher gegen ... 3 Mitglieder des Strafsenats (des ehemaligen deutschen Oberlandesgerichts Leitmeritz) gleichzeitig verhandelt wurde.
... Die Anklage, die uns Anfang Januar 1957 zugestellt wurde, legte uns das Verbrechen nach § 7, Abs. l und 3 des Gesetzes Nr. 22/46, strafbar nach § 7, Abs. 3 … (Todesstrafe) zur Last, und zwar daß ich von 1939 bis 1945 in Leitmeritz, demnach in einer Zeit erhöhter Bedrohung der Republik, im Dienste und im Interesse Deutschlands im Zusammenwirken mit anderen Richtern

1. als Beisitzer des Strafsenats des Oberlandesgerichts durch richterliche Urteile den Tod nachstehender Bewohner der Republik (es folgen 6 Namen von verurteilten Tschechen),
2. den Freiheitsverlust einer großen Anzahl von Angehörigen der Republik (es folgen 42 Namen von Verurteilten),
3. als Mitglied des Sondergerichts den Freiheitsverlust von 5 Personen (es folgen die Namen), meistens mit schweren Folgen und bei dem Verurteilten P. K. schließlich mit Todesfolgen verbunden,
verschuldet habe.
... Nach § 7 (der tschechischen Anklageschrift) ... war die Todesstrafe für denjenigen festgesetzt, der den Tod eines Angehörigen der Republik verschuldet hatte. Nach einer weiteren Bestimmung sollte diese Strafe auch auf Richter Anwendung finden, die durch Urteil, Beschluß oder eine andere Entscheidung den Tod eines Angehörigen der Republik herbeigeführt hatten, wenn sie bei ihren Entscheidungen einen besonderen Eifer bekundet hatten. ... Gemeint war das voreingenommene Bestreben, ohne Rücksicht darauf, ob das Verschulden in subjektiver Richtung gegeben war, eine Verurteilung des Angeklagten herbeizuführen.
Der besondere Eifer konnte uns ... nicht nachgewiesen werden, obwohl man sich sehr bemühte, diesen Nachweis zu erbringen. Wiederholt erfolgten im Prager Sender und im örtlichen Lautsprecher Aufforderungen an die tschechische Bevölkerung unter Nennung unserer Namen, Zeugen und solche Umstände bekanntzugeben, die gegen uns sprachen.
Bei der ... gegen uns durchgeführten Hauptverhandlung des tschechischen Volksgerichtes, zu der über 20 Zeugen erschienen, erklärten einige Zeugen auf Befragen des Vorsitzenden, welchen Eindruck sie bei der gegen sie durchgeführten Hauptverhandlung gehabt hätten - manche sogar, ohne daß sie vorher darum gefragt wurden, alle mit fast demselben Wortlaut (anscheinend vorher abgesprochen) -, die ganze Hauptverhandlung (vor dem deutschen Gericht) sei nur eine Komödie gewesen und ihre Verurteilung sei zu Unrecht erfolgt, da sie vollkommen schuldlos (unschuldig) gewesen wären.
Nach Befragen der Verteidiger brüsteten sich aber diese Zeugen unüberlegt mit ihren großen Leistungen in der tschechischen Widerstandsbewegung, wodurch sie natürlich ihre Behauptung, daß sie unschuldig verurteilt worden wären, selbst widerlegten. Behauptet wurde von einigen Zeugen, daß wir mehr als 70 Todesurteile gegen Männer und über 30 Todesurteile gegen tschechische Frauen gefällt hätten. Die Unrichtigkeit dieser Aussagen ... wurde schon dadurch bestätigt, daß wir nicht eine einzige Frau zum Tode verurteilt hatten. Solche Aussagen sprachen natürlich eher für als gegen uns.
Anerkennenswert war das Verhalten unserer Verteidiger, die sich aufrichtig für uns eingesetzt haben. Mein Verteidiger war der tschechische Advokat Dr. Klima aus Leitmeritz. Sehr eindrucksvoll war auch die Verteidigungsrede des Senatspräsidenten P., der diese mit den folgenden Worten einleitete: "Meine Herren Richter! Wolle es Gott verhüten, daß sich die politischen Verhältnisse in mehr oder weniger als 10 Jahren so ändern, daß Sie anstelle der heutigen Angeklagten dann dort sitzen!"
Die Verantwortung, Verteidigung und selbstverständlich die Durchführung der ganzen Verhandlung erfolgte in tschechischer Sprache, doch wurde das Schlußwort in deutscher Sprache erlaubt: Vorsitzender des Senats war der Stellvertreter des Vorsitzenden des Volksgerichtes, der sich offensichtlich bemühte, objektiv zu sein, was ihm allerdings manchmal durch die Einstellung der meisten Zeugen, einiger Beisitzer und durch Zurufe aus dem Zuhörerkreis (wie "Justizmorde") nicht leicht gemacht wurde.
Das dritte Mitglied des Senats war Oberlandesgerichtsrat Hubert K. Viertes Mitglied des Strafsenats war Dr. Franz W., gegen den aber damals mit uns nicht verhandelt wurde, weil angeblich die Erhebungen gegen ihn noch nicht abgeschlossen waren. Nach 2tägiger Verhandlung gegen uns wurde am Abend des zweiten Tages nach ungefähr einstündiger Beratung das

Urteil verkündet, mit dem K. und ich gänzlich freigesprochen wurden, während der Senatspräsident P. zwar hinsichtlich der richterlichen Tätigkeit gleichfalls freigesprochen, aber wegen angeblicher Hitlerpropaganda bei der Begründung seiner Urteile und Beschimpfung von tschechischen Angeklagten mit "Benesbande" zu 14 Jahren schwerem Kerker verurteilt wurde.
Auf Grund dieses Urteils wurde ich allerdings erst 2 Tage später, am 24. März 1947, aus der Haft entlassen, in der ich somit über 21 Monate schuldlos festgehalten worden war.
Wir wurden dann (nach unserem Freispruch) in die kleine Festung nach Theresienstadt gebracht, wo wir uns nur beschränkt bewegen konnten. Bevor wir in das Sammellager kamen, mußten wir alle antreten, um die für jeden Ausgewiesenen bestimmten Spinnstoffe im Gewicht von 70 kg zu übernehmen. Ich freute mich riesig, denn ich besaß nur das, was ich bei meiner Verhaftung im Juni 1945 am Leibe hatte, nämlich einen leichten Sommeranzug und Sandalen, weder Hut noch Mantel und nur schadhafte Wäsche.
Wie aber sahen die 70 kg Spinnstoffe aus? Ein altes Oberbett mit einem ganz schadhaften Überzug, eine zerrissene Pferdedecke, eine ebenso schadhafte Wattedecke, 40-50 ungleiche, zerrissene Damenstrümpfe, eine gebrauchte Arbeitshose eines Malers, an der alle möglichen Farben klebten, ... 9 weiße Frackwesten, 7 schadhafte Herrenhüte aller Größen, etwas gebrauchte, schadhafte Wäsche ... und ein abgetragener, vielfach geflickter Lodenmantel.
Um das Gewicht von 70 kg zu erreichen, wurden dann Fleischklopfer, eiserne Töpfe und Tontöpfe, eine Stielpfanne, verrostete Bestecke und etwas schadhaftes Geschirr auf die Waage gelegt.
So kamen die Tschechen ihrer Verpflichtung, jedem Ausgewiesenen 70 kg Spinnstoffe mitzugeben, nach, und so ausgestattet kam ich in das Sammellager in Alt Habendorf bei Reichenberg (im Sudetenland).<<

Lebensverhältnisse in Braunau von Juni bis September 1945

Erlebnisbericht der Lehrerin A. K. aus der Stadt Braunau im Sudetenland (x005/575-596,631-642): >>9. Juni: ... Ein Zug Leute, fast nur Frauen und Kinder, (kam) ... zur Stadt herab. Es war erschütternd. Fast alle (waren) barfuß. Statt Kleider (trugen sie) meist nur Lumpen. Mit fiebrigen Augen, mehr schwankend als gehend, einige mit nackten Säuglingen, mehr Gerippe als Kind, auf den Armen, (zogen vorüber). ...
Hinter diesen gequälten Kreaturen (folgte) die tschechische Soldateska als Treiber. Angeblich waren es Prager Deutsche, der Rest von etwa 700 Menschen, die der dortigen Hölle entronnen waren. ... Niemand durfte mit ihnen sprechen. Man führte sie ins ehemalige Russenlager. ... Dort riefen sie flehentlich um Brot. Viele wollten helfen und durften nicht. ...
Die Selbstmordziffer war rasend in die Höhe geschnellt. ... An einem Morgen schnitt man einmal 20 Leichen am Friedhof ab - erhängt. ... Ein Familienvater erschoß seine 5 Kinder, Frau, Schwiegermutter, zuletzt sich selbst. Es gab alle Todesarten. ... Jeder war selbst überbürdet, schwamm mit letzter Kraft im Strom des Leids.
14. Juni: ... Immer mehr Nachrichten über die Behandlung unserer Gefangenen sickern durch. ... Bei jeder Vernehmung stehen hinter den Angeklagten 2 SNB mit Peitschen. Es wird nur tschechisch gesprochen, das der Großteil gar nicht kann. Zur Auffrischung des Gedächtnisses werden einzelne Inhaftierte früh mit dem Gesicht zur Wand gestellt, wo sie bis abends mit der Nase ein Blatt Papier an die Wand drücken müssen.
Jede Foltermethode ist erlaubt, und das mittelalterliche Faustrecht, Hexenprozesse und Schwedengreuel des 30jährigen Krieges können nicht schlimmer gewesen sein. ... Mein Zahnarzt, ein kleiner, schwächlicher Mann, der während der gesamten Kriegsjahre oft bis 21.30 Uhr arbeitete, um auch alle Arbeiter zu behandeln, wurde mit einer schweren Führerbüste, die man im Keller seines Hauses gefunden hatte, so oft die Klosterstiege hinaufgejagt, bis er zu-

sammenbrach.
Die Gründe der Inhaftierung waren neben irgendwelcher Mitgliedschaft ein ungezügeltes Wort oder oft schon eine Gebärde, ein Blick, Unterhaltung mit einem Gefangenen usw. Der harmloseste Passant war nicht sicher. ...
Ein Gerücht besagt, daß uns die Amerikaner zur Strafe 3 Jahre lang hungern lassen wollen. Ich finde das nicht glaubhaft und wenig human für ein Kulturvolk, das uns Deutsche wegen Unmenschlichkeit so sehr verurteilt hat.
Auch dieses Geflüster wurde wahr, denn bis zur Währungsreform erhielten wir ja tatsächlich zum Leben zu wenig, zum Sterben zu viel.
27. Juni: ... Russen sieht man hier nur noch selten. Dafür sind schon viele Wohnungen und viele Häuser beschlagnahmt. Die wenigsten durften etwas mitnehmen. ... Achtköpfige Familien und Greise begingen Selbstmord. ... Radios, Fotos und Waffen mußten abgegeben werden. ... (Es herrscht) Ausgehverbot von 21 bis 4 Uhr. ... Deutsche tragen gestempelte weiße Binden, sonst (macht man sich) strafbar. Der Stempel kostete 1 RM. ...
Gassen, Plätze, alles wurde umbenannt. ... Für Deutsche, außer für Deutsche mit roten Binden (Kommunisten und Sozialisten), gab es keine Milch, Eier, Fleisch. ... Ich selbst bin dürr wie noch nie, aber noch gesund, und das ist die Hauptsache. ... In Großdorf ... waren etliche Flecktyphusfälle. ... Die Kinder sind beide noch kräftig ... Geklaut wird viel, z.B. Fahrräder. ...
28. Juni: ... 2 Mann (des) SNB führten einige Tschechen in Zivil mit Aktenmappen in die Wohnung. Einige der Zivilisten sprachen deutsch. "Sie haben zu räumen und ins Lager zu gehen!", wandten sie sich an die Eltern. "Diese beiden" - er deutete auf die Uniformierten - "werden Sie begleiten. Machen sie sich fertig!" ...
Während ... Papa ... mit den Zivilisten zum Amt ging, saß ich mit ... den 2 SNB-Leuten am Tisch. ... Der Jüngere gab an, 16 Jahre alt zu sein. ... Es war noch ein Kind! Der andere war ... beträchtlich ruhiger. ... Sein Alter gab er mit 27 Jahren an. ... Die SNB war eine unter russischem Protektorat - Sowjetstern als Kokarde (Abzeichen) - zusammengefaßte Partisanenbewegung, die alle Jahrgänge umfaßte und allgemein gefürchtet, gemieden, gehaßt war.
Außer aus Partisanen rekrutierte sich die SNB, die die Funktionen der Gendarmerie und zugleich der Sicherheits- und Geheimpolizei ausübte, auch aus Angehörigen der ehemaligen Staatspolizei. ... Die Uniform der SNB war ein Mosaik aller deutschen Uniformen. HJ-Hosen, NSKK-Mützen, Fliegerblusen, Parteihemden, Afrika-Stiefel usw. Manchmal wirkte die Sache direkt lächerlich. Viele trugen dazu den HJ-Dolch und riesige Pistolentaschen. Das Schießen machte ihnen, wie allen Bürschlein dieser Jahrgänge, wohl am meisten Spaß. ... Und dazu die Gewinnchancen! Deutsches Eigentum war Freigut, jeder nahm, was er konnte.
30. Juni: ... Die ersten Schwarzbeeren reifen, doch für Deutsche ist das Betreten des Waldes verboten.
1. Juli: Von der Straße werden viele, wie sie gehen und stehen, zur Arbeit ins Böhmische geholt.
8. Juli: ... Die Tschechen lieben es, an den Sonntagen Mädchen und junge Frauen von der Kirche weg in die "Kaserne", die Schule ... zu holen, um dort Kartoffeln zu schälen und andere Schmutzarbeiten zu verrichten. Jeder kleidet sich so gewöhnlich wie möglich, um nicht aufzufallen.
10. Juli: ... Ein bitteres Ereignis geht wie ein Lauffeuer durch die Stadt: Schumacher H. und ... Bürgermeister Roman W. sind abgeführt, verhaftet - weil sie Deutschen geholfen haben. Herr H. habe Koffer eines Deutschen aufbewahrt. Etliche Tage später führte man diesen grundanständigen Mann ... mit einer weißen Armbinde als Schandmal im langsamsten Schritt dreimal um den Ring. ... Etwas später wurde er von seinen Angehörigen mit tiefen Wunden, als Folge schwerer Mißhandlungen durch seine Landsleute, in ein Spital eingeliefert.
... Statt des geflohenen Dichters Sch. ... soll seine 16jährige Tochter I. als Geisel festgesetzt

sein. Passanten wollen ihre Schmerzensschreie aus dem Gefängnis bis auf die Straße gehört haben. ...
Überall werden Kontrollen durchgeführt. Aus der Kirche, aus den Läden (werden) Mädel zur Drecksarbeit geholt. Unendlich viele Häftlinge sind ohne einfachste Unterbringung, auch tschechische Volksangehörige. Weitere Wohnungsräumungen (folgen) - meistens binnen einer Stunde. 2 Drittel der (deutschen) Geschäfte und Betriebe sind schon übergeben. Für Deutsche mit weißer Binde gibt es kein Gemüse. Der Zuzug aus dem Landesinnern geht weiter. Das Gefühl der Unsicherheit und Unruhe, der Sorge um das Morgen (wird täglich größer). ... (Es gibt) immer noch "Freitod-Liebhaber".
11. Juli: ... Niederschlesien ... soll von Deutschen (geräumt werden). Hier streiten aber immer noch Polen und Tschechen um das Glatzer Land! Die Tschechen probierten schon etliche Male eine Besetzung, kamen aber immer wieder zurück. ... Man kann ... nicht verstehen, wie das gerecht sein soll, und alle nehmen doch den Mund so voll von Gerechtigkeit. Nicht nur, daß Millionen Menschen hier wie dort um ihr Hab und Gut gebracht werden.
Nein, man nimmt ihnen noch die Scholle, die sie rodeten und früher bebauten, als jene noch unendlich weit im Osten als Wilde hausten. Ist das nicht ebenso Sünde wider die Gesetze der Natur wie die Taten der Partei? Beim Faschismus ist es Verbrechen und hier? ... Ist das nicht Frevel, wehrlose Frauen und Kinder, die jahrelang die furchtbaren Kriegsschrecken so beispiellos ertrugen, weil sie es ertragen mußten, jetzt auf die Straße zu setzen? ... Ob sich das nicht einmal ebenso rächt wie das Handeln unserer Leute, von dem wir nie was erfuhren!
Ich glaube, die Leute arbeiteten für China, wenn sie bloß Ruhe hätten. ... Nach 6 Uhr geht von uns selbst schon niemand mehr hinaus, meist ist gegen 8 Uhr schon alles totenstill. ... (Die) SNB (tschechische Gendarmerie bzw. Sicherheits- und Staatspolizei) ... sind hier die gefürchtetsten Partisanen. ... Vor den Russen haben wir schon fast weniger Angst, als vor der SNB und der tschechischen Gestapo. ...
In einer der 2 größten Fabriken hier, die nur für Rußland arbeiten sollen, ist ein russischer Kommissar, den alle direkt verehren, weil er uns hilft. ... Über Zerstörungen kann ich, glaube ich, nicht mehr weinen. Es sind tote Dinge, die zerstört sind, die Toten sind gut aufgehoben. Jeder muß glücklich sein, der ohne Sorgen um Menschen, die ihn brauchen, heute die Radieschen von unten ansehen kann. ...
Ich bin aufs Schlimmste gefaßt. ... Ein Leutnant sagte mal: **"Genieße den Krieg, denn der Friede wird schrecklich sein!"** ... Er hatte recht! ...
13. Juli: Kaum sind die Leute aus der Wohnung, fährt am Ring ein großes Lastauto mit Tarnanstrich und ohne Motorhaube vor. ... Die geplünderten Sachen werden ohne Unterschied von Art und Güte in der großen Garage des nebenan liegenden Klosters gesammelt, und die jungen SNB-Leute spielen damit Fußball und Fasching.
... Gefangene werden verprügelt. In dem Lager (hetzt uns) die Aufsicht mit Peitschen. Wir sind Hunde geworden. Die Aussiedlung ist laut Gerücht ... aufgeschoben. Wir rennen mit der Zeit um die Wette, und alle hoffen bloß auf Amerika, da es Humanität versprochen hatte. Alle gingen gerne, aber nicht als Bettler. ... Der Osten strebt ungeheuer nach Ausdehnung. Europa wird daran zu beißen haben. ... Wir scheiden ja für lange, wenn nicht immer aus. ... Wir hoffen inbrünstig, daß uns der Ami nicht im Stiche läßt, wo er doch jeder Minderheit Hilfe versprochen hat. ...
14.7.1945: ... Im Tetschener Gebiet sollen Massenselbstmorde (geschehen) sein! 20 Meter Hanfleine habe ich auch noch, langt für uns alle, aber ich bin schon zu leicht, das zieht nicht mehr zu. Unkraut verdirbt nicht! ...
Etwa 30 Männer sind allein aus Braunau im Staatsbau bei "freier Logis" und oftmaliger "Klopfmassage". Wir sind bald ein Amazonenparadies. …<<
>>… In den Frühherbstwochen des Jahres 1945 begannen die Tschechen mit der planmäßigen

Verödung des Grenzgebietes. Höfe wurden ihres gesamten Viehbestandes ... beraubt. ... Einmal trieben sie ... aus mehreren Dörfern 300 Stück Rindvieh zusammen. Sie standen dann 3 Tage ... in einem Schafpferch, ohne Futter, ohne Streu, ohne Platz, ohne Tränke, ungemolken, bis ein großer Teil verendete. Der Rest wurde Schlachtvieh. ...
Die Lebensverhältnisse der Deutschen waren sehr schlecht. Nach wie vor gab es höchstens Pferdefleisch. Wer tschechisch sprach, konnte es hin und wieder zu Mehl bringen. S. verkaufte bei guter Laune auch an Deutsche. ... Unser Speisezettel bestand ... monatelang vornehmlich aus Dorschen (Rüben), Kartoffeln und Weizenschrot. ...
Ein ganz besonderes Problem war die Salzfrage. Es gab kein Salz. Wir verwendeten in der ersten Zeit noch das vorrätige Viehsalz, wodurch alle Speisen rötlich wurden. Als das Viehsalz zur Neige ging, mußten wir uns nach einem anderen Ersatz umsehen.
Am Gelände der zerstörten Flugzeugwerke standen Wellblechtonnen, die wie alles andere gründlichst untersucht wurden. In den zerstörten Hallen und unter freiem Himmel fand sich noch sehr viel Brauchbares. ... Am ergiebigsten war wohl der Autofriedhof, der vom Generator bis zum Sitz restlos für private Zwecke ausgeschlachtet wurde.
Die Tschechen bewachten das Gelände nur zeitweise. ... Die besagten Wellblechtonnen enthielten ein sehr schweres, weißes, feines Salz (Kalisalpeter?). In einigen Fässern, die nicht ganz dicht waren, gab es einige Rostadern. Wir füllten dieses schwere Salz in Rucksäcke und Taschen, und trugen es heim. ... Durch Auswaschen erhielten wir schließlich ein körniges Salz, das einen kochsalzartigen Geschmack besaß. Nach dem Trocknen war der Ersatz fertig. Was es wirklich war, wußte keiner der Verbraucher. ...
Zwischen 9 und 10 Uhr vormittags zog meist ein Trupp von 8-10 Tschechen durch das Dorf. Aktentaschen oder ... Rucksäcke schienen die "besseren Herren" zu zeigen. ... Abwägend blieben sie vor dem oder jenem Hause stehen, berieten laut schnatternd und gestikulierend eine Weile, zogen weiter oder nahmen das Haus näher aufs Korn. Um glimpflich wegzukommen, hatten wir unseren Hof und das Äußere des Hauses ziemlich verwahrlosen lassen, so daß meine Eltern bis Mitte 1947 im eigenen Haus bleiben konnten.
War das Gebäude den Wünschen entsprechend, zog der Tscheche ... aufs Gemeindeamt, und trat, mit einem Wisch versehen, einige Minuten später als Hausbesitzer in sein Eigenheim oder den Bauernhof. Je nach Laune mußte der Hausherr, der Bauer oder Unternehmer, in 10 Minuten, einer Stunde, mehreren Stunden, ... mit nichts ... den Besitz verlassen oder nach Bedarf als Knecht in einer Kammer verbleiben. ... Minuten später stand der Neusiedler im Sonntagsstaat des Deutschen vor der Haustür und überblickte mit sichtlicher Genugtuung sein Reich. ...
Den Gutsbetrieb meines Heimatdorfes übernahm ein gelernter Schlosser, der im Dritten Reich in einem Rüstungsbetrieb in Bayreuth dienstverpflichtet war und dort gut verdient hatte. Den größten Bauernhof unseres Dorfes, einst ein Musterbetrieb mit modernen Anlagen, ... beschlagnahmten 2 Legionäre, die seit 20 Jahren in Frankreich gelebt hatten und kaum mehr Tschechisch konnten. ... Die deutsche Bäuerin mußte für 20 Leute kochen, bekam ihr Essen zugeteilt und durfte nie mit einer Tasche vom Hof, damit nichts fortkommen konnte.
Selbstverständlich gab es auch "Neubauern", die sich um ein neues Asyl für ihre Bauern kümmerten, wenn der Raum nicht für alle reichte. ... Diese Fälle waren aber Ausnahmen. ...
Als die Hackfruchternte kam, klauten wir ohne Gewissensbisse Kartoffeln, Dorschen (Rüben) und 3 Zentner Zuckerrüben. ... Es gab "günstig" gelegene Felder, die schon zu 2 Dritteln abgeerntet waren, bevor sie der Tscheche überhaupt besichtigte. ... Nach wie vor blieb für Deutsche mit gelben Binden das Verbot der Bahnbenutzung bestehen, Antifaschisten erhielten für Sonderfälle Genehmigungen. ...
Am 20.03.1946 trat ich (in Bayern) bei ... etwa 180 Schülern, Jungen und Mädchen, meinen Dienst an. Nach einigen Wochen "Beobachtung" hatte uns die Bevölkerung in ihre Mitte auf-

genommen. ... Wir hatten unter diesen Menschen wieder Fuß gefaßt; langsam verloren wir das Bewußtsein, Zigeuner zu sein. Nur die Öde und Leere unseres "Heimes" verblieb - ein ewiger Dorn in blutender Wunde, die nie heilte. ...<<

Das Schicksal der deutschen Bevölkerung in Jugoslawien

Internierung der deutschen Bevölkerung von Filipovo im März 1945, Verhältnisse im Internierungslager Gakovo von Dezember 1945 bis Dezember 1947

Erlebnisbericht des Kaplans Paul P. aus Filipovo in der Batschka, Jugoslawien (x006/272-273,414-441): >>Man war von der Welt abgeschnitten. Nur mit einer Erlaubnis, die an Deutsche kaum mal gegeben wurde, durfte man das Dorf verlassen. Man wußte nichts vom Kriege und nichts von den Angehörigen, die als Soldaten beim deutschen und ungarischen Heer waren, nichts von den Verschleppten, die in Rußland waren.

Und immer wieder wurden noch Menschen zur Arbeit in andere Dörfer weggeführt, ohne daß man wußte, ob und wann sie wiederkommen würden. Keine Post brachte ein Lebenszeichen, niemand konnte voraussehen, was noch alles kommen sollte. Aber es herrschte noch kein Hunger, denn das gesamte Vieh war noch im Dorf. –

Nur die Pferde hatte man uns zum größten Teil schon weggenommen. Aber was sollte man auch mit ihnen anfangen? Auf den reichen Bauernhöfen gab es noch genug Geflügel, auf den Dachböden lag die Ernte von 2 Jahren. Während des ganzen Krieges hatten wir an nichts Mangel.

Es war Mitte März, 2 Wochen vor Ostern, als eines Tages eine Kolonne von über 900 Personen, die noch Zurückgebliebenen des Nachbardorfes Karavukovo, mit Bündeln auf dem Rükken ins Dorf gebracht wurden. Innerhalb kürzester Zeit, in einer Zeitspanne von nur ein bis zwei Stunden, mußten sie Haus und Hof mit den wenigen Habseligkeiten verlassen, die sie in so kurzer Zeit zusammenraffen konnten.

Sie wurden zusammengetrieben und mußten unter Bewachung der Partisanen ihr Dorf verlassen. Bei uns wurden sie in den einzelnen Häusern verteilt, und es war in aller Not erhebend zu sehen, mit welcher Bereitwilligkeit sie aufgenommen wurden. Mit ihnen kam auch der Ortspfarrer Alexander T.

Tage darauf kam ein anderer Zug, diesmal so gegen 1.500 Menschen, zumeist ältere Männer und Frauen mit ihren Kindern, die aus Prigrevica Sveti Ivan vertrieben wurden. Und wieder einen Tag später kam der Rest aus der gleichen Gemeinde, wieder über 1.000 Menschen. Auch sie konnten untergebracht werden, und es gab Häuser, in denen jetzt 20 bis 30 Menschen aus verschiedenen Familien beisammen lebten.

Es hieß damals, diese Menschen hätten ihr Dorf verlassen müssen, weil ... die Front zu nah wäre. Im allgemeinen glaubte man, daß sie aber bald wieder nach Hause entlassen würden. In diesen Tagen war die Kirche immer voll von Menschen. Eine Frage war immer wieder zu hören: "Wann gehen wir wieder nach Hause?" Es sollte aber ganz anders kommen. ...

Es kam der Karsamstag, der 31. März 1945. Nichtsahnend feierten wir in der Kirche die Zeremonien und die Auferstehungsmesse. Als wir gegen 9 Uhr die Kirche verließen, sahen wir vom unteren Ende des Dorfes Menschen mit Bündeln auf dem Rücken in schwarzen Scharen heraufkommen. Am unteren Ende des Dorfes gingen Partisanen von Haus zu Haus und trieben die Menschen heraus. Es wurde allen zur Gewißheit: Das Ende unseres Dorfes war gekommen.

Alle, Einheimische und jene, die erst vor einigen Tagen hergebracht worden waren, mußten die Häuser verlassen und sich auf eine Wiese begeben, die oberhalb des Dorfes lag. Soweit man noch Zeit hatte, packte man in die bereitstehenden, wohlweislich vorbereiteten Rucksäkke ein, was man schnell greifen konnte, warf vielleicht noch einen Blick auf alles, was man sein eigen nannte, und zog hinaus. Wer säumte, wurde durch Hiebe mit dem Gewehrkolben ... zur Eile getrieben. Nur das Pfarrhaus und das Schwesternkloster wurden verschont: Wir könnten zu Hause bleiben, so wurde uns auf Anfrage im Gemeindeamt mitgeteilt. Wir waren jetzt im Pfarrhaus 5 Priester. ... Im Kloster waren 10 Schwestern.

Wir Priester besprachen uns, was in dieser Lage zu tun wäre, und wir entschlossen uns, zu zweit mitzugehen. Kaplan J. und ich. Auf unsere Anfrage im Gemeindeamt, ob es uns erlaubt sei, mitzugehen, wurde uns gesagt, das hänge ganz von uns ab, wir könnten gehen oder bleiben. Auch gab man uns eine Schrift mit, daß wir freiwillig mitgingen und dazu nicht gezwungen wären. So packten wir denn unsere Rucksäcke und zogen den anderen nach auf die Wiese vor dem Dorf.
Auf der Wiese waren so ungefähr 5.000 Menschen. Dort wurde gerade die Trennung der Familien vorgenommen. Was jung und arbeitsfähig war, wurde auf die eine Seite gestellt, Kinder und alte Leute auf die andere. Viele Mütter wurden von ihren Kindern gerissen und den Arbeitsfähigen zugeteilt.
Um die Kinder mußten sich die Großeltern und Nachbarsleute kümmern. Zum Ruhme der Mütter darf nicht unerwähnt bleiben, daß sich sehr viele in einem unbewachten Augenblick zu ihren Kindern hinüberstahlen. Vielleicht regte sich auch bei manchen Partisanen die Menschlichkeit, als sie all diesen Jammer ... sahen, und sie drückten ein Auge zu, um nicht zu sehen, wie die Mütter zu ihren Kindern zurückgingen.
Am Nachmittag wurden die als arbeitsfähig Befundenen unter Bewachung ins Dorf zurückgeführt. Dort waren inzwischen schon einige Häuser total ausgeräumt worden. In diesen Häusern wurden die Arbeitsfähigen untergebracht. Vorher aber wurden sie einer Kontrolle unterzogen, und alles, was sie an Wertsachen, an guten Kleidern und Bettzeug bei sich hatten, wurde ihnen weggenommen. –
Später mußten sie alle Gegenstände aus den einzelnen Häusern zusammentragen, das Vieh versorgen und die Felder bearbeiten. Dies alles unter ständiger Aufsicht, bei sehr schlechter Kost und unter vielen Gefahren, besonders auch für die Ehre der jungen Mädchen und Frauen. Doch fanden sich die meisten gut zurecht. Sie verstanden es immer wieder, zu Lebensmitteln und Kleidern zu kommen, und überstanden diese eineinhalb bis 2 Jahre insofern gut, daß sie wenigstens ihr Leben retten konnten. Immerhin starben auch von ihnen mehr, als es sonst der Fall gewesen wäre, einige wurden auch erschossen.
Die alten Leute und ihre Kinder - auch wir beiden Priester schlossen uns ihnen an - wurden in eine Seitenstraße des Dorfes geführt. ... In kleinen Gruppen wurden sie in ein Haus geführt. Dort mußten sie ihre Rucksäcke auspacken. Alles, was einen gewissen Wert hatte, wurde ihnen weggenommen. Selbst die Kleider, die sie auf dem Leibe trugen, wurden kontrolliert, und was den Partisanen gefiel, mußte abgelegt werden.
Besonders aber hatten sie es auf Geld und Schmucksachen abgesehen. Selbst die Eheringe ... mußten restlos abgegeben werden. Um die Leute gefügig zu machen und um ihnen Angst einzutreiben, ... wurde öfters eine sinnlose Schießerei veranstaltet. Dies zog sich bis zum Abend hin. ...
Unter den aufgebotenen Partisanen waren einige kroatische Katholiken aus den umliegenden Dörfern. ... Man sah, daß viele nur mit Widerwillen mitmachten. Mit ihnen ließ sich reden. Diese fragte ich, ob ihnen bekannt sei, wohin die Leute gebracht werden und was ihnen bevorstehe. Sie wußten es wohl, doch getrauten sie sich nicht, es zu sagen.
Nur einer faßte Mut und gestand mir, daß die Leute in ein Konzentrationslager kämen und dort wohl ausgehungert und vernichtet würden. Er fragte mich auch, ob wir Priester gezwungen seien, mitzugehen. Als ich ihm sagte, daß wir freiwillig mitgingen, drang er in mich, doch zurückzugehen, denn man würde uns ja doch nicht bei unseren Gläubigen lassen. Trotzdem blieben wir fest entschlossen, mitzugehen. ...
Die schon Ausgeplünderten wurden an die Bahn gebracht, dort in Viehwaggons gesteckt und fortgebracht. - Allmählich wurde bekannt, daß Gakovo, ein Dorf nahe der ungarischen Grenze, der Bestimmungsort sei. Das ganze Dorf wurde zu einem Konzentrationslager für Deutsche umgewandelt. ...

Zum Ruhm der Schwestern soll nicht unerwähnt bleiben, daß sie sich im Kloster um die Zurückgebliebenen kümmerten. Sie eröffneten dort ein provisorisches Spital und sorgten für sie, bis sie entweder starben oder später nach Gakovo gebracht wurden. Nie hätte ich früher gedacht, daß Schwestern so erfinderisch sein könnten und solches Talent zum "Organisieren" hätten, um über 40 Kranke zu pflegen und ihnen die nötigen Lebensmittel zu beschaffen. Die Liebe Christi ist eben erfinderisch. ...

Am 24. Dezember 1945 kam ich in die ... Kreisstadt Sombor und bekam von der Behörde einen Erlaubnisschein, nach Gakovo zu gehen. Ohne diesen Erlaubnisschein durfte niemand das Gebiet des Lagers betreten. Da kein Zug verkehrte, mußte ich zu Fuß gehen und kam abends gegen 6 Uhr an. Der Posten, der mich am Dorfeingang anrief und dem ich den Erlaubnisschein vorzeigte, konnte wahrscheinlich nicht lesen und nahm an, ich sei der Arzt, den man in Gakovo erwartete. So kam ich anstandslos durch die Kette der Posten.

Unterwegs zum Pfarrhaus hörte ich 2 Frauen klagen, daß sie morgen, am Weihnachtsfest keine Messe hätten. Als ich sie fragte, warum, sagten sie mir, daß auch der Pfarrer krank geworden sei. Ich sagte ihnen, daß doch Messe sein werde. Jetzt erkannten sie mich, da sie aus Filipovo waren und weinten vor Freude, weil sie an Weihnachten nun doch zur heiligen Messe und zu den Sakramenten gehen konnten.

Im Pfarrhaus ging ich zuerst in das Zimmer des kranken Kaplans. ... Von hohem Fieber befallen, erkannte er mich nicht gleich. ... Danach ging ich in das Zimmer des Pfarrers. Ihn hatte die Krankheit noch nicht so stark mitgenommen, da er erst seit 2 Tagen krank im Bett lag. Irgendwo bei seinen wenigen Gängen zu den Kranken im Lager mag ihn eine Laus erwischt haben, die ihn ansteckte und den Flecktyphus auf ihn übertrug.

Meine erste Begegnung mit dem Jammer und Elend des Lagers hatte ich am 1. Weihnachtstag in der Kirche. Bei allen drei heiligen Messen war die Kirche voll, viele gingen zu den Sakramenten. Bei der kurzen Ansprache sah ich von Hunger ausgemergelte Gesichter. Tränen flossen aus den von Hunger, Krankheit und Leid hervorstehenden Augen. Aber auch diese Menschen sangen die trauten hoffnungsfrohen Weihnachtslieder und suchten Trost darin.

Am Nachmittag ging ich zu den Kranken. Aus den Häusern waren die Möbel fortgeschafft worden, in den einzelnen Zimmern ... (lag) ein wenig Stroh, darauf hatten sich die Leute ihr Lager gemacht. Oft waren in einzelnen Zimmern über 20 Menschen untergebracht, in einem Raum von ungefähr 15-25 qm. ... Überall lagen Kranke, von hohem Fieber gepeinigt. Zumeist waren es Typhuskranke und vom Hunger geschwächte Menschen. Der Typhus bewirkte, daß viele schwer hörten. So konnten die Leute keine vollständige Beichte ablegen ...

Am Tage des heiligen Stephanus habe ich ungefähr 60 Kranke versehen. Ich war beinahe den ganzen Tag unterwegs. ... Am Nachmittag ... war ich Zeuge, wie ungefähr 10-12 Männer und Frauen aus der Baranja auf dem Friedhof erschossen wurden. Diese waren aus dem Lager geflüchtet, um über die nahe Grenze nach Ungarn zu fliehen. Es war ihnen gelungen, ungesehen durch die Kette der Posten zu kommen, die man am Rande des Dorfes aufgestellt hatte, um die Flucht aus dem Lager zu verhindern. An der Grenze aber wurden sie erwischt und dann ins Lager zurückgetrieben. Dort wurden sie in den Keller gesperrt. ...

Am Nachmittag gegen 2 Uhr wurden sie herausgerufen – eine Frau, die nicht zu diesen Gefangenen gehörte, glaubte wohl, daß man sie freilassen werde, und gesellte sich zu ihnen. ... Danach wurde ihnen mitgeteilt, daß sie erschossen würden. Sie wurden dann auf den Friedhof geführt. Ich war gerade auf dem Friedhof, um dort einige Gräber ... einzusegnen, als die Gruppe dieser Männer und Frauen ... vorbeigeführt wurde.

Einem Mann hatte man ein großes Schild auf die Brust geheftet, darauf stand: "Wir werden erschossen, weil wir über die Grenze gehen wollten. So wird es allen ergehen, die gleiches vorhaben." Als sie an mir vorbeigeführt wurden, sprach ich die Absolution über sie und machte das Kreuzeichen. Ein Partisan sah dies, lachte höhnisch auf und sagte mir auf serbisch:

"Pfaffe, das nützt ihnen nichts!"
... Die Opfer mußten sich ins Massengrab legen, dann krachten einige Schüsse, die ihr Leben beendeten. Gleich darauf wurden sie verscharrt. Ich war ... von der Schwere des Tages so niedergeschlagen, daß ich trotz der Erschöpfung, die mich umfangen hielt, in dieser Nacht kein Auge schließen konnte. ...
Die größte Notzeit war gerade um ... Neujahr 1945/46. Plötzlich stockte es mit der Verpflegung, die auch bisher absolut nicht ausreichte, um den Hunger zu stillen oder die Kräfte zu erhalten. Dreimal wurde am Tag eine leere Suppe verabreicht; dazu bekam ein jeder noch ein Stück Maisbrot, oftmals aus verdorbenem, schimmeligen Maisschrot hergestellt.
Um Weihnachten herum blieb dieses Brot aus, auch wurde einige Tage nicht gekocht. Anstatt des Brotes bekamen die Leute eine Handvoll Maisschrot oder nur rohen Mais. Ich weiß nicht mehr genau, wie lange kein Brot verabreicht wurde, da ich später erkrankte. ... Damals stieg die Todeskurve rapid an und schnellte täglich über die Zahl von 60 Toten ...
Am 4. Januar 1946 ... feierte ich um 8 Uhr die heilige Messe, als plötzlich hinter mir in der Kirche ein Lärm laut wurde. Partisanen schrien in die Kirche, kamen hinein und trieben alle aus der Kirche heraus. Es hatten sich an diesem Tage zu wenig Leute für die Arbeit gemeldet, darum waren die Partisanen erbost, als sie die Leute in die Kirche gehen sahen.
Eine ältere Frau wollte sich draußen davonstehlen, wurde aber bemerkt. Ein Partisan ging ihr nach und nahm sie fest. Sie wurde auf den Friedhof geführt und dort erschossen, es war Elisabeth W. aus Filipovo. Jetzt wagten lange nicht mehr so viele Leute, in die Kirche zu gehen. Von nun an waren es zumeist nur mehr ganz alte Leute und Kinder.
Meine Tagesarbeit bestand in diesen Tagen darin, daß ich morgens die heilige Messe zelebrierte, dann ging ich Kranke versehen. Zumeist waren es bis zu 50 an einem Tage. Ich hatte mir bald angewöhnt, so viele heilige Hostien mitzunehmen, als in das Versehgefäß hineingingen. Denn wenn ich in ein Haus hineinkam, gerufen zu 2, 3 Kranken, so traf ich dort oft bis zu 20 an, die darniederlagen.
Am Nachmittag ging ich gegen 2 Uhr auf den Friedhof, um dort die Gräber einzusegnen. Nachher ging es wieder bis zum Abend zu den Kranken. Die Versehgänge machten wir in der ersten Zeit öffentlich: im Chorrock und mit brennender Laterne. Man machte uns keine Schwierigkeiten dabei. ...
Die Menschen, die man auf der Straße traf, sahen aus wie Leichen. Entkräftet taumelten sie daher, kaum daß sie jemand erkannt hätte. Alles Interesse war erstorben. Es wäre z.B. vergebens gewesen, die Menschen damals zu fragen, wer in ihrem Hause gestorben ist, sie hätten es wohl kaum gewußt. So sind mir mehrere Fälle bekannt, daß ein Kind neben der Mutter starb, ohne daß es die Mutter bemerkt hätte.
Es war erschütternd, erleben zu müssen, wie Mütter nach ihren Kindern fragten, die schon einige Tage auf dem Friedhof lagen. In ungeheizten Zimmern lagen die Leute herum, und viele sehnten nichts willkommener herbei als den erlösenden Tod. ...
In diesen Tagen war der Keller der Partisanenkaserne, ein großes Gasthaus, für alle halbwegs Gesunden der gefürchtetste Ort. Wer nur irgend etwas tat, was den Partisanen oder den Beamten nicht gefiel, wurde in diesen Keller hineingesteckt, wo einzelne bis zu 14 Tage bleiben mußten. Oftmals waren es so viele, die da hinein mußten, daß sie kaum Platz fanden, um sich hinzusetzen. Die Luft darin war schrecklich, denn niemand durfte zwischendurch hinaus, seine Notdurft verrichten.
Nur ein- bis zweimal wurde der Keller geöffnet, da durften sie hinaus und bekamen etwas zu essen. Wer nicht schnell genug wieder hineinkam, wurde mit Gewehrkolben traktiert, bekam einen Fußtritt, daß er Hals über Kopf die Stiegen hinunterfiel. So mancher blieb mit gebrochenen Gliedern unten liegen. Es hatte damals den Anschein, als ob diese Art, die Menschen in den Keller zu befördern, ein für die Partisanen besonders beliebtes Spiel gewesen wäre.

Mehrere beendeten in diesem Keller ihr Leben, einige wurden dort erschlagen, und es kamen auch Fälle vor, wo von diesen gequälten Menschen Selbstmord verübt wurde.
Kinder, die ohne Eltern blieben - es wurden jeden Tag mehr -, kamen in die sog. Kinderheime. Das waren Häuser, ... in denen einige Mädchen und Frauen sich um diese Kinder sorgen mußten. Aber auch hier sah es nicht besser aus als in den anderen Häusern. Die Kinder lagerten auch dort auf Stroh und die Kost war ebenfalls kaum merklich anders als bei den Erwachsenen. So kam es, daß dort besonders viele Kinder an Unterernährung und Skorbut litten. Wurden die Kinder krank, kamen sie in die sog. Kinderspitäler.
Man darf sich von diesen "Spitälern" aber keinen falschen Begriff machen. Es waren darin wohl Betten, aber es waren zu wenig Betten, so daß oft 3-4 Kinder in einem Bett liegen mußten. Diese Kinderspitäler boten wohl den traurigsten Anblick im ganzen Lager.
Bis auf Haut und Knochen abgemagert, lagen die Kinder in den Betten, oft zu schwach, um zu rufen, selbst ihr Weinen war kein kindertümliches Weinen, die Blicke voll stummer Trauer und Leid, dem Blick eines verwundeten Tieres ähnlich, eine einzige Anklage des Unrechtes, das ihnen angetan wurde. Man mußte sich hart machen, um dort ohne Tränen hinausgehen zu können.
... Viele der Frauen in den sog. Kinderheimen und Kinderspitälern nahmen sich dieser armen verwaisten Kinder in echter Mütterlichkeit an. Doch gab es leider eine ganze Anzahl anderer, die nicht das Mitleid bewog, dort zu sein, sondern Berechnung, denn hier waren sie geschützt und mußten nicht zur schweren Feldarbeit gehen. Manche waren von den Partisanen und den Beamten dort hineingebracht worden, weil sie damit bestimmte Absichten hegten. ...
Ähnlich war es bei manchen der Köchinnen. Sie waren nicht besorgt, wie sie das Essen verbessern konnten, sondern der Fälle waren gar nicht so wenige, wo diese Frauen das wenige Öl, das sie für die Herrichtung der Suppen faßten, für sich verwendeten, ja selbst verkauften. Ein Einschreiten von seiten der Lagerinsassen hatte kaum einmal Erfolg, denn diese Frauen waren ja von den Beamten mit Absicht an diese Stelle gesetzt worden. ...
Vielen Müttern brach es das Herz, da sie mit ansehen mußten, wie ihre Kinder elend zugrunde gingen, ohne daß sie in der Lage gewesen wären, ihnen zu helfen. Viele Mütter sind Hungers gestorben, weil sie das bißchen Essen, das sie faßten, ihren Kindern gaben und lieber Hunger litten, als die Kinder verderben ließen. Andere rafften sich auf, stahlen sich des Nachts aus dem Lager, um in den umliegenden Dörfern, bei Kroaten, Ungarn und selbst Serben, etwas Nahrung für ihre Kinder zu erbetteln.
In diesen Tagen vertauschten die Frauen alles, was sie noch an Wertsachen versteckt halten konnten. Zum Ruhme der Kroaten, Ungarn und auch der Serben muß man anerkennen, daß sie sich im großen und ganzen sehr hilfsbereit zeigten und gerne etwas gaben. - Da es mancher dieser bettelnden Frauen geglückt ist, unbemerkt wieder ins Lager zu kommen, konnte wohl manches Kind, aber auch mancher Erwachsene vom Hungertod errettet werden.
Oft aber kam es vor, daß sie von Posten erwischt wurden, dann ging es ihnen schlecht. Was sie hatten, wurde ihnen weggenommen, man schlug sie oft bis aufs Blut, und außerdem wurden sie noch für einige Tage in den Keller geworfen. Weil bald immer mehr Menschen betteln gingen, gab der Kommandant eines Tages den Befehl heraus, daß alle erschossen würden, die beim Betteln angetroffen würden. Trotz dieses Verbots schlichen sich Frauen aus dem Lager. ...
In Krusevlje, einem Nachbarort, der ebenfalls in ein Lager umgewandelt worden war, wurden 2 (bettelnde) Frauen gefangengenommen; man führte sie vor das Gemeindeamt, und dort wurden sie im Angesicht ihrer Kinder erschossen. Nachher wurden sie auf Schubkarren geladen und auf den Friedhof gebracht, während ihre Kinder nebenher gingen. Eine von diesen Frauen war noch nicht tot, unterwegs zum Friedhof kam sie zu sich, sah ihre Kinder neben sich und sagte ihnen: "Eure Mutter muß sterben, weil sie Euch so gern gehabt hat. Bleibt

brav."
Es kam ein Partisan hinzu und schoß ihr aus seiner Pistole eine Kugel durch den Kopf. Später kamen ihre Kinder nach Gakovo ins Kinderheim. Als ich eines dieser Kinder dort fragte, ein Mädchen von ungefähr 2 Jahren: "Rosi, wo ist deine Mutter?", sagte es: "Schossen" (erschossen). ...
Nicht nur Frauen stahlen sich nachts aus dem Lager, um betteln zu gehen, sondern auch Kinder von 7 Jahren aufwärts. Es war kaum zu glauben, daß Kinder in diesen Jahren die natürliche Angst vor dem Dunkel der Nacht überwanden und es fertigbrachten, gleich 2 Nächte im Freien zu verbringen. Gewöhnlich stahlen sie sich beim Dunkelwerden durch die Kette der aufgestellten Posten, verbrachten die Nacht bei irgendeiner Strohtriste (im aufgehäuften Stroh) und gingen bei Tagesanbruch weiter bis in die nächsten Dörfer. Abends kamen sie dann wieder zu den Strohtristen und warteten entweder den Anbruch des nächsten Tages ab oder schlichen sich auch gleich ins Lager hinein. ...
Der Winter im Jahre 1946 war sehr streng. Mehrere Kinder sind beim Warten, bis sie ins Lager konnten, erfroren und wurden später von den Kutschern tot aufgefunden. Wurden diese bettelnden Kinder erwischt, so nahm man auch ihnen alles weg und trieb sie durch Stockhiebe davon. ... Später hatte der Kommandant von Gakovo - Stevo hieß er - menschliche Anwandlungen und ließ die Kinder mit ihrem Bettelgut nach Hause gehen.
Die Gakovoer wurden noch im Leichenzug begraben, und sie hatten zumeist auch alle einen roh gezimmerten Sarg aus Brettern. Auch läuteten dabei die Glocken, dies wurde aber bald eingestellt. ... Die anderen wurden von den Angehörigen meist in irgendeine Decke genäht und irgendein Angehöriger oder Nachbar schob sie auf einem Schubkarren auf den Friedhof. Es war ein erschütterndes und niederschmetterndes Bild, sehen zu müssen, wie die Füße oft auf der Karre baumelten, während man den Toten zum Friedhof schob.
Später wurden es immer mehr Tote, und niemand war mehr da, der sie hätte hinausbringen können. Dann fuhren Pferdewagen durch das Dorf. Darauf wurden die Toten gelegt, oftmals in mehreren Schichten, wie man ehemals die Garben zusammenfuhr. Vor dem Friedhof wurden sie auf große Haufen gestapelt und mußten dort bleiben, bis sie von Totengräbern in die Massengräber gebracht und mit Erde zugedeckt wurden. ...
Man fing an, hinter dem Friedhof Massengräber auszuheben. ... War eine Schicht voll, wurde etwas Grund darauf geschüttet und es kam eine neue Schicht. So gab es Massengräber, in denen bis weit über 300 Leichen in mehreren Schichten begraben lagen. Nur wer den Totengräbern, die Lagerleute waren, Geld bezahlen oder Lebensmittel geben konnte, bekam ein Einzelgrab.
Die Totengräber waren praktisch ohne Aufsicht, denn nur selten kam ein Beamter oder Partisan auf den Friedhof. Mit den Toten hatten sie ja nichts mehr zu tun, und wie leicht hätte sich vielleicht doch noch ein menschliches Gefühl regen können! So soll es vorgekommen sein, daß die Totengräber manchmal die Decken, worin die Toten eingenäht waren, aufgetrennt haben, die Toten entkleideten und dann die Kleider um Lebensmittel eintauschten. Kein Wunder, wenn diese Menschen bei dieser Arbeit so sehr abgestumpft waren, die sie von morgens früh bis spät in den Abend verrichten mußten.
Anfang März wurde eines Tages im Lager DDT-Pulver verteilt und alle Lagerinsassen angewiesen, damit zu versuchen, die Läuseplage zu vernichten. Dieses Mittel hat sehr viel geholfen. In kürzester Weise waren die Läuse, diese Plagegeister und Krankheitsüberträger des Lagers, vernichtet.
In dieser Zeit scheinen auch die ersten Reaktionen im Ausland entstanden zu sein, denn damals konnte ich das erste Mal in den serbischen Zeitungen von den Lagern für Deutsche in Jugoslawien lesen. Überhaupt haben wir uns im Lager immer gefragt, wie es nur möglich sei, daß das Ausland, das eben damals in Nürnberg über die deutschen Kriegsverbrecher zu Ge-

richt saß, keine Notiz nahm von all dem, was in den Lagern gegen die Menschlichkeit geschah und jeder Menschlichkeit Hohn sprach. Denn es konnte doch nicht verborgen sein, was in Jugoslawien geschah.
Es kamen in jener Zeit öfters internationale Kommissionen nach Jugoslawien. Auch in der nahen Kreisstadt Sombor waren solche Kommissionen, wohl um die Ernährungslage der Bevölkerung zu studieren und Abhilfe zu schaffen. Dort mußten sie doch sehen, wie deutsche Menschen als Arbeitssklaven durch die Stadt geführt wurden! Es ist mir nicht bekannt, daß auch nur eine dieser internationalen Kommissionen ins Lager Gakovo gekommen wäre. Hier wurde damals das Verbrechen des Schweigens begangen.
Trotz besseren Wissens schwieg das internationale Gewissen. Man glaubte Tito, daß in Jugoslawien das Problem der Deutschen nicht bestehe, da ja angeblich alle Deutschen vor dem Eintreffen der Russen und Partisanen "aus Angst wegen ihrer Verbrechen" geflüchtet seien. Mit dieser Behauptung Titos gab man sich zufrieden, obwohl man es anders wußte.
Als das DDT-Pulver verwendet wurde, sank auch die Zahl der täglichen Sterbefälle ziemlich rasch. Plötzlich gab es nur mehr 15 bis 20 Todesfälle. Dies mag auch dadurch bedingt gewesen sein, daß eines Tages bekanntgegeben wurde, daß die Lagerinsassen Pakete erhalten dürften.
Jetzt erwies sich, daß zwischen den Deutschen unseres Gebietes und den Andersnationalen des gleichen Gebietes keine Feindschaft war, sondern stets gute Nachbarschaft. Denn die Pakete, die jetzt ins Lager kamen, waren ja zumeist Liebesgaben nichtdeutscher Menschen, die in Freiheit geblieben waren. Gaben von Bekannten und Nachbarn, die all das verurteilten, was in ihrer Umgebung mit den Deutschen geschah.
Ich möchte hier festhalten, daß nur ein sehr geringer Teil der Kroaten, Serben und Ungarn, der Slowaken und Ruthenen unseres Siedlungsgebietes mit dem einverstanden war, was in den Lagern geschah. Ebensowenig war die Bevölkerung mit dem Kommunismus einverstanden. ... Die vielen Liebespakete, die manches Leben retteten, sind wohl auch ein Beweis dafür.
Die ärgste Zeit für die Lagerinsassen war jetzt vorbei, aber es sollte noch volle 2 Jahre dauern, bis die Lager aufgelöst wurden.
Die Läuseplage war vorbei, die Kost wurde etwas besser, wenn (die Kost) auch bei weitem noch nicht ausreichend war, gab es bedeutend weniger Kranke und Tote. Manche, die öfters Pakete erhielten, sahen verhältnismäßig gut aus. In dieser Zeit kamen auch die ersten Liebespakete aus Übersee, zumeist von Verwandten. ... Trotz allen Terrors war es gelungen, den Verwandten in den USA irgendein Lebenszeichen zu geben.
Außerdem verstanden es die Fuhrleute - Lagerinsassen, denen die Pferde des Lagers anvertraut waren und die so öfters in die umliegenden Dörfer und in die Kreisstadt kamen, um dort unter Aufsicht eines oder mehrerer Partisanen verschiedene Geschäfte der Lagerleitung zu erledigen -, einen ziemlich schwungvollen Handel zu organisieren. So mancher Gegenstand, der auf irgendeine Art und Weise aus den Magazinen in ihre Hände gekommen war, wurde verkauft und damit Lebensmittel eingetauscht. Die Leute wurden immer findiger. ...
Die Kutscher wurden oftmals erwischt, wobei ihnen alles weggenommen und sie in den Keller wandern mußten. Doch riß ... dieser Handel nicht mehr ab. Manches Mal brachten sie unter dem Stroh ihrer beladenen Wagen ganze geschlachtete Schweine ins Lager. Seit die Pakete ins Lager kamen, hatten manche Leute auch wieder Geld. ... Auch hatten viele der Lagerinsassen, in Voraussicht, was kommen könnte, schon vorher, ehe sie ins Lager kamen, wertvolle Sachen an die ihnen bekannten Serben, Ungarn und Kroaten, die in die einzelnen Dörfer gekommen waren, abgegeben, in der Hoffnung, sie einmal zurückerstattet zu bekommen, wenn die schwerste Zeit vorbei sein sollte.
Das hatte zur Folge, daß jetzt so manches gute Kleidungsstück wieder zum rechtmäßigen Besitzer kam und gegen Geld oder Lebensmittel umgetauscht wurde. Das war wohl auch die Ur-

sache, daß der Kommandant einmal sagte: "Die Schwaben sind wie die Gänse. Wenn man sie auch noch so rupft, immer haben sie wieder was Anständiges zu tragen." Es gab aber auch Fälle, wo die "Freien" einfach vergaßen, daß sie etwas bekommen hatten, oder wenn sie gemahnt wurden, es einfach leugneten.
Daß dieser Handel möglich war, dazu mag viel beigetragen haben, daß die ersten Partisanen von jungen Soldaten abgelöst wurden, die aus Südserbien kamen. Es waren zumeist Muselmanen, die mit dem Kommunismus in ihrer Heimat unzufrieden waren, und darum von dort entfernt wurden.
Von einer Gruppe solcher Soldaten weiß ich, daß sie unter dem Vorwand, sie werden zu einer Truppenparade ... nach Belgrad gebracht, aus ihrer Heimat mußten und dann als Wachsoldaten in das Lager kamen. Sie äußerten ganz offen ihre Unzufriedenheit über den Kommunismus und hatten daher auch Erbarmen mit den alten Leuten und Kindern.
So waren sie auch zumeist bereit, ein Auge zuzudrücken, wenn sie jemand bemerkten, der etwas ins Lager trug. Später ... hatte ich mal mit solch einem Soldaten ein besonderes Erlebnis. Er hielt mich auf der Straße auf und sagte mir: "Pfarrer, wenn Du flüchten willst, komm zu mir, ich gehe mit Dir. Jeden, der uns dann in die Nähe kommen sollte und uns aufhalten will, den schieße ich über den Haufen." Er hätte es auch bestimmt getan. Doch wollte ich davon nichts wissen.
Als man uns gegen Ende Juni 1946 verbot, für die Lagerinsassen in der Kirche die Heilige Messe zu feiern, ließ man uns noch die Möglichkeit, für die paar freien Familien in Gakovo Gottesdienst zu halten. Doch auch dies dauerte nicht lange. Dann wurde uns überhaupt verboten, in der Kirche die Messe zu feiern. So mußten wir von da an in einem Zimmer des Pfarrhauses zelebrieren. Wir hatten dorthin den Kelch gebracht und die Paramente (Altar- und Kanzeldecke) und feierten im Zimmer die Heilige Messe. ... Wir mußten auf der Hut sein, um nicht erwischt zu werden. ...
Im Sommer 1946 kamen immer mehr von jenen Deutschen ins Lager, die seinerzeit als arbeitsfähig in den einzelnen Dörfern zurückgehalten wurden. Die ehemaligen deutschen Dörfer wurden mit Serben aus Bosnien, Dalmatien und auch aus Südserbien besiedelt. So konnte man die Deutschen, die bis dahin als Arbeitskräfte die Felder bebauen mußten, abschieben. - Für die Wirtschaft Jugoslawiens sollte sich dies sehr schlecht auswirken. Die neuen Bewohner unserer Dörfer waren zumeist Schafhirten und verstanden herzlich wenig von der Landwirtschaft. So sank der Ertrag der Felder auf unter ein Drittel der Ernten, die seinerzeit die Deutschen hatten.
... In dieser Zeit begann dann der "Sklavenmarkt" von Gakovo. Jeden Morgen mußten alle arbeitsfähigen Lagerinsassen vor dem Gebäude der Verwaltung antreten. Sämtliche Arbeitskräfte, die man in Gakovo benötigte, wurden abgeführt, die anderen wurden an Serben, Kroaten und Ungarn abgegeben, die für sie ... in der Verwaltung bezahlen mußten und sie dann mitnehmen durften, um bei der Arbeit zu helfen. Im allgemeinen gingen die Lagerleute gerne mit. Denn so kamen sie aus dem Lager heraus, bekamen eine bessere Kost und konnten vielfach am Abend Lebensmittel ins Lager bringen.
Nur mußte man Glück haben und nicht erwischt werden. Sonst wurde alles weggenommen, was man mitbrachte. Da eine gewisse Lockerung eintrat, kam es jetzt oft vor, daß sich Leute aus dem Lager entfernten, um bei bekannten Serben unterzutauchen. Dort halfen sie bei der Arbeit. ... So kam auch wieder Geld unter die Leute, was man besonders brauchte, wollte man über die nahe Grenze flüchten.
Seit im Ausland bekannt wurde, was an Grausamkeiten in den Lagern Titos geschah, duldete man immer mehr die Flucht über die nahe Grenze gegen Ungarn. Bis dahin war es lebensgefährlich, über die Grenze zu gehen und viele haben es mit dem Tode bezahlt, wenn sie es doch wagten. Jetzt wurde es mit einem Mal anders. Das bemerkte man bald, und es waren immer

mehr, die den Versuch unternahmen, über die Grenze zu gehen. Ja, es fanden sich Männer und Burschen - aber auch Frauen und Kinder unter 15 Jahren waren darunter -, die sich darauf verlegten, Menschen über die Grenze zu führen.
Die Leute gaben ihr Letztes her, nur um fortzukommen. In einzelnen Nächten gingen oft bis zu 10 Gruppen auf die Flucht, Gruppen in verschiedener Größe, oft weit über 50 Menschen. Als der Lagerkommandant dies sah, witterte er ein ergiebiges Geschäft. Er trat insgeheim mit 2 Männern in Verbindung, und diese bekamen eine gewisse Konzession, Menschen über die Grenze zu bringen. ...
Jetzt hatten wir ... die sog. "weißen" Führungen, wobei die einzelnen, die mitgingen, 1.000 Dinar bezahlen mußten. Von diesem Geld mußten die Führer den größten Teil an den Lagerkommandanten abgeben. ... Die "weißen" Führungen hatten den Vorteil, daß man sicherer durchkam. Denn es wurde ja ... die Lagerwache aufmerksam gemacht, daß sie diese Gruppen nicht zu sehen habe; die gleiche Abmachung wurde auch mit den Grenzorganen getroffen.
Die "schwarzen" Führungen wurden immer unter der Gefahr, erwischt zu werden, durchgeführt. Sie hatten aber den Vorteil, daß man mit weniger Geld auch eine Chance hatte, aus dem Lager zu kommen. Wenn solch ein Transport erwischt wurde, kamen die Flüchtenden für einen Tag oder für mehrere Tage in den Keller und konnten es später wieder versuchen. Einige ... machten bis zu 8 Mal den Versuch, bis es ihnen gelang, wegzukommen.
Es konnte nicht ausbleiben, daß auch dem Kommandanten die Schwarzführer bekannt wurden. ... Mehrere hat er überrascht, als sie sich am Tage von ihrem nächtlichen Gang ausruhten. Dann nahm er ihnen alles weg, was sie sich verdient hatten und sperrte sie für längere Zeit in den Keller. Ein Fall ist mir bekannt, wo der Kommandant einem Burschen, der schon viele Führungen geleitet hatte, überraschte und ihm über 200.000 Dinar wegnahm.
Es gab Schwarzführer, die über 30 Führungen gemacht haben. Ein kleiner Bub von kaum 13 Jahren, dessen Mutter in Gakovo gestorben war und dessen Vater (man in Filipovo) erschossen hatte, mußte für seine 4 kleinen Geschwister sorgen. Er ging das eine und andere Mal mit den "weißen" Führungen als Gepäckträger mit. So erkundete er genau den Weg.
Später übernahm er selbst die Führung. Es gelang ihm auch, mehrere Gruppen sicher über die Grenze zu bringen. Einmal hatte er aber Pech und wurde schon beim Lagerausgang - die Transporte gingen immer nachts - von den Partisanen erwischt. Die Erwachsenen wurden in den Keller gesperrt, die Kinder aber ließ man frei. ...
Da hat dieser Bub noch am gleichen Abend eine andere kleine Gruppe zusammengestellt, zog mit ihr aus dem Lager und kam auch glücklich durch. Als dieser Bub genug Geld verdient hatte, um mit seinen kleinen Geschwistern bis über die österreichische Grenze zu kommen, ging auch er fort. (Heute lebt er mit seinen Geschwistern in Amerika).
Manche junge Schwarzführer waren recht übermütig. So schlich sich einer von ihnen aus dem Lager, ging in die nahe Kreisstadt Sombor, mietete sich dort ein Taxi und fuhr damit nach Belgrad. Dort ließ er es sich gut gehen, kaufte sich eine Partisanen-Offiziersuniform und kam damit ins Lager zurück. Er konnte sich aber nicht lange darüber freuen. Es kam dem Lagerkommandanten Stevo zu Gehör, und der nahm ihm die Uniform ab und steckte ihn in den Keller.
Dann kam auch das Ende unserer Freiheit. Anfang Oktober 1946 ließ uns der Kommandant in sein Büro kommen und teilte uns mit, daß wir (Pfarrer) Deutsche seien, von nun an ebenfalls interniert wären und unsere Legitimation abgeben müßten (diese Legitimation wurde von der zuständigen Ortsbehörde nur für Jugoslawen ausgestellt). Auf meinen Protest hin, daß ihm dieses Recht, uns zu internieren, nicht zustehe, ... stutzte er, gab uns die Legitimation zurück und sagte, er werde sich beim Ministerium erkundigen. Jetzt wußten wir, daß es nur noch einige Tage dauern würde, bis es mit unserer Freiheit vorbei sein werde.
In den anderen Lagern wurde bald bekannt, welche Möglichkeiten sich in Gakovo bieten wür-

den, um fortzukommen. Darum ließen sich viele nach Gakovo überstellen und nahmen von dort den Weg in die Freiheit. - Seit Anfang 1947 wurde von den jugoslawischen Lagerbehörden auch eine Art Familienzusammenführung der noch in verschiedenen Lagern lebenden Angehörigen gestattet; aber schon einige Monate früher hatte eine heimliche Wanderung zwischen den Lagern begonnen. - So sah man in Gakovo schon bald viele neue Gesichter und die Zahl der Lagerleute nahm kaum ab. Wieviele Tausend so durch das Lager Gakovo nach Österreich und Deutschland durchgingen ist mir nicht bekannt. Immerhin waren es sehr viele.
Eines Tages kamen die Insassen eines ganzen Lagers nach Gakovo. Diesen Menschen muß es noch viel schlechter ergangen sein als unseren Häftlingen in Gakovo. Denn als sie nach Gakovo kamen, wunderten sie sich, daß dort an den Gräben der Straßen noch Gras wuchs. Ich war Zeuge, wie von diesen Menschen einige das Gras abrupften und aßen. Sie kamen aus dem Banat, aus dem Lager Molin. ... Diese Leute sahen sehr herabgekommen aus, als sie zu uns kamen.<<
Mitte Mai entschloß sich auch Kaplan J. der beinahe 2 Jahre segensreich gewirkt hatte, mit seiner Mutter und seinen Geschwistern zu flüchten. Die Flucht gelang schon beim ersten Versuch. So blieb ich allein zurück. Zuerst hatte ich Angst, daß man fragen werde, wo der Kaplan hingegangen ist, aber es geschah nichts.
Ich versah auch weiterhin die Kranken. Jetzt wurden die Todkranken in die sog. "Spitäler" gebracht. Dort mußten einige Frauen für sie sorgen. Diese Häuser waren wahrhaft Stätten des Grauens. Kaum daß jemand von dort wieder gesund entlassen wurde. Dort lagen die Kranken auf Stroh, bis zu 15 in einem Zimmer.
Die Kost war sehr schwach, kaum das Medikamente vorhanden waren. Ging es mit ihnen zu Ende, brachte man sie in einen Stall und überließ sie ihrem Elend, bis der Tod sie erlöste. Wie oft habe ich in diesen Ställen (die) Beichte gehört und die heilige Ölung gespendet. Manches Mal konnte man den Gestank, der dort herrschte, kaum aushalten. Jede Woche kam ich wenigstens zweimal in diese "Spitäler" - es waren insgesamt ihrer fünf.
Es war nicht immer leicht, diese armen Menschen zum Beichten zu bringen. Da ich sah, wie einige unerwartet starben, ging ich zum Generalangriff über. Ich ging in die einzelnen Spitäler und forderte einfach alle auf, Todkranke und solche, die glaubten, doch bald gesund zu werden, ihre Beichte abzulegen. In der Masse waren sie leichter dazu zu bringen. Aber nicht nur einmal war alles Zureden umsonst. Einige Male bin ich schroff abgewiesen worden: sie hätten nichts zu beichten.
Ein Fall steht mir noch ganz lebendig vor Augen. Da lag eine Frau auf einem Bett im Hausgang - es war Sommer - ich fragte sie, ob sie nicht beichten wolle, denn man kann ja nicht wissen, was kommen werde. Schroff wies sie mich ab: sie hätte nichts zu beichten. Als ich ihr zuredete, daß wir doch alle Sünden hätten und die Verzeihung Gottes brauchten, kam es hart über ihre Lippen: "Mir hat Gott nichts zu verzeihen, höchstens habe ich ihm zu verzeihen." Alles Bemühen und gütliche Zureden fruchtete nichts. Auch später nicht, als ich sie noch einige Male besuchte. In Verbitterung ist sie gestorben. Solche Fälle waren nicht viele, immerhin sind einige ohne Sakramente gestorben, die dazu Gelegenheit gehabt hätten. ...
Im Lager wurden immer weniger Menschen interniert. Im Sommer 1947 waren es kaum noch 4.000. Auch diese Zahl änderte sich weiterhin recht oft. Immer wieder kamen Neue dazu, andererseits hielt auch die Flucht an.
Gegen Spätjahr 1947 bemerkte man eine neue Richtung im Verhalten der Lagerbehörde. Die Flucht wurde immer mehr erschwert. Alle "weißen" Führungen waren schon länger eingestellt. Den Schwarzführern ging man sehr nach. Jetzt setzte eine Werbung für die Bergwerke in Serbien ein. Alle jungen Menschen konnten sich dazu melden. Sie würden die Freiheit bekommen und könnten mit ihren Familien dorthin gehen. Dort würden sie Bezahlung bekommen wie die anderen serbischen Bergleute, und sie würden wieder freie Bürger des Staates

werden. Es meldeten sich aber nicht allzu viele. Dann fing man mit anderen Methoden an. Man rekrutierte einfach jüngere, stärkere Männer, und diese wurden dann mit ihren Familien fortgebracht. Auch sprach man jetzt immer mehr davon, daß die Lager in absehbarer Zeit aufgelassen würden.
Für mich kam nun die Zeit heran, zu überlegen, was ich tun sollte. Ich wollte keineswegs in Jugoslawien bleiben, wenn die Lager aufgelöst sein würden. Ich hielt es für meine Pflicht, so lange im Lager zu bleiben, solange ich noch etwas seelsorgerisch tun konnte. Ich mußte aber mit der Wahrscheinlichkeit rechnen, daß man auch mich eines Tages fortbringen würde.
Da ich sah, daß die bevorstehende Auflösung des Lagers kein leeres Gerede war, entschloß ich mich eines Tages, auch den Weg über die Grenze zu gehen, um nach dem Westen zu kommen. In diesen Tagen war gerade eine Frau da, von der ich wußte, daß sie schon mehrere Transporte glücklich über die Grenze geführt hatte. Ich kannte sie von (meiner Amtszeit) in Filipovo, dort gehörte sie zu meinen Gläubigen. Diese Frau besuchte mich und sagte mir, daß sie am anderen Abend wieder mit einer Gruppe über die Grenze gehen würde. Ich entschloß mich, mitzugehen.
Am 4. Dezember 1947, um 6 Uhr abends, machten wir uns auf den Weg. Es war ein klarer Winterabend, der Himmel war voller Sterne, ohne Mondschein. Wir waren zu 23, darunter meist alte Leute. Glücklich kamen wir durch die Kette der Wachtposten aus dem Lager heraus. Dann ging es auf einem Feldweg der Grenze entgegen.
Plötzlich erhob sich Nebel, und wir sahen kaum mehr einige Meter vor uns. Der Nebel war aber der gefährlichste Wegbegleiter. Wiederholt ist es geschehen, daß Gruppen, die auf der Flucht waren, sich am Morgen wieder in der Nähe des Lagers befanden, nachdem sie eine ganze Naht herumgeirrt waren. Wir verloren auch den Weg, und die Frau (unsere Führerin) mußte mir eingestehen, daß sie nicht mehr wisse, wo wir wären. Ich entschied, daß wir nach rechts zu gehen haben, um auf die Landstraße zu kommen, die zur Grenze führte. Es war sehr gefährlich, denn jeden Augenblick konnten Partisanen daherkommen und uns gefangennehmen. Aber es blieb uns kein anderer Ausweg.
Als wir auf der Straße dahingingen, sahen wir auf einmal 2 Männer auf der entgegengesetzten Seite der Straße von der Grenze kommen. Wir konnten nichts anderes annehmen, als daß es Grenzsoldaten seien. Aber wir hatten wirklich Glück. Es war mein Jugendführer aus Filipovo, ... der schon öfters die Grenze überschritten hatte. ... Er erklärte uns den Weg, und wir konnten weitergehen.
Gegen 22.00 Uhr kamen wir in die Nähe der Grenze. Von weitem hörten wir Hunde bellen und einen Soldaten singen. Gerade als wir zur Grenze kamen, teilte sich der Nebel. Über uns erschienen wieder die Sterne, während auf beiden Seiten der Grenze ziemlich dichter Bodennebel lag. Mit bangem Herzen überschritten wir die Grenze und kamen gegen 23.00 Uhr in das erste ungarische Dorf. Dort ging ich ins Pfarrhaus und verblieb hier bis zum anderen Morgen. Dann meldete ich mich bei der ungarischen Behörde.
Ich mußte nicht ins Sammellager gehen, sondern konnte im Pfarrhaus bei meinen Studienkollegen wohnen. Eine Woche vor Weihnachten fuhr ich mit der Bahn durch Ungarn, kam an die österreichische Grenze und durfte sie nach einigen Schwierigkeiten am anderen Tag passieren.<<

Verhältnisse im Internierungslager Gakovo in der Batschka im August 1945
Erlebnisbericht des T. E. aus Gakovo in der Batschka (x006/418-419): >>Die Zahl der Internierten stieg im Laufe der Zeit auf 16.500. Das war der Höhepunkt, das große Sterben konnte beginnen. ... Alle, die auch nur einigermaßen zu einer Bewegung fähig waren, wurden mit Bewachung auf die Arbeit getrieben, teils in unserer Gemarkung auf die Felder, die Kräftigeren aber auch ... bis nach Belgrad.

Im Lager begann langsam, aber unaufhaltsam das Sterben. Ein Arzt betreute das ganze Lager, ohne die geringste ... Medizin zu haben. Ich trug auf eigene Faust sämtliche Medikamente aus allen Häusern zusammen. ... Der Apotheker, der Arzt und ich sortierten dann alles. ... So konnten wir in den schwersten Fällen doch eine bescheidene Milderung erreichen. Aber schon bald war alles verbraucht. Verbandsstoffe gab es überhaupt keine. ...
Ich holte die Tüllgardinen und schnitt sie nach Bedarf zurecht. Man hat mich als Gehilfe des Arztes ziemlich unbehelligt gelassen, denn sie waren ja selbst auf mich angewiesen. Ja, es kam sogar vor, daß mich ein Kurier der Partisanen gegenüber einem russischen Major in Schutz nahm, der auf mich geschossen hatte, weil ich mit meinen Hausschuhen nicht durch den knietiefen Dreck zu ihm ging. ...
Als die Lager durch die Zivilverwaltung übernommen wurden und die Partisanen bzw. Milizionäre regierten, gingen die großen Plünderungen und Schikanen los. Es verging kaum ein Tag ohne Einzelaktionen der ... Miliz, wobei sie in der Nacht durch die Zimmer gingen, und was ihnen an Bekleidung und sonstigen Dingen paßte, nahmen sie mit. Manche der Lagerleute hatten am Morgen kein einziges Bekleidungsstück mehr. ...
Aber auch Massenplünderungen waren häufig. Plötzlich ging die Trommel und alles mußte in der Hauptgasse antreten und an den vorbereiteten Stellen das Geld und Schmuck abgeben. Das ging ... bis zum Abend, zu Essen gab es nichts. Die Kinder jammerten, die Alten sind zusammengebrochen, helfen konnte man nicht.
Die Verpflegung wurde immer schlechter, weniger und seltener. Es gab nur noch Einbrennsuppe, 500 - 300 - 200 - 0 Gramm Maisbrot, sonst nichts.<<

Verhältnisse im Internierungslager Krusevlje im April 1946
Erlebnisbericht des Kaplans M. J. (x006/432): >>Anfang April 1946 erschien plötzlich eine Kommission im Lager. Selbst dieser Kommission fiel besonders der erbärmliche Zustand des Kinderlagers auf. ... Ich hörte nur, daß sich ein Mitglied der Kommission über den Zustand der Kinder furchtbar empörte. Die Beine der Kinder seien so dünn wie Ruten, sagte dieser Herr. Wenn die Kinder nicht bald besser aussehen, dann werde er zu anderen Maßnahmen greifen. ... Später erschien ... in jeder Woche eine Kommission in Krusevlje, die das Kinderlager, das Lagerhospital und die Küche inspizierte. Alles mußte seither auf Anordnung des Lagerkommandanten gereinigt und geputzt werden. ...
Seit dem Erscheinen der Kommissionen besserte sich ... die Kost. Seit Mitte April erhielten 4 Personen täglich 1,5 kg Maisbrot, in der Früh eine Schrotsuppe mit Salz und etwas Öl, und zwar einen halben Liter je Person, mittags (gab es) einen Gerstelbrei (Graupenbrei), etwa einen halben Liter je Person mit Öl und Salz, abends bekamen wir die gleiche Menge Schrotsuppe mit etwas Öl und Salz. Die Kinder erhielten mittags seither eine Suppe mit Bohnen und Nudeln und in der Früh und abends eine Einbrennsuppe mit Mehlspeise und täglich je einen halben Liter Trockenmilch.<<

Verhältnisse im Internierungslager Rudolfsgnad von Oktober 1945 bis März 1948
Erlebnisbericht des Arztes Dr. K. F. aus dem Internierungslager Rudolfsgnad in Jugoslawien (x006/496-512): >>Die Internierung der vertriebenen volksdeutschen Mütter mit kleinen Kindern, der Kleinkinder, Waisenkinder, Kinder verschleppter Eltern, der älteren, kranken, arbeitsunfähigen deutschen Vertriebenen deutscher Volkszugehörigkeit im Konzentrationslager Rudolfsgnad hatte im Monat Oktober 1945 begonnen.
Es war geplant gewesen, 24.000 Volksdeutsche in dem Dorf im Theiß-Donau-Eck zu konzentrieren, in der jüngsten deutschen Siedlung im jugoslawischen Banat, welche bisher etwa 3.000 Einwohner faßte. ... Nördlich vom hohen Eisenbahndamm, westlich von der Theiß abgegrenzt und östlich 4 bis 5 Kilometer weit von Perlez gelegen, war das Lager gut blockierbar

und zu überwachen. Die Häuser waren in gutem Zustand, nur die Höfe und Gärten waren vergrast und vernachlässigt. Ein Großteil der Häuser stand seit einem Jahr leer.
Anfang Oktober 1945 kamen die ersten auswärtigen Lagerleute. ... Zu den größten Blöcken gehörten; Mramorak mit über 2.500 Personen, Brestowatz etwa 2.300 Personen, Apfeldorf über 2.000 Personen, Nakovo über 1.500 Personen und Ernsthausen mit über 1.000 Personen. Jedes Heimatlager hatte eine Krankenschwester, die die chronisch Kranken begleitete. ...
Die vertriebenen Volksdeutschen, die ... nach Rudolfsgnad kamen, wurden in den Wohnzimmern zusammengedrängt, wie es auch in den Heimatlagern üblich war. Die Leute kamen notdürftig gekleidet an, so wie sie aus dem Heimatlager überwiesen wurden. So kamen Tausende. In den Wohnzimmern, auf dem Fußboden lag ein wenig Stroh. Ohne Decken, ohne Strohsack, ohne Hilfsmittel, wurden 20-30 Personen je nach Zimmergröße einquartiert. Das Lagerstroh wurde während der gesamten Lagerzeit bis zur Auflösung des Lagers im März 1948 weder gewechselt noch ergänzt, ausgenommen waren die Krankenhäuser, das Kinderheim, das Erholungsheim und das Kinderspital. ...
Die Gegend wurde von jedem Verkehr abgesperrt und der Ort blockiert. Niemand durfte schreiben. Es wurde keine Post zugestellt und auch keine Post befördert. Das Lager wurde von bewaffneter "Volkspolizei" (Miliz) bewacht. ... Sie bestand aus einem Kommandanten, 2 Feldwebeln und 77 Volkspolizisten. Die Zahl der Polizisten wechselte, einmal war sie höher, dann wieder niedriger. Ohne besondere Erlaubnis ... war das Verlassen des Lagers strengstens verboten, wie auch das Eintreten in das Lager.
Freie Bewegung gab es innerhalb des Lagers nur am Tage. In der Nacht sorgten die Volkspolizisten dafür, daß alle Lagerinsassen in den Häusern blieben. Die Organisation funktionierte in der ersten Zeit sehr schlecht. Bis manche Personen untergebracht waren und zur Verpflegung kamen, vergingen oft Tage. ...
In der ersten Zeit wurden die Lagerinsassen auch nachts kontrolliert. ... Dazu kamen noch die Willkür, die Verfluchungen ... und Vernichtungsdrohungen mancher Partisanen. ... Die Vertriebenen wurden ratlos und apathisch. Infolge dieser Zustände machten sich bald die Zeichen des körperlichen und seelischen Verfalls bemerkbar, aus der Not und Elend wurde.
Infolge der schlechten sanitären Zustände war bald alles voller Ungeziefer, zu dessen Bekämpfung die persönliche Initiative ... nicht mehr ausreichte. Flöhe, Kopf- und Kleiderläuse und Wanzen konnte man in Überfülle finden. ... Dazu kam noch im Spätherbst 1945 eine Grippeepidemie. Die Folge war ein Massensterben, besonders der Kleinkinder und älteren Personen.
Während der kältesten Wintermonate hat man den Lagerinsassen fast gar nichts zu essen gegeben. ... Die Ernährung bestand aus Maisschrotsuppe, Polentabrei, Maisbrot und Tee, jedoch von allem so wenig, daß es für die bescheidensten Ansprüche nicht reichte, und dazu (war das Essen) noch ohne Salz.
Es hat Tage gegeben, an welchen nicht alle Lagerinsassen Verpflegung erhielten. In einer Woche des Winters 1945/46 bekamen die Lagerinsassen an 5 aufeinanderfolgenden Tagen gar nichts zu essen. ... Man ging trotz strengen Verbotes zur Verwertung der noch auf den Dachböden befindlichen Kornreste über. Die Kornreste wurden mit Steinen zerklopft und verstohlen mit einem Stein auf Zementtrögen zerklopft und zerrieben.
Um ihre Not zu lindern, stahlen sich vereinzelte Lagerinsassen, von Hunger getrieben, aus dem Lager hinaus, um noch entbehrliche Kleider für Lebensmittel zu vertauschen. Mancher wurde dabei erschossen. Hunde und Katzen fielen dem Hunger der Lagerinsassen zum Opfer, sogar Tierkadaver wurden nicht gescheut. Heizmaterial wurde im ersten Winter (1945/46) keines verabfolgt, es wurde bloß mit dem geheizt, was die Lagerinsassen ... sich selber suchen und verschaffen konnten, wie dürres Gras, Rohr, Reisig ... oder Holz. Sogar die Ambulanz blieb ungeheizt, obwohl dort jeden Tag von der Früh bis nach Mittag gearbeitet wurde. Nicht

einmal den Krankenhäusern wurde Heizmaterial zugeteilt.
Der Lagerstand war im Jahre 1945 in Rudolfsgnad: Ende Oktober 11.011, Ende November 20.516 und Ende Dezember 19.237 Lagerinsassen. Zu der mangelhaften Ernährung, der salz- und vitaminlosen Kost gesellten sich noch die schlechten hygienischen Verhältnisse. Die Lagerinsassen waren in den Wohnungen zusammengepfercht.
Man konnte sich nur notdürftig waschen und reinigen. Es standen weder Waschräume noch Waschgeräte, noch warmes Wasser zur Verfügung. Auch gab es kein Bad. Der gleich am Anfang begonnene Bau wurde niemals fertiggestellt, desgleichen die dort einzurichtende Trokkenkammer. Es war scheinbar kein Material vorhanden.
Die Lagerinsassen hatten oft gemeinsame Handtücher und Waschschüsseln. Im Winter konnten die Leute nicht waschen, da viele keine Wäsche zum Wechseln hatten und außerdem die Wäsche schwer trocknete; dazu (blieb) immer dieselbe Strohunterlage. Seife und Zahnbürste hatte man vielen schon im Heimatlager weggenommen.
Verwaltungsmäßig war das Lager dem Kreis-Volksbefreiungsausschuß Groß-Betschkerek unterstellt. Das Lager war in 4 Bezirke eingeteilt, die von einem Kommandanten geleitet wurden. Ihm oblag die Überwachung der dort inhaftierten Lagerinsassen. In der ersten Zeit wurden die Lagerinsassen oft auch nachts kontrolliert. ... Dazu kamen noch die Willkür ... und Vernichtungsandrohungen mancher Partisanen sowie obendrein die Bespitzelung. ...
Anfang Januar des Jahres 1946 trat Fleckfieber auf, das sich zu einer großen Epidemie entwickelte. Es kam eine Kommission nach der anderen aus Groß-Betschkerek und Neusatz; die Ärzte hatten Belgrad alarmiert, um Anordnungen zu treffen und dem Übel Halt zu gebieten. Ein Vertreter aus Belgrad interessierte sich bei den Kranken im Krankenhaus für die Verhältnisse und ob sie auch ärztliche Betreuung hätten; sie antworteten: "Der Arzt kommt täglich, aber er kann uns ebensowenig helfen, wie Sie uns helfen können, wir brauchen Brot." - Als der Kommission gesagt wurde, es wären keine Thermometer vorhanden, wurden schließlich 3 Stück bereitgestellt.
Nun wurden die Maßnahmen zur Bekämpfung des Fleckfiebers und zur Verbesserung der Verpflegung angeordnet und die Durchführung festgelegt. Das Lagerkommando wurde, anscheinend auf Veranlassung der Kommission aus Belgrad, entlassen. ... Ein Antrag auf Verbesserung der Verpflegung war schon vorher von den Ärzten aus Groß-Betschkerek gestellt worden. Das beantragte Obst für die Kinder wurde ... nicht besorgt. ... Verbesserung der Verpflegung war lange nicht zu sehen. Eine Ärztegruppe wurde zur Bekämpfung des Fleckfiebers eingesetzt sowie ein Kommando zum Bespritzen des Lagers mit DDT-Pulver. Das Lager wurde unter strenge Quarantäne gestellt.
Das ganze Lager war nach 4maligem Bespritzen mit DDT-Pulver total entlaust. Die Fleckfieberkranken wurden, soweit sie erfaßt werden konnten, in der Schule konzentriert. Die Sterbefälle erreichten ihr Maximum im Februar 1946.
Die Ärztegruppe zur Bekämpfung des Fleckfiebers arbeitete aufopfernd und mit Hingabe unter der Gefahr, selbst infiziert zu werden. Die serbischen Ärzte und ihr Hilfspersonal brachten den deutschen Lagerinsassen größtes Entgegenkommen entgegen, was ihnen von anderer Seite verübelt wurde. Man hörte von ihnen Äußerungen, daß man solches Elend während der Okkupation durch die Deutschen weder erlebt noch gesehen habe.
Mit derselben Aufopferung arbeiteten die Krankenschwestern (Lagerinsassen), von denen 80 % an Fleckfieber erkrankten und einige auch der Epidemie zum Opfer gefallen sind. Das Versprechen einer besseren Verpflegung für das Bekämpfungspersonal wurde nicht eingelöst. Es lag sicherlich nicht an den 20 Ärzten, ... daß nicht mehr Volksdeutschen geholfen werden konnte; ihrem Einsatz und ihrer Aufopferung gebührt volle Anerkennung, ebenso den Krankenschwestern und dem weiteren Sanitätspersonal.
Ein Begräbnis im gewöhnlichen Sinne gab es nicht. Die Leichen wurden auf einem gewöhnli-

chen Bauernwagen in die Massengräber gebracht. Zuerst wurden die Leichen in den Häusern liegengelassen (meistens im Gang) und von dort in Massengräber gebracht. ... In der Zeit der Fleckfieberepidemie waren die Leichen mangelhaft bekleidet, später wurden die Leichen in zerfetzte Decken eingenäht und so begraben. Die Begräbnisstätte war am Anfang der Lagerzeit der Rudolfsgnader Friedhof. Bis einschließlich 13. Februar 1946 fanden hier 3.160 Deutsche die Ruhe in Massengräbern.
Da das Grundwasser des alten Friedhofes zu hoch war, ... fuhr der Bauernwagen mit den Leichen seit dem 14. Februar 1946 täglich zum neuen Friedhof, der etwa 2 km vom Dorf entfernt war. An diesem regelmäßigen Vorgang änderte sich nichts bis in die letzten Monate vor der Auflösung des Lagers; da wurden die Pferde vor dem Wagen von 2 Eseln abgelöst. Der mit den 2 Eseln bespannte Wagen machte jeden Tag, bis Ende März des Jahres 1948, den Weg auf die "Teletschka". In den Massengräbern der "Teletschka" wurden 6.343 im Lager Rudolfsgnad verstorbene Deutsche beerdigt.
Das Verlassen des Lagers war strengstens verboten. Lagerinsassen, die sich aus dem Lager hinausstahlen, um sich Lebensmittel zu verschaffen oder um zu flüchten, wurden erschossen, wenn sie auf frischer Tat ertappt wurden. Dasselbe passierte auch, wenn sich jemand in das Lager einschleichen wollte. Nach den ersten Erschießungen wurde das Schießen auf Lagerleute verboten, trotzdem fielen noch einzelne Lagerinsassen der Kugel zum Opfer. ...
Die Arzneimittel reichten meistens nicht aus und kamen nicht regelmäßig an. ... Nach der Fleckfieberepidemie wurde von 40-50 jungen Mädchen eine Heilkräuter-Sammlergruppe unter Leitung eines Apotheker-Laboranten organisiert. Auch Kohle wurde von der Gesundheitsorganisation selbst erzeugt. Die Gesundheitsorganisation im Rudolfsgnader Konzentrationslager zählte etwa 300 Personen. (Es waren) alles Lagerinsassen.
Die Bekämpfung des Fleckfiebers dauerte bis April 1946.
Nach Aufhebung der Quarantäne wurde auf Intervention der Ärzte das Schicken von Paketen ins Lager erlaubt. Hauptsächlich die Sendungen aus den Vereinigten Staaten von Nordamerika retteten manchem Lagerinsassen das Leben; vom Inland kamen auch viele Sendungen im Lager an.
Das Elend war groß, und wer keine Möglichkeit hatte, sich etwas zu verschaffen, und wer sich nicht seelisch über das Elend hinwegsetzen konnte, war bedroht, seinem langsamen Untergang entgegenzugehen.
Die Anzeichen der Ernährungsstörungen und die Folgen der Fleckfieberepidemie kamen immer mehr zum Vorschein. Die Menschen waren aufgedunsen, Durchfall stellte sich ein als Folge der vitaminlosen Kost, Skorbut, besonders unter den Kindern und Kleinkindern, Gürtelrose, Herzmuskeldegeneration, Nachtblindheit usw. Sehr viele Lagerinsassen waren schwach und unterernährt. - Nach dem April 1946 wurde die Zuteilung von Lebensmitteln regelmäßiger.
Auf Grund der Anordnung Nr. 1436 vom 11.2.1946 wird der 10tägige Bericht über den gesundheitlichen und hygienischen Zustand im Sammellager Rudolfsgnad übermittelt:
Im Laufe dieses Monats trat erneut in großem Ausmaße Krätze auf. Die Ursache liegt darin, daß die Lagerinsassen keine Seife haben und auch keine Gelegenheit erhalten, sich warmes Wasser zu verschaffen; und das Bad ist noch nicht fertiggestellt.
Malaria hat sich verringert, auch schon wegen der kalten Tage. Herzmuskelerkrankungen und Ödeme sind infolge der schwachen Verpflegung und mangels Medikamenten noch häufig. Skorbut gibt es noch 54 ziemlich schwere Fälle als Folge vitaminloser Verpflegung. Tuberkulose gibt es insgesamt nur einige Fälle. Infektionskrankheiten gibt es überhaupt nicht.
In großer Menge sind Augenbindehautentzündungen, Hornhautentzündungen und Bindehaut-Hornhautentzündungen, ebenfalls wegen vitaminloser Verpflegung, festgestellt worden.
Die Verpflegung ist einseitig, denn außer Erbsen und Gerste wird den Lagerinsassen fast kei-

ne Nahrung zugeteilt, es sei denn, sie gehören zur Kategorie der Schwerarbeiter, und das sind höchstens 10 % der gesamten Lagerinsassen.
Die größte Zahl der Kranken ist an Durchfall erkrankt. Diese Krankheit ist eine Folge der (ungenügenden) Ernährung. Zwecks Untersuchung auf Typhus und Dysenterie wurden fast aus jedem Lager Exkremente entnommen, aber es wurde nicht ein einziger positiver Fall festgestellt, was beweist, daß der Durchfall durch die Ernährung verursacht ist.
Verlausung tritt auf, wird jedoch mit DDT erfolgreich bekämpft. Eine Bekämpfung mit Dampf hätte nur in dem Falle einen Sinn, wenn gleichzeitig auch das Stroh gewechselt würde. Aber dieses Stroh gibt es anscheinend nicht in genügender Menge. Deshalb ist es unerläßlich, die Desinfektion mit DDT-Pulver durchzuführen, weil damit auch das Stroh desinfiziert wird.
Aborte sind noch immer nicht in genügender Zahl errichtet, weil kein Material vorhanden ist.
Arzneimittel sind fast überhaupt nicht vorhanden, darum wäre es notwendig, die angeforderten Medikamente möglichst schnell zuzustellen.
Mit Rücksicht auf die kalten Tage müßte man darauf drängen, daß alle Lagerinsassen täglich dreimal warmes Essen bekommen. ...
Die meisten Lagerinsassen sind an den Folgen der Ernährungsstörungen und des Fleckfiebers (Herzmuskeldegeneration, Ödeme, Durchfall) gestorben. ... Gestorben sind in Rudolfsgnad vom 10. Oktober 1945 bis 25. März 1948 insgesamt 9.503 Personen; davon waren 5.645 Frauen, 2.367 Männer, 746 Mädchen und 745 Knaben im Alter bis 14 Jahre. ...
Die durch das Absterben entstandenen Lücken sind durch neue Zugänge von Deutschen aufgefüllt worden. Anfang des Jahres 1947 kamen die Deutschen aus der Baranja, aus Slawonien, Bosnien und der Untersteiermark mit teilweise österreichischen und reichsdeutschen Staatsbürgern, unter anderen die Mönche aus dem Kloster Travnik.
Anfang des Jahres 1948 sind die Lager Gakovo und Molidorf mit über 6.000 Vertriebenen nach Rudolfsgnad übersiedelt worden. Die Molidorfer Lagerinsassen sahen noch erbärmlicher aus als die Rudolfsgnader. In Molidorf wütete stark die Malaria und da keine Arzneimittel zur Malariabehandlung vorhanden waren, sahen die Leute so verfallen aus.
... Es sind 11 Erschießungen für 1946 und 3 für 1947 verzeichnet, alle außerhalb der Lagergrenzen; Ausnahmen waren 2 männliche Lagerinsassen aus Cestereg, die im Frühjahr 1947 beim Absägen eines Baumastes von einem Volkspolizisten ertappt und innerhalb des Lagers aus 30 m Entfernung erschossen wurden. ... Die Erschossenen waren alle von hinten, von der Rückseite, in Fluchtversuchstellung getroffen, nach der Einschußöffnung beurteilt.
Selbstmord verübten etwa 11 Personen aus Verzweiflung. ... 4 bis 5 Geisteskranke wurden in eine Irrenanstalt eingewiesen. - Jeder natürliche und unnatürliche Todesfall wurde registriert. Das von der Lagerverwaltung geführte Sterbebuch wurde nach der Auflösung des Lagers Rudolfsgnad nach Perlez verlegt. ...
Etwa 33.000 Volksdeutsche und Deutsche passierten das Konzentrationslager in Rudolfsgnad von Oktober 1945 bis Ende März 1948.
Das Lager Rudolfsgnad nannte sich zuerst "Konzentrationslager Rudolfsgnad" und "Arbeitssiedlung Rudolfsgnad" (Knicanin), dann "Zivillager Rudolfsgnad" und zuletzt "Arbeitssiedlung Rudolfsgnad - in Liquidierung". Für das alles, was in Rudolfsgnad war und was sich dort abgespielt hatte, war und blieb in Jugoslawien der amtliche Name: Arbeitssiedlung Rudolfsgnad. Der Vorsteher des Konzentrationslagers hieß zuerst: Lagerkommandant, dann Lagerverwalter (Direktor).
In Rudolfsgnad waren Volksdeutsche aus Jugoslawien, Rumänien, der Tschechoslowakei und österreichische und reichsdeutsche Staatsbürger interniert. Vor der Auflösung des Lagers wurden die hygienischen Vorbereitungen und Maßnahmen von einem Arzt des hygienischen Instituts in Neusatz überwacht. Es wurde eine Trockenkammer errichtet - die ... man wie das begonnene Bad aber nie fertigstellte. Es wurde ein amerikanisches Feldbad aufgestellt. An-

scheinend wollte man sämtliche Lager über Rudolfsgnad auflösen; da aber viele nach Rudolfsgnad eingewiesene Lagerleute - auch die, die bei Zivilpersonen arbeiteten - hygienisch nicht einwandfrei waren und dadurch nachteiligen Einfluß auf die hygienischen Verhältnisse im Rudolfsgnader Lager verursacht hätten, hat man davon abgesehen.<<

Das Schicksal der deutschen Bevölkerung in Rumänien

Lebensverhältnisse in den Jahren 1945 bis 1951

Erlebnisbericht der A. R. aus Judet Tarnava-Mare in Süd-Siebenbürgen, Rumänien (x007/292-294): >>Die der Verschleppungsaktion folgende Zeit war für uns Zurückgebliebene eine wahre Hölle. Man nahm uns allmählich fast das gesamte Vieh, ... alle nicht versteckten Vorräte, schlug uns, beschimpfte uns, und zwang uns zu niedrigen Arbeiten. Die Zigeuner gingen tagtäglich und nach Belieben von Haus zu Haus und holten sich, was ihnen gefiel. Als sie mir das letzte Stück Speck wegnahmen, fragte ich weinend, wovon ich mit meinen Kindern nun leben solle. Darauf erwiderte der Vizebürgermeister Jon Manzaru höhnisch: "Lebt von dem Fleisch, das von früher her zwischen euren Zähnen hängengeblieben ist."

Als Mitte März 1945 die gesetzliche Enteignung aller deutschen Bauern verkündet wurde, hatten wir nur noch das unbewegliche Vermögen zu verlieren. In den sächsischen Höfen erschienen Zigeuner mit schmierigen Papierwischen und erklärten, daß nunmehr sie die Besitzer seien. ... Die enteigneten Sachsen wurden z.T. aus den Häusern geworfen und ins Zigeunerviertel oder in andere sächsische Häuser eingewiesen, ... z.T. durften sie auf ihren Höfen bleiben, allerdings gegen Abtretung der besten Zimmer an die Zigeuner. Bis zum Sommer war alles in dieser Weise enteignet.

Im Frühjahr 1946 bestellten bereits die neuen Besitzer die Felder. In vielen Fällen ... erhielten die Sachsen für ihre "Mithilfe", in Wirklichkeit leisteten sie die Hauptarbeit, einen Teil der Erträgnisse, oder die neuen Besitzer verpachteten den enteigneten Sachsen kleinere Feldstükke. Manche der Zigeuner und Rumänen, die nun über unsere Höfe geboten, benahmen sich ehrlich und anständig bei der Teilung, viele aber betrogen ihre sächsischen Kompagnons in niederträchtiger Weise. Wir arbeiteten wie besessen, um unseren Lebensunterhalt sicherzustellen. ...

Als der Winter kam, litten wir Hunger. Immer wieder nahm man uns die durch Arbeit erworbenen Feldfrüchte ab, raubte uns die Kleider aus den Schränken und das Brot vom Tisch. Wir froren, weil wir kein Holz hatten. Unser Essen bestand aus Wassersuppe und Maisbrot. Bald machten sich die Folgen der Unterernährung, der körperlichen und seelischen Leiden bemerkbar. Viele erkrankten.

Ende 1947. Das 3. Jahr unseres Leidens, also das Jahr 1947, war das schlimmste. In jenem Jahr hungerten und litten wir am meisten. Wir waren seit dem Herbst 1944 vogelfrei, jeder ... Zigeuner konnte sich sein Mütchen kühlen und uns das Letzte nehmen. Als wir schon dachten, daß wir diese Hölle nicht mehr aushalten würden, wurde es besser. ...

Als wir schon dachten, daß wir diese Hölle nicht mehr aushalten würden, wurde es besser. Im Frühjahr 1948 wurde auf enteignetem sächsischen Grund eine Staatsfarm errichtet. Es erschien ein Ingenieur, der uns Sachsen im Gemeindehaus versammelte und uns aufforderte, auf der geplanten Staatsfarm zu arbeiten: "Ihr habt nichts mehr, jetzt werdet ihr Arbeit bekommen und es wird besser werden."

Das Gebiet der Farm umfaßte ein Drittel der Gemeinde und bestand aus ... sächsischem Boden. Die anderen 2 Drittel blieben in privatem Besitz der Zigeuner und Rumänen. Die Farm war zunächst nur mit dem enteigneten Vieh und Ackergeräten der Sachsen ausgestattet. ... Die Arbeiter der Farm waren durchweg Sachsen.

Im ersten Jahr durften überhaupt keine Rumänen und Zigeuner angestellt werden. Wir erhielten einen kärglichen Lohn, für den wir uns bis zur Erschöpfung schinden mußten. Da wir keine Lebensmittelkarten besaßen, mußten wir unsere Nahrung schwarz zu Wucherpreisen kaufen. Von den Erträgnissen der Farm erhielten wir nichts, diese wurden vollständig nach Schäßburg geschafft. Im 2. Jahr wurde von der Leitung der Farm eine Küche eingerichtet, wo

wir Essen erhielten. Dieses Essen war jedoch so unzulänglich und schlecht, daß wir uns zusätzlich Lebensmittel kaufen mußten. ...
Als 1949 die letzten Verschleppten aus Rußland heimkehrten - im Herbst 1945 waren 10 Kranke, im Sommer war ein weiterer Transport eingetroffen -, waren wir wenigstens wieder beisammen. Nur unsere Männer, die zur Waffen-SS eingerückt waren, kehrten nicht mehr zurück. Das war für uns Frauen sehr bitter. ...
Der Kirchgang war erlaubt, ebenso das Tragen der sächsischen Trachten. Es gab nur wenige deutsch-rumänische Eheschließungen. Obwohl ... auch die Veranstaltungen wie Tanzabende, Kundgebungen usw. mit Rumänen und Zigeunern gemeinsam abgehalten werden mußten, ergab sich stets eine unausgesprochene, aber selbstverständliche Distanz. Das Deutschbewußtsein war noch sehr wach und ließ sich nicht so leicht ausrotten. Die Kinder waren allerdings starken Einflüssen der Kommunisten und der Entnationalisierung ausgesetzt. Die Jugend zeigte sich jedoch gegenüber der kommunistischen Ideologie wenig anfällig.
Als man uns die Weihnachtsbäume verbot - es wurde an deren Stelle ein sog. "Winterbaum" zu Neujahr propagiert -, schmückten wir am Weihnachtsabend heimlich kleine Bäumchen und deckten sie, als die Kommunisten die Häuser kontrollierten, mit Papier und Tüchern zu. Am Heiligen Abend brannten jedenfalls die Kerzen, wenn auch nur einige wenige. Wir wollten unseren Kindern zeigen, wie schön das alte Weihnachtsfest ist.
Im Herbst 1950 wurde im restlichen Teil des Dorfes eine Kolchose errichtet, deren Mitglieder meistens Rumänen und Zigeuner waren. ... Der Leiter war ein ortsfremder Rumäne, der uns Sachsen freundlich behandelte. ... Wir durften nicht mehr geschlagen und beschimpft werden. Auf dem Papier waren wir nunmehr gleichberechtigt. Aber die Zigeuner und gewisse Rumänen ließen uns trotzdem immer ihre Macht fühlen.
... Lediglich 3 Stunden in der Woche (wurde in der Schule) dem Deutschunterricht gewidmet. ...
Ich beantragte ... meine Übersiedlung nach Deutschland zu meinem Mann. Fast 2 Jahre lang mußte ich auf die Erledigung meines Gesuches warten. Aber dann durfte ich im Dezember 1951 mit dem aus Rumänien freigegebenen Transport fahren. Als ich endlich diesseits des eisernen Vorhanges war, hatte ich das Gefühl, der Hölle entronnen zu sein. Es wird aber noch lange dauern, bis ich mich körperlich und seelisch von all dem erholt haben werde, was wir in Rumänien erlebten.<<

Nachkriegsziele der Siegermächte

>>Wer über gewisse Dinge den Verstand nicht verliert, hat keinen zu verlieren.<< (Gotthold Ephraim Lessing)

Die Westmächte entschieden den Zweiten Weltkrieg zwar militärisch, aber bei den Konferenzen in Teheran und Jalta hatten sie schon vorzeitig den politischen Machtkampf gegen Stalin verloren.
Nach der bedingungslosen Kapitulation der deutschen Wehrmacht und Verhaftung der "Dönitz-Regierung" übernahm der Alliierte Kontrollrat (bestehend aus den Hauptsiegermächten bzw. den 4 Oberbefehlshabern der Besatzungszonen) die gesamte Regierungsgewalt in Deutschland, so daß alle deutschen Staatsbürger zu Subjekten der Besatzungsmächte wurden. Der Alliierte Kontrollrat konnte nur Beschlüsse fassen, falls keine Besatzungsmacht widersprach.
Das Deutsche Reich sollte ursprünglich nicht langfristig aufgeteilt oder vollständig besetzt werden. Gemäß den Vereinbarungen der Atlantik-Charta wollte man nach dem Kriegsende wieder einen "Status quo ante" (den Zustand, wie er vorher war) herstellen. Die Deutschen sollten lediglich bedingungslos kapitulieren, denn die westlichen Alliierten hatten den Krieg nicht zu Eroberungszwecken, sondern nur zur Verteidigung geführt.
Angesichts der grauenhaften Verhältnisse, die man in den befreiten NS-Vernichtungs- und Konzentrationslagern erlebt hatte, reagierten vor allem die westlichen Siegermächte und die Weltöffentlichkeit schockiert und entrüstet, so daß die Deutschen zunächst keine Gnade erwarten konnten (x059/105).
US-General Eisenhower gab z.B. eine Direktive heraus, daß Deutschland nicht zum Zwecke der Befreiung, sondern als besiegter Feindstaat besetzt werden sollte. Die nordamerikanischen Befehlshaber hätten nur einzugreifen, wenn Hungersnöte, Seuchen oder Revolten die Besatzungstruppen direkt gefährdeten. Kontakte mit deutschen Zivilisten und deutschen Beschäftigten sollten auf ein Mindestmaß beschränkt werden.
Nordamerika verlangte keine Gebiete und verzichtete zunächst auf materielle Entschädigungen. In erster Linie sollten alle schuldigen Deutschen für die NS-Massenverbrechen zur Rechenschaft gezogen werden. Nach der Entnazifizierung plante man, in Deutschland eine liberale Demokratie und privatkapitalistische Wirtschaftsformen zu errichten.
Nach der Zerschlagung des Deutschen Reiches fehlte eine westeuropäische Pufferzone gegenüber der UdSSR, denn Polen konnte die ursprünglich geplante Nachfolge der Deutschen nicht übernehmen. Churchill warnte die Nordamerikaner deshalb eindringlich davor, die besetzten mitteldeutschen Gebiete an die Sowjets abzutreten. US-Präsident Truman ließ die nordamerikanischen und britischen Truppen aber trotzdem vom 1. bis 4. Juli 1945 aus Mitteldeutschland abziehen, weil er die vertraglichen Vereinbarungen unter allen Umständen erfüllen wollte.
Mit der Auslieferung Mitteldeutschlands gab Truman vor den Potsdamer Verhandlungen eine äußerst wichtige Trumpfkarte aus der Hand, obgleich die westlichen Alliierten völlig unbedrängt waren (x114/2.102). Für Stalin, der bisher fast alle Zusagen mißachtet hatte, kam der freiwillige Abzug der Nordamerikaner und Briten jedenfalls völlig überraschend, denn die Sowjets waren damals überhaupt nicht in der Lage, militärische oder politische Druckmittel einzusetzen.
Nach dem Rückzug der westlichen Alliierten besaßen die Sowjets nicht nur Ostdeutschland, sondern sie kontrollierten auch alle mitteldeutschen Gebiete und standen sprungbereit an der Elbe. Ein bis dahin unvorstellbarer europäischer Alptraum war plötzlich Wirklichkeit geworden.
Sir Brian Robertson (General, Militärgouverneur der britischen Besatzungszone und Hoher Kommissar in der Bundesrepublik) kritisierte später die nordamerikanische Außenpolitik

(x128/193-194): >>Von allen falschen Vorstellungen hatten die, denen sich Präsident Roosevelt hingab, die schwerwiegendsten Folgen, denn sie beherrschten das amerikanische Denken und Handeln in den ersten 2 sehr wichtigen Jahren nach dem deutschen Zusammenbruch. ... Präsident Roosevelts "Großer Plan" für den künftigen Frieden der Welt beruhte auf einer die Vereinten Nationen beherrschenden russisch-amerikanischen Partnerschaft. ...
Hand in Hand mit dieser Konzeption ging eine harte Deutschlandpolitik. Die grausame Unmenschlichkeit des Morgenthau-Plans, Deutschland seine gesamte Industrie zu nehmen, ging Roosevelt zu weit, aber der Plan wurde eigentlich nur aufgeschoben und nicht fallengelassen.<<
Großbritannien wollte den wirtschaftlichen Machtfaktor Deutschland zwar ausschalten, aber Churchill war auch daran interessiert, die Deutschen wieder "auf eigene Füße" zu stellen, um die sowjetische Expansionsgefahr einzudämmen. Im Juli 1945 wurde die britische Außen- bzw. Deutschlandpolitik jedoch durch einen Regierungswechsel regelrecht gelähmt, weil die unerfahrenen Außenpolitiker der siegreichen Labour-Party den erfahrenen Churchill nicht ersetzen konnten. Die Briten unterstützten später vor allem die nordamerikanische Zentralisierungspolitik, da sie US-Hilfen für die britische Besatzungszone benötigten (x148/14).
Frankreich forderte hartnäckig die Aufteilung des Deutschen Reiches, annektierte das Saarland, schlug die Bildung eines autonomen Rheinstaates (Ruhrgebiet) vor und widersetzte sich zunächst allen Versuchen, die westdeutschen Zonen zu vereinigen, weil man das Deutsche Reich langfristig schwächen wollte.
Stalin hatte die Prinzipien der Atlantik-Charta ("Verteidigung des Weltfriedens und der Freiheit") ebenfalls formell akzeptiert. Diese Zusage hinderte den sowjetischen Diktator in den letzten Kriegsjahren jedoch nicht, die anglo-amerikanischen Verbündeten unentwegt zu hintergehen und schließlich vor vollendete Tatsachen zu stellen. Stalin, der bis zur deutschen Kapitulation fast alle angestrebten Expansionsziele verwirklicht hatte, war nicht bereit, besetzte Gebiete preiszugeben. Die argwöhnischen Stalinisten unterstellten den Kapitalisten naturgemäß Weltherrschaftspläne und setzten in den "befreiten Ländern" ihre bewährte gewaltsame Unterdrückungspolitik und aggressive Gleichschaltungsmaßnahmen durch.
M. Djilas schrieb z.B. bereits im April 1945 über Stalins Nachkriegsziele (x149/114): >>Dieser Krieg ist nicht wie in der Vergangenheit; wer immer ein Gebiet besetzt, erlegt ihm auch sein eigenes gesellschaftliches System auf. Jeder führt sein eigenes System ein, soweit seine Armee vordringen kann. Es kann gar nicht anders sein.<<
Andrej A. Shdanow (sowjetischer Spitzenfunktionär), der ursprünglich Stalins Nachfolger werden sollte, betrachtete die sowjetische Besatzungszone als ein "Sprungbrett", um die Bolschewisierung Westdeutschlands und danach Westeuropas zu realisieren (x128/195).

Das Potsdamer Abkommen

>>Verrücke nicht uralte Grenzen und vergreife dich nicht an dem Acker der Waisen.<< (Sprüche 23, 10)

Während der Potsdamer Verhandlungen folgten schließlich weitere verhängnisvolle Fehlentscheidungen der nordamerikanischen und britischen Außenpolitiker.
Im Verlauf der Potsdamer Konferenz, die vom 17. Juli bis 2. August 1945 im Schloß Cäcilienhof bei Potsdam stattfand, verhandelten Stalin, Truman, Churchill (bis zur Wahlniederlage am 28.07.) und Attlee (ab 29.07.) über gemeinsame Maßnahmen zur Behandlung des Deutschen Reiches und die Schaffung einer neuen Friedensordnung.
Vor der entscheidenden Potsdamer Konferenz besaß US-Präsident Truman praktisch alle Trümpfe. Im Gegensatz zur Sowjetunion verfügte Nordamerika z.B. schon über eine einsatzfähige Atombombe, die ursprünglich gegen "Hitler-Deutschland" eingesetzt werden sollte (x041/191). Die Nordamerikaner hatten einen Tag vor dem Beginn der Potsdamer Konferenz den ersten erfolgreichen Atombombentest in der Wüste von New Mexiko durchgeführt.
Die sowjetische Militärhilfe gegen Japan wurde eigentlich nicht mehr benötigt. Japans Armeen waren außerdem fast besiegt und hatten bereits mehrere Friedensangebote eingereicht. Der überforderte nordamerikanische Präsident war jedoch trotz der japanischen Kapitulationsbereitschaft fest entschlossen, die Atombombe gegen Japan einzusetzen, um Stalin einzuschüchtern.
Den beteiligten Konferenzteilnehmern ging es in erster Linie um Reparationsregelungen, so daß sich die Potsdamer Verhandlungen schnell zu einem verbissenen Kampf um die Kriegsbeute entwickelte. Ferner wollte man den NS-Staat vollständig vernichten und die ehemalige deutsche Industrie- und Wirtschaftsmacht langfristig ausschalten.
Die Nordamerikaner und Briten hatten vor der Potsdamer Konferenz vereinbart, "nur" die preußischen Provinzen Ostpreußen, Danzig, Ostpommern und Oberschlesien an die UdSSR bzw. Polen abzutreten. Diese Gebietsabtretungen genügten den Osteuropäern jedoch längst nicht mehr. Stalin verlangte für Polen schließlich alle deutschen Ostgebiete östlich der Oder und Görlitzer Neiße (außer Nord-Ostpreußen). Die zusätzliche Abtretung der dichtbevölkerten Provinzen Niederschlesien und Ostbrandenburg war für Churchill und US-Präsident Truman zunächst unannehmbar, deshalb ließen sie sich schließlich auf eine "Politik des Aufschubs" ("policy of postponement") ein.
Die Massenvertreibung der Deutschen wurde zwar während der Potsdamer Konferenz entschieden, aber die Vertreiberstaaten hatten vorher längst entscheidende Fakten realisiert.
Für Stalin waren die geplanten Gebietsabtretungen schon lange erledigt, denn er hatte die Westverschiebung systematisch vorbereiten lassen und ab Ende Mai 1945 die Austreibung von großen Bevölkerungsteilen gefördert bzw. geduldet, um vollendete Tatsachen zu schaffen.
Die Vertreibung der Reichs- und Volksdeutschen aus Ostdeutschland, Polen, der Tschechoslowakei und Ungarn wurde trotz der langen Verhandlungsdauer nicht mehr ernsthaft diskutiert. Die sog. "Umsiedlung" der Deutschen wurde lediglich noch zur Kenntnis genommen. Die westlichen Alliierten ordneten in Potsdam die Vertreibung der Ost- und Volksdeutschen zwar nicht kategorisch an, aber ihre leichtfertige Zustimmung machte die großangelegte Zwangsumsiedlung von Millionen von Deutschen zweifellos erst möglich.
Im Verlauf der Potsdamer Konferenz wurde ausdrücklich festgelegt, daß die "Ausweisungen" in geordneter und humaner Weise durchgeführt werden sollten. Obwohl die Vertreiberstaaten versicherten, daß sie die Umsiedlungen in geordneter und humaner Weise abwickeln würden, hielt sich später niemand an die offiziellen Vereinbarungen und Zusagen.
Die erste Phase der Vertreibung begann schon im Juni 1945. In den Grenzgebieten östlich der

Oder und Neiße sowie im Sudetenland wurden die Deutschen gewaltsam durch Milizeinheiten und Partisanen über die Grenzflüsse nach Westen in die sowjetische Besatzungszone (spätere DDR) getrieben, so daß sich dort Hunderttausende von Heimatlosen am westlichen Ufer von Oder und Neiße zusammendrängten. Diese "wilden Austreibungen", bei denen mehrheitlich Frauen, Kinder und ältere Menschen vertrieben wurden, stellte man erst unmittelbar vor Beginn der Potsdamer Konferenz ein (vermutlich auf sowjetische Weisung).
Die westlichen Alliierten erhielten über diese "wilden Austreibungen" nur spärliche und größtenteils falsche Informationen. Da der "eiserne Vorhang" schon frühzeitig undurchdringlich war, wußten nur die Sowjets, Polen und Tschechen, was tatsächlich in den sog. "Wiedergewonnenen Gebieten" geschah.
Während der Potsdamer Konferenz behauptete Stalin mehrfach, daß die deutschen Ostgebiete menschenleer seien (x150/12). Die polnische Regierung, die zeitweise als Gast in Potsdam teilnahm, gab nur noch 1,5 Millionen Deutsche an: >>(Diese Deutschen) würden freiwillig ziehen, sobald die Ernte vorbei ist.<<
Churchill und Truman wurden vorsätzlich getäuscht, denn in Wirklichkeit hielten sich damals noch ca. 5,7 Millionen Reichs- und Volksdeutsche östlich der Oder-Neiße-Linie auf (x001/-78E). Diese osteuropäische "Verhandlungstaktik" beeinflußte sicherlich maßgebliche Entscheidungen des Potsdamer Abkommens.
Als Premierminister Churchill nach seiner Wahlniederlage bei den britischen Unterhauswahlen die Potsdamer Konferenz verlassen mußte, waren US-Präsident Truman und die ebenfalls unerfahrenen britischen Labour-Außenpolitiker sowie ihre Berater nicht mehr in der Lage, den sowjetischen Diktator in die Schranken zu weisen, denn Stalin war ein erfahrener Machtpolitiker und knallharter Verhandlungsführer, der seine Gegner meistens in stundenlangen Debatten zermürbte (x114/2.103).
Mit Churchill räumte der letzte erfahrene und ernstzunehmende britische Außenpolitiker das Feld. Stalins Pläne waren danach nicht mehr zu verhindern, so daß er seine maßlosen Gebietsforderungen schließlich vollständig durchsetzen konnte.
Churchill berichtete später in seinem Buch "Der Zweite Weltkrieg" (x024/126): >>Diese letzte Konferenz der "Drei" endete mit einer großen Enttäuschung. ... Vielleicht hätte man in Potsdam noch etwas retten können, aber die Auflösung der britischen Nationalen Regierung und meine Entfernung vom Schauplatz zu einem Zeitpunkt, da ich immer noch großen Einfluß und große Macht besaß, vereitelten jede befriedigende Lösung.<<
Im Verlauf der internationalen Konferenz von Potsdamer, die am 2.08.1945 beendet wurde, schlossen die Alliierten keine völkerrechtlichen Verträge. Es handelte sich lediglich um Absprachen bzw. Vereinbarungen zwischen den Siegermächten und den Vertreiberstaaten (x150/18-19). Die Verhandlungsergebnisse wurden im sog. "Potsdamer Protokoll" festgehalten, das bis zum endgültigen Abschluß einer friedensvertraglichen Regelung Gültigkeit besitzen sollte.
Das sogenannte Potsdamer Protokoll (Mitteilung über die Dreimächte-Konferenz, die vom 17. Juli bis zum 2. August 1945 in Potsdam stattfand) wurde am 22. August 1945 veröffentlicht (x156/12-14, x028/253-254, x156/14-16, x028/256-258):
>>... **I.** ... Die Konferenz schloß am 2. August 1945. Es wurden wichtige Entscheidungen und Vereinbarungen getroffen. Es fand ein Meinungsaustausch über eine Reihe anderer Fragen statt. Die Beratung dieser Probleme wird durch den Rat der Außenminister, der durch diese Konferenz geschaffen wurde, fortgesetzt.
Präsident Truman, Generalissimus Stalin und Premierminister Attlee verlassen diese Konferenz, welche das Band zwischen den drei Regierungen fester geknüpft und die Rahmen ihrer Zusammenarbeit und Verständigung erweitert hat, mit einer erneuerten Überzeugung, daß ihre Regierungen und Völker, zusammen mit anderen Vereinten Nationen, die Schaffung eines

gerechten und dauerhaften Friedens sichern werden.

II. Die Einrichtung eines Rates der Außenminister

... 3a. Als eine vordringliche und wichtige Aufgabe des Rates wird ihm aufgetragen, Friedensverträge für Italien, Rumänien, Bulgarien, Ungarn und Finnland aufzusetzen, um sie den Vereinten Nationen vorzulegen und Vorschläge zur Regelung der ungelösten territorialen Fragen, die in Verbindung mit der Beendigung des Krieges in Europa entstehen, auszuarbeiten. Der Rat wird zur Vorbereitung einer friedlichen Regelung für Deutschland benutzt werden, damit das entsprechende Dokument durch die für diesen Zweck geeignete Regierung Deutschlands angenommen werden kann, wenn eine solche Regierung gebildet sein wird. ...

III. Über Deutschland

Alliierte Armeen führen die Besetzung von ganz Deutschland durch, und das deutsche Volk fängt an, die furchtbaren Verbrechen zu büßen, die unter der Leitung derer, welche es zur Zeit ihrer Erfolge offen gebilligt und denen es blind gehorcht hat, begangen wurden. ...

Der deutsche Militarismus und Nationalsozialismus werden ausgerottet ... damit Deutschland niemals mehr seine Nachbarn oder die Erhaltung des Friedens in der ganzen Welt bedrohen kann.

Die Alliierten sind nicht gewillt, das deutsche Volk zu vernichten oder in die Sklaverei zu stürzen. Die Alliierten haben vor, dem deutschen Volk eine Möglichkeit zu geben, sich vorzubereiten, um zukünftig die Wiederherstellung seines Lebens auf einer demokratischen und friedlichen Grundlage zu verwirklichen. Wenn die eigenen Anstrengungen des deutschen Volkes unablässig auf die Erreichung dieses Zieles gerichtet sein werden, wird es ihm möglich sein, zu gegebener Zeit einen Platz unter den freien Völkern der Welt einzunehmen. ...

A. Politische Grundsätze

1. Entsprechend der Übereinkunft über das Kontrollsystem in Deutschland wird die höchste Regierungsgewalt in Deutschland durch die Oberkommandierenden der Streitkräfte der Sozialistischen Sowjetrepubliken, der Vereinigten Staaten von Amerika, des Vereinigten Königreiches und der Französischen Republik, welche in ihrer Eigenschaft als Mitglieder des Kontrollrats handeln, jeder in seiner Besatzungszone nach den Leitsätzen seiner entsprechenden Regierung sowie gemeinsam in den ganz Deutschland betreffenden Fragen ausgeübt.

2. Soweit dieses praktisch durchführbar ist, muß die Behandlung der deutschen Bevölkerung in ganz Deutschland gleich sein.

3. Die Ziele der Besetzung Deutschlands, durch welche der Kontrollrat sich leiten lassen soll, sind:

I. Völlige Abrüstung und Demilitarisierung Deutschlands und die Liquidierung der gesamten deutschen Industrie, welche für eine Kriegsproduktion benutzt werden kann, oder deren Überwachung. ...

II. Das deutsche Volk ist zu überzeugen, daß es eine militärische Niederlage erlitten hat und daß es sich nicht der Verantwortung entziehen kann für das, was es auf sich geladen hat, indem seine eigne mitleidlose Kriegsführung und der fanatische Widerstand der Nazis das deutsche Wirtschaftsleben zerstört und Chaos und Elend unvermeidlich gemacht haben.

III. Die nationalsozialistische Partei mit ihren angeschlossenen Gliederungen und Unterorganisationen sind zu vernichten; alle nationalsozialistischen Ämter sind aufzulösen; es sind Sicherheiten dafür zu schaffen, daß sie in keiner Form wieder auferstehen können, jeder nazistischen Propaganda ist vorzubeugen.

IV. Die endgültige Umgestaltung des deutschen politischen Lebens auf demokratischer Grundlage und eine eventuelle friedliche Mitarbeit Deutschlands am internationalen Leben sind vorzubereiten. ...<<

>>... 5. Kriegsverbrecher und alle diejenigen, die an der Planung oder Verwirklichung nazistischer Maßnahmen, die Greuel oder Kriegsverbrechen nach sich zogen oder als Ergebnis hat-

ten, teilgenommen haben, sind zu verhaften und dem Gericht zu übergeben. Nazistische Parteiführer, einflußreiche Nazianhänger und die Leiter der nazistischen Ämter und Organisationen und alle anderen Personen, die für die Besetzung und ihre Ziele gefährlich sind, sind zu verhaften und zu internieren.
6. Alle Mitglieder der nazistischen Partei, welche mehr als nominell an ihrer Tätigkeit teilgenommen haben, und alle anderen Personen, die den alliierten Zielen feindlich gegenüberstehen, sind aus den öffentlichen oder halböffentlichen Ämtern und von verantwortlichen Posten in wichtigen Privatunternehmungen zu entfernen. Diese Personen müssen durch Personen ersetzt werden, welche nach ihren politischen und moralischen Eigenschaften fähig erscheinen, an der Entwicklung wahrhaft demokratischer Einrichtungen in Deutschland mitzuwirken.
7. Das Erziehungswesen in Deutschland muß so überwacht werden, daß die nazistischen und militaristischen Lehren völlig entfernt werden und eine erfolgreiche Entwicklung der demokratischen Ideen möglich gemacht wird. ...
9. Die Verwaltung Deutschlands muß in Richtung auf eine Dezentralisation der politischen Struktur und der Entwicklung einer örtlichen Selbstverwaltung durchgeführt werden. Zu diesem Zwecke:
(I). wird die lokale Selbstverwaltung in ganz Deutschland nach demokratischen Grundsätzen und zwar durch Wahlausschüsse (Räte), so schnell wie es mit der Wahrung der militärischen Sicherheit und mit den Zielen der militärischen Besatzung vereinbar ist, wiederhergestellt. ...
(IV.) wird bis auf weiteres keine zentrale deutsche Regierung errichtet werden. Jedoch werden einige wichtige zentrale deutsche Verwaltungsabteilungen errichtet werden, an deren Spitze Staatssekretäre stehen, und zwar auf den Gebieten des Finanzwesens, des Transportwesens, des Verkehrswesens, des Außenhandels und der Industrie. Diese Abteilungen werden unter der Leitung des Kontrollrates tätig sein.
10. Unter Berücksichtigung der Notwendigkeit zur Erhaltung der militärischen Sicherheit wird die Freiheit der Rede, der Presse und der Religion gewährt. ...<<
>>**B. Wirtschaftliche Grundsätze**
11. Mit dem Ziele der Vernichtung des deutschen Kriegspotentials ist die Produktion von Waffen, Kriegsausrüstung und Kriegsmitteln, ebenso die Herstellung aller Typen von Flugzeugen und Seeschiffen zu verbieten und zu unterbinden. Die Herstellung von Metallen und Chemikalien, der Maschinenbau und die Herstellung anderer Gegenstände, die unmittelbar für die Kriegswirtschaft notwendig sind, ist streng zu überwachen und zu beschränken ... Die Produktionskapazität, entbehrlich für die Industrie, welche erlaubt sein wird, ist entsprechend dem Reparationsplan, ... entweder zu entnehmen oder, falls sie nicht entnommen werden kann, zu vernichten.
12. In praktisch kürzester Frist ist das deutsche Wirtschaftsleben zu dezentralisieren mit dem Ziel der Vernichtung der bestehenden übermäßigen Konzentration der Wirtschaftskraft, dargestellt insbesondere durch Kartelle, Syndikate, Trusts und andere Monopolvereinigungen.
13. Bei der Organisation des Wirtschaftslebens in Deutschland ist die Hauptaufmerksamkeit auf die Entwicklung der Landwirtschaft und der Friedensindustrie für den inneren Bedarf (Verbrauch) zu richten.
14. Während der Besatzungszeit ist Deutschland als ein einziges wirtschaftliches Ganzes zu betrachten. ...
15. Es ist eine alliierte Kontrolle über das deutsche Wirtschaftsleben zu errichten, jedoch nur in den Grenzen, die notwendig sind:
a) zur Erfüllung des Programms der industriellen Abrüstung und Demilitarisierung, der Reparationen und der erlaubten Aus- und Einfuhr,
b) zur Sicherung der Warenproduktion und der Dienstleistung, die zur Befriedigung der Bedürfnisse der Besatzungsstreitkräfte und der verpflanzten Personen in Deutschland notwendig

sind, und die für die Erhaltung eines mittleren Lebensstandards in Deutschland, der den mittleren Lebensstandard der europäischen Länder nicht übersteigt, wichtig sind (Europäische Länder bedeuten alle europäischen Länder mit Ausnahme des Vereinigten Königreichs und der Sowjetunion) ...
e) zur Überwachung aller deutschen öffentlichen oder privaten wissenschaftlichen Forschungs- oder Versuchsanstalten. Laboratorien usw., die mit einer Wirtschaftstätigkeit verbunden sind.
16. Zur Einführung und Unterstützung der wirtschaftlichen Kontrolle, die durch den Kontrollrat errichtet worden ist, ist ein deutscher Verwaltungsapparat zu schaffen. ... Jede deutsche Verwaltung, die dem Ziel der Besatzung nicht entsprechen wird, wird verboten.
... 18. Der Kontrollrat hat entsprechende Schritte zur Verwirklichung der Kontrolle und der Verfügung über alle deutschen Guthaben im Auslande zu übernehmen, welche noch nicht unter die Kontrolle der alliierten Nationen, die an dem Kriege gegen Deutschland teilgenommen haben, geraten sind.
19. Nach der Bezahlung der Reparationen sind dem deutschen Volke genügend Mittel zu belassen, um ohne Hilfe von außen zu existieren.

IV. Reparationen aus Deutschland

In Übereinstimmung mit der Entscheidung der Krim-Konferenz, daß Deutschland gezwungen werden sollte, in größtmöglichem Ausmaß für die Verluste und Leiden, die es den Vereinten Nationen verursacht hat, und wofür das deutsche Volk der Verantwortung nicht entgehen kann, Ausgleich zu schaffen, wurde folgende Übereinkunft erreicht:
1. Die Reparationsansprüche der UdSSR sollen durch Entnahmen aus der von der UdSSR besetzten Zone in Deutschland und durch angemessene deutsche Auslandsguthaben befriedigt werden.
2. Die UdSSR wird die Reparationsansprüche Polens aus ihrem eigenen Anteil an den Reparationen befriedigen.
3. Die Reparationsansprüche der Vereinigten Staaten, des Vereinigten Königreiches und der anderen zu Reparationsforderungen berechtigten Länder werden aus den westlichen Zonen und den entsprechenden deutschen Auslandsguthaben befriedigt werden.
4. In Ergänzung der Reparationen, die die UdSSR zusätzlich aus den westlichen Zonen erhalten:
a) 15 % derjenigen verwendungsfähigen und vollständigen industriellen Hauptausrüstung, vor allem der metallurgischen, chemischen und Maschinen erzeugenden Industrien, soweit sie für die deutsche Friedenswirtschaft unnötig sind und aus den westlichen Zonen Deutschlands im Austausch für einen entsprechenden Wert an Nahrungsmitteln, Kohle, Pottasche, Zink, Holz, Tonprodukten, Petroleumprodukten und solchen anderen Waren entnommen werden soll, über die noch eine Vereinbarung getroffen werden mag.
b) 10 % derjenigen industriellen Hauptausrüstung, die für die deutsche Friedenswirtschaft unnötig ist und aus den westlichen Zonen zu entnehmen und auf Reparationskonto an die Sowjetregierung zu übertragen ist ohne Bezahlung oder Gegenleistung irgendwelcher Art. ...
8. Die Sowjetregierung verzichtet auf alle Ansprüche bezüglich der Reparationen aus Anteilen an deutschen Unternehmungen, die in den westlichen Besatzungszonen in Deutschland gelegen sind. Das gleiche gilt für deutsche Auslandsguthaben in allen Ländern mit Ausnahme der weiter unten in § 9 gekennzeichneten Fälle.
9. Die Regierungen der USA und des Vereinigten Königreiches verzichten auf ihre Ansprüche im Hinblick auf Reparationen hinsichtlich der Anteile der deutschen Unternehmen, die in der östlichen Besatzungszone in Deutschland gelegen sind. Das gleiche gilt für deutsche Auslandsguthaben in Bulgarien, Finnland, Ungarn, Rumänien und Ost-Österreich.
10. Die Sowjetunion erhebt keine Ansprüche auf das von den alliierten Truppen in Deutsch-

land erbeutete Gold. ...<<

>>VI. Stadt Königsberg und das anliegende Gebiet

... Die Konferenz hat grundsätzlich den Vorschlag der Sowjetregierung hinsichtlich der endgültigen Übergabe der Stadt Königsberg und der anliegenden Gebiete an die Sowjetunion ... zugestimmt, wobei der genaue Grenzverlauf einer sachverständigen Prüfung vorbehalten bleibt.

Der Präsident der USA und der britische Premierminister haben erklärt, daß sie den Vorschlag bei der bevorstehenden Friedensregelung unterstützen werden. ...

IX. Polen

... Hinsichtlich der Polnischen Provisorischen Regierung der Nationalen Einheit definieren sie ihre Haltung in der folgenden Feststellung:

... Die Regierungen der Vereinigten Staaten und Großbritanniens haben Maßnahmen zum Schutze der Interessen der Polnischen Provisorischen Regierung der Nationalen Einheit als der anerkannten Regierung des polnischen Staates hinsichtlich des Eigentums getroffen, das dem polnischen Staate gehört, in ihren Gebieten liegt und unter ihrer Kontrolle steht, unabhängig davon, welcher Art dieses Eigentum auch sein mag.

Sie haben weiterhin Maßnahmen zur Verhinderung einer Übereignung derartigen Eigentums an Dritte getroffen. ...

b) Bezüglich der Westgrenze wurde folgendes Abkommen erzielt:

In Übereinstimmung mit dem bei der Krim-Konferenz erzielten Abkommen haben die Häupter der drei Regierungen die Meinungen der Polnischen Provisorischen Regierung der Nationalen Einheit hinsichtlich des Territoriums im Norden und Westen geprüft, das Polen erhalten soll. Der Präsident des Nationalrates Polens und die Mitglieder der Polnischen Provisorischen Regierung der Nationalen Einheit sind auf der Konferenz empfangen worden und haben ihre Auffassungen in vollem Umfange dargelegt. Die Häupter der drei Regierungen bekräftigen ihre Auffassung, daß die endgültige Festlegung der Westgrenze Polens bis zu der Friedenskonferenz (Bildung einer deutschen Zentralregierung) zurückgestellt werden soll (eine Formulierung, die sich von der Verfügung Art. VI des Abkommens deutlich unterschied).

Die Häupter der drei Regierungen stimmen darin überein, daß bis zur endgültigen Festlegung der Westgrenze Polens die früher deutschen Gebiete östlich der Linie, die von der Ostsee unmittelbar westlich von Swinemünde und von dort die Oder entlang bis zur Einmündung der westlichen (Lausitzer) Neiße und die westliche Neiße entlang bis zur tschechoslowakischen Grenze verläuft, einschließlich des Teiles Ostpreußens, der nicht unter die Verwaltung der Union der Sozialistischen Sowjetrepubliken ... gestellt wird, und einschließlich des Gebietes der Freien Stadt Danzig unter die Verwaltung des polnischen Staates kommen und in dieser Hinsicht nicht als Teil der sowjetischen Besatzungszone in Deutschland betrachtet werden sollen.

XIII. Ordnungsgemäße Überführung deutscher Bevölkerungsteile

Die Konferenz erzielte folgendes Abkommen über die Ausweisung aus **Polen**, der Tschechoslowakei und Ungarn:

Die drei Regierungen haben die Frage unter allen Gesichtspunkten beraten und erkennen an, daß die Überführung der deutschen Bevölkerung oder Bestandteile derselben, die in **Polen**, der Tschechoslowakei und Ungarn zurückgeblieben sind, nach Deutschland durchgeführt werden muß. Sie stimmen darin überein, daß jede derartige Überführung, die stattfinden wird, in ordnungsgemäßer und humaner Weise erfolgen soll.

Da der Zustrom einer großen Zahl Deutscher nach Deutschland die Lasten vergrößern würde, die bereits auf den Besatzungsbehörden ruhen, halten sie es für wünschenswert, daß der alliierte Kontrollrat in Deutschland zunächst das Problem unter besonderer Berücksichtigung der Frage einer gerechten Verteilung dieser Deutschen auf die einzelnen Besatzungszonen prüfen

soll. Sie beauftragen demgemäß ihre jeweiligen Vertreter beim Kontrollrat, ihren Regierungen so bald wie möglich über den Umfang zu berichten, in dem derartige Personen schon aus Polen, der Tschechoslowakei und Ungarn nach Deutschland gekommen sind, und eine Schätzung über Zeitpunkt und Ausmaß vorzulegen, zu dem die weiteren Überführungen durchgeführt werden könnten, wobei die gegenwärtige Lage in Deutschland zu berücksichtigen ist.
Die tschechoslowakische Regierung, die Polnische Provisorische Regierung und der Alliierte Kontrollrat in Ungarn werden gleichzeitig von Obigem in Kenntnis gesetzt und ersucht werden, inzwischen weitere Ausweisungen der deutschen Bevölkerung einzustellen, bis die betroffenen Regierungen die Berichte ihrer Vertreter an den Kontrollausschuß (Verteilung auf die einzelnen Besatzungszonen) geprüft haben.
Unterzeichnet: J. Stalin - Harry S. Truman - C. R. Attlee.
Berlin, den 02.08.1945.<<

Die französische Regierung stimmte den Potsdamer Beschlüssen erst am 7.08.1945 - mit Ausnahme der Abschnitte, die sich auf die Erhaltung der Einheit Deutschlands bezogen - zu, lehnte es jedoch ab, die französische Besatzungszone für deutsche Flüchtlinge und Vertriebene zu öffnen (x040/293, x118/31).
Die Regierungschefs der Besatzungsmächte einigten sich während der Potsdamer Konferenz vom 17. Juli bis 2. August 1945 u.a. auf eine gemeinsame Nachkriegspolitik, vereinbarten aber, daß in jeder Besatzungszone selbständig regiert werden konnte. Die Besatzungsmächte beschlossen ferner radikale Umerziehungsmaßnahmen und harte Strafen, um die "deutsche Mentalität" (preußischer Militarismus und Untertanengeist) auszumerzen und demokratische Reformen einzuleiten. Stalin, der bekanntlich ein "Spezialist" für "planmäßige Säuberungen" war, ließ in der SBZ (z.T. auch in der späteren DDR) besonders drakonische Entnazifizierungen durchführen.
Die Westmächte gaben damals ihre Zustimmung, daß die Osteuropäer östlich der Oder-Neiße-Linie "vollendete Tatsachen" schaffen konnten. Die besetzten deutschen Ostgebiete wurden nicht als Besatzungsgebiete eingestuft, sondern sofort unter polnische und sowjetische Verwaltung gestellt. Die Beschlüsse von Potsdam behinderten jahrzehntelang die politische und wirtschaftliche Entwicklung Deutschlands. Infolge der willkürlichen Grenzziehungen waren die Folgen der Potsdamer Konferenz wesentlich katastrophaler als die riesigen Probleme, die die Versailler Verträge nach dem Ersten Weltkrieg verursacht hatten.
Mit Verabschiedung der Potsdamer Erklärung wurden die jahrhundertealten Grenzen Westeuropas und die Volkstumsgrenzen des deutschen Volkes beispiellos verändert. Die Unbestimmtheiten des Potsdamer Abkommens ("Politik des Aufschubs" bzw. "policy of postponement") verursachten nicht nur einen jahrzehntelangen Schwebezustand der künftigen deutschen Staatsgrenzen, sondern sie besiegelten auch endgültig das Schicksal der Reichs- und Volksdeutschen in Ost-Mitteleuropa.
Im Potsdamer Abkommen betonten die Siegermächte zwar ausdrücklich, daß man nicht beabsichtigen würde, das deutsche Volk zu vernichten oder zu versklaven, aber die hilflosen Ost- und Volksdeutschen hatten schon längst die brutale Wirklichkeit erlebt bzw. nicht überlebt. Aufgrund der völlig überzogenen Gebietsabtretungen, die sie noch in der Atlantik-Charta vom 14.08.1941 aus moralischen Gründen als unannehmbar abgelehnt hatten, akzeptierten die Nordamerikaner und Briten stillschweigend die Massenvertreibung von Millionen.
Die westlichen Alliierten waren trotz der gigantischen Bevölkerungsmassen zuversichtlich, daß man die Deutschen geregelt und human "umsiedeln" könnte. Diese naiven Fehleinschätzungen und fehlende internationale Kontrollmaßnahmen brachten nochmals unvorstellbare Leiden und unsägliches Elend über die Ost- und Volksdeutschen.
Nach der Potsdamer Konferenz setzte man in Polen und in der Tschechoslowakei die "wilden

Vertreibungen" fort. Die "Ordnungsgemäße Überführung deutscher Bevölkerungsteile" und andere Abmachungen wurden zunächst nicht beachtet.
Die Massenvertreibung der Ost- und Volksdeutschen verstieß zweifelsfrei gegen das damalige Völkerrecht ("Verbrechen gegen die Menschlichkeit"). Die Abmachungen über die vorläufige Oder-Neiße-Linie waren besonders verwerflich und unmenschlich, weil sie bei den Ost- und Volksdeutschen jahrelang die unrealistische Hoffnung förderte, daß man später in die Heimat zurückkehren könnte.
Der vorgesehene Friedensvertrag mit Deutschland wurde nie abgeschlossen.
Stalin begründete die deutschen Gebietsabtretungen mit dem polnisch-sowjetischen "Sicherheitsbedürfnis" (x149/115): >>Im Laufe der letzten 25 Jahren sei Deutschland zweimal über Polen in Rußland eingefallen. Weder die Engländer noch die Amerikaner hätten solche Invasionen erlebt, die kaum erträglich seien und deren Folgen man nicht so leicht vergessen könne. Diese deutschen Invasionen seien nicht einfach Kriegsführung, sondern den Einfällen der Hunnen vergleichbar. ... Polens Schwäche und Feindseligkeit ... habe zugleich eine erhebliche Schwächung der Sowjetunion bedeutet, Rußland sei daher wesentlich daran interessiert, ein starkes und befreundetes Polen zum Nachbarn zu haben.<<
Harry S. Truman schrieb über die Potsdamer Konferenz (x063/605-606, x149/115): >>Wir standen in Potsdam einem fait accompli (vollendeten Tatsachen) gegenüber, wir waren durch die Umstände so gut wie gezwungen, die russische Besetzung Ostpolens und der polnischen (Besetzung) des deutschen Gebietes östlich der Oder zuzustimmen. Es war ein dreister Gewaltakt.<<
>>Das von den Russen mitunterzeichnete Dokument eröffnete die Aussicht auf eine friedliche Zusammenarbeit in Europa. Trotzdem hatte ich einsehen müssen, daß die Russen rücksichtslose Verhandlungspartner waren. ... Macht ist das einzige, was die Russen verstehen.<<
Der nordamerikanische Diplomat und Historiker G. F. Kennan warnte frühzeitig vor den Auswirkungen des Potsdamer Abkommens (x156/17-18): >>Die Idee, Deutschland gemeinsam mit den Russen regieren zu wollen, ist ein Wahn. Ein ebensolcher Wahn ist es, zu glauben, die Russen und wir könnten uns eines schönen Tages höflich zurückziehen, und aus dem Vakuum werde ein gesundes und friedliches Deutschland steigen. Wir haben keine andere Wahl, als unseren Teil von Deutschland - den Teil, für den wir und die Briten die Verantwortung übernommen haben - zu einer Form von Unabhängigkeit zu führen, die so befriedigend, so gesichert, so überlegen ist, daß der Osten sie nicht gefährden kann. ...
Zugegeben, daß das Zerstückelung bedeutet. Aber die Zerstückelung ist bereits Tatsache, wegen der Oder-Neiße-Linie. Ob das Stück Sowjetzone wieder mit Deutschland verbunden wird oder nicht, ist jetzt nicht wichtig. Besser ein zerstückeltes Deutschland, von dem wenigstens der westliche Teil als Prellblock für die Kräfte des Totalitarismus wirkt, als ein geeintes Deutschland, das diese Kräfte wieder bis an die Nordsee vorläßt. ...
Es versteht sich - bei solchen Überzeugungen, daß ich die Arbeit der Konferenz von Potsdam mit Skepsis und Entsetzen verfolgte. Ich kann mich an kein politisches Dokument erinnern, daß mich je so deprimiert hätte wie das von Truman unterzeichnete Kommuniqué am Ende dieser wirren und verwirrenden Verhandlungen. Nicht nur weil ich wußte, daß die Idee einer gemeinsamen Viermächtekontrolle, die man jetzt zur Grundlage für die Regierung Deutschlands gemacht hatte, abwegig und undurchführbar sei.
Auch die unpräzise Ausdrucksweise, die Verwendung so dehnbarer Begriffe wie "demokratisch", "friedlich", "gerecht" in einem Abkommen mit den Russen lief allem zuwider, was 17 Jahre Rußlanderfahrung mich über die Technik des Verhandelns mit der sowjetischen Regierung gelehrt hatten. Die Behauptung z.B., wir würden zusammen mit den Russen das deutsche Erziehungssystem "nach demokratischen Richtlinien" umformen, ließ Rückschlüsse zu, die nach allem, was wir von der Geisteshaltung der sowjetischen Führer und den damaligen

russischen Erziehungsgrundsätzen wußten, völlig ungerechtfertigt waren.
Noch erschreckender las sich die von uns verkündete Absicht, in Zusammenarbeit mit den Russen das deutsche Rechtswesen so umzugestalten, daß es "den Prinzipien der Demokratie", der Urteilsfindung nach Recht und Gesetz und der gleichen Behandlung aller Bürger ohne Ansehen von Rasse, Nationalität oder Religion" entspräche. ... Jeder Mensch in Moskau hätte unsern Unterhändlern sagen können, was die sowjetische Führung unter "demokratischen Parteien" verstand. Die Irreführung der Öffentlichkeit in Deutschland und im Westen durch die Verwendung eines solchen Ausdrucks in einem Dokument, das außer von Stalin auch von den Herren Truman und Attlee unterzeichnet war, ließ sich selbst mit allergrößter Naivität nicht entschuldigen. ...<<
Der nordamerikanische Völkerrechtler und Historiker Dr. Alfred M. de Zayas kritisierte vor allem die falschen Angaben der sowjetischen und polnischen Delegation über die zurückgebliebenen Deutschen sowie das fehlende Verantwortungsbewußtsein der Nordamerikaner und Briten (x028/105): >>Da aber die Sowjetunion und Polen allein die wirklichen Verhältnisse kannten, waren sie rechtlich verpflichtet, ihre westlichen Verbündeten in Potsdam davon zu unterrichten. Statt dessen haben sie Churchill und Truman in diesem Punkt absichtlich getäuscht.
... Soweit also die westliche Genehmigung für die Aussiedlung der Deutschen durch täuschende, hinterhältige Manöver der sowjetischen und der polnischen Delegationen erreicht wurde, war sie rechtlich ungültig, und die Vertreibung, die sich auf diese fragwürdige Genehmigung berief, ebenso illegal, denn kein Land hat das Recht, Menschen in ein anderes Land (oder eine Besatzungszone) auszuweisen, das nicht willig oder darauf vorbereitet ist, Neuankömmlinge aufzunehmen.
... Als die Alliierten die Gewalt über Deutschland übernahmen, wurden sie damit auch für Ernährung und Unterbringung der deutschen Bevölkerung verantwortlich. Die westlichen Alliierten hatten also nicht nur das Recht, sondern auch die Pflicht, die Einwanderung in ihre Zone zu regeln und Chaos und Hunger zu verhindern.<<
US-Senator Charles W. Vursell erklärte am 1. Februar 1946 (x028/149): >>Durch die Potsdamer Vereinbarung wurde die Regierung der Vereinigten Staaten unbeabsichtigt zum Mitverantwortlichen für den massenhaften Hungertod, besonders in Deutschland. - (Sie verstießen) gegen das geltende humanitäre Prinzip des Völkerrechts, wonach immer dem Sieger die Verantwortung zufällt, nach besten Kräften die unschuldigen Opfer der besiegten Bevölkerung zu schützen.<<
Churchill kritisierte später die britischen Konferenzteilnehmer in Potsdam (x024/109-110, x028/106): >>Weder ich noch Eden hätten die westliche Neiße akzeptiert. Als Kompensation für Polens Rückzug auf die Curzon-Linie hatten wir die Verschiebung der polnischen Westgrenze bis zur Oder und östlichen Neiße anerkannt, doch nie hätte eine Regierung, deren Chef ich war, sich damit einverstanden erklärt, die Grenze bis zur westlichen Neiße zu erstrecken, nur weil die russischen Armeen das Gebiet dazwischen und darüber hinaus besetzt hatten.
Das war nicht nur eine Frage des Prinzips, sondern vielmehr eine praktische Angelegenheit von enormer Tragweite, da es dabei um die Entwurzelung von weiteren 3 Millionen Menschen ging. Hier war Unrecht im Werden, gegen das unter dem Gesichtspunkt der künftigen Befriedung Elsaß-Lothringen und der Polnische Korridor nicht viel mehr als Kleinigkeiten waren.<<
>>Die Briten hatten schwere moralische Bedenken gegen umfangreiche Bevölkerungsumsiedlungen. Wir konnten eine Ausweisung von ebenso vielen Deutschen akzeptieren, wie Polen aus Ostpolen östlich der Curzon-Linie übersiedelten, sagen wir, 2 bis 3 Millionen; doch eine Ausweisung von 8 oder 9 Millionen Deutschen, wie sie die polnischen Forderungen mit sich brachten, war zu viel und völlig falsch.<<

Robert Conquest registrierte entscheidende Fehler der westlichen Alliierten (x080/339-341):
>>Während Stalin in Potsdam die verschiedensten unbegründeten Ansprüche auf unbesetzte oder von den Alliierten besetzte Territorien erhob und wieder fallen ließ und auf diese Weise "Zugeständnisse" machte, festigte er letztlich seine Position in Osteuropa.
... Am Vorabend der Konferenz wurde der erste Atombombentest in der Wüste von New Mexico durchgeführt. Truman informierte Stalin, daß die USA nun über eine höchst wirksame neue Waffe verfügten. Stalin, der durch Klaus Fuchs und andere Spione bereits alles über das Projekt wußte, erwiderte lediglich, er hoffe, die Waffe würde gegen Japan eingesetzt.
Fast 4 Jahre hatten die Alliierten nach den falschen Grundsätzen gehandelt. ...
Stalin hatte auf der ganzen Linie gesiegt. Das lag daran, daß er es ebenso wie in der Vergangenheit geschafft hatte, zumindest zeitweise einen "liebenswürdigen" Eindruck zu erwecken. Er spielte die Karte der gigantischen Kriegsanstrengungen Rußlands aus, um vom Westen Zugeständnisse zu erlangen. ... Stalin hatte dem NKWD im Zusammenhang mit den Moskauer Schauprozessen gesagt, der Westen werde das "schlucken". Jetzt praktizierte er ähnliche Täuschungsmanöver, und wieder fand er genügend Dumme, die darauf hereinfielen.<<
Die Wissenschaftliche Kommission der deutschen Bundesregierung berichtete im Jahre 1954 über die Potsdamer Konferenz (x001/105E-107E,143E): >>Auf der Potsdamer Konferenz waren die Regierungen der UdSSR, der Vereinigten Staaten und Großbritannien übereingekommen, die deutschen Gebiete östlich der Oder und der Lausitzer Neiße bis zur endgültigen Festlegung der deutschen Grenzen in einem künftigen Friedensvertrag unter die Verwaltung des polnischen Staates zu stellen.
Es kann kein Zweifel sein, daß die Westmächte gegen Ende des Krieges im Prinzip mit der UdSSR einer Meinung waren, "daß Polen einen beträchtlichen Gebietszuwachs im Norden und Westen erhalten solle". Anzunehmen ist jedoch, daß sie schließlich nach anfänglichem Schwanken die künftigen polnischen Grenzen nicht bis zur Oder und Lausitzer Neiße ausgedehnt wissen wollten. Auch nach Potsdam betonten die Vertreter Großbritanniens und der Vereinigten Staaten wiederholt, was schon eindeutig aus dem Wortlaut der Potsdamer Beschlüsse hervorging, daß die Frage der Westgrenzen Polens nach wie vor offen sei und erst der Regelung in einem künftigen Friedensvertrag bedürfe.
Wenn sich die Westmächte dennoch darauf einließen, die deutschen Gebiete östlich der Oder und Neiße provisorisch der Verwaltung des polnischen Staates zu unterstellen, so war es außer taktischen Überlegungen unter dem Zwang von vollendeten Tatsachen geschehen, vor die sich die Vertreter der anglo-amerikanischen Staaten in Potsdam gestellt sahen.
Entgegen den Beschlüssen der Großen Drei in Jalta waren weite Gebiete Ostdeutschlands ohne Fühlungnahme mit den Westmächten durch einseitige russisch-polnische Maßnahmen der Verwaltung des polnischen Staates unterstellt worden, und sowohl die Ansiedlung von Polen in Ostdeutschland als auch die Aussiedlung der deutschen Bevölkerung hatten schon begonnen.
Da die Vertreter der Westmächte außerstande waren, die Sowjets zu zwingen, dieses Vorgehen wieder rückgängig zu machen, und da sie vor allem Wert darauf legten, daß die sich bereits anbahnenden Spannungen zwischen der Sowjetunion und den Westmächten nicht zum Scheitern der ganzen Konferenz führten, haben sie sich veranlaßt gesehen, der polnischen Verwaltungshoheit in Ostdeutschland als einem Provisorium zuzustimmen.
Obwohl aus der Formulierung der Potsdamer Beschlüsse eindeutig hervorgeht, daß die Zustimmung der Westmächte zu dem geschaffenen Provisorium keinerlei Festlegung hinsichtlich des Verlaufs der künftigen deutsch-polnischen Grenzen bedeutet, so haben doch die Vertreter Großbritanniens und der Vereinigten Staaten in verhängnisvoller Weise unberücksichtigt gelassen, daß auch aus einem Provisorium ein Dauerzustand werden konnte, wenn künftige Meinungsverschiedenheiten den Abschluß eines Friedensvertrages verhindern sollten.

Von dem Vorwurf, dies entweder nicht gesehen oder es stillschweigend übergangen zu haben, um das Einvernehmen mit der Sowjetunion zu erhalten, sind die Westmächte fraglos nicht freizusprechen. - Die eigentlichen Urheber jenes Beschlusses über die polnische Verwaltungsübernahmen östlich der Oder und Neiße sind jedoch die UdSSR und die ihnen hörige polnische Regierung gewesen, die in bewußter Absicht und mit Erfolg eine Politik der vollendeten Tatsachen getrieben hatten.
Bereits am 5. Februar 1945 gab Boleslaw Bierut als Ministerpräsident der Provisorischen Regierung der Polnischen Republik in einer Presseerklärung bekannt, daß Polen die Zivilverwaltung in den Reichsgebieten östlich der Oder-Neiße-Linie übernommen habe. ...
In auffälliger Weise geschah dies im Gebiet der Freien Stadt Danzig. Am 30. März 1945 erließ die polnische Provisorische Regierung das Dekret "Über die Bildung der Wojewodschaft Danzig", welches das Gebiet des ehemaligen Freistaates dem polnischen Staat einverleibte und der polnischen Gesetzgebung unterstellte. ...<<
>>Als schließlich im Artikel XIII des Potsdamer Abkommens die Aussiedlung der ostdeutschen Bevölkerung offiziell verfügt wurde, war damit noch keineswegs über alle Fragen Klarheit geschaffen. So sagte dieser Artikel über das künftige Schicksal der deutschen Bevölkerung im sowjetisch verwalteten Teil Ostpreußens überhaupt nichts aus, und die Ausweisung der Deutschen aus Polen wurde mit dem sehr undeutlich formulierten Satz begründet: "Die drei Regierungen ... erkennen an, daß die Überführung der deutschen Bevölkerung oder Bestandteile derselben, die in Polen, Tschechoslowakei und Ungarn zurückgeblieben sind, nach Deutschland durchgeführt werden muß".
Eine Definition dessen, was unter Polen zu verstehen sei, enthielt der Artikel nicht. Nichts war darüber ausgesagt, ob die ostdeutschen Gebiete, die nur unter polnische Administration gestellt waren, davon betroffen sein sollten, was von den polnischen und sowjetischen Politikern einfach unterstellt wurde, während die Staatsmänner der Westmächte absichtlich oder unabsichtlich diese Unklarheit nicht aufhellten.
Im übrigen bestimmte der Artikel XIII des Potsdamer Abkommens, daß die Überführung der deutschen Bevölkerung **"in an orderly and humane manner" (d.h. in geordneter und humaner Weise)** durchzuführen sei, und enthielt die Aufforderung an die polnische Regierung, weitere Ausweisungen einzustellen, bis durch den Kontrollrat die Aufnahmefähigkeit der einzelnen Besatzungszonen geprüft worden und ein Ausweisungsplan aufgestellt sei. An diese Beschlüsse hat sich die polnische Regierung jedoch wenig gehalten. ...<<
Prof. Dr. Andreas Hillgruber kommentierte die Folgen der Potsdamer Konferenz (x041/34):
>>Mit den Vertreibungen bisher europäischer Bevölkerungen erfuhr Europa 1945 am elementarsten den Andrang eines außereuropäischen Imperiums im Osten, die Annullierung eines ziemlich genau 1.000jährigen Ausdehnungsbestandes, den Verlust eben der Gebiete des östlichen Grenzraums im Baltikum, in Weißrußland und westlicher Ukraine, die fast ununterbrochen dem europäischen Kulturkreis zugehörig gewesen waren.
Die Ostgrenze Europas war auf breiter Front auf einer Linie von Danzig bis wenig östlich Warschaus um einen durchweg 200 km tiefen, annähernd 2.000 km vom Finnischen Meerbusen bis zum Schwarzen Meer sich erstreckenden Landbereich vermindert und verkleinert. Und darüber griff der russisch-imperiale Hegemonieanspruch noch weiter hinaus: In 1945-49 stufenweise erzwungener Machtübernahme wurden die mittel- und osteuropäischen Länder bis zu einer nochmals 750 km weiter westlich gelegenen Linie von Stettin bis Triest machtpolitisch russifiziert und bolschewisiert; wobei für die Europäer noch nicht abzusehen war, wieweit sich die europäischen Traditionen dieser Länder dagegen würden behaupten können.<<
Kletts Geschichtliches Unterrichtswerk schrieb über die Potsdamer Konferenz (x069/208):
>>An die Stelle Roosevelts ist Truman getreten. Churchill hat in Voraussicht seines Sturzes seinen Nachfolger Attlee mitgebracht. Tiefeinschneidende Beschlüsse werden gefaßt, in den

wichtigsten Fragen aber kommt man zu keiner Einigung.
Die Reste der deutschen Flotte werden unter den 3 Siegermächten aufgeteilt. In Zukunft soll Deutschland keine seefähigen Schiffe und auch keine Flugzeuge mehr besitzen. Synthetisches Benzin, Buna und andere Werkstoffe dürfen nicht mehr hergestellt werden. Die Sieger bemächtigen sich sämtlicher Patente und nehmen das deutsche Auslandsvermögen sowie zahlreiche Industrieanlagen in Anspruch. In den nächsten Jahren werden in den westlichen Besatzungszonen 8 % aller Werke demontiert, in Berlin 50 %, in der SBZ 45 %.
Die Sieger verpflichten sich zwar, während der Besatzungszeit "Deutschland als eine einzige wirtschaftliche Einheit" zu behandeln, riegeln aber schon bald ihre Besatzungsgebiete voneinander ab. Sie erklären auch, sie wollten "dem deutschen Volk genügend Mittel übrig lassen, um es in die Lage zu versetzen, ohne fremde Hilfe zu bestehen", ihre Maßnahmen aber machen das völlig unmöglich. ...<<
Prof. Dr. Helmuth G. Dahms berichtete über die Potsdamer Konferenz (x090/306): >>Moskau hatte die Einladung Frankreichs zur Potsdamer Konferenz hintertrieben. Die sowjetische Position verbesserte sich auch, als Churchill infolge des Ausgangs der britischen Wahl abgelöst wurde. Stalin rechnete nur mit Truman als gleichwertigen Verhandlungspartner, von dem bekannt war, daß er die nordamerikanischen Truppen schon bald aus Europa zurückziehen wollte.
Trumans Berater durchschauten die Absichten des sowjetischen Diktators. Der Präsident schloß deshalb einen Formelkompromiß. Jede Besatzungsmacht erhielt das Recht, sich aus der Reparationsmasse der eigenen Zone zu bedienen. Die UdSSR sollten zusätzlich 10 % der westlichen Entnahmen erhalten, weitere 15 % im Austausch gegen Nahrungsmittel, Kohle und Kalisalz.
Das Verlangen, die willkürlich gezogene polnische Westgrenze anzuerkennen, lehnten die Westmächte ab. Allerdings galten die deutschen Ostprovinzen nun nicht länger als "Teil der SBZ". Eine neue Definition der Oder-Neiße-Linie erlaubte Stalin sogar, noch mehr Gebiet - Stettin und Swinemünde mit 850 qkm - der polnischen Verwaltung zu überlassen.
Der westliche Vorbehalt, die Grenzfrage bis zur Friedenskonferenz zurückzustellen, wurde weiter erschwert durch den Beschluß, alle Deutschen >>in Polen, der Tschechoslowakei und Ungarn<< auszusiedeln, denn damit waren auch die Bewohner der Ostprovinzen gemeint. ... Nicht nur Kriegsverbrecher, auch Personen, die an "nazistischen Maßnahmen" teilgenommen hatten, sollten interniert und vor Gericht gestellt werden.
Die Siegermächte wollten im Kontrollrat gemeinsam und einstimmig beschließen, aber jede (Macht) auch für sich allein entscheiden. Sie sicherten den Menschen in ihren Besatzungszonen gleiche Behandlung zu, doch diese war von vornherein unmöglich, weil die Konferenz kein einheitliches Reparationsgebiet schuf und an dem sowjetischen Sonderweg nichts auszusetzen fand.
Das "Potsdamer Abkommen" vom 2. August 1945 war kein völkerrechtlich bindender Vertrag. Verschiedene Textstellen hatten lediglich den Charakter vager Absichtserklärungen. Der "Protokoll" genannte Schriftsatz wurde nicht ratifiziert. Frankreich verweigerte dem beschlossenen Aufbau deutscher "Zentralbehörden" seine Zustimmung und forderte zuerst die Abtretung des Rheinlandes, des Saar- und Ruhrgebietes.<<
Die Wissenschaftliche Kommission der deutschen Bundesregierung berichtete im Jahre 1954 über die Unrechtmäßigkeit der Inbesitznahme Ostdeutschlands (x001/106E): >>Seit dem Potsdamer Abkommen, erstmalig durch Churchills Rede vom 6.3.1946 in Fulton, dann die Rede des damaligen britischen Außenministers Bevin im Unterhaus am 25.07.1946 und schließlich durch die Ansprache des damaligen amerikanischen Staatssekretärs für auswärtige Angelegenheiten J. F. Byrnes in Stuttgart am 6.9.1946, haben die Westmächte immer wieder die Unrechtmäßigkeit der Inbesitznahme Ostdeutschlands durch den polnischen Staat betont,

und an der im Potsdamer Abkommen niedergelegten Bestimmung festgehalten, daß die endgültige Regelung der polnischen Westgrenze erst in einem Friedensvertrag mit Deutschland geschehen könne ...<<

"Umsiedlung" bzw. Vertreibung der Deutschen

>>Verflucht sei, wer seines Nächsten Grenze verrückt! ...<< (5. Mose 27, 17)

Im Verlauf der Potsdamer Konferenz hatte man zwar ausdrücklich festgelegt, daß die "Ausweisungen" in geordneter und humaner Weise durchgeführt werden sollten, aber obwohl die Vertreiberstaaten ständig versicherten, daß sie die Umsiedlungen vereinbarungsgemäß durchführen würden, hielt sich oftmals niemand an diese Zusagen.
Die schwersten Vertreibungsverbrechen ereigneten sich zwar bei den "wilden Austreibungen" vor dem Abschluß des Potsdamer Abkommens, aber auch im Verlauf der "planmäßigen Umsiedlungen" kam es zu zahllosen brutalen Mißhandlungen und völlig überflüssigen Gewalttaten. Diese Verbrechen wurden von kriminellen Zivilisten, organisierten Banden und Eisenbahnern, aber auch sehr oft von Milizangehörigen, also von Hütern der öffentlichen Ordnung, begangen.
Noch ehe der Alliierte Kontrollrat am 20. November 1945 einen Verteilungs- bzw. Ausweisungsplan für die Übersiedlung der Deutschen bekanntgeben konnte, hatten die polnischen und tschechischen Behörden z.B. schon längst mehrere hunderttausend Deutsche über die Oder-Neiße-Linie getrieben.
Die staatlichen Umsiedlungsorganisationen kümmerten sich gewöhnlich nicht um die Überwachung der zugesagten "humanen Umsiedlung", sondern man bemühte sich vor allem um die Beschlagnahmung des deutschen Eigentums und überwachte die Sicherung des zurückgelassenen Besitzes der Deutschen. Die Zerstörung von Vermögensgegenständen durch die deutschen Eigentümer und Plünderungen wurden deshalb mit aller Härte durch Standgerichte bestraft.
In erster Linie wurden lästige Elemente (arbeitsunfähige ältere Menschen, Behinderte, Kinder, unqualifizierte Arbeiter und bereits enteignete Deutsche) ausgesiedelt. Deutsche Spezialisten, die z.B. in der Versorgungswirtschaft (Elektrizitäts-, Gas- oder Wasserwerke), in Krankenhäusern und Fabriken benötigt wurden, um die Produktion zu gewährleisten, wurden jahrelang von der Aussiedlungsaktion ausgeschlossen.
Die staatlich organisierte Aussiedlungsaktion der deutschen Bevölkerung aus den Gebieten Ost-Mitteleuropas wurde mehrheitlich in den Jahren 1945 bis 1948 durchgeführt und endete im Jahre 1951. Im Winter 1945/46 wurden die Vertreibungstransporte unter besonders katastrophalen Umständen abgewickelt. Frauen, Kinder und alte Menschen wurden trotz eisiger Kälte ohne ausreichende Kleidung und Verpflegung in den Westen abgeschoben.
Während der tagelangen Transporte in ungeheizten Viehwaggons erfroren oder verhungerten Tausende. Diese Vertreibungskatastrophen wurden kaum beachtet, denn im Verlauf des Zweiten Weltkrieges waren die Menschen meistens hoffnungslos abgestumpft und verroht. In den gnadenlosen Kriegsjahren hatten sie zu viel Elend und Leid gesehen oder persönlich erlebt. Erst nachdem Nordamerikaner und Briten im Jahre 1946 gegen die unmenschlichen Transportbedingungen protestierten, wurde die Behandlung der deutschen Vertriebenen erträglicher und die Sterblichkeits- und Krankheitsrate sank beträchtlich.
Die Vertreibung bzw. "Umsiedlung" der Deutschen wurde von 1945-1951 in mehreren Etappen durchgeführt:
Polen und ehemalige deutsche Ostgebiete = 1945 rd. 650.000, 1946 rd. 2.000.000, 1947 rd. 500.000, 1948 rd. 150.000, 1949 rd. 150.000 und 1950-1951 rd. 50.000 vertriebene Volks- und Ostdeutsche (x001/155E).
Böhmen und Mähren = 1946-1950 rd. 2.909.000 vertriebene Sudeten- und Karpatendeutsche (x004/135).
Ungarn = 1946-1948 rd. 200.000 vertriebene Volksdeutsche (x008/72E).
Die "Umsiedlung" der Deutschen erfolgte nachweislich nicht in der vereinbarten "geordneten

und humanen Weise", denn während dieser zwangsweisen Bevölkerungsverschiebung von Millionen von wehrlosen Volks- und Ostdeutschen ereigneten sich unfaßbare barbarische "Verbrechen gegen die Menschlichkeit", denen Hunderttausende zum Opfer fielen.
Da die westlichen Alliierten als Sieger- bzw. Besatzungsmächte Regierungsverantwortung übernahmen und der sog. "Umsiedlung" zustimmten, zählen sie neben der Sowjetunion und den Vertreiberstaaten zwangsläufig zu den Mitverantwortlichen der Vertreibungsverbrechen, denn die leichtfertigen Beschlüsse der Potsdamer Konferenz verstießen zweifelsfrei gegen das Völkerrecht ("Verbrechen gegen die Menschlichkeit").
Im Jahre 1952 erklärten z.B. Völkerrechtler des "Instituts de Droit International", daß die im Potsdamer Abkommen enthaltenen Passagen über die Ausweisung der Deutschen völkerrechtswidrig waren (x150/21).
Die Millionen von Flüchtlingen und Vertriebenen aus Ost-Mitteleuropa konnten in Mittel- und Westdeutschland nirgends ausreichend verpflegt oder untergebracht werden, denn nach dem Zweiten Weltkrieg lag das Deutsche Reich größtenteils in Schutt und Asche.
Die Großstädte, die Betriebe sowie das Verkehrs- und Nachrichtenwesen waren mehrheitlich zerstört. Überall herrschten chaotische Zustände. Hunger, Not, Elend und ständige Überlebenskämpfe bestimmten die Nachkriegszeit der Deutschen. Obgleich die Vereinten Nationen täglich 2.650 Kalorien für notwendig hielten, betrug die offizielle Tagesration der Deutschen in der ersten Nachkriegszeit höchstens 1.500 Kalorien und diese Hungerrationen sanken oftmals noch erheblich unter 1.000 Kalorien (x062/584). Im Ruhrgebiet waren Ende 1945 etwa 80 % aller Deutschen unterernährt, 50 % litten an Hungerschäden und 40 % waren tuberkulosegefährdet.
In der britischen und nordamerikanischen Besatzungszone wurden z.B. vom 10. Dezember 1945 bis 6. Januar 1946 täglich lediglich 1.699 bzw. 1.521 Kalorien zugeteilt, obgleich ein Erwachsener, der eine normale körperliche Tätigkeit ausübte, täglich rd. 3.000 Kalorien benötigte. Die Jahre 1946 und 1947 brachten keine Besserung, so daß die Deutschen weiterhin hungern mußten. In der nordamerikanischen und britischen Zone betrugen die Lebensmittelzuteilungen für den "Normalverbraucher" nicht einmal 50 % des Mindestbedarfs.
Im November 1945 gründete man in Nordamerika die private CARE-Hilfsorganisation, um die Nachkriegsnot in Europa und vor allem in Deutschland zu lindern. Die ersten Hilfslieferungen erfolgten aber erst im Juni 1946, nachdem der US-Militärgouverneur am 5. Juni 1946 den "CARE-Vertrag" unterzeichnet hatte.
In den ersten 12 Monaten nach Aufnahme des Postverkehrs trafen fast 11 Millionen CARE-Pakete aus Nordamerika ein, die durch den "Deutschen Zentralausschuß für die Vereinigung ausländischer Liebesgaben" verteilt wurden. Diese Hilfsmaßnahmen konnten die katastrophalen Lebensverhältnisse der deutschen Zivilbevölkerung zwar nicht entscheidend verändern, aber jedes CARE-Paket brachte den verzweifelten Menschen wenigstens Hoffnung und Zuversicht.
Victor Gollancz (britischer Verleger, der persönlich unter dem Antisemitismus des NS-Regimes gelitten hatte) kritisierte die ungenügende Lebensmittelversorgung in der britischen Zone (x131/101-102): >>Ich möchte hungernden Deutschen etwas zu essen geben, und ich möchte Ihnen nicht aus politischen Erwägungen heraus etwas zu essen geben, sondern weil sie mir leid tun. Und ich bin fest davon überzeugt, daß ich damit nicht alleine dastehe. ...
Schenkte man den Männern unseres öffentlichen Lebens Glauben, dann müßte man meinen, daß Mitleid und Barmherzigkeit ausgesprochen schändlich seien, und das Eigennutz eine grundlegende ethische Pflicht sei. ... Der Gedanke an Epidemien in Deutschland ist mir unerträglich, ... weil sie furchtbar sind für die Menschen, die von ihnen heimgesucht werden. ...
Es war kein Vergnügen, dies alles zu schreiben. Ich habe es mit einem immer stärker werdenden Gefühl der Scham geschrieben, das, wie ich mit Sicherheit glaube, sehr viele meiner Leser

teilen werden, und ich wage zu hoffen, daß es eine Mehrheit ist.<<
Wer keine Verwandten im Westen hatte, mußte sehen, wo er unterkam. Die einheimischen Hauseigentümer und Mieter von großen Wohnungen mußten Räume an die unerwünschten Landsleute abtreten. Während dieser Zwangseinweisungen kam es ständig zu Reibereien mit den Einheimischen, denn fast niemand wollte die Fremden freiwillig aufnehmen. In vielen Landkreisen und Gemeinden mußte man Wohnräume mit Waffengewalt beschlagnahmen, um die Neuankömmlinge unterzubringen.
Die gewaltsamen Beschlagnahmungen bzw. die willkürlichen Zwangseinweisungen führten oftmals zu offenen Feindseligkeiten zwischen den Einheimischen und Vertriebenen. Trotz der Beschlagnahmung von Quartieren erhielten die Flüchtlinge und Vertriebenen in den zahllosen Lagern vielerorts nur Notunterkünfte. Dort mußten sie wegen fehlender Quartiere notgedrungen jahrelang wohnen.
Das Ministerium für Wirtschaft und Verkehr in Schleswig-Holstein berichtete z.B. im Jahre 1947 (mit Erlaubnis der britischen Militärregierung) über die Wohnungsnot der Vertriebenen (x153/25): >>Sie wohnen dort nicht etwa, sie liegen auf Brettern in Mäntel und Decken gehüllt, sofern sie welche besitzen. Sie frieren und warten, daß der Winter vorübergehen würde, und warten auf den Tod, der sie von ihren Leiden erlöst. Das ist der Lebensstandard der Flüchtlinge, nicht aller, aber Hunderttausender, in Schleswig-Holstein.<<

Die Austreibung der deutschen Bevölkerung aus den Gebieten östlich der Oder-Neiße-Linie vor dem Potsdamer Abkommen (2. August 1945)

Austreibung aus Danzig-Langfuhr im Juli 1945

Erlebnisbericht des Pfarrers Ernst H. aus Danzig-Langfuhr in Westpreußen (x002/653-654):
>>Es wurde immer deutlicher, daß Polen entschlossen war, das ihm anfallende Gebiet und insbesondere das Danziger Gebiet von allen deutschen Bewohnern restlos zu räumen. Minoritäten sollte es nach ihrem Willen nicht mehr geben. Die russischen Kommandanten mahnten, rieten und befahlen durch Anschläge, schleunigst über die Oder zu gehen, sonst würde den Deutschen Arges widerfahren.
Tatsächlich haben die Russen die Deutschen auch hin und wieder gegen polnische Übergriffe gröbster Art in Schutz genommen. Aber das änderte doch nichts an der rechtlosen und aussichtslosen Lage. Und so setzte dann doch, zuerst zögernd, dann immer mehr anschwellend die Abwanderung bzw. die Austreibung der Deutschen ein, während aus Ostpolen unheimliche Massen von polnischen Proletariern unsere Stadt überschwemmten.
Immer dringender wurde die Räumung unserer Wohnungen gefordert. Gewaltsame Räumungsaktionen für Straßen und Stadtteile wurden durchgeführt und die Einwohner mit unbekanntem Ziel zum Bahnhof gebracht.
Auch meine Gemeinde zerstreute sich, jetzt hieß es: "Rette sich, wer kann, vor dem polnischen Zwangsarbeitslager". Auch meine bescheidene Notwohnung ließ sich nicht mehr halten. Schon war ein Pole mit Frau mit der Absicht eingezogen, uns möglichst schnell hinauszudrängen. Eine andere Schlafstelle war nicht mehr zu finden, alles war von Polen besetzt. Panikartig flohen nun die geängstigten Danziger zu Fuß oder, wenn möglich, mit der Bahn über die Oder, fortgesetzt geplündert, so daß sie mittellos im Reich ankamen.
Am 13. Juli 1945 mußte ich meine liebe Frau begraben. Sie starb an Typhus, der viele Opfer forderte und an dem ich auch erkrankt war. Wie einfach waren damals in Danzig die Bestattungen. Die bekannten und befreundeten Frauen gruben das Grab. Ohne Sarg, ohne Leichenwagen, auf ein Brett gebunden, auf dem Handwagen wurde die Leiche zum Friedhof befördert. Und doch war es ein liebevolles Begräbnis. Einige Pfarrer, zahlreiche Gemeindemitglieder umstanden das Grab, ehrend wurde der treuen Pfarrersfrau gedacht, ein Kirchenältester hielt auch eine gute Ansprache. ...
Ich war nun sehr einsam und verlassen, krank und schwach, und so entschloß ich mich, um die Erlaubnis zur Abreise nachzusuchen. Unsere ganze Hausgenossenschaft packte, was man tragen konnte, und wir gingen zur Bahn. Hier begann bereits die Plünderung unseres Gepäcks, die sich dann auf den großen Stationen unseres Reiseweges fortsetzte.
Am tollsten ging es an der Grenze bei Stettin zu. Die Grenzstation Scheune ist allen, die diese Strecke zogen, in schrecklicher Erinnerung. Wie die Hornissen überfielen die polnischen Plünderer den Zug, der solange halten mußte, bis alle Abteile durchsucht waren. Ich mußte hier auch noch meine Jacke ausziehen und ohne vollständige Kleidung weiterreisen.
Stettin war inzwischen auch polnisch geworden, also schnell weiter. Im Regen (fuhren wir) auf offenen Güterwagen. Dort (wurden wir) nochmals ausgeraubt.
Endlich langte ich in Angermünde in der Uckermark an, wo Probst B., ein geborener Ostpreuße, sein Pfarrhaus zu einer Herberge für vertriebene Ostpfarrer gemacht hatte.<<

Die Austreibung der deutschen Bevölkerung aus Ostbrandenburg im Juni 1945

Erlebnisbericht des Gendarmeriebeamten Friedrich P. aus Kurzig, Kreis Meseritz in Ostbrandenburg (x002/683-685): >>Am 25. Juni, morgens um 7 Uhr, mußte von jedem Gehöft einer zum polnischen Bürgermeister kommen. Es wurde folgender Bescheid ausgegeben: In einer halben Stunde wird die gesamte deutsche Bevölkerung abtransportiert, jeder darf 16 Kilo Ge-

päck mitnehmen! Für Alte und Kranke sollten Wagen gestellt werden.
Nun war keine Zeit mit Klagen zu verlieren. Jeder schnürte sein Bündel, etwas Wäsche und vor allem Lebensmittel. L. hatte einen Handwagen, der Platz für das Hab und Gut von 4 Familien bot. Schon wurden wir von polnischer Miliz zusammengetrieben. Sammelplatz war der westliche Dorfausgang. Es gab erschütternde, herzzerreißende Bilder des Jammers. Viele Frauen hatten nur Schubkarren, sie sind damit 200 km bis nach Berlin geschoben oder unterwegs liegengeblieben.
Am 25. Juni 1945 begann der traurigste Zug, den Deutschland je gesehen hat. Tausende ... wurden von Haus und Hof vertrieben, Alte und Kranke blieben am Wege liegen.
Wir marschierten bis Tempel. Es war heiß. Wir kamen nur langsam vorwärts. Schon in Tempel starb uns die erste Frau, Emilie B., unter den Händen. Wir vergruben sie im Chausseegraben Nach kurzer Rast ging es bis 22 Uhr weiter. Neben dem Zug ritten bewaffnete Polen. Die Leitung hatte ein russischer Major, der neben einem Frauenzimmer auf einem Wagen lag.
Kurz vor Zielenzig wurde im Wald ein Lager aufgeschlagen. Wir waren 25 Kilometer marschiert. Ein Elendszug reihte sich an den anderen, die ... Kreise Meseritz und Schwerin waren (vollständig) in Bewegung.
Vor Sonnenaufgang ging es weiter. Wir passierten Zielenzig. Die Bewohner blickten scheu aus den Fenstern, sie ahnten wohl, daß sie folgen würden. Am Abend kamen wir durch Drossen. Die Stadt war voller Polen. Die Einwohner waren im Aufbruch, sie marschierten am nächsten Morgen hinter uns. Die Nacht verbrachten wir in einem kleinen Dorf hinter Drossen. Ich war in einem Schuppen untergekommen. Da das Strohdach kaputt war, sah ich die Sterne. Die Nacht war eigenartig hell, man konnte weit sehen. ... Mir kam das oft gehörte Lied "Heimat, deine Sterne ..." in den Sinn. ...
Am ... Morgen zogen wir bei strömendem Regen bis nach Göritz an die Oder. Die Straßen sahen unbeschreiblich aus. Sie waren mit zusammengebrochener und ausgeplünderter Habe der Flüchtlinge bedeckt, kaputte Handwagen, Kinderwagen, Schubkarren, aufgeschnittene Federbetten und Kleidungsstücke bedeckten zu Tausenden den Wegrand, stellenweise sah es aus, als ob es geschneit hätte. Aber schlimmer war es, so viele schutzlose Frauen und Kinder ohne ihre Ernährer zu sehen. Wo waren die deutschen Männer? Gefallen, erschlagen, gefangen! Wir waren nur ein paar alte Männer. Ohnmächtig, mit geballten Fäusten, mußten wir Gewalt und Willkür ansehen.
Kurz vor Göritz überquerten wir die Bahnstrecke Küstrin - Frankfurt/Oder. Ein Zug stoppte den Flüchtlingstreck. Eine Schar uniformierter russischer Weiber stürzte sich auf uns. Unter Johlen, Schreien und Schlagen wurde das Gepäck geplündert. Vielen wurde das Letzte geraubt. Auch meine Verwandte, ... der Bäckermeister Johann S. und seine Frau Ida, beide über 70 Jahre alt, wurden ausgeraubt. Die alten Leute hatten unter unsäglichen Mühen bei Wind und Wetter, bergauf und bergab ihren Handwagen gezogen, 80 km. Nun waren sie alles los.
In Göritz, der letzten Übernachtung vor der Oder, fand ich ein Paar Gummistiefel, die mir paßten. Ich schnitt sie in halber Höhe ab, damit sie mir nicht gleich wieder von den "Befreiern" genommen wurden. Sie haben mir gute Dienste geleistet, denn der Regen hielt an, und bald befanden sich die Straßen in einem kaum passierbaren Zustand.
Am ... Morgen war Sturm. Wir hatten noch 2 km bis zur Oder, wo die Russen eine Brücke gebaut haben sollten. Für diese 2 km ... (benötigten) wir 7 Stunden. Die Handwagen waren von den ausgemergelten Menschen bei dem Wetter und dem Straßenzustand nicht mehr vorwärts zu bringen. In den Dörfern an der Oder standen Russen vor den von ihnen besetzten Häusern und lachten. Eine junge Frau kämpfte vergeblich um ihren Koffer. Ich hörte sie noch schreien: "Es ist doch nur Kinderwäsche drin!" Es half nichts.
Wir sahen die Brücke schon vor uns, da kamen 3 Wagen mit Polen herangejagt, und wer bisher noch etwas behalten hatte, wurde es nun los. Ich bat diese Strolche, mir doch meinen klei-

nen Koffer zu lassen, es wäre nur etwas Wäsche, Rasierzeug und eine Kleinigkeit zum Essen darin. Ich hielt den Koffer fest. Ein Kolbenschlag warf mich nieder. Ich sah noch, wie die Polen den ganzen Elendszug entlangfuhren und sämtliche Koffer raubten. Johann S. blieb mit hohem Fieber liegen. Ich rappelte mich wieder auf und versuchte die Brücke zu erreichen. Da rief mich jemand an. Es war mein 84jähriger Onkel Ernst P., er sagte: "Da hinten liegt meine Schwester, ... meine Schwester stirbt mir, sie ist ganz grün im Gesicht!" Sie war nicht die einzige. Nie in meinem Leben werde ich die Szenen auf der Brücke vergessen. ...
Schließlich waren wir drüben. Einer fragte: "Wohin nun?" Ein Russe, der es hörte, sagte in gebrochenem Deutsch unter dem Gelächter seiner Genossen: "Du kannst rechts, du kannst links, du kannst", er deutete auf die Oder, "kannst auch ins Wasser!" Jeder konnte gehen, wohin er wollte. ...<<

Austreibung aus dem Kreis Löwenberg im Juni 1945, Rückkehr und nochmalige Austreibung im Juli 1945

Erlebnisbericht des Landwirts Johann B. aus Krummölz, Kreis Löwenberg in Niederschlesien (x002/699-701): >>Zu unserem Befremden sickerten immer mehr Polen in das Dorf ein. Anfangs stellten sie noch eine gewisse Scheu zur Schau. Sie wurden von den Russen in die verschiedenen Gehöfte eingewiesen, was wir auch gar nicht tragisch nahmen, da wir doch in einem besetzten Gebiet waren und den Krieg verloren hatten. Bald sollten wir eines Besseren belehrt werden. Radio und Fahrräder wurden beschlagnahmt und sämtliche Dorfbewohner mußten weiße Binden tragen. Wir waren von der Außenwelt völlig abgeschnitten.
Im Juni 1945 – wir waren in der Heuernte – bekamen wir ... um 10 Uhr den Befehl, daß sich sämtliche Dorfbewohner mit 30 Kilo Gepäck zum Auszug bereit halten müßten. Auf Befragen der russischen Kommandantur, zuckten sie mit den Achseln und meinten, sie hätten keinen Befehl, den Polen die Austreibung zu verbieten. So wurde pünktlich um 14.00 Uhr die Austreibung von besoffenen Polen in die Wege geleitet.
Wer nicht schnell genug aus dem Haus war, dem wurde mit Peitschen und Stockschlägen nachgeholfen. Am Ausgang des Dorfes mußten wir anhalten. Dort wurden wir erstmals von Ohrringen, Fingerringen, Uhren und Geldbörsen erleichtert. Dann ging es unter Karabiner- und MP-Schüssen im schnellsten Tempo bis ins nächste Dorf, was bereits geräumt war.
Nach 3 Übernachtungen kamen wir dann bis an die Stadtgrenze von Görlitz, wo uns schon ein großes Plünderungskommando erwartete. Alte und Kranke hatten wir auf mit Pferden, Ochsen und Kühen bespannten Wagen mitgenommen. Hier wurden uns sämtliche Gespanne weggenommen. So kamen wir nur mit dem, was wir tragen oder mit Kinderwagen transportieren konnten, über die Neiße nach Görlitz. Jeder war sich selbst überlassen, und mußte sehen, wo er bei dem einsetzenden Regen blieb. Die Stadt war bereits mit Vertriebenen überfüllt. Nach 3 Notquartieren zog ich mit einigen Familien 20 Kilometer hinter Görlitz, wo wir in einem kleinen Gutshof eine Unterkunft fanden. ...
Endlich im Juli 1946, kurz vor der Ernte, kam für uns der Tag der Erlösung. Ca. 450 Einwohner, ungefähr die Hälfte der Dorfinsassen, bekamen abends um 8.00 Uhr die Order, morgens um 7.00 Uhr, mit 30 Kilo Gepäck auf dem Schulhof zu sein. Die ganze Nacht kontrollierten polnische Streifen, so daß kein Nachbar zum anderen gehen konnte, um Abschied zu nehmen. ... Die Polen revidierten nochmals das Gepäck; was ihnen gefiel, nahmen sie weg. Die meisten hatten Kinderwagen, Hand- und Schubkarren, denn es stand ein über 20 km langer Marsch bis hinter die Kreisstadt Löwenberg bevor. ...
Eskortiert von bewaffneten Polen setzte sich dann die Kolonne in Bewegung. Das Plündern blieb auch unterwegs nicht aus. Gegen Abend kamen wir dann nach Plagwitz und mußten in der früheren Irrenanstalt Quartier beziehen. Es waren schon viele Schlesier aus verschiedenen Gemeinden dort, und dauernd kamen weitere; es war ein großes Durcheinander.

Nach einigen Tagen wurden wir ... in einen Güterzug geladen, voraus ging aber noch eine gründliche Gepäckrevision. Frauen wurden ... bis auf das Hemd (ausgezogen und) durchsucht. Lastkraftwagen standen bereit, die das weggenommene Gut sofort abtransportierten. Dann erreichten wir Kohlfurt, wo wir von englischen Soldaten übernommen wurden, was für uns ein großes Glück bedeutete. ...
Nach kurzer Zeit kamen wir nach Wipperfürth, dort wurde unsere Dorfgemeinschaft auseinandergerissen, ein Teil kam an den Niederrhein, und ein Teil wurde mit Omnibussen nach Königswinter und Honnef befördert. Unsere damals zurückgebliebenen Dorfgenossen haben noch schwere Zeiten durchgemacht, bis sie ... im Dezember 1946 abtransportiert worden sind. Sie mußten aber leider in der Ostzone (SBZ) bleiben.<<

Die Austreibung der deutschen Bevölkerung aus der Tschechoslowakei vor dem Potsdamer Abkommen (2. August 1945)

Austreibungsaktion im Bezirk Aussig Mitte Juni 1945, Massaker an der deutschen Bevölkerung in Aussig am 31. Juli 1945

Ein ehemaliger tschechischer Funktionär der Aussiger Verwaltungskommission berichtet (x005/284-286): >>… Lidice war ein Fanal zur Aufrüttlung der ganzen zivilisierten Welt gegen die grausamste Tyrannei und die Entartung eines totalitären Regimes. Die Wahrheit und die Menschlichkeit standen damals in der Welt auf unserer Seite.

Wir hatten das Recht und die Pflicht, uns nach der Beendigung des Krieges mit den Verbrechern gegen die Menschlichkeit auseinanderzusetzen. Allerdings wurde diese Auseinandersetzung in den Grenzgebieten durch eine noch größere Unmenschlichkeit überschattet als die, die die nazistischen Verbrecher in sich trugen. So z.B. wurden die ersten Evakuierungen, eigentlich Auspeitschungen am 11. Juni 1945 durchgeführt.

Die Ortsnationalausschüsse waren verpflichtet, die Personen deutscher Nationalität, die Angehörigen der Nazipartei zum Abschub auszuschreiben. Man arbeitete an den Verzeichnissen bis in die Nacht. In den frühen Morgenstunden kamen in die betreffenden Gemeinden Militärabteilungen, zusammengesetzt aus den Revolutionsgarden und sogenannten Partisanen. Auf die Aufforderung der Mitglieder der Ortsnationalausschüsse, die Deutschen nach den angefertigten Verzeichnissen zu evakuieren, bekamen sie von den vielfach betrunkenen "Offizieren" die Antwort: "Das stecken Sie sich in den ..."

Die Aktion begann. Man ging in die Wohnungen, und in einer halben Stunde mußte jede Familie auf dem Versammlungsplatz der Gemeinde sein. Schmuckstücke wurden abgenommen, und zur Sicherheit wurden Mädchen auch die Geschlechtsorgane durchsucht, ob sie dort nicht weitere Wertstücke verbergen. Danach steckte man die "Transporte" in Straßenbahnwagen nach Tellnitz, und von dort mußten sie über das Erzgebirge zu Fuß nach Deutschland. Auch 78- bis 81jährigen blieb dieser Kalvarienweg nicht erspart. ...

Es muß eine richtige Darstellung der Ereignisse (in Aussig) vom 31.07.1945 gegeben werden, die man vielleicht das Gegenstück zu Lidice nennen kann. Die Sache wird früher oder später ventiliert werden, und wir müssen davon selber sprechen, wenn wir nicht wie die Deutschen kollektiv abgeurteilt werden sollen. Eben weil sich der 3. Jahrestag dieses Massakers nähert, das ausschließlich auf die Rechnung der Kommunistischen Partei der Tschechoslowakei geht, halte ich es für richtig, als Augenzeuge und Funktionär der damaligen Verwaltungskommission die Ursache der damaligen Explosion und die unmenschlichen Repressalien zu schildern, die ihr folgten:

In unserer Gegend endete die letzte Phase der Kämpfe der deutschen Armee des Generals Schörner am 9. Mai 1945. Alle Straßen und Gassen in den Städten waren durch Kolonnen von Autos, Geschützen und Munition verstopft. Am nächsten Tag, am 10. Mai, begann man mit dem Aufräumen. Waffen und Munition wurden in Lagern der ehemaligen Zuckerraffinerie in Schönpriesen gelagert, die während des Krieges in die "Deutschen Kabelwerke" verwandelt worden waren.

In diesem Unternehmen waren Hunderte neuer Flugzeugmotoren gelagert. Dahin wurden Granaten, Panzerfäuste und andere Munition zusammengefahren. Militär, das sich aus der benachbarten Eckelmannschen Likörfabrik genügend Spirituosen besorgte, versah den Aufsichts- und Wachdienst, wobei auf eine richtige Lagerung nicht geachtet wurde, im Gegenteil, man warf alles durcheinander. Daher kam es zur Katastrophe.

Am 31.07.1945, um 15.45 Uhr, erfolgte die erste Explosion, die die Fenster im Umkreis von 3 km erschütterte. Niemand in der Stadt ahnte in diesem Augenblick, daß dies das Signal zum Morden war. Militär umgab die Elbe-Brücken, und als um 16.10 Uhr kommunistische Provo-

kateure in Begleitung von Leuten in russischen Uniformen eintrafen, begann man mit den "Exekutionen". Die Deutschen, die weiße Armbinden trugen und von der Arbeit heimkehrten, wurden die ersten Opfer auf der Benes-Brücke. Das Militär, das vom Vorsitzenden des Ortsnationalausschusses in Aussig ... Herrn Vondra aufgefordert worden war, jedes Massaker zu verhindern, folgte dieser Aufforderung nicht und mordete mit. Eine Mutter, die ihr Kind im Wagen über die Brücke fuhr, wurde mit Latten erschlagen, mit dem Kind über das Geländer in die Elbe geworfen, unter Begleitfeuer aus Maschinenpistolen.
Ein weiterer Vorfall, der mir in Erinnerung blieb und mich mein ganzes Leben begleiten wird, war jener deutsche Antifaschist, der nach 4 Jahren aus dem Konzentrationslager zurückkehrte und als Monteur bei der Firma Brönner beschäftigt war. Diesem deutschen Kämpfer gegen den Faschismus, B., wurden die Haare ausgerissen und dann der Bauch durchschossen. Er starb auf der Stelle.
Dergleichen Vorfälle gab es Hunderte. Auf der Brücke und auf dem Hauptplatz wurden Leute erschlagen und in die sog. Luftschutz-Wasserbehälter geworfen.
In 3 Stunden waren mehr als 2.000 Menschen erschlagen. Die Toten wurden geplündert, von internierten Deutschen auf Autos geladen und zur Kremation nach Theresienstadt gefahren. Die Begleiter der Toten kehrten nicht zurück.
Nach diesem Massaker kamen am 1. August 1945 der Innenminister Nosek und der Nationalverteidigungsminister General Svoboda in die Stadt. Es kam zu scharfem Meinungsaustausch in dem Rate der Verwaltungskommission. Freilich änderte dies nichts an der Tatsache, daß es durch Fahrlässigkeit von seiten der militärischen Verwaltung zu der Explosion gekommen war. Dieser Umstand entschuldigt aber in keiner Weise den Minister Nosek.
Denn weder das Militär, noch die Polizei haben Ruhe und Ordnung wiederhergestellt, im Gegenteil, sie haben selbst zu den Unruhen noch aufgereizt. Durch die Unfähigkeit und die Undisziplinniertheit der militärischen Funktionäre hat die tschechische Bevölkerung in Schönpriesen Sachschäden im Werte von 8 Millionen Kc erlitten, abgesehen von dem Verlust zahlreicher Heime. Und die deutsche Bevölkerung bezahlte mit dem ungewöhnlichen Verlust von zum Großteil unschuldigen Menschenleben nur deshalb, weil sich der Pöbel bereichern und sich ihres Eigentums bemächtigen wollte.
Lidice war ein lebendiges Denkmal des unseligen "Furor teutonicus", und Aussig a. E. war die Rehabilitierung der deutschen nazistischen Mörder. Die Zahl der Opfer war hier fast die vierfache. Wird dieses Verbrechen nicht als "Furor Czechoslovaka plebs" in die Geschichte eingehen?"
Wir haben nichts, was wir dieser schrecklichen Schilderung hinzufügen könnten. Vielleicht nur eines: Ob eine derartige Aufpeitschung niederster Leidenschaften nicht beabsichtigt war, um die sittlichen Grundlagen des Volkes zu untergraben und zu vernichten, das auf diese Weise betäubt und für den Schlachthof vorbereitet wurde? ...<<

Austreibungsaktion in Landskron im Juli 1945
Erlebnisbericht des Notars Dr. Leopold P. aus der Stadt Landskron im Sudetenland (x005/379-380): >>Am 5. Juli, 5.45 Uhr früh, erhielt ich mit meiner Familie und ... ungefähr 1.500 Heimatgenossen den schriftlichen Ausweisungsbefehl. In dem Getreidespeicher und in der Goldwarenfabrik L. wurden uns in rabiater Weise der Schmuck, die Uhren, die Einlagebücher und der größte Teil des Geldes weggenommen.
Nach einer Nacht auf den Steinfliesen wanderte der Elendszug zum Bahnhof, wo wir bis zu 40 Personen mit dem Gepäck in kohlenschmutzstarrenden offenen Waggons wie das Vieh verladen und in ununterbrochener Fahrt nach Teplitz-Schönau transportiert wurden. Während der Fahrt durfte niemand den Waggon verlassen, kein Getränk wurde verabreicht. Die Kinder waren am verdursten, niemand durfte austreten. In Teplitz-Schönau mußten wir die verregnete

Nacht auf dem Bahnhof im offenen Waggon verbleiben. ...
Am Morgen des 7. Juli 1945 wurden wir auswaggoniert. ... Ein Partisan schlug mir die Zigarette aus dem Mund, gab mir eine Ohrfeige und stahl mir den letzten spärlichen Tabakvorrat mit dem Fluch aus der Tasche: "Ich werde dir geben rauchen, du deutsches Schwein!"
Die Marschierenden mit den Handwagen wurden von schießenden Partisanen wie Verbrecher eskortiert, buchstäblich mit Peitschenhieben vorwärts getrieben. 16 km ging es im schärfsten Marschtempo ununterbrochen bergan, über das Erzgebirge, bis zur letzten tschechischen Grenzkontrolle. In glühender Sommerhitze zogen die Leidensgenossen stöhnend ihre kleinen Wagen. ... Meiner Schwester Berta K. riß ein Partisan die goldenen Ohrgehänge aus den Ohren, so daß sie blutete. Ihre 20jährige Tochter wurde dabei ohnmächtig.
Ich zog vorüber, konnte ihr aber natürlich nicht beistehen. Meine Frau machte schlapp. Infolge der Entkräftung konnte sie den Handwagen nicht mehr ziehen, so daß ich mit dem letzten Aufgebot meiner geschwächten Kräfte und, obwohl am rechten Arm noch immer teilweise gelähmt, mit einem Zugseil um den Körper den Wagen allein ziehen mußte. Unsere Kinder wurden mit einer alten Tante mit Lastkraftwagen zur Grenze gebracht.
Austretenden Flüchtlingen schossen die Partisanen nach. Ohne Erbarmen trieben sie uns pausenlos vorwärts, ein älterer Mann blieb, vom Schlag getroffen, tot auf der Strecke. Bei der Grenzkontrolle wurde vielen Flüchtlingen ein Teil ihrer Habe gestohlen.
In der ersten sächsischen Gemeinde Geising fanden wir weder Unterkunft noch Verpflegung, die Erwachsenen mußten auf dem Friedhof, die Kinder mit den Müttern in der Kirche nächtigen.
Auf der fürchterlichen Vertriebenenwanderung durch Deutschlands zerstörte Städte verloren wir in Berlin unser jüngstes Kind durch die Ruhr. Alle anderen 3 Kinder erkrankten ebenso wie wir selbst an der Ruhr, meine Frau erkrankte außerdem an Typhus. Wir zogen durch einige verseuchte Lager und langten schließlich am 22.7.1945 gänzlich erschöpft und fast verhungert in Wismar in Mecklenburg an.
Auch meinen 85jährigen kranken Vater, meine schwerleidende ... 51jährige Schwester Therese und die 2 Schwestern meines Vaters, 87 und 90 Jahre alt, letztere im sterbenden Zustand, wurden durch die tschechischen Humanitätsapostel aus der Heimat verjagt. Meine Schwester und die beiden Tanten starben nach kurzer Zeit in Altersheimen in Boizenburg und Güstrow, mein Vater starb im Juli 1948 in Rochlitz in Sachsen.<<

Austreibungsaktion in Friedland/Isergebirge im Juni 1945

Erlebnisbericht des Regierungsinspektors E. W. aus der Stadt Friedland im Isergebirge (x005/386-387): >>Am 16.6.45, ... es schlug 23.00 Uhr, ... erblickte ich im Hof einen Tschechen mit Schriften in der Hand. Ich ging hinunter und bekam ein Exemplar ausgehändigt. Oben las ich die Schrift. Es war, als hätten wir Dolchstöße bekommen, wir waren sprachlos vor Schrecken, unfähig, irgend etwas zu unternehmen.
Am nächsten Tag, um 2 Uhr (nachts), also in 3 Stunden sollten wir am Bahnhof sein, um ausgewiesen zu werden. Man stelle sich unsere Lage vor. Von einer Ausweisung hatten wir nie etwas gehört. Nun sollten wir plötzlich und gänzlich unvorbereitet die Heimat, unseren schönen und wertvollen Besitz, ... für immer verlassen. ... Es war eine schreckliche Lage.
Nur 24 kg pro Person wurde uns erlaubt, mitzunehmen. Wir waren ganz unfähig, etwas zu unternehmen. Es wurde 24.00, 1.00, 2.00, 3.00 Uhr. Wir fanden keine Fassung. Da, kurz nach 3.00 Uhr, ... bekam ich abermals eine Druckschrift ausgehändigt, in welcher uns mitgeteilt wurde, daß unsere Ausweisung ... rückgängig gemacht wurde. Uns fiel ein Stein vom Herzen, wir atmeten auf, wir schöpften Hoffnung. Diese Hoffnung sollte jedoch nur wenige Stunden währen. ...
Um 15 Uhr wurden wir verständigt, um 8 Uhr am Bahnhof zwecks unwiderruflicher Auswei-

sung zu erscheinen. Ein Protest bei der russischen Besatzung verlief ohne Erfolg. Diese Ausweisung war hier die erste und wohl schrecklichste Austreibung, betroffen waren angeblich 800 Personen.
Auf tschechischer Seite waren fast nur junge Burschen beteiligt, die sich gegenseitig an Gemeinheit und Niedertracht überboten. Jede Partie hatte einen Handwagen zum leichteren Fortschaffen der mitgenommenen wenigen Habe. Die erste Gemeinheit bestand darin, daß uns die Mitnahme der Handwagen verboten wurde. ...
Im Bahnhofsraum wurden alle zur Ausweisung bestimmten Personen und deren gesamte Habe einer scharfen "Kontrolle" unterworfen. ... Alles Bargeld, alle Dokumente, alle Sparbücher, Uhren, Messer, ... alle Gebrauchsgegenstände, alle neuen und neueren Bekleidungsartikel und Schuhe (wurden uns) abgenommen. Wer neue Sachen am Leibe hatte, mußte diese ausziehen und alte Sachen anziehen. ...
Wer sich widersetzte oder wer auch nur schüchtern gegen die Wegnahme protestierte, wurde grob geschlagen und in gemeinster Weise beschimpft. Jedermann wurde durch diese Burschen einer peinlichen Leibesvisitation unterzogen, selbst das weibliche Geschlecht. ... Wir (mußten) alle als Bettler das Lokal verlassen, um einwaggoniert zu werden.
Es war bereits nach Mitternacht, als der Zug, beschriftet mit "Heil Hitler" und "Heim ins Reich", mit uns in Viehwagen abfuhr. Hinter der Grenze, im freien Felde, bei stockfinsterer Nacht wurde gehalten und (dort wurden) wir unter Hohngelächter auswaggoniert. Daselbst lauerten Polen und Russen auf uns. Wenn noch jemand etwas gerettet hatte, dem wurde es jetzt abgenommen. ... Schüsse fielen, Schreie erfüllten die Luft. Nur wenige fanden eine Unterkunft. Die meisten mußten im Freien übernachten, nicht wissend, wohin sie am nächsten Tag gehen sollten. ...
Deutschen Boden betraten wir in der Görlitzer Gegend, wo wir uns die ersten Monate aufhielten, und zwar so lange, bis die einzige Nahrung der Vertriebenen - Kartoffeln, in den sog. Mieten im Freien gelagert, vorhielten, Brot gab es nicht. Die Gegend hier war überfüllt mit Vertriebenen aus dem Osten und dem Sudetenland. An die 100.000 sollen es gewesen sein, die Sterblichkeit war sehr hoch. Kein Wunder, daß wir rasch von Kräften kamen.<<

Austreibungsaktion im Kreis Jägerdorf im Juni 1945
Erlebnisbericht der Lehrerin Hedwig O. aus dem Kreis Jägerndorf im Sudetenland (x005/455-458): >>Anfang Juni 1945: ... Straßenweise wurden die Menschen aus ihren Häusern getrieben. Eine halbe Stunde hatten sie Zeit, das Notwendigste an Wäsche mitzunehmen. Dann wurden sie ... in die Lager getrieben, die während des Krieges errichtet worden waren. ... Man hatte unterdessen, um Platz zu schaffen, Tausende ... durch ganz Böhmen getrieben und sie dann, soweit sie arbeitsunfähig waren, einem ungewissen Schicksal an der sächsischen Grenze zu überlassen. Die Arbeitsfähigen wurden von Bauern aus den Transporten herausgeholt und ins Innere Böhmens verschleppt.
Bei der Austreibung ... ging man so vor: ... In der Nacht wurde das Dorf meist schon von allen Seiten (durch Gendarmerie und Miliz) umstellt, so daß niemand entkommen konnte. ... Dann wurden die Leute auf dem Dorfplatz zusammengetrieben. ... Danach erfolgte der Fußmarsch ... ins Lager.
Die nachrückenden Tschechen kamen meist abgerissen mit Aktentasche oder leerem Koffer an, besetzten die Höfe und spielten den Herrn. Die meisten verstanden von der Landwirtschaft nichts und waren froh, wenn sie die ausgetriebenen Besitzer wieder aus dem Lager holen konnten, damit diese als Knechte und Mägde bei ihnen arbeiten konnten. Das flache Land, die guten Höfe kamen natürlich zuerst dran. Erst später ... ging man daran, auch die Gebirgsdörfer zu entvölkern. ...
Manch einer nahm sich vorher das Leben, weil er es nicht über sich bringen konnte, sein Heim

zu verlassen und ins "Lager" zu wandern, wo die Menschen als Sklaven für die Tschechen verwendet wurden.
Das Verhalten der Russen war, wenn man von den Vergewaltigungen und Plünderungen in den ersten Tagen nach ihrem Einmarsch absieht, menschlicher den Deutschen gegenüber als das Verhalten der Tschechen. Der Russe, auch der einfache Mann, nicht nur der Offizier, nahm oftmals Partei für die Deutschen. Da die Deutschen keine Verkehrsmittel benutzen durften, nahmen uns die Russen oftmals auf ihren Fahrzeugen mit ... Als die Russen ... (die "N-Kennzeichnung" der Deutschen) sahen, fragten sie, wer dies angeordnet hätte und ob die Tschechen auch bei uns im Dritten Reich gekennzeichnet waren. Als dies verneint wurde, rissen die Russen das "N" herunter. ...
In Jägerndorf kam es vor, daß Russen ... einer vorübergehenden Tschechin Brot und Lebensmittel aus der Tasche nahmen, um es den Deutschen zu geben. Die Deutschen durften bekanntlich keine Gehsteige benutzen. Eine Frau in Troppau wurde von einem Tschechen vom Gehsteige heruntergestoßen und geschlagen. Ein Russe, der dies sah, ... versetzte dem Tschechen ein paar Ohrfeigen und zertrat ihm das Rad. ... Wenn Tschechen versuchten, den Russen als Kamerad anzusprechen, konnte ihnen passieren, daß ihnen gesagt wurde: "Du nix Kamerad, du nix gekämpft". ...
Meine damals über 80jährige Mutter kam mit anderen ins sogenannte Panzerlager. Da sie es nicht fassen konnte, daß sie ihr Haus verlieren sollte, das sie sich in schwerster Arbeit erspart hatte und sie selbst im Haus blieb, als die Russen eindrangen, verlangte sie immer wieder nach Hause und lief davon. Man schoß auf sie, holte sie ein, stieß sie in einen Keller, sperrte sie dort wiederholt ein, schlug sie mit dem Gewehrkolben, ließ sie wie einen Hasen hüpfen, ließ sie das Deutschlandlied singen, zwang sie, ein Plakat zu tragen "Ein Volk, ein Reich, ein Führer" usw. Am 14. Juli 1945 wurde sie mit 3.000 anderen Volksgenossen ausgetrieben. ...<<

Die Austreibung der deutschen Bevölkerung aus den Gebieten östlich der Oder-Neiße-Linie und Polen nach dem Potsdamer Abkommen (2. August 1945)

Plünderung eines Stolper Ausweisungstransportes im August 1945

Erlebnisbericht des O. M. aus der Stadt Stolp in Ostpommern (x002/657-658): >>Da wir doch mit unserer Ausweisung rechnen mußten, beschlossen meine Frau und ich, daß wir uns unserer Tochter auf der Fahrt nach Frankfurt/Main, wo sie eine Wohnung hatte, anschließen sollten. Eine Gelegenheit fand sich dazu bald.

Ein Pfarrer aus Bochum stellte einen Transport von Evakuierten aus dem Ruhrgebiet zusammen. Er hatte dafür die Genehmigung der russischen und polnischen Behörden erhalten. Der Transport sollte unter dem Schutz des Polnischen Roten Kreuzes erfolgen. Wir durften uns diesem Transport anschließen und meldeten uns beim polnischen Starosten ab. Da wir Handgepäck mitnehmen konnten, packten wir unsere Habe in 2 Säcke, denn unsere Koffer hatten wir bereits an die Polen verloren, verluden alles auf einen Handwagen und fuhren mit dem kläglichen Rest einer ehemals gut eingerichteten Dreizimmerwohnung am 13. August 1945 zum Stolper Bahnhof. Heimat ade! ...

Der Transport wurde in besondere Güterwagen verladen, die mit dem Abzeichen des polnischen Roten Kreuzes versehen waren. In Belgard mußten wir aussteigen, standen im Regen unter den Bäumen der Bahnhofsanlagen und übernachteten auf dem Fußboden des Warteraums. ...

In Schivelbein stiegen einige verdächtige Personen in unseren Wagen, die sich später als Spitzel polnischer Banditen entpuppten. Auf einer kleinen Station kamen dann noch etwa ein Dutzend Polen zu uns in den Wagen, bewaffnet mit Stöcken, Säbeln und Pistolen. Als der Zug seine volle Geschwindigkeit erreicht hatte, verlangten sie unser Geld.

Ein Pole trat auf mich zu, zeigte auf seine Uhr und seine Pistole und sagte: "Wenn du in 2 Minuten nicht alles Geld hergibst, wirst du erschossen und aus dem Zug geworfen." Wir waren also in der Gewalt polnischer Banditen. Ich mußte ihm wohl oder übel meine Brieftasche aushändigen. Er gab mir einige kleine Scheine zurück und steckte mein Geld, etwas über 2.000 RM, ein.

Inzwischen wurde auch den übrigen Deutschen das Geld abgenommen. Ich hatte noch einige hundert Mark zwischen den Socken unter den Fußsohlen, die ich retten konnte. Nun brachen die Banditen unser Gepäck auf und wühlten alles durch und steckten, was ihnen gefiel, in mitgebrachte Säcke. Als der Zug dann hielt, stiegen sie ... aus und verschwanden mit ihrem Raub (und liefen) über den Bahnhof ... dem Wald zu. Die Frauen im Zuge stimmten nun ein großes Geschrei an, worauf der russische Posten kam, aber die Polen waren verschwunden.

Nun wiederholte sich auf jeder Haltestelle folgendes: Sobald der Zug fuhr, sprangen 12 bis 15 Polen in unseren Wagen und plünderten. Wenn der Zug hielt, sprangen sie ab und verschwanden. So wurden wir und die anderen Insassen der Waggons immer wieder geplündert, den ganzen Nachmittag hindurch. Der Wäschesack meiner Tochter wurde mit dem ganzen Inhalt abgeschleppt. Unser eigener Wäschesack (wurde) aufgetrennt, der Inhalt durchwühlt und, was den Banditen paßte, mitgenommen.

Die übrigen Sachen wurden auf den Fußboden geworfen und zertreten. Als das Gepäck fort war, begannen die Banditen damit, Frauen und Männern, die gute Sachen anhatten, die Mäntel, Anzüge und Kleider auszuziehen. Ein Teil der Insassen des Wagens hatte nur noch Unterkleider an. In Stargard blieb der Zug in der Nacht stehen. In unserem Wagen übernachteten mehrere Polen mit ihren Weibern. ...

Als der Zug am ... Morgen weiterfuhr, ging das Plündern weiter. Dabei bekam eine Frau einen Messerstich durch den Unterarm und verblutete. Ein alter Mann starb vor Aufregung. Unser Transportführer, ein Pfarrer aus Bochum, hatte sich in Ruhnow bei der polnischen Eisenbahn-

behörde über die Behandlung der Deutschen beschwert und war verhaftet worden. Er hatte es leider versäumt, Transport- oder Wagenälteste für die einzelnen Waggons zu bestimmen.
So war in unserem Waggon keine Einigkeit über unser Verhalten gegenüber den Polen zu erzielen. Ich machte darauf aufmerksam, daß es eine Schande für uns wäre, daß sich 60 deutsche Frauen und Männer im Wagen immer wieder von 12 bis 15 Polen ausplündern ließen. Auf einer Station kurz vor Stettin stiegen 2 Frauen ein und setzten sich mit ihren gefüllten Körben zu uns.
Als der Zug abfuhr, stiegen wieder polnische Männer, Burschen und Weiber ein. 3 Männer, mit Messern in den Händen, setzten sich in die Wagenöffnung. ... Die anderen grinsten uns höhnisch an und wollten dann den beiden Frauen die Körbe entreißen. Diese ... hielten ihre Körbe fest. Darauf schlug ein Pole mit dem Stock auf die Hände einer Frau.
Ich sprang hinzu, um ihm den Stock fortzunehmen. Jetzt sprangen alle deutschen Frauen und Männer auf die Polen zu. Die 3 Männer in der Wagenöffnung bekamen Fußtritte in den Rükken und flogen kopfüber aus dem fahrenden Zug die Böschung hinunter. Die anderen wurden hintereinander hinausgeworfen. Ich hatte ein Weib an den Haaren gefaßt und warf sie kopfüber aus dem Zug. In wenigen Minuten waren alle Polen draußen. Diese waren so überrascht, daß sie zu keiner rechten Gegenwehr kommen konnten, so daß von uns niemand verletzt wurde. Auch in den anderen Wagen wurden Polen aus dem Wagen geworfen.
Auf dem Bahnhof Scheune stiegen wir aus, denn hier endete die polnische Eisenbahnverwaltung. ... Auf diesem Bahnhof waren viele hundert Menschen versammelt, die auf die Weiterfahrt warteten. Hier tauchten wir unter, und am Abend gingen wir in das in der Nähe liegende Dorf und suchten uns eine Unterkunft. An Schlaf war allerdings nicht zu denken, denn überall war Lärm und vom Bahnhof hörte man oft lautes Schreien. Die Polen waren wieder an der Arbeit. Am nächsten Morgen suchten wir den Zug nach Berlin, stiegen ein und fuhren dann um 14.00 Uhr ab.<<

Austreibung aus Allenstein im Oktober 1945

Erlebnisbericht der Angestellten Hildegard A. aus der Stadt Allenstein in Ostpreußen (x002/-722-723): >>Wir mußten am 27. Oktober 1945 fort. Mitnehmen durften wir nur 30 Pfund Lebensmittel. Bei uns erschien die Miliz und wir mußten uns sogar einer Leibesvisitation unterziehen. Bei den anderen waren sie humaner. Die Waldarbeiter hielten sie zurück. Die brauchten sie zur Arbeit, sagten sie. ...
In dem Gemeindehaus ... wurden wir angeblich registriert. Jeder erhielt ... einen ... Zettel, auf dem der Name stand. Der Zweck dieser ganzen Geschichte war es nur, ... die wertvollsten Sachen der armen Menschen zu klauen. Die ganze Nacht hörte man ewig Gejammer und Geschrei. ... Aus allen umliegenden Dörfern waren Tausende von Menschen zusammengeströmt. ...
Am nächsten Morgen begann der Marsch nach Osterode. Es war ein herrlicher Morgen! Nie in meinem Leben werde ich dieses Bild vergessen. Der Nebel hob sich über dem großen Drewenzsee. Oben sah man die strahlende Sonne und den blauen Himmel. ... Die Wälder leuchteten in den herrlichsten Herbstfarben, wie sie nur der ostpreußische Herbst hervorbringt! Es war, als wolle uns der Herrgott diese einmalige Schönheit recht tief in die Seele brennen, daß wir unser geliebtes Ostpreußen in der Fremde nicht vergessen! ...
In Osterode trieben sie uns alle auf den Hof einer Fabrik. Einen großen Teil der Menschen, angebliche Masuren, hielten sie unter großen Versprechungen mit Gewalt zurück. Wieder mußten wir eine "Kontrolle" durchlaufen. Was ihnen irgendwie wertvoll schien, wurde auf große Haufen geworfen. Sie zogen den Menschen sogar die Kleider vom Leibe. Wir gerieten an einen menschlichen "Kontrolleur" und kamen ungeschoren davon. ...
Endlich saßen wir im Zug, sogar in einem Personenwaggon. Spät abends, am 31. Oktober

1945, fuhren wir endlich ab. Gegen 2.00 Uhr waren wir in Deutsch Eylau. Dort hielten wir zwischen mehreren Lokomotiven. ... Banden durchliefen systematisch den ganzen Zug und plünderten. Sie warfen die Säcke durch die Fenster oder Türen. Draußen standen andere, die die Sachen im Empfang nahmen.
Viele Leute hatten hinterher kein Brot mehr. Wir fuhren zwar unter russischer Bewachung, aber der Kommandant und seine Soldaten kümmerten sich nicht darum. Wenn die Menschen um Hilfe riefen, dann ließen alle umstehenden Lokomotiven Dampf ab oder pfiffen. Es war der reine Hexensabbat! Als sie alle ausgeraubt hatten, fuhr der Zug am anderen Morgen weiter. Immer wieder wurde geplündert, denn unser Zug stand mehr, als er fuhr.
Später verrammelten wir dann unsere Wagen von innen. ... Wir fuhren über Thorn - Küstrin. Dort wollten die Polen unseren ganzen Transport ins Lager schleppen. Das ließ aber unser russischer Kommandant nicht zu. ...
Dann ging's nach Berlin. Wir sollten erst in Potsdam ausgeladen werden. Da wollten sie uns aber nicht haben. Nirgends wollten sie uns haben. Menschen starben in dem Zug und wurden einfach an den Bahndamm gelegt. Am 10. November 1945 landeten wir dann endlich in Rostock. Am nächsten Tag kamen wir in einen Fliegerhorst zwischen Damgarten und Ribnitz. Wir lagen in alten Baracken vom Arbeitsdienst, in den ... Gebäuden des Flugplatzes waren Russen. Es war sehr primitiv. Wir lagen nur auf Brettern ohne Stroh.
In den nächsten Tagen brach Typhus aus, und wir bekamen 6 Wochen Quarantäne. Wenn morgens der Wagen mit Brot aus Ribnitz kam, nahm er auf der Rückkehr gleich die nackten Toten mit. ...<<

Austreibungstransport aus dem Kreis Lyck von Ende November bis Dezember 1945
Erlebnisbericht der Anna B. aus Prostken, Kreis Lyck in Ostpreußen (x002/729-733): >>Am 30. November 1945 begann unsere Elendsfahrt, die alles bisher Erlebte an Grausamkeit übertraf. Schon der Weg zum Bahnhof hätte kaum unmenschlicher sein ... können. Wir wurden ... mehr als 12 km durch Feld und Wald ... getrieben, wie eine Herde Vieh. Hinter dem Zug gingen und fuhren Polen, die uns fortwährend mit Peitschen bedrohten. Die alten und kranken Leute sowie die schwachen, unterernährten Kinder hatten größte Mühe, mitzukommen. Viele waren schon unterwegs dem Zusammenbrechen nahe.
Unterwegs wurde ich wiederholt von den Polen aufgefordert, in Goldbach zu bleiben und für Polen zu optieren. "Kehren Sie um", sagte ein Pole immer wieder zu mir, "es ist schade um die Kinder". Er malte mir die Zustände in Deutschland in den schrecklichsten Farben aus, um mich zum Optieren (für Polen) zu bewegen. Ich war aber nur von einem Wunsch beseelt, sobald wie möglich nach Westdeutschland zu kommen.
Am Tage unserer Austreibung war die Erde leicht gefroren und die Sonne schien strahlend hell vom Himmel herab, als wollte sie uns über den Abschied von der Heimat trösten.
In Mohrungen angekommen, wurden wir vor die "polnische Kommandantur" geführt, wo wir bis zum Abend im Freien warten mußten. Während wir vor der Kommandantur standen, wurden wir von der polnischen Bevölkerung angestaunt, fotografiert, belacht und verspottet. Da ich etwas Polnisch verstand, konnte ich aus den Gesprächen entnehmen, daß sie sich über unser Unglück freuten.
Am Abend ... wies man uns eine Baracke an, in der wir die Nacht verbringen sollten. Wir saßen die ganze Nacht frierend auf dem nackten Fußboden der Baracke, ununterbrochen von plündernden polnischen Soldaten belästigt. Den meisten Frauen wurden die Mäntel weggenommen. Die noch übriggebliebenen jungen Mädchen - 14-16jährige Kinder - wurden von Polen vergewaltigt. ...
Am Nachmittag ... wurden wir in der polnischen Kommandantur auf das Gründlichste untersucht. Alles, was den Polen gefiel, nahmen sie uns weg. Wenn ihnen ein Kleidungsstück ge-

fiel, das wir auf dem Leibe trugen, so mußten wir es ausziehen. Ich mußte einen gestrickten Unterrock ausziehen, in den ich unsere sämtlichen Unterlagen eingenäht hatte. Als ich den Polen bat, er möge mir wenigstens meine für ihn wertlosen Papiere zurückgeben, antwortete er mit einem höhnischen Gelächter. Das Brot, das wir uns für die Reise aufgespart hatten, wurde uns zum größten Teil schon vor Antritt der Fahrt gestohlen.
Noch kurz vor der Abfahrt versuchte man, uns zum Optieren (für Polen) zu bewegen. Besonders meine Mutter wollten die Polen - wahrscheinlich wegen ihres polnisch klingenden Namens - zurückbehalten. Erst nach langem Bitten und Flehen wurde ihr die Ausreise erlaubt, jedoch nicht, ohne daß man sie vorher restlos ihres Gepäckes beraubte.
Gegen Abend des 1. Dezember 1945 wurden wir in einen bereitstehenden Güterzug, der aus ca. 50 z.T. sehr schadhaften Wagen bestand, verladen. Im Laufe des Abends kamen noch viele Leute aus Liebstadt hinzu, die buchstäblich in die Wagen hineingetrieben wurden. Darunter befanden sich auch die alten und kranken Insassen des Liebstadter Altenheimes.
Die ganze folgende Nacht wurden wir von polnischen Soldaten und Zivilisten ausgeplündert. Außerdem fürchteten wir bis zur Abfahrt des Zuges, daß man die Arbeitsfähigen noch herausholen würde. So verlief die letzte Nacht auf ostpreußischem Heimatboden unter Zittern und Zagen.
Am Vormittag des nächsten Tages setzte sich unser Zug endlich in Bewegung. In unserem Güterwagen befanden sich ... 98 Personen. ... Schon in Allenstein hatten wir in unserem Wagen die ersten Toten, die wir neben den Geleisen liegenlassen mußten. ...
An jedem Morgen unserer "Reise" hatten wir einen oder mehrere Tote, die einfach auf der Strecke liegengelassen werden mußten. Es sind viele, viele Tote auf der Strecke liegengeblieben. ... Wegen der großen Enge in unserem Wagen, waren die Toten oft in den schrecklichsten Stellungen der Glieder und des Körpers erstarrt und halb zerdrückt, so daß man sie nur mit Grauen ansehen konnte. Aber allmählich stumpften wir auch gegen diesen Anblick ab, und bald gehörten die Leichen am Morgen zu den gewohnten täglichen Bildern.
Unser Zug stand mehr, als er fuhr. So dauerte es mehr als 14 Tage, bis wir in die russische Zone kamen. In den Nächten fuhren wir selten. Wenn wir irgendwo hielten, wurden wir regelmäßig ausgeplündert, obwohl eigentlich kaum noch etwas zu plündern war. Nacht für Nacht konnte man das Geschrei der von den Plünderern heimgesuchten Überfallenen ... hören, bis wir selbst an die Reihe kamen, und man unser letztes Stück Brot wegnahm.
Wir wußten nie, wo wir uns ... befanden, da die Namen der Stationen in polnischer Sprache geschrieben waren. Lange befürchteten wir, daß man uns womöglich in das Innere Polens bringen wollte, ... bis wir endlich merkten, daß wir in Richtung Westen fuhren.
Wir hatten schon nach wenigen Tagen nichts mehr zu essen. Ab und zu erhielten wir auf unsere Bitte von einem polnischen Lokomotivführer etwas warmes Wasser – das war alles, was wir zu uns nahmen. Die Nächte in den entsetzlich engen Waggons waren schrecklich. Man konnte weder stehen noch sitzen, geschweige denn liegen. Man wurde gedrückt und gestoßen, ja, es gab sogar Schlägereien und Zänkereien zwischen den halbverhungerten, überreizten Menschenwracks.
Am meisten hatten die Schwerkranken zu leiden. Der Typhus herrschte im ganzen Zug, und die Zahl der Toten wuchs von Tag zu Tag. Die hygienischen Zustände in dem Wagen kann man sich wohl unschwer vorstellen. Einige Leute hatten Nachtgeschirre mitgebracht, die durch eine Klappe des Waggons nach draußen ausgeleert werden mußten. Die Außenwände des Zuges waren verschmiert und überfroren.
Ich erinnere mich an eine besonders schwerkranke Frau aus Goldbach, die Nacht für Nacht in den wildesten Fieberphantasien lag und sich bis zu ihrem Ende schrecklich quälen mußte. Sie war nur spärlich bekleidet und muß sehr gefroren haben. Zu essen hatte sie schon lange nichts mehr, und es gab ihr auch keiner etwas. In den Nächten wurde die Ärmste in die äußerste Ek-

ke gedrückt, weil sie sich nicht wehren konnte. Für sie war der Tod eine Erlösung von den schrecklichen Qualen. Unsere Goldbacher Wirtin war schon in der ersten Zeit unter den Toten. Ihre beiden 16- und 14jährigen Töchter blieben schwer typhuskrank allein zurück. Auch sie hatten kaum etwas zu essen. Aber man konnte damals einander beim besten Willen nicht helfen.
Es war mir gelungen, als einziges Wertstück eine goldene Armbanduhr zu retten, die ich in den Mantelsaum meiner jüngsten Tochter eingenäht hatte. Da wir schon seit Tagen nichts mehr gegessen hatten, wollte ich in Stargard versuchen, für die Uhr Lebensmittel zu bekommen. Ich nahm meine ältere Tochter mit und machte mich mit einer anderen Frau aus unserem Waggon auf den Weg.
Es gelang mir auch, für die Uhr etwa 6 Pfund Weißbrot zu erwerben. Als wir in die Nähe des Platzes kamen, auf dem unser Zug gestanden hatte, sahen wir diesen davonfahren und hörten das verzweifelte Schreien der Kinder, deren Mütter nicht im Zug waren. Uns erfaßte eine entsetzliche Angst. Was sollte werden, wenn wir zurückblieben, was würde mit den Kindern geschehen?
Alle Zurückgebliebenen liefen, so schnell es ihr ausgemergelter Zustand erlaubte, aber trotz aller Anstrengung hätten wir den Zug natürlich nie mehr erreicht. Die Polen, an denen wir vorüberkamen, lachten laut über die Angst der gehetzten, verängstigten Menschen. Einer versuchte sogar, mir ein Kleid, das ich in der Hand hielt, zu entreißen. Schließlich rief uns ein polnischer Eisenbahner, dem wir offenbar leid taten, zu, daß der Zug am Stellwerk stehen bleiben würde.
Wir kamen völlig aufgelöst wieder in unseren Wagen. Meine kleine Tochter hatte immer wieder verzweifelt nach ihrer Mutti geschrien. Auch meine Mutter hatte künftig Angst, wenn ich mich aus dem Wagen wagte. Wenn ich danach aus dem Wagen gehen wollte, mußte ich entweder alle mitnehmen oder ich mußte abwarten, bis alle schliefen. ...
Nach 14 Tagen kamen wir in der russischen Zone an. Auch hier waren wir noch mehr als eine Woche unterwegs, bis wir endlich im Flüchtlingslager Blankenburg/Harz zur Ruhe kamen. Verpflegt wurden wir während dieser Zeit nur einmal in Wriezen. In Stendal wurden unsere Kranken ausgeladen und sollten ins Krankenhaus gebracht werden. Nachdem die Ärmsten stundenlang auf dem Bahnsteig im strömenden Regen gelegen hatten, wurden sie zu guter Letzt wieder in den Zug eingeladen. In Stendal wurden 5 Waggons abgehängt. Für mehr Leute war dort wahrscheinlich keine Unterkunft vorhanden.
Damals mußte ich so manches Mal in den Nächten aussteigen und in den Warteräumen und auf den Bahnsteigen betteln gehen, sonst wären wir wahrscheinlich doch noch völlig verhungert. ... Bei diesen Gelegenheiten erfuhr ich viel Hilfsbereitschaft. An den Gesichtern der Leute, die mir begegneten, konnte ich sehen, daß sie über unseren Anblick erschüttert waren.
So langten wir endlich, nach 3wöchiger Reise, völlig erschöpft und krank im Flüchtlingslager Blankenburg/Harz an. Eigentlich muß es als ein Wunder angesehen werden, daß wir überhaupt noch am Leben waren. Viele Überlebende sind schon in den ersten Tagen im Lager gestorben.
Wenn wir mit unseren Beschwerden zum Arzt gingen, sagte der immer: "Ja, ihr dürft nicht vergessen, daß ihr alle halb verhungert gewesen seid." Meine Mutter wurde immer kränker und kränker und verfiel zusehends. Ich selbst war auch, ebenso wie meine Kinder, so heruntergekommen, daß ich kaum noch hoffte, jemals gesund zu werden.
Obwohl die Zustände und die Behandlung im Flüchtlingslager Blankenburg nicht gerade ideal waren, fühlten wir uns dort in der ersten Zeit wie im Himmel. Es war schon eine unbeschreibliche Wohltat für uns, in den Nächten ruhig und ungestört schlafen zu können und jeden Tag unser Essen - und wenn es noch so schlecht war - zu bekommen.
Durch Zufall bekam ich Nachricht von meinem Mann, der in Schleswig-Holstein gelandet

war. Nun hielt mich in Blankenburg nichts mehr. Mit dem nächsten Transport fuhr ich in die Westzone. Auch diese Reise ging nicht ohne Schwierigkeiten vor sich, zumal meine Mutter damals schon schwerkrank war und nicht mehr gehen konnte. Sie ist am dritten Tag nach unserer Ankunft in der neuen Heimat gestorben. Trotz allem ist es mir ein Trost, daß ich sie nicht irgendwo an der Strecke liegen lassen mußte und daß ich die Stätte ihres Grabes weiß.<<

Austreibungstransport aus dem Kreis Belgard im Dezember 1945

Erlebnisbericht des Pfarrers Hans P. aus Bad Polzin, Kreis Belgard in Ostpommern (x002/735-741): >>Schon im Sommer 1945 propagierten die Polen überall: "Nach der Ernte müssen alle Deutschen heraus!" Im Juli wurde versuchsweise ein Freiwilligentransport "über die Oder" abgeschickt. Doch da einige Tage später mehrere Teilnehmer völlig ausgeplündert wieder zurückkehrten und ihre Reiseerlebnisse berichteten, verging den anderen die Lust, sich für solche Transporte ködern zu lassen. ...

Nach der Konferenz von Potsdam wurde die Austreibungsaktion offiziell bis zum Frühjahr 1946 verschoben und alle erlassenen Anweisungen zurückgezogen. Inoffiziell aber erhielten die einzelnen Landräte und Bürgermeister die mündliche Aufforderung, trotzdem die Aktion durchzuführen und die Welt vor vollendete Tatsachen zu stellen.

Die Art der Durchführung wurde den einzelnen Dienststellen und ihrer Initiative überlassen. Unser polnischer Bürgermeister, der bereits im Juli das deutsche Magistratspersonal durch Polen ersetzte, hatte (jedoch) den Ehrgeiz, als erster melden zu können, sein Bezirk sei völlig rein von Deutschen. Der polnische Stadtbaumeister, der Bedenken äußerte, wurde als Volksfeind verhaftet. Er saß mit mir in einer Kellerzelle und gab mir diese Informationen.

Von der letzten Oktoberwoche 1945 ab wurden ... Nacht für Nacht 100 bis 150 Deutsche aus den Wohnungen geholt. Miliz und Geheime Staatspolizei teilten sich die Aufgabe. (Sie erhielten) 15 bis 20 Minuten ... zum Anziehen und Packen. Oft unter Kolbenhieben und Fußtritten trieb man sie ins Polizeigebäude. Dort wurden sie zusammengepfercht, das wenige Handgepäck, das sie mitnehmen durften, wurde geplündert. Frauen und Mädchen, darunter 12jährige Schülerinnen, (wurden) oft noch vergewaltigt. ... Personen, bei denen eingenähtes Geld oder Schmuck gefunden wurde, wurden sadistisch gequält und geschlagen.

Ich habe selbst Nacht für Nacht die Verzweiflungsschreie durch das Haus gellen hören, als ich im Keller gefangen saß. Wohlmeinende Posten erzählten mir mitunter voller Empörung, was ihre Kameraden alles angestellt hatten. Vor dem Morgengrauen wurden dann die armen Opfer zum Bahnhof getrieben, in Güterschuppen eingesperrt, bis der Mittagszug kam, in einen Viehwagen zusammengepfercht und über die Oder abtransportiert.

Die Wohnungen waren verschlossen und versiegelt worden, wurden dann im Laufe des Tages ausgeräumt. Hierbei mußten meine deutschen Zellengefährten oft helfen. Das Mobiliar und alles Verkäufliche wurde an polnische Großschieber verkauft. Den Erlös teilten sich der Bürgermeister, die Staatspolizei und die Miliz. ...

Bezeichnend für die polnische Wirtschaftsordnung war die mir vom Bürgermeister selbst lächelnd erzählte Tatsache, daß Löhne und Gehälter für die beiden Polizeiteile (Staatspolizei und Miliz) bei der vorgesetzten Stelle in Köslin hängenblieben. Daher hatten sich beide Polizeiteile bis zu der Austreibungsaktion ihre "Löhne und Gehälter" durch Haussuchungen beschafft. Dabei ließen sie alles mitgehen, was nicht niet- und nagelfest war und Verkaufswert besaß. Wenn jemand Einspruch erhob, fanden sie prompt einen Revolver, verhafteten die Leute und räumten dann die ganze Wohnung aus. ...

In der fünften oder sechsten Nacht hörten wir ... im Keller das Weinen und Schreien der Austreibungsopfer und das Grölen und Toben der ... Milizionäre. In den oberen Stockwerken spielten sich entsetzliche Szenen ab. Von da ab kam es seltener vor, daß sich die Mannschaf-

ten in ihrem Suff die Kellerinsassen auf den Kellergang herausholten und in unflätigster Weise beschimpften und blutig schlugen. Sie konnten jetzt ihre sadistischen Triebe in größerem Ausmaß an den Frauen und Kindern oben im Haus auslassen.
Nach vier Wochen Haft wurde ich vorübergehend wieder auf freien Fuß gesetzt. Einmal hatte sich das "Geschäft" der Austreibung gut angelassen. Und das war ja die Hauptsorge des polnischen Bürgermeisters gewesen. Er hatte 8 Tage vor meiner Verhaftung, in Gegenwart des Stadtbaumeisters, dem Chef der Geheimen Staatspolizei den Auftrag gegeben, mich bei passender Gelegenheit zu beseitigen, damit ich ihm das vielversprechende Geschäft nicht verderbe. Er traute der russischen Kommandantur nicht ganz. ...
Die Russen hatten doch in Potsdam mit unterschrieben, daß die Ausweisung der Deutschen erst im Frühjahr 1946 und dann in humaner Weise geschehen solle, sie könnten auf eine Beschwerde von mir hin vielleicht doch eingreifen, wie sie es in mehreren Fällen vorher bereits getan hatten.
Diese Sorge war eigentlich sinnlos. Schon Anfang Oktober kam unser Einquartierungsoffizier ganz aufgeregt von einem Appell zurück und berichtete, es sei ein sowjetischer Armeebefehl verlesen worden, daß die Polen jetzt Verwaltungsfreiheit hätten und die russischen Dienststellen sich nicht mehr in reine Verwaltungsangelegenheiten einmischen dürften. Er könne uns nicht mehr helfen und die Kommandantur auch nicht. Daß dieser Armeebefehl gerade zu diesem Zeitpunkt erlassen wurde, beweist, daß die Russen von vorne herein den Polen die Hände freigeben wollten und gar nicht daran dachten, sich an die Potsdamer Beschlüsse zu halten.
– Im Art. XIII des Potsdamer Abkommens vom 2. August 1945 heißt es, daß "die tschechoslowakische Regierung, die polnische Provisorische Regierung und der Alliierte Kontrollrat in Ungarn ersucht werden, inzwischen weitere Ausweisungen der deutschen Bevölkerung einzustellen, bis die betroffenen Regierungen die Berichte ihrer Vertreter an den Kontrollausschuß geprüft haben." - ...
Die Nervenzerreißprobe, die für die jeweils Zurückbleibenden ebenso schlimm war, wie für die Betroffenen, war fast ebenso so schlimm, wie die der ersten Wochen der bolschewistischen Hölle. ... Man hatte nur noch einen Wunsch: nichts wie heraus aus dieser Hölle! Da jedoch allmählich Gerüchte über die Bahntransporte ... durchsickerten, ... war die Angst vor dem Abtransport beinahe ebenso groß, wie die Angst der Zurückgebliebenen.
Es gelang mir und einigen Polen, die es gut mit uns meinten, russische LKW-Einheiten zu gewinnen, gegen allerdings recht hohe Bezahlung, Autotransporte über die Oder durchzuführen. Trotz einiger Zwischenfälle durch raublustige Chauffeure gingen diese Transporte verhältnismäßig sicher und glatt, sehr zum Ärger der maßgebenden polnischen Dienststellen. Daher mußten alle Vorbereitungen geheim geschehen. ...
Als ich mit meiner Frau am 4. Dezember 1945 einen Transport von 2 Waggons auf dem Bahnhof abfertigte, wurde der Bahnhof von einem großen Milizaufgebot umstellt, und auf Anordnung eines polnischen Majors aus Köslin wurden wir beide unter recht dramatischen Nebenumständen verhaftet. Ich kam wieder in eine Zelle im Keller. Meine Frau wurde zunächst oben behalten, dann in die Nachbarzelle gesperrt. Am nächsten Tag ließ man sie frei, räumte unsere beiden Zimmer bis auf die Möbelstücke auf und aus. Rührend sorgte wieder die polnische Frau im Erdgeschoß des Pfarrhauses dafür, daß sie nicht verhungerte. ...
In der Kellerzelle fand ich 9 Deutsche, ... dazu 3 Russen, die deshalb saßen, weil sie einen polnischen Offizier auf der Straße verdroschen hatten - sie teilten Machorka und Brot brüderlich mit uns -, und 7 Polen. 3 von ihnen hatten aus Versehen bei Polen geplündert, die sie für Deutsche gehalten hatten, 4 Polen waren als "Volksfeinde" politisch verdächtig. Unter diesen befand sich auch der polnische Stadtbaumeister, der gegen die Ausweisung der Deutschen aufgetreten war. Von ihm erhielt ich Aufschluß über die Hintergründe meiner Verhaftung und der ganzen Austreibungsaktion. Er wurde bald danach nach Köslin ausgeliefert und ist dort

wahrscheinlich liquidiert worden.
Da meine Wiederverhaftung auf Anweisung der Kösliner (Staatspolizei) geschah, sah es jetzt völlig aussichtslos für mich aus. Als ich dann am 14. Dezember 1945 vor dem Morgengrauen vom Posten geweckt und herausgeholt wurde, nahm ich an, es ginge nach Köslin vor das Kriegsgericht. Statt dessen wurde ich zu den 120 in dieser Nacht aus den Betten geholten Deutschen gebracht und zum Bahnhof getrieben. Richtung "Za Odra" ("über die Oder").
Unter diesen Transportgefährten war auch meine Frau. Sie war zwar von dem sie holenden Posten am ganzen Körper grün und blau geschlagen und getreten worden, weil sie nichts mehr an Beutegut besaß, doch gingen uns die Herzen auf vor Dank, daß Gott uns wieder zusammengeführt hatte.
Später erfuhr ich, daß der "Gestapochef" sich am Abend zuvor mit dem Bürgermeister wegen der Verteilung der Beute gezankt und geschlagen hatte. ... Nachdem wir bis gegen Mittag im Güterschuppen eingesperrt waren, wurden wir in einen Viehwagen verfrachtet und nach Schivelbein gebracht. Dort gab es Aufenthalt bis spät in die Nacht im ehemaligen Wartesaal. ... Die Männer mußten mehrmals auf den Bahnsteigen Schnee schippen. ...
Nachts kamen dann Viehwaggons für den Transport. Als wir ... abfuhren, ging gleich das Plündern los. Polnische Banditen waren überall mit eingestiegen, blendeten uns mit ihren Stabtaschenlampen, durchsuchten und zogen uns z.T. aus. Der Begleitposten des Waggons stand hohnlachend dabei und hielt den jeweils Behandelten die Maschinenpistole vor die Brust, daß keiner sich wehrte.
Meine Frau hatte sich aus alten Lappen eine Tasche zusammengenäht, darin waren ein Brot, einige Papiere, Bilder und einige Strümpfe eingepackt. Sie fand die Tasche und einige Bilder nachher im Dreck des Waggonbodens wieder. Jedesmal, wenn der Zug hielt, stiegen die Banditen aus, und andere stiegen an ihrer Stelle ein.
Die ganze Strecke war in Plünderungsbezirke eingeteilt, und die Posten steckten mit den Raubkolonnen unter einer Decke. Bei manchen Waggons sollen die Insassen gesammelt und den Posten bestochen haben. Wenn die gesammelte Summe groß genug war, hat er die Plünderer nicht hereingelassen. In unserem Waggon hatte aber keiner größere Summen polnisches Geld bei sich. Deutsches Geld nahmen sie nicht. ...
Als wir gegen 6.00 Uhr morgens am 15. Dezember in Scheune bei Stettin den Zug verlassen mußten, stand ich ohne Mantel, Rock und Weste, ohne Schuhe, auf Strümpfen, in Hose und Strickjacke. Meine Frau stand bei 15 Grad Frost auch ohne Mantel und ohne Schuhe auf dem Bahnsteig unter freiem Himmel.
Kurz nach uns wurde ein zweiter Transportzug ausgeladen. Alle 3.000 Menschen waren wie wir mehr oder weniger leicht bekleidet. Nur ganz wenige waren noch vollständig angezogen. Manche waren verwundet oder zusammengeschlagen. Aus unserem Zug sind etwa 20 erschossen worden, weil sie sich gegen die Ausplünderung gewehrt hatten. Und da standen wir und warteten auf Züge, die uns das letzte Stück über die Oder bringen sollten. Bahnbeamten sagten uns, manchmal dauerte es mehrere Tage.
Schließlich kam ein Eisenbahner und sagte: "Da vorn steht seit gestern ein Zug aus Ostpreußen. Wenn aus Stettin eine Maschine freigegeben wird, fährt dieser Zug zuerst ab." Ich machte mich mit etwa 50 beherzten Leuten auf. Wir gingen in Strümpfen über den Schotter zwischen den Schienen und fanden bei Tagesanbruch den Zug. Wir quetschten uns dann zwischen die Ostpreußen und warteten. Als ich das Brot, das meine Frau mitgebracht hatte, anschneiden wollte, fingen die Kinder im Waggon an zu weinen. Sie hatten seit Tagen nichts mehr gegessen, ich habe ihnen das ganze Brot ausgeteilt. Dafür durfte ich nachher auch einmal eine Stunde kauernd in der Ecke sitzen. ...
Die Leute waren Bauern aus dem Kreis Mohrungen und seit 14 Tagen mit diesem Zug unterwegs. Für 8 Tage hatten sie Proviant mitnehmen dürfen. Davon war ihnen aber unterwegs

auch noch ein guter Teil geraubt worden. Von den 1.600 Zuginsassen waren unterwegs 200 an Entkräftung gestorben. Als ich in der Abenddämmerung noch einmal zum Bahnhof ging, ... lagen längs am Zuge 28 ausgezogene Tote auf der Erde, die während des Tages gestorben waren. Sie blieben einfach liegen. Vielleicht haben sie die Deutschen, die auf Züge warteten, am nächsten Tage auf der Wiese am Bahndamm verscharren dürfen. So wurde das jedenfalls gewöhnlich gehandhabt.
Inzwischen war noch ein besetzter Transportzug auf dem Nachbargleis abgestellt worden. Als es dunkel wurde, hörten wir aus diesem Zug, dann auch aus unserem Zug gellende Hilferufe, johlende und grölende Russenstimmen und ... Schüsse. Die Russen machten wieder Jagd auf Frauen. Bis zu unserem Waggon kamen sie aber nicht.
Endlich, schätzungsweise gegen Mitternacht (Uhren hatte niemand mehr), kam eine Lokomotive ... und fuhr sogar mit uns los. Alle paar Kilometer wurde aber endlos lange gehalten. Bei einem längeren Aufenthalt ... rief uns ein Eisenbahner aus der Ferne zu: "Pasewalk!" Glücklich stiegen wir beide aus, liefen noch einige 100 m zur Station und waren selig, lebend der Hölle entronnen zu sein. ...
In Stralsund erfuhren wir dann, daß das Gut meines Schwagers, wo wir Zuflucht suchen wollten, inzwischen enteignet und parzelliert worden war. Zugleich fanden wir dort eine Nachricht vor, daß unser jüngster und letzter Sohn in Lübeck aus englischer Gefangenschaft entlassen und von einer hilfsbereiten Familie aufgenommen worden war. Wir meldeten uns daher zu einem Transport in die britische Zone und kamen Ende Januar 1946 in Lübeck an.<<

Austreibungstransport aus dem Kreis Stolp im Dezember 1945
Erlebnisbericht des Drogeriebesitzers Bruno G. aus Stolpmünde, Kreis Stolp in Ostpommern (x002/751-752): >>In der Nacht zum 4. Dezember 1945 wurde ich plötzlich von polnischer Miliz mit dem Befehl geweckt, mich sofort zum Bahntransport umzuziehen.
In meinem Spind hatte ich noch 3 Flaschen Rum, Kognak und Wein. Ich gab sie dem Mann, der mich bewachte. Er nahm sie dankbar an und verschwand, um sie zu verstauen. Diese Gelegenheit benutzte ich, um mein ... noch vorhandenes Geld zu verstauen.
Ich verteilte es auf meinem Körper. Meine zweite goldene Uhr trug ich unter dem Strumpf zwischen Schuh und Strumpf, desgleichen mein Postsparbuch. Als der Milizmann zurückkam, war ich fertig angezogen. Das laut Bestimmung freigegebene Gepäck war ich schon los, bevor ich mein Haus verließ. Mit Kolben- und Peitschenhieben wurde ich schon auf der Straße empfangen. Wir wurden wie das liebe Vieh zu geschlossenen Güterwagen getrieben, die zu unserer Aufnahme bereitstanden.
Nach einer Wartezeit von 12 Stunden setzte sich der Zug ... mit unbekanntem Ziel in Bewegung. Stolp war die erste Station. Hier sagte schon der Bahnbeamte, daß auf der Strecke Plünderer zusteigen werden. Wir sollten die Türen zuhalten und keinen in den Waggon lassen. Kaum war der Zug in Bewegung, da waren schon 4 besser gekleidete Zivilisten und 3 Soldaten mit Schnellfeuerwaffen in unserem Abteil.
Fachmännisch untersuchten sie Mäntel und Anzüge. Es dauerte nicht lange, so waren wir alle unsere Mäntel los. Einer untersuchte die äußere Bekleidung, der nachfolgende Pole tastete den ganzen Körper ab. Mit geübter Schnelligkeit war man bei geringster Unebenheit des Körpers bis auf die Haut frei. Hatte man etwas Geld, Schmucksachen, gute Schuhe bei sich, so war man sein mühsam erworbenes Kapital los.
Auch mir ging es so während der 3tägigen Fahrt von Stolp nach Scheune. Man hat mir außer meinem Geld (ca. 50.000 alliiertes Geld, Rubel und Zloty) auch meinen Anzug und Hut weggenommen. Stundenlang habe ich so, fast nackend, nur mit Unterwäsche bekleidet, im Dezember im Waggon gesessen. Nur einem glücklichen Zufall habe ich es zu verdanken, daß ich die Hose und Weste wiederbekam.

Zu guter Letzt verlangte ein Kerl kurz vor Scheune meine Goldzähne. Da ich ihm bedeutete, daß die Zähne fest säßen, wollte er sie mir mit dem Gewehrkolben aus dem Munde schlagen. Mehrmals holte er zum Schlag aus, immer fiel ich ihm in den Arm. Da der Kerl immer wieder auf mich eindrang, bot ich ihm mein letztes verborgenes Geld - 500 Rubel - an. Da ließ er von mir ab.
Nach 3tägiger Bummelfahrt hatte diese Teufelstour ein Ende. ... Um 10.00 Uhr abends kamen wir in Scheune an. Da ein Weitertransport nicht vorgesehen war, mußten wir erst stundenlang bei ... Schlagwetter auf dem Perron stehen, um den Rest der Nacht auf einer vom Wasser durchtränkten Wiese zu verbringen. Am Morgen des anderen Tages blieben mehrere Tote auf diesem Lagerplatz. ...
Die nächste deutsche Station war Angermünde. Quartiere waren wohl sichergestellt, aber nicht ausreichend. Die Folgen der rücksichtslosen Vertreibung ohne jegliche Verpflegung ... blieben nicht aus. Konrektor L. und Tierarzt K. sind in unserem Waggon irre geworden, ein Kind war tot. ...
Nach 2tägigem Aufenthalt wurden wir nach Berlin transportiert. Der Transportzug bestand aus 3 gedeckten Güterwagen, 5 offenen Loren, den Rest bildeten Kesselwagen. Als der Zug abfuhr, blieben 3 Tote auf dem Perron (Bahnsteig) zurück. Im Wartesaal war die Frau des Organisten S. verstorben. Die Beladung des Transportzuges in Angermünde ging sehr stürmisch zu.
Die gedeckten Güterwagen und die Loren waren schnell besetzt. Auf die Kesselwagen wollte kein Mensch. Als der Zug sich in Bewegung gesetzt hatte, klebten an diesen Wagen viele Unglückliche. Es ist nicht bekannt geworden, wieviel Menschen bei Fehlen jeglichen Wetterschutzes in ihrer Erstarrung verunglückt sind.
Von einer Organisation konnte nirgends gesprochen werden. Ein jeder mußte schließlich sehen, wo er blieb. Am 10. Dezember 1945 fand ich in einem Bunker in Tempelhof-Berlin eine Unterkunft. ...<<

Die Vertreibung der Deutschen aus den Gebieten östlich der Oder-Neiße-Linie

Vertreibung aus dem Kreis Deutsch Krone von Ende Februar bis März 1946

Erlebnisbericht des Pastors Erwin S. aus Groß Wittenberg, Kreis Deutsch Krone in Ostpommern (x002/762-764): >>Wie ein Blitz traf uns die Nachricht von der Ausweisung der Deutschen aus den Gebieten östlich der Oder. Am 26. Februar 1946 erschien eine Gruppe von Milizionären unter Führung des zweiten Bürgermeisters mit einer Liste, auf der alle Deutschen verzeichnet waren, die zum ersten Transport gehörten, im Kloster. Mein Name stand obenan.

Innerhalb von 10 Minuten mußten wir gepackt und den Raum verlassen haben. An Einpacken war aber nicht zu denken, da die Miliz im Zimmer umherstand und einem das Wertvolle, das man einpacken wollte, aus den Händen riß. Es gelang mir mit Mühe, die Kinder warm anzuziehen und wenigstens einige Lebensmittel einzupacken. Meine Frau war zur Arbeit. Sie stand auch nicht auf der Ausweisungsliste. Erst auf meinen energischen Protest wurde sie auf die Liste gesetzt und von der Ausweisung unterrichtet.

Wir wurden dann unter strenger Bewachung in ein großes Gebäude gebracht. Meine Frau erschien auch gegen Abend. Im Laufe des Tages und in der Nacht wurden hier und aus den umliegenden Dörfern ca. 400 Personen zusammengetrieben.

Alle berichteten, daß sie innerhalb von 10 Minuten ihre Wohnung räumen mußten und nur wenige Dinge mitnehmen konnten. Viele hatten einen Anmarschweg von bis zu 10 km. Da hoher Schnee lag, kamen sie nur mühsam vorwärts. Viele Frauen mußten ihr Gepäck fortwerfen, weil sie ihre kleinen Kinder tragen mußten, die vor Ermüdung in dem hohen Schnee liegen zu bleiben drohten. Unbarmherzig wurden sie von der Miliz vorwärtsgetrieben, die abwechselnd im Schlitten fuhr. Die meisten kamen völlig erschöpft im Lager an.

Das Gebäude war überfüllt. In einem Raum von ca. 30 qm drängten sich 36 bis 42 Menschen. Sitzgelegenheiten gab es nicht. ... Man lag oder saß auf dem nackten Fußboden. Die sanitären Anlagen waren unzureichend. Verpflegung gab es nicht. Niemand durfte das Gebäude verlassen.

Am 27. Februar 1946 sollte der Transport abgehen, aber die Abfahrt verzögerte sich. Der Aufenthalt in den engen Räumen wurde immer unerträglicher. Nach großer Mühe gelang es mir, ... daß wir auf den Hof gehen durften, um frische Luft zu schöpfen und uns mit dem Schnee zu waschen; denn Wasser gab es nicht. ... Am nächsten Tag gab es endlich Verpflegung. Mittags gab es eine warme undefinierbare Suppe, abends bekamen wir 2 trockene Schnitten Brot und Kaffee. Diese Verpflegung gab es jeden Tag bis zum Abtransport. ...

3. März 1946: Alle atmeten auf, als wir das Lager verließen und zum Bahnhof geführt wurden. Dort standen Güterwagen bereit. In jeden Güterwagen kamen 37 Personen. Die meisten Güterwagen waren schadhaft, ohne Ofen. Als Reiseverpflegung gab es für 4 Personen ein Brot und einen Eßlöffel Trockenmilch. ... Gegen 17.00 Uhr setzte sich der Zug endlich in Bewegung, nachdem ein zweiter Transport aus Treptow/Rega gekommen war, dem wir angehängt wurden.

Auf großen Umwegen ... kamen wir am 4. März 1946 gegen Abend in Stettin an. Hier ging es wieder in ein Lager, das etwa 3 km vom Bahnhof Tornay entfernt war. Das Lager bestand aus einigen Häuserblocks, die mit Stacheldrahtzaun umgeben waren. Das Lager war für die Menschenmassen aber viel zu klein, da schon vor uns ein Transport angekommen war. So wurden die Menschen einfach in die nächsten Häuser getrieben, bis niemand mehr hineinging, ein Posten davorgestellt, und die Sache war erledigt.

Die Szenen, die sich hier abspielten, waren einfach furchtbar: Kinder schrien vor Hunger und Kälte - die meisten Fenster waren entzwei -, Frauen weinten und brachen vor Erschöpfung zusammen. In dem Raum, in den wir gedrängt worden waren, bekam eine Mutter von 5 Kin-

dern Verfolgungswahn. Es wurde eine furchtbare Nacht.
Am nächsten Morgen ging es in das eigentliche Lager. Zuerst ging es zur Registrierung. Jeder bekam hier eine Karte mit seinem Namen und Angabe des Berufes. Auf der Karte waren außerdem die einzelnen Stationen angegeben, die man durchlaufen mußte, ehe man weitertransportiert wurde. Es ging zur Entlausung und dann zum Zoll, d.h. zur Untersuchung des Gepäcks. Was brauchbar erschien, wurde abgenommen.
Die Untersuchung war sehr gründlich. Bei wem Schmuck gefunden wurde, der mußte sich fast ganz ausziehen. Kinder, die ein Jahr alt waren und noch im Kinderwagen lagen, mußten aus dem Wagen genommen werden. Der Wagen wurde abgenommen. Da ich keine Wertgegenstände mehr besaß, nahm man mir die Sparkassenbücher ab. Das Stammbuch konnte ich noch retten. Die Zollstation glich einem Warenhaus, es lag alles da: Mäntel, Kleider Schuhe, Speck, Wurst, Kinderwagen, Pelze, Koffer, Betten. Alles war (den Deutschen) abgenommen worden.
(Im Lager) hockten die Menschen buchstäblich aufeinander. Verpflegung sollte es auch geben, sogar Milch für die Kinder. Wenn man 4 bis 5 Stunden gestanden hatte und bald an der Reihe war, dann war nichts mehr da.
Am 9. März ging es morgens endlich wieder zum Bahnhof. Für Alte und Kranke war ein LKW bereitgestellt. Wenn ich mich recht erinnere, war es ein englischer Wagen, der auch von einem Engländer gefahren wurde. Wir wurden in Güter- und Personenwagen verladen. Die Wagen waren z.T. ohne Fenster und Öfen. Als Marschverpflegung gab es auf dem Wege zum Bahnhof wieder trockenes Brot. Am Nachmittag fuhren wir dann endlich ab nach Westen. Unterwegs wurde dann noch geplündert, indem Polen auf den langsam fahrenden Zug sprangen und aus dem Zug warfen, was sie erreichen konnten. Die Zugwache, die im ersten Wagen hinter der Lokomotive fuhr, kümmerte sich nicht darum.
Alle atmeten auf, als wir in Lübeck ankamen und keinen Russen am Bahnhof sahen.<<

Vertreibungstransport aus dem Kreis Neiße Ende Januar 1946 bis zur Rückkehr im Februar 1946

Erlebnisbericht des Heinrich C. aus Dürrarnsdorf, Kreis Neiße in Oberschlesien (x002/782-783): >>Am 24. Januar 1946, ... um 24.00 Uhr, ertönte plötzlich der Ruf der Polen: "Raus! In 10 Minuten raus!" ... Wir konnten nur noch schnell etwas Essen und einige Habseligkeiten zusammenraffen und wurden bei eisiger Kälte auf der Straße zum Marsch nach Deutsch Wette (Entfernung: 15 km) zusammengetrieben. Wer nicht mehr konnte, wurde von den nebenher reitenden Polen barbarisch geschlagen. "Wenn nicht läufst, ich schieße," rief der Pole meiner Frau zu. In Deutsch Wette wurden wir durchsucht, und unser bißchen Habe wurde uns abgenommen.
Abends ging es in den Zug. Wir waren 68 Menschen und 3 Kinderwagen in einem mittleren Viehwagen. Liegen konnte nur ein Teil auf dem eiskalten Fußboden; durch die Risse im Dach lief das Wasser auf uns herab.
Am Tag stand der Zug meist, wir fuhren nur nachts. ... Hinter Sagan ging es über die schlesische Grenze weiter durch Sorau bis Linderode, wo der Zug auf der Strecke über 3 Wochen stehen blieb, angeblich, weil uns die Russen ... nicht aufnahmen und die Polen uns nicht zurücknehmen wollten. Das waren 3 (furchtbare) Wochen. ... Die wenige Reisekost war bald aufgebraucht. Wir gingen vor Hunger in die Dörfer betteln und waren nicht sicher, ob uns die Polen das Erbettelte nicht wieder abnehmen würden. Auf einem aus Bauziegeln und Blech auf dem Felde errichteten Notofen kochten wir uns ein paar Kartoffeln.
Hunger und Kälte und keine richtige Unterkunft. (So ging es) Tag um Tag, Nacht um Nacht, wochenlang. Hände und Füße waren vom Frost dick geschwollen und erfroren. Meine Frau litt wochenlang unter einem ruhrartigen Durchfall. Es war ein Wunder, daß sie durchhielt.

Jeden Morgen gab es Tote, die erfroren oder verhungert waren. "Sterben viel zu wenig," sagten die Polen roh. Gaben die Verwandten 20 Mark, kamen die Toten auf den Friedhof, sonst wurden sie auf dem Felde verscharrt.
Der Zug war riesig lang, mehr als 60 Wagen mit über 4.000 Menschen. Mir ist bekannt, daß es in dem Zugstück, das zu unserem Wagen gehörte, 186 Tote gab.
Bei den schlimmsten Schneestürmen wurden wir nachts aus den Wagen ins Schneetreiben hinausgejagt. Dann wurden die Wagen von den Polen durchsucht, und es ging mit, was ihnen gefiel. Immer wieder wurden Männer und Frauen grob mißhandelt. Nach 3 Wochen wurde der Transport nach Neiße zurückgeschickt.<<

Vertreibung aus dem Kreis Landeshut im Mai 1946
Erlebnisbericht des Pfarrers Wilhelm S. aus Rudelstadt, Kreis Landeshut in Niederschlesien (x002/810-811): >>In den Tagen vom 9. bis 11. Mai häuften sich die Gerüchte über eine Evakuierung der Deutschen aus Schlesien. Das Glatzer Land und das Waldenburger Land wurden zuerst genannt. Bestätigungen der Gerüchte blieben jedoch aus; man wußte nicht, was wahr und was falsch war. Man konnte sich überhaupt keine Vorstellung davon machen, daß wir die Heimat verlassen müßten. Aber nur zu bald wurde es bitterer Ernst. ...
Am 14. Mai erschienen Anschläge an der Tafel bei der Kirchbrücke, daß in den nächsten Tagen die Evakuierung auch unseres Ortes vor sich gehen würde, und es war angegeben, was jeder mitnehmen durfte. Wir wollten es noch immer nicht glauben, sondern meinten, die Polen wollten die Deutschen nur wieder mal in Angst versetzen. ...
Am 16. Mai 1946 verlautete es, daß noch mehr Rudelstädter fort müßten, weil noch ... (einige) Evakuierte für den nächsten Transport fehlten. ... Kurz vor 9.00 Uhr kamen 2 Polen und erklärten, wir müßten binnen einer Stunde zum Abtransport bei der Schule sein. Die Berufung auf die Bescheinigung des Starosten nützte nichts; man wollte mich, wie mir ein polnischer Förster sagte, loswerden. Offenbar weil ich (als Pastor) zu viel Einfluß auf die Gemeinde ausübte. Es blieb nichts übrig, als die letzten Vorkehrungen zu treffen.
Viel Zeit zum Überlegen war nicht gegeben, und dabei ist natürlich vieles Wichtige übersehen worden. Ich hatte nicht nur an mich zu denken, sondern auch an die Alten und Kranken, für die niemand mehr sorgen konnte. Ich ließ sie alle im Pfarrhaus zusammenlegen; sie mußten unter der Obhut der beiden Hospitalschwestern zurückbleiben. Angeblich bestand bei den Polen die Absicht, sie bald mittels Krankentransporte fortzubringen. Es dauerte aber noch sehr lange, bis dies geschah.
Wir waren ca. 40 Menschen, die am 16. Mai abgefahren wurden. ... Etwa 100 blieben in Rudelstadt zurück, weil sie von den Polen zur Arbeit gebraucht wurden. Im Lager Zieder bei Landeshut trafen wir einen großen Teil der am Tage zuvor Ausgetriebenen an, verbrachten die Nacht im Lager und wurden erst am nächsten Abend verladen und aus der Heimat fortgebracht. Ich wurde zum Transportführer bestimmt und hatte somit die Verantwortung für 1.891 Menschen, die in 54 Güterwagen in die Fremde geschafft wurden.
Die Fahrt dauerte 6 Tage und 5 Nächte und vollzog sich mit mehreren Kontrollunterbrechungen ziemlich glatt. ... Was diese Ausreise aus der Heimat für uns bedeutete, können wohl nur solche ermessen, die das gleiche Schicksal erlebt haben.<<

Vertreibung aus dem Kreis Breslau-Land im Juli 1946
Erlebnisbericht des Pfarrers W. B. aus dem Kreis Breslau-Land in Schlesien (x002/817-820): >>Im Februar 1946 erreichte uns das Gerücht, daß eine große Evakuierung aus der Grafschaft Glatz nach dem Westen Deutschlands stattfinden sollte und daß einige davon aus Westfalen nach Hause geschrieben hätten.
Inzwischen war eine langsame und seltene Postzustellung in Gang gekommen. Vorher mußten

Briefe aus der Heimat, besonders solche, die Suchanträge enthielten, zu Fuß nach Breslau gebracht und dort heimlich durch besondere Vertrauenspersonen kirchlicher Stellen ins Reich befördert werden.
Aber die wenigsten glaubten an die Wahrheit solcher Gerüchte. Immer wieder klammerte man sich an die Hoffnung, daß die Polen bald wieder abrücken und die alte Ordnung wieder hergestellt würde. Wie es im Reich aussah und erging, erfuhr fast niemand. ...
Im April hörten wir von der Räumung der Nachbarkreise Frankenstein und Reichenbach, in denen Verwandte unserer Gemeindemitglieder betroffen waren, und man mußte an den Ernst der Lage glauben. Ja, es entstand bei vielen sogar das Verlangen, dieses unerträglich gewordene Leben verlassen zu dürfen. Wir waren in der Heimat gleichsam zu Fremden gemacht worden.
Im Juli 1946 erschienen rote Plakate mit Richtlinien über die Evakuierung. ... (Die polnische) Bekanntmachung lautete: "Auf Grund der interalliierten Kontrollkommission in Deutschland wird in den nächsten Tagen mit der Repatriierung der deutschen Bevölkerung Niederschlesiens nach der englischen Okkupationszone begonnen. Die Transporte werden mit der polnischen Eisenbahn direkt zur englischen Okkupationszone geleitet.
Damit der Transport der deutschen Bevölkerung reibungslos und bequem vorgenommen werden kann, werden Sammelpunkte eingerichtet, um von diesen aus dann die Einwaggonierung vornehmen zu können. Zu jedem Eisenbahnzug sind 2 Eisenbahnwagen für sanitäre Zwecke vorgesehen. Jeder Zug wird durch eine polnische Militärabteilung gesichert. Die Teilnehmer der Fahrt dürfen mitnehmen außer der Bekleidung, die sie selbst tragen, auch Gepäckstücke, die jeder persönlich tragen kann, wobei Lebensmittel inbegriffen sind.
Da Lebensmittel unterwegs nicht zu haben sein dürften, wird empfohlen, sich für ungefähr 4 Tage mit Lebensmitteln einzudecken. Handwagen jeder Art können nicht mitgenommen werden, um den Teilnehmern eine möglichst bequeme Fahrt zu verschaffen. Schmuck- und Wertgegenstände normalen eigenen Bedarfs, Urkunden und eigene Dokumente sowie deutsches Geld kann mitgenommen werden. Dagegen sind von der Mitnahme ausgeschlossen: Andere Valuten, Wertpapiere, Kunstgegenstände.
Eine Gepäckkontrolle kann nur an den Sammelpunkten und nur bei Tageslicht vorgenommen werden. Jede Beschädigung wie auch Vernichtung und Aneignung des hinterlassenen Vermögens wie auch der Versuch, das zugelassene Ausreisegut abzunehmen, wird standrechtlich bestraft. Die deutsche Bevölkerung wird dringend im eigenen Interesse ersucht, während der Repatriierung stets Ruhe und Ordnung zu bewahren."
Nun begann man von der sowieso schon geringen Habe das Allernotwendigste zusammenzupacken, denn der Befehl zum Abtransport konnte ganz plötzlich erfolgen. Jeder wollte erfahren, ob er unter den zuerst Ausgewiesenen sein würde, aber die Liste wurde vom polnischen Bürgermeister geheimgehalten. Der Ortspfarrer stellte seinen Antrag auf Zurückstellung von der Evakuierung, bis der Großteil der Gemeinde abtransportiert sei. Es erwies sich aber, daß dieser Antrag nicht genehmigt wurde, denn er wurde mit den Seinigen sofort mit der ersten, etwa 100 Seelen zählenden Gruppe des Kirchdorfes ausgewiesen.
Am 15. Juli 1946 erfolgte plötzlich durch einen Boten, der von Haus zu Haus ging, die Bekanntmachung der Evakuierung. ... Hatte sich auch so mancher mit dem Gedanken vertraut gemacht, die Heimat bald verlassen zu müssen, ja, sich in die Freiheit aus der Knechtschaft herausgesehnt, so traf diese Mitteilung doch alle wie ein harter Schlag, und viele Tränen wurden geweint. 24 Stunden Frist bis zum Abmarsch wurden gewährt.
Noch einmal wurde das Gepäck geordnet und geprüft, Wertvolles darin sorgfältig versteckt. Noch einmal wurde stiller Abschied genommen von Haus und Hof, Garten und Feld, auch von lieben Gräbern. Einige vergruben noch ein paar Besitztümer, in der Hoffnung, sie später wieder aus ihrem Versteck holen zu können.

Auch der Pfarrer hat 2 große silberne Abendmahlskelche ... im Pfarrgarten versteckt, da er sie nicht mitnehmen konnte. Schweren Herzens nahm er Abschied von seiner Kirchenruine, der Stätte seines 31jährigen Wirkens. Er nahm Abschied von seinem Pfarrhaus, von seinem Garten und von seinen 30 dicken Bänden Kirchenbüchern, die von 1602 an lückenlos bis zur Gegenwart reichten. ... Sie waren ihm eine Fundgrube für die alte Geschichte seiner Gemeinde gewesen. Er empfahl sie mit einem angehefteten Zettel dem Wohlwollen derer, die sie in Besitz nehmen würden.
Was aus diesem unersetzlichen Schatz geworden ist, hat sich bis heute nicht ermitteln lassen. ... Übrigens waren auch die evangelischen Kirchen der Nachbargemeinden mehr oder weniger zerstört. Der evangelische Friedhof von W. soll eingeebnet worden sein. ...
Am 16. Juli 1946, früh um 7.00 Uhr, versammelte sich die 100köpfige Schar ... mit ihrem Reisegepäck auf dem Platz in der Mitte des Dorfes. Manche führten mehrere Zentner, andere wieder nur das allernötigste Gepäck mit sich. Viele besaßen Handwagen. Das übrige Gepäck wurde auf Ernte- und Lastwagen geladen, die von Polen gestellt wurden. Da diese Wagen nicht ausreichten, ließen die Polen nach längerem Zögern noch einige Wagen holen. Auch die Alten und Schwachen durften auf den Wagen Platz nehmen.
Polnische Milizsoldaten beaufsichtigten die Menge und begleiteten sie auf dem Marsch. Von irgendwelchen Ausschreitungen gegen die Ausziehenden ist nichts bekannt geworden. Sie waren im Gegenteil ein Schutz vor etwaigen Plünderungen durch polnische Zivilisten. ...
Zu den Ausgewiesenen unseres Dorfes gesellten sich noch viele andere aus den Dörfern des Kirchspiels. Einigen hatte man keine Pferdegespanne gestellt, so daß sie ihr Gepäck den 16 km langen Weg bis zur Bahnstation nur auf Handwagen fahren oder ihr Gepäck tragen mußten.
Viele der zurückbleibenden Dorfgenossen umstanden die Gruppe der Auswanderer und nahmen bewegt Abschied von ihnen.
Schweigend setzte sich der Zug um 7.30 Uhr in Bewegung. Es war ein herrlicher Sommertag, und die Heimat mit ihren Fluren und dem nahen Wahrzeichen Schlesiens, dem hochragenden Zobten (Berg im Zobtengebirge: 718 m Höhe), zeigte sich noch einmal in ihrer ganzen Schönheit. In den Dörfern, die der Zug (der Vertriebenen) ... passierte, standen die Gemeindeglieder und Heimatgenossen an den Straßen und grüßten die Ausziehenden. ... Manchmal sang die an der Spitze marschierende Jugend ein Wanderlied. ...
An der Bahnstrecke Breslau - Görlitz ... stießen noch andere Vertriebene hinzu. Unsere Hoffnung, auf baldigen Abtransport, erfüllte sich nicht, denn die 1.500 Menschen wurden für 2 Tage und Nächte in den Gebäuden der Stadtbrauerei untergebracht, in denen sie sich in drangvoll fürchterlicher Enge eine Unterkunft herrichten mußten. Hygienische Einrichtungen waren nicht vorhanden. Die Verpflegung mußte jeder aus dem eigenen Vorrat bestreiten. ...
Endlich kam der Tag der Kontrolle. Vormittags hatten sich viele Hunderte mit ihrem Gepäck im großen Brauereihof aufzustellen, ... von denen die Letzten erst um 7.00 Uhr abends bei der Kontrolle an die Reihe kamen. Eine sengende Hitze brütete den ganzen Tag über dem Hofe. ... Diese Kontrolle war nichts anderes als eine unter dem Schein des Rechts vorgenommene Ausplünderung, die vielen der Unsrigen große Verluste ihrer letzten Habe kostete.
Kleidung, Wäsche, Schuhwerk, Betten, Urkunden, Sparkassenbücher, Barmittel, alles wurde weggenommen, soweit es den Kontrolleuren gefiel. Es ging dabei ganz willkürlich zu; etliche behielten alles, darunter auch der Ortspfarrer, der aber sehr wenig mit sich führte, weil er nur wenig bei der ersten Evakuierung in die Grafschaft Glatz mitgenommen und in seinem zerstörten Pfarrhaus nichts mehr vorgefunden hatte.
Die bereits Kontrollierten lagerten auf einer ... Wiese, bis die Kontrolle um 7.00 Uhr abends zu Ende war. Gespanne fuhren das Gepäck alsdann für teure Bezahlung zum weit entfernt liegenden Bahnhof, wo die Nacht im Freien verbracht werden mußte. ...

Ein durchdringender starker Gewitterregen durchnäßte bis zum Morgen ... Menschen und Gepäck, bis endlich der aus vielen Viehwagen bestehende Transportzug anrollte, in dessen Waggons sich die etwa 1.500 Menschen zählende Menge mühsam einrichtete.
Die Fahrt verlief über Breslau, dessen Ruinen traurig stimmten, Liegnitz, Sagan, Sorau nach Kohlfurt, der Grenzstation, wo die erste Entlausung stattfand. - Das sonst sorgfältig bestellte Fruchtland Mittel- und Niederschlesiens bot meist ein trauriges Bild, große Flächen waren mit Unkraut bedeckt. Man sah nur wenige Menschen bei der Feldarbeit; ab und zu weidete man eine Kuh, die an einem Strick geführt wurde.
Als der Zug die Lausitzer Neiße passierte, verspürten alle ein großes Aufatmen; die polnische Knechtschaft lag hinter ihnen.<<

Vertreibung aus dem Kreis Strehlen im August 1946

Erlebnisbericht des Pfarrers F. B. aus dem Kreis Strehlen in Niederschlesien (x002/828-830):

>>Eine Kreisstadt nach der anderen wurde von der Ausweisung ... getroffen. Schon schlug es da und dort um Strehlen herum ein. Der Kreis Reichenbach kam in der Mitte des Monats April 1946 an die Reihe. Noch immer war der Strehlener Kreis von der Ausweisung verschont geblieben. Die Gemüter wurden von Hoffen und Bangen hin- und hergerissen.
Schwer war es für uns alle, fast von der ganzen Außenwelt abgeschnitten zu sein. ... Weil es keine Zeitung gab und weil wir Deutschen kein Rundfunkgerät besitzen durften, gingen in jenen Zeiten mancherlei Gerüchte um, die nicht selten für wahr gehalten wurden. "Die Ausweisung hat aufgehört, aus dem Kreis Strehlen wird niemand ausgewiesen." Oder es hieß: ... "Die Polen müssen raus, die Deutschen bleiben weiterhin ..." So gingen ... Monate ... in großer Ungewißheit dahin. ...
Am 4. August, gegen 22.00 Uhr, wurde es plötzlich bekannt, daß ... die Ausweisung angeordnet worden sei. Wie ich schon bald erfuhr, sollte ich mich mit etlichen Gemeindemitgliedern noch nicht unter den Auszuweisenden befinden. Die anderen, die von der Ausweisung namentlich betroffen wurden, bekamen jedoch einen Schrecken. Die im Pfarrhaus untergebrachte Flüchtlingsfamilie war auch dabei. Die Betroffenen zeigten sich aber bald gefaßt. Die Nacht hindurch wurde gepackt. Grundsätzlich durfte ... niemand mehr als 40 kg Handgepäck mitnehmen ...
Um 9 Uhr vormittags mußten die Ausgewiesenen auf der Dorfstraße zum Aufbruch - zunächst nach der Kreisstadt Strehlen - marschbereit stehen. Es war ein recht warmer Sommertag. Heiß brannte die Sonne vom Himmel hernieder, und der Abschied von der teuren Heimat war für alle Beteiligten überaus schwer. Wer an jenem Vormittag seine Wohnung zum Aufbruch verlassen hatte, durfte sie nicht mehr betreten, wenn er zurückkam, um noch etwas zu holen, was er in seinem Abschiedsschmerz vergessen hatte. Die Wohnung war inzwischen von der polnischen Ausweisungskommission versiegelt und z.T. schon geplündert worden.
Zunächst wollten die Polen alle Ausgewiesenen zu Fuß nach Strehlen wandern lassen. - 10 km weit; dann aber ließen sie sich umstimmen, und besonders die Alten und Gebrechlichen durften auf Wagen zur Kreisstadt fahren. Dort wurden sogleich nach der Ankunft stichprobenweise genaue Gepäckkontrollen, bei manchen Vertriebenen auch Leibesvisitationen vorgenommen. Dabei wurde noch dieses und jenes weggenommen. Als dann der Zeitpunkt der Abfahrt des Zuges gekommen war, nahm er die Heimatlosen auf und fuhr sie nach Westen. Im Kreis Lüneburg fanden sie schließlich ihr jetziges Unterkommen.
Die polnische Ausweisungskommission hatte sich gegen 17.00 Uhr bei mir im Pfarrhaus eingefunden. Der "Wojt" (Amtsvorsteher) ... sagte mir, daß ich morgen ... mit anderen Dorfbewohnern ausgewiesen werde, und verlangte den Kirchenschlüssel zur Besichtigung des evangelischen Gotteshauses. Die altehrwürdige Kirche, die vor ca. 700 Jahren erbaut wurde, gefiel der Kommission recht gut und wurde von ihr sogleich für die Polen beschlagnahmt und abge-

schlossen. Mit Gemeindemitgliedern, die ...am Abend zu mir herüberkamen, gedachten wir fürbittend vor Gottes Angesicht unserer lieben Heimat, von der es nun auch für uns galt, in den nächsten Stunden Abschied zu nehmen.
Ich dankte dem Herrn der Kirche, daß ich so lange noch in der lieben Heimat unter den Restgemeinden hatte amtieren dürfen, war doch im Laufe der Monate und Wochen in Schlesien ein Amtsbruder nach dem anderen mit vielen seiner Gemeindemitglieder ausgewiesen worden. Kurz vor Mitternacht zum 17. August ging ein Gerücht im Dorfe um, eine Ausweisung der Deutschen finde nicht statt. Ich traute solcher Kunde nicht, hielt sie vielmehr für ein Täuschungsmanöver, um die Auszuweisenden vom Fertigmachen ihres Gepäcks abzubringen. ...
Am 17. August 1946 mußte ich selber mit meiner Ehefrau und weiteren Gemeindemitgliedern das Los der Ausweisung ... erfahren. ....
Als nach kurzem Schlummer der Morgen anbrach, erging gegen 8.30 Uhr der offizielle Ausweisungsbefehl. Auf Listen wurden die Namen der ... (Vertriebenen) bekanntgegeben; sie hatten um 9.00 Uhr marschbereit auf der Dorfstraße nach Strehlen zu stehen.
Da gab es ein schweres Abschiednehmen von den Gemeindemitgliedern, die in geringer Zahl als Landarbeiter in der Heimat zurückbleiben sollten, und dem geliebten Schlesierland, in dem ich 17 Jahre lang meiner Gemeinde als Pfarrstelleninhaber mit dem Wort des Lebens hatte dienen dürfen. Ein Trost war es für mich, daß die beiden Diakonissen, die im Pfarrhaus wohnten, noch eine geraume Zeit zurückbleiben durften; so konnten sie gerade auch die Kranken daheim betreuen und geistlich versorgen.
Noch einmal ein Blick in die ... Zimmer der heimatlichen Wohnung, an die uns soviel freundliche Erinnerungen knüpften, und wir verließen das Haus, die Heimstätte freudigen und treulichen Schaffens jahraus, jahrein! So bitter und schwer uns auch der Abschied wurde, wir zeigten uns dennoch gelassen und getrost; die Polen sollten sich nicht in Schadenfreude an uns weiden dürfen.
Um 9.00 Uhr standen wir marschbereit zum Aufbruch auf der Dorfstraße. Zunächst (ging es) zur 10 km entfernten Kreisstadt Strehlen. Es war ... ein recht warmer Sommertag. Die Sonne brannte heiß vom Himmel hernieder. ... Abschiedsworte wechselten wir mit den Zurückbleibenden, ein fester Händedruck noch - und der Zug der Ausgewiesenen setzte sich in Bewegung. Immer wieder schweiften unsere Blicke über das geliebte Dorf hin, bis es unseren Augen entschwand. "Grüß dich Gott, du teure Heimat! Wir hoffen, dich noch einmal wiederzusehen!" So zog es durch unsere Seelen.
In ... Strehlen wurde das Gepäck so mancher Gemeindemitglieder, deren Namen auf einer besonderen Liste verzeichnet standen, nach wertvollen Sachen von Polen durchsucht, die sich dabei roh und brutal gebärdeten. Gute Bekleidungs- und Wäschestücke wurden auf die Straße geworfen. Meinem alten, kranken Schwiegervater rissen sie den Pelz vom Leibe, den er trotz der Hitze angezogen hatte, um ihn vor dem Diebstahl seitens der Polen zu bewahren.
Ich selbst wurde zweimal visitiert (durchsucht). Aus meinem Koffer wurden mir (neben anderen Sachen auch) der kleine Krankenkommunionkelch gestohlen; auch davor machten die Polen nicht halt. Betten, die ich noch für meine beiden Söhne mitgenommen hatte, wurden mir auch entwendet.
Spätnachmittags hatten wir in den bereitgestellten Zug einzusteigen, der uns Ostvertriebene nach Westen fahren sollte. Es waren Stunden großer Unruhe und des Entsetzens, die wir am 17. August 1946 infolge der Ausweisung durchlebten; aber wir wußten uns doch dabei in Gottes Hand ...<<

Vertreibung aus dem Kreis Stuhm im Juni 1947

Erlebnisbericht der Landwirtin Agnes O. aus Feldheim in Westpreußen (x002/840-844):
>>Am 15. Juni erhielt ich ganz unvorbereitet um 8.00 Uhr morgens durch unseren polnischen

Bürgermeister ... einen roten Ausweisungsschein. Darin war angegeben, daß ich mich am 16. Juni, früh um 8.00 Uhr, auf dem Kasernenhof in Stuhm zu stellen hatte. Gepäck, etwa 30 Kilo, Lebensmittel für 14 Tage, 500 Zloty und 500 RM könnten mitgenommen werden. Ich lag noch im Bett, da ich mich nach einer doppelseitigen Lungenentzündung, die wir ohne Arzt und Medikamente behandeln mußten, noch elend und schwach fühlte. Meine Schwester riet ab, zu fahren, da ich einen Rückfall erleben könnte. Ich sagte aber, es ist eine Gelegenheit rauszukommen.
Ich packte meine wenigen Habseligkeiten zusammen. Ich war ja nur zu Besuch und hatte nichts mitgenommen. ... Nun bat ich meine Schwester um ein Bett, denn ich wagte nicht, so abzufahren; sie bezogen mir ein Bett und wickelten es so zusammen, daß alles in einem Seesack Platz hatte. Ein Netz mit Lebensmitteln und ein Netz mit Konservendosen, Fett und Kaffee, Milch, Marmelade und Honig, es war gerade ein Paket (meines Bruders) aus Amerika angekommen, das war der eiserne Bestand, sollten wir keine Verpflegung bekommen. Mein Neffe lief nun in dem Dorf herum, um Pferd, Wagen und Geschirr zu borgen. ...
Um 6.00 Uhr früh verabschiedete ich mich. Bei strömendem Regen sah ich leere, ausgestorbene Güter, sah magere Pferde auf den Wiesen, einige schon an Rotz (Infektionskrankheit mit eitrigen Geschwüren der Nasenschleimhaut und Luftwege) verendet. Es waren die von der UNRRA gelieferten Pferde, die sich auf den Sammelplätzen in Gotenhafen angesteckt hatten. ... Ich sah Pestlin, die Kirche und den Friedhof und winkte nur den Gräbern unserer Lieben zu, denn das Unwetter wurde immer heftiger.
Die Wirtschaften rechts und links bis zur Stadt waren recht verwahrlost, viele waren ausgebrannt. Die Vorstadt hatte auch gelitten und der Markt und die Straßen waren kaum wiederzuerkennen. ...
Als wir (den Kasernenhof) ... erreichten, sahen wir schon lange Menschenschlangen. Der polnische Posten ließ sich die Papiere vorzeigen, und so ging es trotz des Wolkenbruches nur langsam voran. Wir waren samt Gepäck durchnäßt. Da ich hilflos dastand, weil ich nichts tragen konnte, bat ich meinen Neffen, mir das Gepäck bis ins Gebäude zu tragen. (Der Posten) schimpfte, er solle dann auch gleich dableiben und auswandern. Als ich den Posten polnisch ansprach, ließ er sich erbitten, und ließ meinen Neffen durch. Er behielt ihn aber im Auge.
Es waren ... ca. 800 Menschen, die weinten, zitterten und sich irgendwie nach Bekanntschaft oder Orten zusammenschlossen. Ich saß verlassen da. Mein Neffe versprach, mir solange weiterzuhelfen, bis ich im Zug sitzen würde. ... Erst nach 4.00 Uhr wurde auf dem Exerzierplatz angetreten, und es ging in Reihen zum Bahnhof. Ich wartete auf meinen Neffen. Er schlängelte sich durch die Reihen und nahm mein Gepäck und mich an den Arm, und so kamen wir zum Güterzug. Er stand dort, wo die Güter verladen wurden.
Große Erdhaufen, vom Kartoffelverladen, lagen vor den Waggons. Im Waggon sahen wir nur Schmutz und Wasser. Es regnete mit Druck weiter. (Das Regenwasser tropfte) von der defekten Decke des Waggons. Wir wußten nicht, wie wir uns schützen sollten.
Ich hatte ein Opernstühlchen mitgenommen, daß mir auf allen Wegen gute Dienste leistete, so brauchte ich nicht zu stehen. Die anderen setzten sich auf ihre Säcke, und nun nahm ich Abschied von meinem Neffen, der von den Milizsoldaten, die den Transport begleiteten, allerhand häßliche Redensarten einstecken mußte. Nochmals wurden die Papiere geprüft, und dann setzte sich der Zug in Bewegung. Wir standen an der offenen Waggontür, um noch das Letzte von der Heimat zu sehen und sangen mit tränenerstickter Stimme: "Nun ade, du mein lieb' Heimatland ..." Wir kauerten uns dann eng zusammen, um uns zu wärmen. Der Regen rieselte weiter auf unsere Köpfe herab.
In Marienwerder mußten wir alle aussteigen. Die Miliz trieb uns binnen 3 Minuten aus den Waggons. (Es ging aber) nicht schnell genug, denn Familien, die noch aus 5 bis 8 Personen bestanden, hatten ... viel Gepäck. Es wurde geflucht und mit dem Gewehr hantiert, bis alle

zusammen auf dem Perron standen. Ich rührte mich nicht und blieb auf meinem Stühlchen sitzen. Die anderen marschierten schon los. Da sah ich noch gebrechliche Männer und Frauen liegen, die auch warteten, daß man ihnen half. Es kam dann ein Lastwagen, und wir wurden verladen und zur Kaserne gebracht. Dort wurden die Leute in den Zimmern verteilt.
Als wir vorfuhren, wurde der Verschlag des Lastwagens aufgerissen, und wir fielen aufs Pflaster, da wir vorn und eng zusammengedrängt standen und uns nicht halten konnten. Vor mir lagen ein Mann und eine alte Frau mit blutender Stirn. Es kamen schnell ein paar Frauen von unseren Leuten und holten uns in die Kaserne. ... Wir kauerten durchnäßt auf dem Fußboden und wußten nicht, wie lange wir auf die Weiterfahrt warten mußten, packten nicht aus, sondern ruhten auf dem Gepäck aus. Es war eine schreckliche Nacht. Die Miliz kam alle Stunde mit einer Blendlaterne und leuchtete uns ins Gesicht. ...
Am Morgen wurden wir früh rausgetrieben und mußten mit dem Gepäck auf dem Exerzierplatz antreten. Da standen wir fast bis zum Abend in Pfützen und wurden wieder naß und froren.
Unsere Frauen mußten die verschmutzte Kaserne reinigen und wischen, aber nichts war da, weder Besen noch Eimer noch Wischtuch. Unkraut wurde gebündelt und damit gefegt. ...
Jeden Morgen traten wir wieder an, immer mit dem Gepäck, weil wir ja nicht wußten, wann es losgehen würde. Inzwischen schien die Sonne, und alle breiteten nun ihre Betten und Kleider auf dem Hof aus, um sie zu trocknen. Man sah verstockte, schwarze Wäsche, stinkende Kleider ...
Wir wurden nun in Reihen ... auf dem Hof in Marsch gesetzt, mußten mal rechts, mal links marschieren, und der Befehlshaber des Lagers schrie und fluchte, wenn es nicht klappte. Die Menschen schleppten ihre Habe und stöhnten. Stunden vergingen so, und dann wurden wir durch die Unteroffiziersschule geschleust. In 5 Räumen war je eine Kommission. Sie prüften unsere Ausweispapiere, dann unsere Pässe. Dann mußten wir zur Bank. Mehrere Bankbeamte und eine Dame verlangten die polnischen Zlotys, 500 Zloty hatten wir frei, die nahmen sie uns nicht ab. Wir bekamen einen kleinen Zettel als Quittung.
Dann ging es zur Revision des Gepäcks. Dort entstand ein Tumult, denn die Zollbeamten suchten nach Wertgegenständen. Neue Pelze oder Stoffe, Gold- und Wertsachen, auch Anzüge, Wäsche, Betten wurden rausgerissen und in einen Raum ... geworfen. Da türmte sich die Habe, das Letzte, was man retten wollte. ... Es ging weiter zur Untersuchung. Wir wurden wegen des Ungeziefers vollständig bestäubt. Dort zogen sich etliche Frauen erst wieder an, die eine Leibesvisitation hinter sich hatten. Dann ging's weiter, mit einer Nummer versehen, auf den Hof. Wir mußten wieder antreten und wurden in eine andere Kaserne geführt, die wieder verschmutzt war. Wir mußten sie reinigen. ...
Hinter der Kaserne hatte man einen großen Müllhaufen aufgeworfen (Dosen, Papier, Drähte, Kartons usw.). Die Miliz trieb die Arbeitsfähigen nun jeden Tag dorthin, um alles zu sortieren. Dabei explodierte plötzlich eine Granate. Eine Frau und ihr Kind waren sofort tot. ...
Ich saß oben im Raum und sah mir alles vom Fenster aus an, schrieb meine Tagebuchblätter oder gab Nachrichten nach Mirahnen weiter. Meine Briefe wurden durch das eiserne Tor an Passanten gegeben, die noch deutsch sprachen und die Briefe beförderten. Andere Möglichkeiten gab es nicht. Wir durften nicht hinaus, denn die Posten bewachten jeden Ausgang.
Einige Menschen wurden krank. Es kam eine polnische Schwester. ... Da sie absolut kein deutsches Wort sprach, ... holten sie mich als Dolmetscherin. Ich sah nun zu, wie Wunden, offene Beine, Furunkeln und Verletzungen verbunden wurden oder Fieberkranke und erkältete Personen Tabletten bekamen. Die an Krätze erkrankten Menschen wurden in andere Räume verlegt und auch die Verlausten, meist waren es Männer, die nur mit einem Sträflingsanzug und Hemd angezogen waren; sie hatten schon viele Gefängnisse und Lager hinter sich.
Ich erinnere mich an einen ... Regierungssekretär aus Königsberg, der (unentwegt) die Läuse

aus dem Anzug schüttelte. Wir liefen fort aus seiner Nähe, er sah verkommen aus, saß wie blöde da, und scheuerte sich ewig. Er hatte mit einem gelähmten Mann, der sich gar nicht bewegen konnte, einen Raum für sich und betreute den Alten. Wir reichten ihnen das Essen rein und legten noch Brot von unseren Rationen dazu, weil sie hungerten.
Morgens gab es für 7 Menschen ein Vierpfund-Brot pro Tag und schwarzen dünnen Kaffee, mittags bekamen wir meist Sauerkohl mit Pferdefleisch, abends nur Kaffee oder heißes Wasser; damit brühten sich die Frauen meist ihren eigenen Tee oder Kaffee auf. Viele hatten auch Mehl, Grütze oder Speck und Fleisch. Sie gingen mit einem Kochtopf hinter die Kaserne und kochten sich ein Gericht. Oft bekam ich auch eine Tasse Tee oder Kaffee. ...
Inzwischen sammelte sich in der ersten Kaserne ein neuer Transport von ca. 1.000 Menschen aus Marienwerder und Rehhof. Nun sahen sich viele Bekannte wieder, aber es wurde untersagt, mit ihnen zu sprechen.
Auf dem Abort, einer breiten, tiefen, offenen Grube, über die Bretter gelegt waren, trafen sich Menschen und klagten sich ihr Leid. ... Dann wurde die Anlage so widrig, daß sie nicht mehr benutzt werden durfte. Die Abortanlage wurde eingeebnet und eine andere Stelle angewiesen. Man fürchtete, daß Typhus ausbrechen könnte.
Jeden Tag war Antreten auf dem Hof. Die Namen wurden aufgerufen. Oft blieben wir stundenlang stehen. ... Der Lagerkommandant, ... den ich schon als Anpeitscher, Lügner und Begleiter des russischen Kommandanten von Niklaskirchen kennengelernt hatte, ... quälte uns noch bis zum letzten Tag. Er sagte, wenn die Aufstellung in Reihen nicht schnell genug klappte, auf deutsch: "Ich war 27 Jahre k. u. k. Feldwebel in Galizien, aber so ein doofes Volk habe ich nie gesehen!", fuchtelte mit einem Stock herum und schrie weiter! Wir alle waren kaputt und sehnten uns nach der Abfahrt. ...
Am 25. Juni war Proviantverteilung, 3 Mann erhielten 1 Brot, eine Dose Bohnen, ein Löffel Salz, ein Löffel Kaffeeschrot, 100 g Zucker, ein Beutelchen Schiffszwieback. Dann wurde gepackt und angetreten und in Reihen zum Bahnhof marschiert. ... Ich ging langsam seitlich am Zug entlang und setzte mich ab und zu auf mein Stühlchen. Ich wurde angeschrien, wenn ich klagte: "Ich kann nicht, hab' Kreuzschmerzen."
Die Miliz sagte wörtlich: "Du bekommst gleich ein paar mit dem Knüppel ins Kreuz, dann kannst' krepieren, altes Hitlerweib." Erschöpft kam ich am Bahnhof an, und da halfen mir Menschen in den Viehwaggon. Zu essen bekamen wir an dem Tage nichts. Wir tranken Wasser aus der Pumpe. Nun kam ein Zollbeamter und nahm uns die Quittungszettel für die beschlagnahmten 500 Zloty ab. ...
Um Mitternacht setzte sich der Zug endlich in Bewegung, es ging Richtung Graudenz, Thorn, Gnesen, Posen. Dort gab uns das Rote Kreuz um 7.30 Uhr Kaffee. Wir kauften uns ein Weizenbrot für 50 RM und eine Rolle Drops für 100 RM, denn wir hatten ja nur noch deutsches Geld. ... Unterwegs war die Maschine heißgelaufen, sie mußte zur Reparatur. Wir standen auf freiem Feld und hatten Ruhe, stiegen aus den Wagen ins Freie, wuschen uns im Graben, pflückten Sauerampfer und kochten uns eine Suppe. Es gab sonst nichts zu essen. Wir sonnten uns und schliefen, wischten den Waggon, schmückten ihn mit Buchen- und Eichenlaub und hofften, daß es bald weitergehen würde. ...<<

Vertreibungstransport aus dem Kreis Rummelsburg im Januar 1947, Rückkehr und Transport in das Internierungslager Schivelbein im Februar 1947

Erlebnisbericht des R. P. aus Sellin, Kreis Rummelsburg in Ostpommern (x002/846-850):

>>Der Transport von etwa 2.500 Deutschen, die aus dem polnisch besetzten Kreis und der Stadt Rummelsburg über die Oder befördert werden sollten, war für den 4. Januar angesetzt. Die vorgesehenen Teilnehmer hatte man hierzu für 9.00 Uhr vormittags auf den Bahnhof bestellt.

Am 3. Januar wurden plötzlich alle noch für denselben Abend an den Bahnhof beordert und mußten hier auf dem Sammelplatz in ausgebrannten Häusern ohne Türen und Fenster, also gewissermaßen im Freien, bei grimmiger Kälte von 25 Grad die Nacht zubringen.
Dabei wurden während der Dunkelheit von polnischen Banditen zahlreiche Raubüberfälle auf die wehrlosen Deutschen durchgeführt und ihr Gepäck gestohlen, wobei die polnische Miliz, die eigentlich für Ordnung sorgen sollte, wie immer diese Dinge stillschweigend duldete und förderte oder sogar mithalf. Diese Beraubungen während der Nacht waren auch der eigentliche Grund, weshalb die Deutschen einen Tag zu früh an den Sammelplatz bestellt worden waren.
Durch die grausame Kälte waren viele Menschen, besonders alte Leute und kleine Kinder, schon bei Beginn der Bahnreise, die am 4. Januar nachmittags erfolgte, völlig durchgefroren und dem Tode nahe. Auf der 2tägigen Bahnfahrt bis Stettin gab es in den ungeheizten Viehwagen eine ganze Anzahl Erfrorene. Bei der Ankunft in dem großen polnischen Durchgangslager Stettin-Frauendorf mußten die Transportteilnehmer nach den großen Strapazen der bisherigen Reise nochmals einen vollen halben Tag bei grimmiger Kälte - ohne warme Verpflegung - im Freien stehen, bis ihre Einweisung in ... ausgebrannte Häuser ohne Fenster und Türen oder in betonierte Luftschutzkeller erfolgte.
Bis zum Abend des Ankunftstages waren bereits 28 Menschen an reiner Erfrierung gestorben. 3 Tage mußten die Transportteilnehmer in diesen kalten Räumlichkeiten, ohne Verabreichung von Verpflegung, hausen, bis ihre Registrierung und Einweisung in die eigentlichen Gebäude des Flüchtlingslagers erfolgt war.
Die Flüchtlinge lagen im Stettiner Lager ... in völlig überfüllten Räumen, die nur notdürftig heizbar waren, bei dauernder starker Kälte und ganz unzureichender Verpflegung und sehr trüben sanitären Verhältnissen. Es gab dort nur eine einzige Wasserentnahmestelle für 4.000 Menschen, schlechte Latrinenverhältnisse, mangelnde Medikamente usw. Unter diesen traurigen Umständen sind in dem einen Monat bis zum 7. Februar etwa 200 Menschen an den Folgen des Transportes bei grausiger Kälte, der Unterernährung und den sonstigen Lagerkrankheiten gestorben.
Diese Zahl beruht auf einer mir persönlich gemachten Angabe des amtlichen Lagersanitäters und kann als glaubwürdig angesehen werden, zumal sie angegeben wurde, um überspannten Lagergerüchten entgegenzutreten.
Inzwischen war durch die britische Militärregierung die Durchführung weiterer Transporte wegen der großen Kälte untersagt worden.
Trotzdem wurde durch die Polen am 7. Februar - wieder bei grimmiger Kälte - etwa die Hälfte der Lagerinsassen des Lagers Stettin-Frauendorf, im ganzen etwa 1.700 Personen, zu einem Transport zusammengestellt und etwa 100 km nach Osten in das Flüchtlingsdurchgangslager der mittelpommerschen Stadt Schivelbein gebracht. In der Hauptsache wurden hierzu die Familien mit vielen Kindern und wenigen arbeitsfähigen Personen, alte Leute usw. ausgewählt, hierbei war auch die gesamte Sanitätsstation des Lagers, soweit die Patienten irgendwie transportfähig waren, ferner die gesamten Insassen des Altenheimes der ehemaligen Kückenmühler Provinzial-Heil- und Pflegeanstalten (rund 50 Greise und Greisinnen).
Der Grund weshalb die Rückführung nach Osten erfolgte, ist uns nie gesagt worden. Wir vermuten jedoch, ... daß die Zustände im Lager Stettin-Frauendorf, die vor allem wegen der Überfüllung immer unerträglicher wurden, seitens der englischen Kontrollkommission, die jede Woche einmal das Lager kontrollierte, zu stark beanstandet wurden. Deshalb mußten die ärgsten Steine des Anstoßes verschwinden, und hierfür war es auf einmal nicht zu kalt, obwohl wieder eine grimmige Kältewelle herrschte.
Die Abfahrt erfolgte am 7. Februar, nachmittags, die Ankunft in Schivelbein etwa um Mitternacht. Die Waggons konnten nicht beheizt werden, da wohl kleine eiserne Öfen und Kohlen,

aber kein Holz in den Waggons vorhanden war, so daß die Steinkohlen nicht in Glut zu bekommen waren. Dies war beabsichtigt, da die zugeteilten Kohlen seitens der Transportleitung verschoben werden sollten, was durch spätere amtliche Untersuchung, bei der ich als Zeuge vernommen wurde, festgestellt wurde.
Ebenfalls wurden große Teile der mitgegebenen Transportverpflegung verschoben, so erhielten (150 Menschen) in 3 Waggons überhaupt keine Transportverpflegung. Von 60 Zentnern mitgegebenen Heringen (kamen) ... nur ganze 6 Zentner im Lager Schivelbein an, die übrigen 54 Zentner wurden verschoben. Doch dies waren nur die kleinen Blüten am Rande. Was diesen kurzen Transport zu einem wahren "Totentransport" machte, waren viel grausamere Ereignisse. ...
Als wir um Mitternacht auf dem Bahnhof Schivelbein ankamen, herrschten 22 bis 25 Grad Kälte. Die Menschen wurden sofort nach ihrer Ankunft von der Miliz aus den Waggons gejagt, obwohl der Zug nachher bis zum Morgen auf dem Gleis stehen blieb. Es zeigte sich bald, daß seitens der Leitung des Lagers Schivelbein keinerlei Vorkehrungen für den Empfang des Transportes getroffen waren, denn diese war, wie mir der Lagerleiter später persönlich sagte, überhaupt nicht von unserem Eintreffen in dieser Nacht benachrichtigt worden. Die vielen alten und kranken Leute, die nicht allein gehen und ihr umfangreiches Flüchtlingsgepäck die 3 km bis zum Lager schleppen konnten, blieben einfach auf dem Bahnsteig liegen und waren der grausigen Kälte schutzlos ausgesetzt.
Was ich in dieser Nacht an grauenhaftem Elend bei den hiervon betroffenen Kranken, Gelähmten und 70- bis 90jährigen Greisen miterlebt habe, ist nicht zu beschreiben. Viele sind buchstäblich so, wie sie auf die Ladestraße des Güterbahnhofs hingesetzt wurden, erfroren.
Ich selbst habe bis zum Morgen zusammen mit den beiden Diakonen des Altersheimes, die als Pfleger mitgekommen waren, zu retten versucht, was in unseren Kräften stand, aber wir standen diesem Massenelend hilflos gegenüber. Von denen, die sich zu Fuß aufgemacht hatten, um das Lager zu erreichen, brachen viele vor Entkräftung und Kälte zusammen, eine willkommene Beute für polnische Diebe und Räuber, die den hilflosen Leuten ihre letzten Habseligkeiten raubten. Immer wieder wurden sie dabei von der begleitenden Miliz mit dem Gummiknüppel weitergetrieben, bis sie schließlich gänzlich zusammenbrachen.
Etwa um 4.00 oder 5.00 Uhr morgens erschien ein einspänniger Wagen aus dem inzwischen alarmierten Lager auf dem Bahnhof, der jedoch nicht die vor Kälte sterbenden, hilflosen Kranken und Greise abtransportierte, sondern nur die von Stettin mitgekommenen Verpflegungsvorräte abfuhr. Erst von 8.00 Uhr morgens ab wurde dann mit dem Abtransport der hilflosen Menschen begonnen, wiederum nur mit diesem einzigen einspännigen Panjewagen.
Bis nachmittags um 15.00 Uhr hat es gedauert, bis die letzten Menschen endlich ins Lager gebracht wurden. Auf dem ganzen Weg dorthin lagen alle 50 bis 100 m die Elendshaufen der zusammengebrochenen Menschen mit oder ohne Gepäck, stöhnend oder nur noch schwach wimmernd oder bereits erfroren, eine Straße des Grauens.
Das Ergebnis dieser Nacht waren 26 Tote, die an reiner Erfrierung (amtsärztlich festgestellte Todesursache auf dem Totenschein) starben und ein Massensterben, das in den folgenden Wochen an den Folgekrankheiten der Kältenacht vor sich ging, unterstützt durch die im Lager Schivelbein selbst herrschenden trostlosen Zustände ...
Hier lagen die Flüchtlinge noch enger zusammengepfercht als in Stettin in leicht gebauten Baracken, die undicht und nur schlecht zu beheizen waren, so daß das blanke Eis auf dem Fußboden, auf dem man liegen mußte, stellenweise wochenlang nicht auftaute. Die durchschnittliche Belegung für eine Barackenstube von 4 x 5 m betrug 30 Personen mit ihrem gesamten Flüchtlingsgepäck. Die Räume waren damit so vollgepfercht, daß sich nicht einmal nachts alle Menschen zum Schlafen hinlegen konnten, sondern ein Teil mußte in der Nacht immer auf dem Gepäck sitzend zubringen.

Was dies bedeutet, wenn Männer, Frauen und Kinder, Gesunde und Kranke Tag und Nacht so zusammengepfercht hausen mußten, besonders nachts, wenn die vielen an Ruhrdurchfall Erkrankten 5- bis 6mal austreten mußten und dies wegen der Kälte nicht draußen tun konnten, vermag man sich nicht vorzustellen. Unter diesen Verhältnissen haben die Menschen 2 1/2 Monate leben müssen.
Die tägliche Verpflegung im Lager betrug: Morgens Kaffee und 200 g Brot, mittags einen halben Liter Wassersuppe, abends lediglich einen Becher Kaffee. Ab und zu wurde je nach Person ein halber Eßlöffel Zucker und alle ein bis 2 Wochen einmal ein Hering für 7 Personen verausgabt. Brotaufstrich und Fleisch fehlten gänzlich. Das hierbei jeder Mensch bald verhungern mußte, lag auf der Hand. Wer noch irgend etwas besaß, was er an die Polen im Schwarzhandel verkaufen konnte, mußte hier sein Letztes versetzen, um sich die notwendigsten Nahrungsmittel kaufen zu können.
Wer sich nichts nebenbei besorgen konnte, mußte glatt verhungern, wie ich es in vielen Fällen miterlebt habe. Diese Zwangslage der deutschen Flüchtlinge wurde natürlich von den Polen gründlich ausgenutzt, am schamlosesten jedoch von dem polnischen Amtsarzt des Lagers, Dr. Adamski. Dieser veranlaßte die Sperrung der bis dahin in beschränkter Zahl ausgegebenen Ausgangsscheine für die Stadt und ordnete gleichzeitig an, daß nur noch an ihn ... verkauft werden durfte. Daß er bei diesem Zwangsmonopol den Flüchtlingen lächerliche Preise zahlte und Riesengeschäfte machte, war selbstverständlich.
Die sanitären Verhältnisse im Lager spotteten jeder Beschreibung. Wegen des Einfrierens der Leitungen (gab es) nur eine Wasserentnahmestelle für 3.000 Menschen. Als Latrine diente eine einzige genau 4 m lange Sitzstange im Freien, die bei ständig 15 bis 22 Grad Kälte dem Ostwind ausgesetzt war und von Männern, Frauen und Kindern gemeinsam benutzt werden mußte. Erst nach 3 bis 4 Wochen wurde eine behelfsmäßige Latrine fertiggestellt.
Daß unter diesen Umständen im Lager kein Typhus ausgebrochen ist, dürfte wohl nur auf die andauernde strenge Kälte zurückzuführen sein. Um so mehr starben die Leute aber an Erkältungskrankheiten wie Lungenentzündung, Grippe, Bronchitis usw., häufig verbunden mit Herzschwäche infolge Unterernährung. In 3 Fällen wurden Frauen infolge der katastrophalen Verhältnisse im Lager irrsinnig. An Medikamenten mangelte es auch hier stark, so daß der deutsche Lagerarzt und die deutschen Schwestern bei aller aufopfernden Mühe oft genug machtlos dastanden.
Zu den üblen Zuständen im Lager kamen ... noch die andauernden kleinen und großen Schikanen der polnischen Lagerbeamten und besonders der Miliz. Hier war man ja vor einem Besuch durch alliierte Kommissionen sicher und konnte sich daher alles erlauben. Besondere Erbitterung löste z.B. die Vorschrift seitens der Lagerverwaltung aus, daß bei (der) Beerdigung von Verstorbenen immer nur ein Angehöriger mit zum Friedhof gehen durfte.
Auf diese Weise konnten Eltern nicht einmal gemeinsam ihr verstorbenes Kind zu Grabe tragen. Alle Bitten der Flüchtlinge und des Lagerpfarrers, doch wenigstens 2 Angehörige mitzulassen, wurden rundweg abgelehnt. Die Hoffnung, Anfang ... März aus diesem Elend erlöst zu werden und abtransportiert zu werden, wie es geheißen hatte, erfüllte sich leider nicht. ...
In der ersten Hälfte des April rührte sich noch nichts. Scheinbar wurde das Ergebnis der Moskauer Konferenz abgewartet (die Konferenz der Außenminister begann am 10. März und ging bis zum 24. April 1947), denn am 20. April gingen die Transporte wieder los. ... Sämtliche Transporte gingen in die russische Zone (nach Mitteldeutschland).<<

Ausweisung aus Königsberg im September 1948

Erlebnisbericht der G. K. aus Königsberg in Ostpreußen (x002/862-865, x010/193): >>Durch Vermittlung der deutschen Ärztin war ich wieder als Hilfsschwester ins Krankenhaus gekommen. Die Zahl der Deutschen im Krankenhaus war sehr klein geworden. Es waren sicher

viele gestorben. Inzwischen hatten aber auch schon manche Transporte stattgefunden.
Wir verzweifelten bald, weil wir nicht an die Reihe kamen. Dieses Warten und diese Ungewißheit zermürbten und zehrten stark an unserer Nervenkraft. Wer den Willen zum Leben verlor, war nach kurzer Zeit rettungslos dem Tode anheimgefallen. Man wurde immer wieder für den Abtransport registriert. Die Abreise ging nach wie vor meist überraschend vor sich.
Das Weihnachtsfest 1947 nahte. Noch lebten wir ... in der Stadt, die unsere Heimat war. Nun war es aber doch ein Leben in der Fremde! Eigenartig, wie diese Wandlung vor sich gegangen war. Alles strebte nach Westen. Hier waren wir tatsächlich nicht mehr zu Hause. Der Kreis der Deutschen wurde auch immer kleiner.
Alle deutschen Ärzte des Krankenhauses waren weg; nur eine deutsche Ärztin war noch bei uns. Wir bildeten im Krankenhaus eine immer engere Gruppe von Deutschen (etwa 200 Personen). Aufgrund der dauernden Nervenanspannung gab es aber auch unliebsame Auseinandersetzungen. ... Der Kontakt zu den Russen war unterschiedlich.
Manche versuchten durch Schnaps und Geld die Abreisepapiere schneller zu erhalten. ... So übergaben wir einem russischen Rechtsanwalt einige Bücher, für die er uns die Ausweise für einen bestimmten Transport besorgen wollte. Bücher, in denen Bilder waren, nahmen die Russen überhaupt sehr gern als Tauschobjekt. Als der Tag des angeblichen Abtransportes herankam, ... blieben 7 Deutsche enttäuscht zurück. Wir wurden nicht aufgerufen.
Die Straßenbahn war seit 1947 auf einer durchgehenden Linie in Betrieb genommen worden. Allerdings war es meist lebensgefährlich, damit zu fahren, denn stets war eine beängstigende Fülle darin. Auf Trittbrettern und Puffern saßen die Menschen. Anfangs hatte sie deutsche Bedienung, später wurden Russen eingesetzt. Die Anzahl der Deutschen war auch auf den Straßen geringer geworden. Königsberg bot immer mehr den Anblick einer sterbenden Stadt. Es kam ja auch fast kein wirtschaftliches Leben in Gang. Die wenigen Deutschen, die noch verblieben waren oder verbleiben mußten, vegetierten so dahin. Uns ... erfaßte wegen der ungewissen Zukunft eine große Niedergeschlagenheit. ...
Dann hieß es eines Tages wieder, daß wir nun alle wegkämen und neu registriert würden. Da dies schon oft geschehen war, nahmen wir es gar nicht mehr recht ernst. Viele gingen nicht hin. Ich blieb auch fern. ... Da wir auch nichts hatten, um unsere Ausweise zu erbetteln und einzutauschen, waren wir völlig mutlos. Als auch die deutschen Küchenhelferinnen verschwunden waren, zählten wir nur noch 16 Deutsche im Krankenhaus. ... Wir begleiteten diesen Ausweisungstransport bis zum Bahnhof. Es wurden aber wieder viele zurückgewiesen, so daß wir anschließend wieder 70 Deutsche im Krankenhaus waren.
Die russische Sprache, soweit sie zur Verständigung notwendig war, hatte ich mir inzwischen angeeignet. Ich wurde von verschiedenen Abreisenden bedauert, daß ich nicht auch mitfahren konnte. Aber die Russen wollten mich noch behalten. Ich hatte nämlich mehrfach erlebt, wie die russischen Schwestern wegen schlechter Arbeit beschimpft wurden und ich als Vorbild hingestellt wurde. Solche Vorfälle ließen bei mir Zweifel aufkommen, ob meine Arbeitsbereitschaft die Ausweisung verzögerte oder gar verhinderte.
Wir Zurückgebliebenen mußten am anderen Tag die Möbel von den Zimmern der Abgereisten in das russische Magazin bringen. Die Pässe nahmen sie uns wieder ab, so daß wir mit dunklen Ahnungen einhergingen, ob sie uns nicht doch noch nach ... Osten schaffen würden. ... Eine russische Ärztin wollte, daß ich ihre Wohnung betreuen sollte. Ich mochte aber nicht, weil ich fürchtete, dann überhaupt nicht mehr fortzukommen.
Wir glaubten im Sommer 1948 nicht mehr an die Heimfahrt. Es hieß nur, daß auf dem flachen Land wohl noch Transporte zusammengestellt würden. ... Wir mußten wieder mal eine lange gehegte Hoffnung begraben.
Wir dachten schon mit Grauen an den nächsten Winter. Da kam am 28. September abends der russische Sanitäter mit der Buchhalterin zu mir auf das Zimmer und sagte mir auf russisch,

indem mir die Buchhalterin um den Hals fiel, daß wir am nächsten Tag alle nach Deutschland kämen. Die Papiere wären fertig. Als sie dann aber sagten, daß sie gekommen wären, um mein Sofa abzuholen, wurde ich jedoch unsicher.
Aber tatsächlich bekamen wir unsere Pässe zugestellt. Die Russen holten dann bei Nacht mein Liegesofa ab. Wir schickten noch (einen Boten) zu R., der uns immer die Schuhe repariert hatte und als Sanitäter in einem anderen Krankenhaus arbeitete, daß er uns beim Einpacken helfen sollte. Er sollte vor allem das abholen, was wir hinterließen, damit er (diese Sachen) in Rubel umsetzen konnte.
Da wir schon mehrere Transporte bis zum Bahnhof begleitet hatten, besaßen wir etwas Erfahrung. Erstaunt waren wir, daß einige erklärten, nicht mitzufahren. Bei einzelnen wußten wir, daß sie freundschaftlichen Verkehr mit den Russen angefangen hatten; bei anderen vermuteten wir Krankheit als Ursache. 2 Diakonissen blieben bei einer Leprakranken zurück.
Wir kauften noch morgens ein, um die letzten Rubel umzutauschen. Am 29. September fuhr dann ein Pferdegespann vor dem Krankenhaus vor, auf dem wir unsere Sachen laden konnten. ... Zunächst gingen wir zu Fuß. (Dann) nahmen uns Lastwagen auf, die uns zum Bahnhof brachten. Beim Abschied vor dem Krankenhaus winkten mir die Oberschwester und ihre Schwester nach. Ich hatte (anscheinend) doch einen guten Kontakt zu ihnen bekommen. Man fühlte es erst jetzt beim Abschied. Oft war ich ja ihre Dolmetscherin gewesen. Eine Russin weinte, als sie sich von mir verabschiedete.
Beim Verladen auf die Lastkraftwagen hatte ein Russe einer Mutter den Sohn wieder vom Wagen geholt. ... Der gerade ankommende Vorgesetzte ließ den Wagen (jedoch) wieder anhalten. Der Russe mußte den Jungen schließlich wieder hergeben.
So kamen wir zum Ostbahnhof. In der Halle mußten wir uns sammeln. ... Da erschien plötzlich unsere Buchhalterin vom Krankenhaus und übergab uns noch den restlichen Lohn. Ich erhielt nochmals 500 Rubel. Ich kaufte mir dafür am Bahnhof Stoff, Butter und Schokolade. Wir waren etwa 3.000 Menschen, die hier zu einem Transport zusammengestellt wurden. Die meisten kamen aus der Provinz, und hatten kein Geld. Sie waren teilweise nur dürftig gekleidet und mit wenigen Lebensmitteln versehen. Sie waren auf Kolchosen gewesen. ... Sie hatten ... sehr schlechte Ernährung gehabt. Vor allem hatte man ihnen nie Fett gegeben. ... Wir halfen mehreren von ihnen noch mit Geld und Lebensmitteln aus.
Der Zug bestand aus Personen- und Güterwagen. Ich bekam in einem Personenwagen einen Platz am Fenster. Wir mußten unsere Pässe abgeben und erhielten dafür den Durchlaßschein. Ich hatte 2 Holzkoffer, einen Rucksack und ein Federbett bei mir. Soldaten prüften das Gepäck. Man nahm uns aber nichts ab. Manche mußten sich ausziehen, weil man Schmuck vermutete. ... Vor allem durften wir kein Geld mitnehmen. Ein Junge half mir, die Sachen in den Zug zu tragen. Als wir endlich so nach Stunden der Spannung zum Sitzen kamen, merkten wir erst, welche Strapazen wir durchgemacht hatten. Aber wir kamen nicht zur Ruhe, weil uns im Zuge die Flöhe so furchtbar plagten.
In der Nacht ging der Zug bei Mondschein ab. In stand am Fenster und nahm Abschied von Königsberg. Ich war doch sehr wehmütig. ... Treffe ich meine Verwandten wirklich im Westen? Hier hatte ich die Jugendzeit und einige Ehejahre verlebt. Auch die letzten Jahre waren ja ein tiefes Erlebnis für mich. Nun mußte ich Abschied nehmen. ...
Wir waren so manche Stunden gefahren, als wir anhielten. Wir mußten den Zug verlassen und uns draußen aufstellen. In dieser Zeit ging polnisches Militär durch den Zug und durchsuchte ihn. Auf den Wagen und unter den Wagen wurde alles abgesucht. Dann rief uns ein Pole einzeln auf, und wir konnten wieder einsteigen. Hier hatten die Polen alles durcheinander geworfen, aber es fehlte nichts. ... Am Morgen kamen wir nach Bartenstein. Ein Pole, der auf unseren Wunsch hin eine Flasche Wasser holte, fragte uns, warum wir nicht für Polen optieren wollten.

Ab Bartenstein hatten wir deutsche Lokführer und Zugschaffner. Im Zug befanden sich eine Ärztin und 25 Schwestern. So fuhren wir über Stolp, Stettin und Prenzlau. In Pasewalk wurden wir zur Bekämpfung von Läusen mit Pulver bespritzt. Hier gab es auch Kaffee und Suppe für alte Leute und Kinder. Über Stendal und Magdeburg kamen wir nach einer Gesamtfahrzeit von 6 Tagen am 5. Oktober 1948 in Dessau an. In Dessau wurden wir hin und her rangiert, so daß schon wieder manche meinten, daß es zurückginge. Schließlich hielten wir. Eisenbahner kletterten am Zug entlang und teilten uns mit, daß wir am Ziel wären.
Darauf sangen die älteren Leute den Choral: "Nun danket alle Gott ...". Es war 12 Uhr nachts. ... Das Gepäck wurde auf Lastwagen verladen. Wir marschierten dann ... in ein Barackenlager ...<<

Entlassung aus dem Internierungslager Potulice und Vertreibungstransport im Juli 1949

Erlebnisbericht des B. R. aus Pantau, Kreis Tuchel in Westpreußen (x002/871-872): >>Endlich kamen wir der Entlassung näher. Wir wurden zum Transport aufgeschrieben, mußten aber eine Erklärung unterschreiben, daß wir in der russischen Zone unsere Angehörigen haben, dort wohnen und arbeiten werden. Das Gegenteil war der Fall, denn meine Töchter arbeiteten schon seit 1946 in der britischen Zone. Ein alter, gebrechlicher Mann, der erklärte, er wolle in die britische Zone, wurde zurückgestellt. ...
Anders als in den Jahren 1945/46 waren die Polen im Jahre 1949 weniger gern zur Ausweisung der Deutschen bereit, da sie mit ihnen wertvolle Arbeitskräfte verloren. In der Anordnung, daß nur solche Personen entlassen werden dürfen, die in der sowjetischen Zone Deutschlands bleiben wollten, zeigte sich das Bestreben, diese deutschen Arbeitskräfte, wenn schon nicht in Polen, so doch wenigstens in einem der Ostblockstaaten zu behalten. ...
Wir zählten schon die Tage. Schikanen gab es nicht mehr. Nach der Arbeitszeit durften ... (die Lagerinsassen) bis 21.00 Uhr auf dem Freiplatz des Lagers spazierengehen. Wieviele Liebespärchen konnte man dort sehen. Kein Milizionär kümmerte sich darum. O, wie schwer ist hier gelitten worden, und jetzt war das Lager wie ein Erholungsheim. Es fehlte nur noch eine Musikkapelle, die Tanzmusik spielte. ...
Es wurde sogar versucht, abends in der Baracke zu singen, was zuvor unmenschlich schwer bestraft wurde. Auch konnten die alten Personen, die in letzter Zeit wegen Überfüllung des Lagers nicht mehr zur Arbeit herangezogen wurden, während des Tages auf ihrer Schlafstelle ruhen. Auch Nachtstörungen kamen nicht mehr vor.
Endlich kam der Tag, wo ich mit meinem Sohn in die Isolierbaracke kam. ... Die Zollbehörde war gekommen und untersuchte unsere wenigen Sachen. So gingen die Vorbereitungen zum Transport weiter. Mit Läusepulver wurden wir von hinten und von vorn, von unten und von oben eingepudert. Wir erhielten sehr notwendige, aber doch minderwertige Kleidungsstücke, und wurden in Waggons eingeteilt. So vergingen die letzten 8 Tage. Arbeiten durften wir nicht mehr.
Zu dem Transport gehörten 1.600 Personen, 1/4 Männer, 1/4 Kinder und 2/4 Frauen. Am letzten Tag wurden wir waggonweise aufgestellt, damit das Durchschleusen durch das Lagertor, das nachts um 12.00 Uhr begann, reibungslos stattfinden konnte. Der Transport war vom ersten bis zum letzten Waggon alphabetisch eingeteilt und wurde am Tor in dieser Reihenfolge aufgerufen. Es klappte gut.
Nachdem wir das Lager verlassen hatten, übernahm uns das Rote Kreuz. Nun mußte man aber den Mund halten und keinem erzählen, in welche Zone man wollte, denn es waren einige Spitzel unter uns. Es war schon vorgekommen, daß einige vom Bahnhof ins Lager zurückkamen, weil sie in ihrem Freudentaumel gesagt hatten: "Ich reise doch in die britische Zone!"
Polnische Miliz begleitete uns als "Schutzengel", denn das polnische Zivilvolk könnte uns

gemarterte und wehrlose Menschen überfallen. Die dachten aber gar nicht daran. Um 5.00 Uhr morgens kamen wir ... auf dem Bahnhof in Nakel an. Hier wurden wir verladen. Am Sonntag, dem 17. Juli 1949, verließ unser Zug (als 16. Transport) den Bahnhof Nakel.
Es handelte sich um einen der Ausweisungstransporte von Entlassenen aus polnischen Zwangsarbeitslagern, die im Jahre 1949 erfolgte. Die Auflösung der Lager, Entlassung und Ausweisung der Deutschen begann in Einzelfällen schon in den Jahren 1947/48, erreichte im Jahre 1949 den Höhepunkt und wurde in den Jahren 1950/51 zu Ende geführt.<<

Die Vertreibung der Deutschen aus der Tschechoslowakei

Vertreibung aus dem Kreis Trautenau im März 1946

Erlebnisbericht des Pfarrers Hermann S. aus dem Kreis Trautenau im Sudetenland (x005/485-486): >>4. Februar: Wir werden in das Sammellager nach Jungbuch geschafft. Man hat ein großes Fabrikgebäude als Lager eingerichtet. Es kann über 1.500 Menschen aufnehmen. Etwa 300 Menschen sind da, denn knapp vorher war ein Transport nach Bayern abgefahren.

Abends beten wir im großen Festsaal, wo unsere Lagerbetten eng nebeneinander aufgestellt sind, gemeinsam den Rosenkranz. ... Täglich wächst die Zahl der Lagerinsassen. - Hygienisch ist das Massenlager in Jungbuch eine Kulturschande. Die großen Säle werden nur sehr mangelhaft geheizt, die Abortanlagen reichen überhaupt nicht aus. Es wirkt wie ein Wunder, daß nicht mehr Krankheitsfälle vorkommen. Die Verpflegung ist schlecht. ... Die Stimmung unter den Leuten ist gut. Nur eine Hoffnung beseelt alle, möglichst bald fort aus der Sowjet-Tschechei; um wieder ein freier Mensch zu werden. ...

Die Lagerwache ist aufgezogen. Es ist wieder die berüchtigte SNB mit den umgehängten Maschinenpistolen. Nun dürfen keine Besuche mehr ins Lager, nur zum Tor darf man noch kommen. Die letzte Kontrolle vor der Abfahrt beginnt. Am ersten Tag wird den Leuten viel von ihren Habseligkeiten genommen. Abends begeht eine Frau Selbstmord. ...

20. Februar: Wir stehen seit 10 Uhr bereit zur Gepäckkontrolle. Es stürmt und schneit, wir warten stundenlang, bevor wir an die Reihe kommen. Die Sachen sind naß, Mutter weint vor Kälte. Am Nachmittag ist es so weit. Die Untersuchung verläuft sehr schnell. Während wir zur Leibesvisite geführt werden, werden in einem anderen Zimmer unsere Sachen durchwühlt und gewogen. Ich selbst habe bei dieser Durchsuchung nichts eingebüßt, auch meine Mutter kam gut durch. Anderen ist es recht schlimm gegangen, besonders Decken, Wäsche und Kleidungsstücke, Schuhe und Seife waren begehrte Artikel. Nach der Untersuchung kamen wir in einen anderen Saal. Dort war es empfindlich kalt.

1. März: Den ganzen Vormittag fahren Lastschlitten mit unserem Gepäck zum Bahnhof. Der Zug steht bereit; 40 Viehwagen, in jedem ein kleiner eiserner Ofen. In jeden Wagen kommen 30 Leute mit ihrem Gepäck. Es gibt keine Klosettanlage. Wir verstauen unser Gepäck so, daß wir noch zur Not auf den Säcken sitzen können.

Es ist eine lange Prozession - 1.200 Menschen -, die unter tschechischer Bewachung am Nachmittag zum Bahnhof geht. Alte Leute sind dabei, die kaum durch den aufgeweichten Schnee kommen, kleine Kinder, die sich an die mit Handgepäck beladene Mutter hängen; es ist ein Bild des Elends. Wo sind die Filmreporter aus Amerika? Hier gäbe es Stoff für einen neuen Tatsachenfilm.

Um 18.10 Uhr fährt der Zug los. Wir singen das Riesengebirgslied: "Blaue Berge, grüne Täler ..." An der Strecke winken uns deutsche Menschen zu ...

Die ganze Nacht fahren wir; oft stehen wir lange, lange auf irgendeinem tschechischen Bahnhof. Eine Kerze gibt im Wagen mattes Licht. Wir versuchen zu schlafen. Am 2. März, in der Frühe, sind wir in Kolin. Deutsche Kriegsgefangene bringen schwarzen Kaffee. Gegen Mittag stehen wir vor Prag. Eine ganz dünne Wassersuppe gilt als Mittagessen.

Gegen 15 Uhr fahren wir durch Prag, Richtung Pilsen. Im Wagen ist es ungemütlich. ... In der Nacht kommen wir nach schwerer Fahrt in Taus an, der letzten tschechischen Station. Dort bleiben wir bis 13 Uhr stehen. Dann fährt der Zug endlich ... nach Bayern. Die weißen Armbinden werden weggeworfen. Wir sind dem tschechischen Sowjetstaat entronnen. "Großer Gott, wir loben Dich!" ...<<

Vertreibung aus der Stadt Kaaden im April 1946

Erlebnisbericht der Wilhelmine von H. aus der Stadt Kaaden im Sudetenland (x005/700-707):

>>Viele Frauen hatten bereits briefliche Verbindung mit ihren Männern und Söhnen aufnehmen können, die nach dem Kriege nicht mehr in die Heimat zurückgekehrt, auch aus der Gefangenschaft nicht mehr ins Gebiet der ehemaligen CSR entlassen waren, sondern Weisung hatten, in Deutschland zu bleiben. Manche hatten bereits versucht, sich eine neue Existenz aufzubauen und bemühten sich, ihre Angehörigen nachkommen zu lassen. ...

Wir überprüften immer wieder unsere Habe; ein paar Goldmünzen hatten wir längst als Knöpfe überzogen; ein Kasperkopf aus Papiermasse war sorgfältig über einem Geldschein angefertigt; und einen Tag lang habe ich einen Ball aus Wollresten, in welchem etwas Schmuck verborgen war, mit Webstichen versehen. Säcke sachgemäß zu packen, will auch gelernt sein, wir hatten uns schon bei der Landarbeit gegenseitig gute Ratschläge dazu gegeben und geübt. Fertig gepackt durfte nichts herumstehen, das erweckte den Verdacht heimlicher illegaler Fluchtpläne.

Samstag vor Palmsonntag 1946 stand auf einmal ein Polizist in unserer Küche. "In einer halben Stunde, Sie kommen ins Lager", schnarrte er; weiter reichten seine Deutschkenntnisse nicht. Um uns besser beobachten zu können, hängte er seelenruhig die Verbindungstür zwischen unseren beiden Räumen aus und sah interessiert zu, wie wir in fieberhafter Eile das Bettzeug einrollten, Kleider und Wäsche ... packten, das wenige Eß- und Küchengeschirr, die Eimer und den Wäschekorb aus den Ecken holten. Die Kinder begannen zu weinen, als auch sie rasch umgezogen und der Rucksack umgehängt worden war, aus dem ihr weniges Spielzeug guckte.

Neugierig kamen allerlei Tschechen, uns zuzusehen; ich entdeckte, daß mir der letzte gute Anzug meines Mannes, den ich noch wenige Tage vorher durchgesehen ... hatte, gestohlen worden war. Sanft drängte endlich der Polizist zum Weggehen. Dann schloß er hinter uns die Tür, half draußen, die Gepäckstücke, meinen Vater und die Kinder auf den eben angekommenen Leiterwagen zu laden. ...

Meine Mutter aber ging ... nochmals zum Haupteingang des Hauses. Sie öffnete das Gartentor, ... blickte ... zum Haus empor und sagte langsam: "Wir kommen wieder". Dann schloß sie sorgfältig die Gartentür, senkte den Kopf und wandte sich ab. Wir gingen nun miteinander fort, ich den vollgepackten Kinderwagen schiebend, quer durch die ganze ... Stadt, dem Aussiedlungslager zu.

Alle deutschen Stadtbewohner schienen an diesem Tage das gleiche Ziel zu haben wie wir. Auch vom Lande kamen bepackte Leiterwagen. Wir wollten unterwegs noch Bekannten Lebewohl sagen, doch auch sie waren bereits ins Lager geschickt worden.

Im Lager selbst wurden wir von einer Freundin erwartet, die schon seit Monaten dort untergebracht war und daher Bescheid wußte. Das Bild, das sich uns beim Eintritt in den ersten Raum, eine große leere Baracke bot, erinnerte in etwa an eine Zollkontrolle. Geschickt schleuste uns unsere gute Freundin zu einem der vielen dort beschäftigten Polizisten: er sei der netteste.

Sogleich begann der "Nette" seine Tätigkeit, in dem er ein Bettuch aus einem unserer Säcke zog, ausbreitete und alles auf das Bettuch warf, was ihm bei uns überflüssig dünkte. Dabei ließ er aber mit sich handeln; meine Mutter bat ihn, ihr doch das schwarze Seidenkleid zu lassen, das sie auf meiner Hochzeit getragen hatte: "No, nimm Dir Hochzeitskleid, Mutter!" und warf es ihr lachend zu.

Schwierig wurde es mit den Männersachen. ... Ich hatte einen ... älteren Anzug und Schuhe meines Mannes im Gepäck meines Vaters. ... Vaters einzigen guten Anzug warf der Polizist schon auf die konfiszierten Sachen. Vater bat um einen Tausch mit dem schlechteren Anzug, den er gerade trug. Das wurde ihm bewilligt, und er begann, sich auszukleiden. Da wehrte der

Polizist ab, Vater sei doch kein junges Mädel, da lohne sich das Ausziehen nicht. Der Vater behielt beide Anzüge. Das Küchengeschirr sah er gar nicht mehr durch, und als er mit gnädiger Handbewegung den Schluß seiner Amtshandlung andeutete, verschwanden wir schnellstens. ...
Nach welchen Gesichtspunkten wir und unsere Schicksalsgenossen einberufen worden waren, konnte ich nie ergründen. ... Auch die Landbevölkerung erschien mir durchaus gemischt, sowohl nach Herkunftsgegenden, als nach Alter und Beruf. Erstaunlich war die ruhige Heiterkeit, die über den meisten lag. Zum Teil mag es die Entspannung gewesen sein, die uns Menschen überkommt, wenn langes Warten auf ein drohendes schweres Schicksal endlich die Erfüllung gefunden hat.
Die Stadtbevölkerung kam meist nicht mehr aus den eigenen Wohnungen, für sie war der Übergang ins Lager einer der vielen "Hinauswürfe", die sie schon hinter sich hatte. Ich weiß von einer alleinstehenden Frau, die 4mal immer wieder zu anderen bis dahin fremden Familien eingewiesen wurde, bis sie auch mit diesen hinausgeworfen wurde. Die Leute aus den Dörfern und Landstädtchen dagegen erlebten zum Großteil mit der Überführung ins Lager den großen Abschied von ihrem Heim, das vielleicht ihre Familie seit Generationen besessen hatte.
Aber wie meine Mutter beim Verlassen ihres Hauses nochmals den Fuß zwischen die Türe gesetzt hatte, hatten auch andere beim Verlassen ihres Heimes symbolhaft ausgedrückt, daß es für sie, trotzdem man sie gewaltsam entfernt hatte, keine eigentliche Loslösung vor ihrer Heimat gab. Der Hausschlüssel, der in manchem Flüchtlingsgepäck sorgsam verwahrt war, stellte dafür wohl den sinnfälligsten Ausdruck dar.
Mit der Einweisung ins Aussiedlungslager war nun zwar die Trennung von Daheim vollzogen, aber es begann ... der Weg in die Freiheit und Sicherheit. ... Die Austreibung, das wußten wir, entsprach zwar einer ungerechten, aber internationalen Abmachung, da wir in diesen Prozeß einbezogen waren, standen wir im Blickfeld völkerrechtlicher Neuordnungen, in denen sicher noch nicht das letzte Wort gesprochen war. Wir fühlten uns nicht mehr verloren, vergessen von der Welt der Zivilisation, preisgegeben der Willkür gehässiger Elemente. "Die Amerikaner verlangen, daß man uns genügend Gepäck mitnehmen läßt!", sagten die einen; "jetzt darf man nicht mehr so grob mit uns sein", sagten die anderen.
Die Behandlung war, soviel ich bemerken konnte, ohne Härten. Das Essen reichte aus. ... Die Kinder erhielten Milch, Die Baracken waren sauber. ...
Obwohl es am Eingang des Lagers scharfe Bewachung gab, ... war am rückwärtigen Ende des Lagers ein Verlassen möglich. ... Dorthin gingen viele, um sich aus einer nahen Wirtschaft Bier zu holen. Die Lagerleitung tolerierte es stillschweigend.
Dann kam der große Appell im Lagerhof. Wir 1.200 Menschen standen militärisch ausgerichtet und erwarteten still die letzten Weisungen, soweit es die zappelnden Kinder zuließen.
Mit unserem Lagerkommandanten traten Offiziere vor uns, und einer verkündete, daß wir nunmehr von der Militärkommission übernommen seien, welche unsere Aussiedlung durchführen werde. Alle sollten sauber und ordentlich gekleidet, mit genügend Gepäck versehen sein. Wer noch eine Beschwerde habe, etwa nicht genügend ausgestattet sei, möge es melden. Ich meinte vor Schreck versinken zu müssen, als - mein Vater vortrat!
Er bat höflich, man möge ihm ein Paar Schuhe geben, da ihm sein zweites Paar bei der Kontrolle abgenommen worden sei. Ich sah im Geiste schon, wie man bei der Nachprüfung dieser Meldung mehrere Herrenschuhe in unserem Gepäck finden ... und uns darauf vom Transport zurückstellten würde. Aber es wurde nur ebenso höflich geantwortet, seine Bitte solle erfüllt werden. Er bekam zwar nicht mehr seine eigenen, aber ein anderes Paar passende, feste Schuhe, ohne daß etwas gefragt oder geprüft worden wäre. - Sonst brachte niemand eine Meldung vor. Man hatte wirklich alle wieder halbwegs ausgestattet, die vorher zu sehr ausgeplündert

worden waren. ...
Wir wurden auch einer "persönlichen Kontrolle" unterzogen. Tschechinnen führten die Leibesvisitationen der Frauen durch. Sie strichen jede Person mehr oder wenig ab. Es fiel mir auf, daß besonders die Kinder aufmerksam untersucht wurden und man z.B. die Beine regelmäßig abtastete. Es ging bei dieser Kontrolle jedoch korrekt und ohne Übergriffe zu.
Die letzte Nacht verbrachte ich mit dem Einpacken. ... Gegen halb 4 Uhr legte ich mich noch kurz auf die geschnürten Säcke. Um 4 Uhr war allgemeines Wecken, (dann gab es) Frühstück. Danach mußten noch rasch die letzten Decken gepackt und das Lager gesäubert werden. ... Endlich um 6 Uhr begann die Aufstellung zum Abmarsch.
Voran fuhren Wagen mit dem Gepäck. Die Landbevölkerung hatte zwar meist solide Kisten, doch die Wagen sahen trotzdem ... abenteuerlich aus. Dann folgte der Zug der 1.200 Ausgesiedelten, zum Großteil waren es Frauen und Kinder. Da nur für Kinder bis zu einem Jahr Kinderwagen gestattet waren, hatte ich meinen guterhaltenen Korbwagen einer Familie geschenkt. ...
Wir kamen wegen der Kinder und meines alten Vaters nur langsam vorwärts. Von der Spitze des Zuges, wohin man uns eingeteilt hatte, gerieten wir bald ans Ende der Kolonne, und ich mußte dem Soldaten immer wieder begreiflich machen, daß Vaters krankes Herz nicht mehr schaffen könnte. Vom Nonnenkloster, das an der Wegbiegung hoch über uns lag, winkten uns Schwestern und alte Frauen zu. Sonst sorgte das Militär überall dafür, daß sich niemand an den Fenstern zeigte. Die Straßen waren menschenleer. ...
Um 8 Uhr kamen wir beim Bahnhof in Kaaden an. ... Am Nachmittag konnten wir endlich unseren Zug besteigen. ... Die Kisten und Säcke wurden so aufgebaut, daß sie als Sitzgelegenheit dienen konnten. Die Schiebetüren mußten auch während der Fahrt etwas geöffnet bleiben, um genügend Luft hereinzulassen.
... Aus jedem Waggon kletterte der Waggonführer heraus, um die Liste seiner Belegschaft vorzuweisen und alle aufzurufen. Es war im Lager schwer gewesen, einen Chef für unseren Waggon zu finden, da es überhaupt wenige Männer gab. Bei uns gab es nur ältere, kränkliche Männer. So war das Amt an einen ebenfalls älteren, aber rüstigen Mann gekommen (von Beruf war er Kohlenschlepper). An der Grenze stellte es sich heraus, daß das Lesen nicht unbedingt seine Sache war; aber sofort fand sich jemand, der erklärte, der Waggonführer habe seine richtige Brille nicht dabei, und für ihn das Ablesen übernahm.
Wir hätten ... keinen besseren Waggonführer finden können als diesen einfachen Mann, der 3 Tage und 2 Nächte hindurch getreulich vor der offenen Schiebetüre saß; wie oft hat er Kinder oder alte Leute festgehalten, die während des Fahrens aus der offenen Türe ihre Notdurft verrichteten; bei jedem Aufenthalt auf der Strecke, wenn alle sich in die frische Luft drängten, behielt er jeden einzelnen im Auge und sorgte dafür, daß seine Schutzbefohlenen alle wieder rechtzeitig einstiegen.
Nach der letzten Station in der CSR fuhren wir erleichtert weiter. ... Jemand rief: "Die Grenze!" Der Ruf ging weiter, Hunderte von weißen Armbinden, die Zeichen unserer Unfreiheit, übersäten (plötzlich) die Böschung des Schienenweges.
Im Sommer 1945 hatte uns der Schweizer Pater unsere bange Frage, ob wir wirklich die Heimat verlassen müßten, bejaht und hinzugesetzt: "Aber wenn Sie über die Grenze kommen, vergessen Sie nicht, Gott sei Dank zu sagen!" Was mir damals unbegreiflich erschien – nach den Erlebnissen dieses einen Jahres kam mir dieses "Gott sei Dank" von selbst über die Lippen. Aber auch die Worte, mit dem meine Mutter unser Haus verlassen hat, nahm ich mit über die Grenze: "Wir kommen wieder." ...<<

Die Vertreibung der Deutschen aus Ungarn

Vertreibung aus Elek im Komitat Arad im April 1946

Erlebnisbericht des Pfarrers Georg R. aus Elek im Komitat Arad in Ungarn (x008/117-121):
>>Am 9. April 1946 (erhielt ich ein) Telegramm ... von zu Hause: "Wir werden ausgesiedelt, komme bald". ...
Mein damals 75jähriger Vater sagte, er verlasse das Haus nicht lebend - nur tot. Kaum 6 Wochen darauf hatte der ungarische Polizist hinter ihm das Tor abgeschlossen und die Schlüssel an sich genommen. Ich mußte meinen Vater, der seine Tränen nicht verbergen konnte, zum Transportzug begleiten. ... An meiner Mutter Grab versprach ich meinem Vater und der alleinstehenden Schwester, sie in der Not nicht zu verlassen. Zunächst wollte ich zu Hause erforschen, ob es keine Möglichkeit gab, sie aus der Liste der Auszuweisenden streichen zu lassen. Sie hatten sich zwar als Deutsche bekannt, sich aber niemals parteipolitisch betätigt und waren nur ihrer Arbeit nachgegangen.
In dem sonst so gediegenen und arbeitsamen Bauerndorf ging niemand mehr den dringlichen Frühjahrsarbeiten nach. Um das Gemeindehaus (Rathaus) standen große Menschenversammlungen. Polizisten fand man an allen Ecken und Enden. Die Aussiedlungskommission aus Budapest war seit einigen Tagen bei ihrer entsetzlichen Arbeit. Alle deutschen Familien wurden registriert. Jeder mußte sich melden, tat er es nicht, wurde er polizeilich abgeholt. Das Gebiet der Gemeinde konnte man nur noch mit Ausweis verlassen. Bewaffnete Posten umstellten das ganze Dorf. ...
Ich kehrte in meine Wohnung zurück, ich hatte es eilig. Schnell suchte ich mir die Bücher, Wäsche und Kleidungsstücke zusammen, die mir notwendig erschienen. An Kleidung hatte ich kaum noch etwas, denn inzwischen hatten mich desertierte russische Soldaten ausgeraubt, die ja besonders auf Zivilkleider ausgingen. Was ich in beiden Händen tragen konnte, habe ich gerettet, alles andere blieb zurück.
Am Karsamstag, dem 20. April, kam ich in Elek ... an. Etwa 4.000 Personen standen auf den langen Listen im Gemeindehaus, wo eine ganze Wandfläche als "Anschlagtafel" verwendet wurde. Darunter fand ich auch den Namen meines Vaters, meiner Schwester und meinen eigenen Namen. ... Es war uns erlaubt, 100 kg Gepäck pro Person mitzunehmen. Davon waren 20 kg Lebensmittel.
(Wir durften) ... keine Wertgegenstände oder Maschinen (mitnehmen). ... Schon gleich nach Ankunft der Kommission wurde in allen Häusern ein ausführliches Inventar aufgenommen und erklärt, daß unter schwerer Strafe nichts entwendet oder veräußert werden darf. Wir packten, ... was uns notwendig schien und was überhaupt erlaubt war. Da mein jüngster Bruder seit 3 Jahren an der russischen Front als ungarischer Soldat verschollen war, durften wir auch für ihn 100 kg ... Gepäck richten, denn auch er, der Verschollene, wurde ausgewiesen.
Am Mittwochmorgen erschien der Wagen vor dem Hause, um unser Gepäck zum Bahnhof zu fahren. Draußen und beim Bahnhof wurde das Gepäck gewogen oder auch nur abgeschätzt. Die Kontrollen erfolgten manchmal nicht mit gleicher Strenge. Zu je 30 Personen bekamen wir einen Güterwagen. Hier mußten nicht nur das Gepäck, sondern auch die Menschen selber Platz finden.
Bei der Kontrolle kam es zu manchen unschönen Szenen. Mitglieder der Kontrollkommission ... legten sich manches auf die Seite, was ihnen gefiel, Teppiche, Lebensmittel etc. Eine junge Frau klagte mir, man hätte ihr die 2 Gläser eingewecktes Obst, die sie für ihr Kleinkind mitnehmen wollte, abgenommen. Unsere schlauen Bauersfrauen haben aber den jungen Herren und Damen aus Budapest so manches Schnippchen geschlagen.
Man hatte z.B. Kannen mit Milch und Wasser gebracht, die aber fast bis oben mit Fett gefüllt waren. Unter den weiten Röcken sind so manche Meter Wurst und Speckstücke in die Wag-

gons geschmuggelt worden, denn Lebensmittel hatten wir zu Hause bis zuletzt genügend. Auf diese Weise hatten manche Familien bis zu 40-50 kg Fettwaren retten können, was ihnen im ausgehungerten Deutschland in den ersten Monaten sehr zugute kam.
Zu ausgesprochen krassen und unmenschlichen Fällen kam es meines Wissens nicht. Ich habe nicht gehört, daß in den Tagen der Ausweisung jemand geschlagen oder sonst gepeinigt wurde. Es wurde mir gestattet, einen Posten Arzneimittel für unvorhergesehene Fälle mitzunehmen. Übrigens hat auch ein Arzt den Transport begleitet. Ein Waggon wurde als Lazarett eingerichtet, und ein zweiter Waggon für die begleitende Polizei. Die Polizei hat sich durchweg menschlich benommen. Ihr Kommandant sagte mir, ihre Aufgabe sei es, uns gegen die Russen zu schützen, was uns gar nicht unglaubwürdig vorkam.
Gegen Abend fuhr der Transportzug ab. Die Lokomotive konnte uns nur ganz langsam bis zur nächsten Station schleppen. Weinend und winkend verabschiedeten sich die noch zu Hause Gebliebenen. ...
Am Weißen Sonntag, dem 28.4.46, konnte ich mit Genehmigung der begleitenden Polizei auf dem Bahnhof der österreichisch-ungarischen Grenze die heilige Messe zelebrieren und eine Ansprache halten. Zur Bedingung gaben sie mir, daß ich ungarisch sprechen müßte, um mich verstehen zu können. Während der ganzen Fahrt - das muß ich der Gerechtigkeit zuliebe gestehen - sind wir nirgends vom ungarischen Volke angepöbelt, verschrien oder irgendwie schikaniert worden.
Nicht das ungarische Volk hat uns ausgewiesen, sondern die damaligen Machthaber im Auftrage Moskaus, mit Berufung auf den Potsdamer Vertrag. Die Verantwortung für diese unmenschliche, ungerechte Tat an so vielen tausend Unschuldigen liegt meines Erachtens nicht bei dem ungarischen Volke. Wir haben uns mit den ... Madjaren und Rumänen ganz gut verstanden.
Bei unserer Ausweisung sind wir vom ungarischen Volk keineswegs mit Steinen beworfen worden, im Gegenteil, ich selber war verschiedentlich Augenzeuge, daß Menschen, die unseren Transport gesehen haben, sich die Tränen aus den Augen wischten. Der von den ungarischen Staatsbahnen zugeteilte Transportleiter kam an der österreichisch-deutschen Grenze zu mir, gab mir seine Anschrift mit der Bitte, ihm zu berichten, wie es uns in Deutschland gehen würde. Er persönlich hielt unsere Ausweisung für ungerecht und unmenschlich.
In den ersten 7 Tagen mußte sich ein jeder selbst verpflegen, erst auf österreichischem Boden bekamen wir eine warme Suppe aus der ebenfalls im Zug eingerichteten Kantine. Unser Glück war, daß es während der ganzen Zeit nur einmal regnete. Dann mußten wir aber selbst Bleche und dergleichen in den Ruinen sammeln, um das Dach unseres Waggons zu flicken, denn der Regen träufelte nur so von oben herunter. Zu 31 Personen ... konnten wir nur für die Kinder und Alten eine notdürftige Liegegelegenheit bereiten.
Einige junge Männer - es waren nur sehr wenige unter den Vertriebenen - hielten sich während der ganzen Fahrt auf dem Dach des Waggons auf. Wir anderen mußten in der Nacht abwechselnd sitzen und liegen. Die Ursache, daß unser Transport so langsam voran kam, lag daran, daß im russisch besetzten Gebiet unsere Lokomotive immer wieder von den Russen abgehängt wurde. Da mußten wir manchmal den ganzen Tag warten, bis eine andere Lokomotive kam. Ernstere Krankheiten traten unterwegs nicht auf. Eine Frau bekam unterwegs einen Hirnschlag. Sie mußte in das nächste Krankenhaus transportiert werden. Nach Wochen erhielten die Angehörigen ihre Todesnachricht.
In Linz (Österreich) verließen wir endlich die russische Besatzungszone. Schon gleich wehte ein anderer Wind. ... Wir bekamen ein warmes Essen. Von da ging es schnell bis Salzburg. In Piding mußten wir aussteigen und das ganze Gepäck wurde in einen deutschen Zug geladen. Erst jetzt erfuhren wir, daß wir in höchster Lebensgefahr waren. Unsere Waggons hatten keine Luftbremsen, da es in Ungarn keine Luftbremsschläuche mehr gab. Sie wurden einfach ge-

stohlen, weil man angeblich Schuhsohlen daraus machen konnte.
Von Piding bis Hockenheim brauchten wir nicht ganz 24 Stunden. Wir sollten eigentlich nach Mingolsheim kommen, weil aber dort schon alles überfüllt war, wußten wir zuletzt nicht, wo die Endstation unserer Heimatlosigkeit sein würde. Am 3. Mai hieß es in Hockenheim: "Aussteigen und das Gepäck ausladen".<<

Die Lebensverhältnisse der deutschen Bevölkerung in den letzten Jahren bis zur Aussiedlung in die Bundesrepublik Deutschland

>>Wir müssen unsere Söhne und Töchter als Sklaven dienen lassen, und schon sind einige unserer Töchter erniedrigt worden, und wir können nichts dagegen tun, und unsere Äcker ... gehören andern.<< (Nehemia 5, 5)

Nach dem Zweiten Weltkrieg vollzog sich in Ost-Mitteleuropa ein radikaler außen- und innenpolitischer Kurswechsel. Die "Provisorischen Nationalregierungen" wurden notgedrungen willige Befehlsempfänger und Vasallen der Sowjetunion. Diese neuen osteuropäischen Regierungen erließen frühzeitig "geeignete Gesetze" und Verordnungen, um die deutschen "Landesverräter" und "Volksfeinde" zu bestrafen und die rechtlichen, wirtschaftlichen und kulturellen Fundamente der Volksdeutschen zu zerstören.
Zu den Landesverrätern zählten Volksdeutsche, die "freiwillig" einer deutsch-faschistischen, militärischen oder polizeilichen Formation angehört hatten. Deutsche, die z.B. nach 1939 wieder ihre ehemaligen deutschen Familiennamen angenommen hatten oder vorübergehend in das Deutsche Reich geflüchtet waren, stufte man ebenfalls als Staatsfeinde ein. In den Nachkriegsjahren beseitigte man nicht nur alle Faschisten, sondern gleichzeitig verfolgte man überall politische Gegner der Kommunisten.
Die staatlich organisierte Aussiedlungsaktion der deutschen Bevölkerung aus den Gebieten Ost-Mitteleuropas wurde mehrheitlich in den Jahren 1945 bis 1948 durchgeführt und endete im Jahre 1951.
Durch die Vertreibung der Deutschen aus Ost-Mitteleuropa veränderte sich nicht nur die nationale, sondern auch die soziale Struktur entscheidend. In allen Vertreibungsstaaten begünstigte die Entrechtung, Entdeutschung und Vertreibung der Deutschen außerdem die Einführung des Kommunismus und leitete zwangsläufig den Abschied vom Westen ein.
Im Rahmen der rücksichtslosen kommunistischen Wirtschaftspläne erfolgten in Rumänien z.B. 1951/52 staatlich organisierte Zwangsumsiedlungen, von denen die Volksdeutschen besonders stark betroffen waren. Im Banat wurden etwa 30.000 bis 40.000 Schwaben in die nur dünn besiedelte Baragan-Steppe zwischen Donau und Ialomita verschleppt.
Da nur wenige Volks- und Reichsdeutsche eine "Treueerklärung" gegenüber dem polnischen Volk und Staat geleistet und die polnische Staatsbürgerschaft beantragt hatten, versuchten polnische Behörden, die Option der Staatsbürgerschaft gewaltsam durchzusetzen. Später verordnete man in Polen, in der Tschechoslowakei, Jugoslawien, Rumänien und Ungarn die zwangsweise Übernahme der jeweiligen Staatsbürgerschaft per Gesetz. Gegen diese staatliche Repatriierung gab es kein Einspruchsrecht. Nach dieser "Gleichstellung" wurde es für die Deutschen noch schwieriger, eine Ausreisegenehmigung zu erhalten.

Erzwingung der Option für den polnischen Staat im Kreis Sensburg im Februar 1949

Erlebnisbericht der E. B. aus dem Kreis Sensburg in Ostpreußen (x002/877-880): >>Den Februar des Jahres 1949 werde ich nie vergessen. Bis dahin zählte unser Kreis Sensburg noch über 12.000 Deutsche. Dann wurden überall Werbeveranstaltungen abgehalten, in denen uns, falls wir nicht optierten, das Ein- und Verkaufen sowie überhaupt das Verlassen unserer Ortschaften streng verboten wurde.
Auch den Polen und Masuren wurden Strafen angedroht, wenn sie von oder für uns Deutsche etwas kauften. Die Polizei führte in den Geschäften und auf dem Markt Kontrollen durch und schleppte die wenigen, die sich noch in die Stadt gewagt hatten und keinen Masurenschein besaßen, ins Revier. Doch brachte auch diese Maßnahme nicht den gewünschten Erfolg.
Nun fuhren die Werber mit bewaffneten Polizisten in die einzelnen Dörfer, wo alle Deutschen

von 14 bis 100 Jahren in Eile bestellt wurden, um zu unterschreiben. Wer krank im Bett lag, zu dem gingen die Herren ins Haus. Wer sich versteckte, der wurde aufgestöbert und auf die Behörde geführt. Bei uns weigerten sich alle Dorfbewohner, zu optieren. So wurden 28 von uns auf Lastkraftwagen geladen und nach Sensburg gefahren. Ich gehörte auch dazu. Außerdem waren Männer und Frauen verschiedenen Alters unter diesen Leuten, sogar eine Mutter von 8 Kindern, wovon das jüngste Kind 5 Jahre alt war. Die Zurückgebliebenen erhielten den Befehl, sich nach 2 Tagen beim Amtsvorsteher zu melden, sonst würden sie geholt.
Wir wurden nun in Sensburg ausgeladen, und man ... lieferte uns bei der politischen Polizei (UB) oder ... bei der Miliz ab. Anfangs wurden wir in einen zementierten Kellerraum eingesperrt. In kurzen Abständen kam ein Polizist und fragte, wer sich besonnen hätte. Später führte uns dieser Polizist, wahrscheinlich um uns bequemer überwachen zu können, in ein Zimmer neben der Wachstube, wo wir wenigstens auf den Dielen sitzen konnten. Verpflegt wurden wir dort nicht.
Ich kam ... zur UB (politische Geheimpolizei) in eine mit Ziegeln ausgelegte Zelle zu anderen Leidensgefährten. Dort nahm man uns alles weg: Decken, Tücher, Schals, Gürtel, Taschen, Hand- und Taschentücher, Seife, Kämme, sogar die Schnürsenkel. Die Männer mußten noch ihre Mützen und Hosenträger abliefern. Zum Waschen und Kämmen gab man uns während der ganzen Woche nichts. Nur als wir zum Unterschreiben gingen, sollten wir das Versäumte nachholen, worauf ich aber dann verzichtete. Beköstigt wurden wir hier ausreichend.
Eine Frau erzählte mir in der Zelle, daß sie sich in den ersten 3 Tagen als Einzelhäftling im Kohlenkeller aufhalten mußte und sich wegen der vielen Kohlen nicht hinsetzen konnte; zu essen bekam sie nichts. Als sie in unsere Zelle kam, brauchte sie fast einen ganzen Tag, um wieder warm zu werden, so erstarrt waren ihre Glieder. Sie war im Rheinland verheiratet und wollte mit ihren 3 Kindern zum Mann fahren - und mußte optieren.
Es wurde uns gesagt, auch wenn jetzt Amerikaner oder Afrikaner dabei wären, so müßten sie auch optieren. - Eine Mutter war mit ihrer 16jährigen Tochter in der Zelle. Sie erzählte, wie die letzte Nacht auf der Polizeiwache ihres Dorfes gewesen war: Alle Arrestanten mußten sich um Mitternacht bis aufs Hemd und barfuß ausziehen und so eine Stunde lang im eisigen Februarwind draußen stehen.
Wer unterschreiben will, darf reinkommen, hieß es. Sie blieben alle draußen stehen. Als sie zurückkamen, mußten sie die Kleider in den Hausflur legen und bis morgens 8.00 Uhr so nakkend im kalten Zimmer sitzen. Sie unterschrieben erst, als ihre Rücken von den Gummiknüppelschlägen ganz wund waren. Eine Frau war 55 Jahre alt. Das Gesicht der Frau war von den Schlägen ... ganz schwarz unterlaufen. Sie konnte weder liegen noch sitzen. ...
Wir wurden immer wieder gefragt, warum wir nicht unterschreiben wollten. Unsere Antworten waren überzeugend und begründet, und doch hat niemand das Gebäude verlassen, der nicht zur Unterschrift gezwungen wurde. Immer wieder wurde uns gesagt, dieses Land ist vor 700 Jahren polnisch gewesen, und die Leute, die hier wohnen, müssen zurückgegliedert werden zu Polen, weil das ihre Stammeseltern waren. Deutsche seien hinter der Oder.
Als ich dann persönlich gefragt wurde, sagte ich, daß ich nicht optieren könne, da ich im Reich geboren sei. Da stutzte man und fragte nach den Geburtsorten meiner Eltern und Großeltern, die ebenfalls aus dem Reich stammten. Ich hatte hier nie Verwandte gehabt. Erst wurde ich ratlos angesehen, und dann sagte man mir, ich sollte unterschreiben, dann würde ich Papiere bekommen und könnte gleich fahren.
Darauf erklärte ich, wenn ich als Deutsche nicht in meine Heimat fahren kann, so will ich es auch nicht als Polin. - Dann käme ich in ein Zwangsarbeitslager, sagte man mir. - Hiermit war ich einverstanden, desgleichen alle anderen, denen dieses Ansinnen gestellt wurde. Als man sah, daß es uns hiermit ernst war, hieß es, wir könnten in der Zelle verfaulen, aber optieren müßten wir. Ich wurde noch einige Male ins Einzelverhör genommen und erklärte auf wieder-

holte Fragen: "Mein Gewissen läßt das nicht zu. Ich war deutsch, als es mir gut ging, und ich will es bleiben auch in Notzeiten, selbst wenn es mein Leben kostet."
Dafür gab's Ohrfeigen. Der Werber bedrohte mich: "Ich gebe ihnen den Befehl, Sie müssen unterschreiben und nicht als Masurin, sondern als Polin." Darauf sagte ich: "Sie legen mir eine Frage vor, die ich mit ja oder nein beantworten soll, und ich kann sie nicht mit ja beantworten und will alles tragen, was daraus entsteht." Wieder (gab es) Ohrfeigen. Nun wurde mir das Gesangbuch vorgelegt: Ob ich das lesen könnte, es sei evangelisch. –
Ich verneinte, da ich die polnische Sprache nicht lesen konnte. Es gab wieder Ohrfeigen mit den Worten; "Hier ist Polen! Hier ist Polen!" Als ich auch jetzt noch nicht optierte, herrschte er mich an, ich sollte meinen Mantel und die Oberkleider ausziehen, während der "Herr" die Tür zuschloß. Dann mußte ich mich über einen Stuhl beugen und wurde nun mit dem Gummiknüppel geschlagen; dazwischen höhnisch gefragt, ob es schmerzen würde. Aber ich biß die Zähne zusammen und gab keinen Laut von mir. Es waren noch 2 Beamte im Zimmer. Alle trugen Zivil. Mir gegenüber saß einer von ihnen, der den ganzen Akt mit hämischem Grinsen verfolgte.
Es wäre mir noch übler ergangen, aber jemand begehrte Einlaß. Ich mußte mich wieder anziehen und wurde mit 5 anderen Frauen, denen es nicht viel besser ergangen war als mir, in die Zelle zurückgeführt, wo wir nun 21 Frauen waren. In der folgenden Nacht wurde alle Viertelstunde eine Frau rausgeholt. Am nächsten Morgen blieben nur noch 8 von uns übrig. Alle andern hatten sich schon der Gewalt gebeugt. Einzelne kamen noch zurückgewankt, um den Verwandten zu sagen, daß sie optiert hätten. Wegen des Postens durften wir nicht fragen, aber wir sahen, was sie mitgemacht hatten. ...
Wir acht (Frauen) wurden angeschrien: "Wenn wir nicht bald von selbst kämen, würden wir sehen, was nach 3 Stunden geschehen würde." Wir sahen zwar die Aussichtslosigkeit, warteten aber doch, bis man uns rief. Da setzten wir dann unsere Namen unter ein Schriftstück, auf dem vorgedruckt stand: "Ich bitte um die polnische Staatsangehörigkeit und verspreche, dem polnischen Staat Treue und Gehorsam zu leisten." Uns war zu Mute, als hätten wir unser eigenes Todesurteil unterschrieben. ...
Wir haben schon viel Schweres durchgemacht, aber jetzt hat man uns die größte Gewalt angetan. Wir haben nur einen Wunsch, aus diesen Verhältnissen herauszukommen, zu ... deutschen Menschen ins Reich.<<

Zwangsumsiedlung von Volksdeutschen aus dem Banat in die Baragan-Steppe im Juni 1951

Erlebnisbericht des Landwirts T. T. aus Hatzfeld im Banat in Rumänien (x007/309-310, 383-388): >>Das ehemals so wohlhabende deutsche Hatzfeld hatte sich in eine Proletarierortschaft verwandelt. Die Deutschen besaßen keine Rechte, obwohl man sie ihnen auf dem Papier zusicherte. Die schwäbischen Kinder gingen in rumänische Schulen, in denen sie nur 2 oder 3 Stunden in der Woche in deutscher Sprache Unterricht erhielten. Das früher so lebhafte gesellige und kulturelle Leben war dahin. Schlecht gekleidete, um ihr täglich Brot kämpfende, von den Unterdrückungen und Verfolgungen scheu gewordene Menschen, verelendete Häuser, schmutzige Straßen - das war Hatzfeld 1951.
Anfang Juni 1951 konnten wir auf der Bahnstation eine ungewöhnliche Anzahl geschlossener Güterwagen beobachten. ... Wir nahmen an, daß die bereitgestellten Wagen zur Rückkehr der bessarabischen, buchenländischen und rumänischen Flüchtlinge dienen würden. Die Rumänen hingegen glaubten, man werde uns Schwaben deportieren. Auf diese Weise wurden sowohl wir als auch die Bessarabier und Bukowiner, die sich auf unseren Höfen großartig fühlten, von der Verschleppung überrascht.
Am 13. Juni ... sah ich die Frau eines befreundeten schwäbischen Rechtsanwaltes mit Koffern

zum Bahnhof eilen. Ich suchte den Rechtsanwalt auf, um von ihm den Grund der überstürzten Abreise zu erhalten, traf ihn aber nicht an. Er war offenbar über das Bevorstehende informiert worden und hatte mit seiner Familie das Weite gesucht.
Am Samstag, dem 16. Juni, erschien in Hatzfeld eine größere Abteilung Securitate-Truppen (rumänische Geheimpolizei). Am Sonntag wurde der Eisenbahnverkehr eingestellt. Nun bestand kein Zweifel mehr, daß eine Großaktion bevorstand. Ich erfuhr erst später, daß die nun folgenden Aushebungen auf Grund von Listen durchgeführt wurden. Die Verschickungslisten erfaßten in erster Linie die ehemaligen Groß- und Mittelbauern, während die schwäbischen Kleinbauern z.T. geschont wurden. Angeblich wurden die Listen von 2 schwäbischen Kleinbauern zusammengestellt, die in der Gemeindekanzlei arbeiteten.
In der Nacht ... zum 18. Juni ging es los. Gegen 2 Uhr wurde an meine Zimmertür getrommelt, ich öffnete und stand einer Gruppe von Sicherheitssoldaten gegenüber. Der Anführer war ein Offizier. Dieser forderte mich zur Legitimation auf, blickte in eine Liste, und sagte: "In Ordnung!" und nahm mir den Ausweis und sämtliche anderen Personalpapiere ab. Dann befahl er mir, mich fertigzumachen und in spätestens 2 Stunden auf dem Bahnhof zu sein.
Auf meine Frage, wohin ich geschafft würde und warum man mich deportiere, zuckte er mit den Achseln. Ich war wie vor den Kopf geschlagen. Was ich mitnehmen dürfe, wollte ich wissen, als der Offizier sich zum Gehen wandte. Er rief mir im Davongehen zu: "Nimm dir nicht zu viel mit; dort, wo du hinkommst, wirst du alles Nötige vorfinden."
Erst später erfuhren wir, daß die Bestimmungen dahingehend lauteten, daß die Zwangsausgesiedelten alle ihre Habe mitnehmen durften. Möbel, Lebensmittel, Kleinvieh, ja sogar Pferde, Wagen und Kühe, soweit die Betroffenen solche noch besaßen, konnten mitgenommen werden. Es wurden zu diesem Zweck Waggons in genügender Anzahl zur Verfügung gestellt. Daß jedoch nur ein Teil der Evakuierten von dieser Bestimmung Gebrauch machte, war die Schuld der Durchführungsorgane, die die Dinge so darstellten, als sei die Mitnahme des gesamten beweglichen Gutes nur eine unnötige Belastung, da die ausgesiedelten Familien an ihrem Bestimmungsort "ohnehin alles Nötige zum Leben" vorfinden würden.
Grund dieser bewußten Täuschung dürfte gewesen sein: daß man uns armen Teufeln noch in letzter Stunde auch die allerletzten Habseligkeiten abjagen und diese verteilen wollte.
Ich ließ mich zunächst irreführen und packte lediglich 2 Koffer. ... Dann aber beobachtete ich, daß meine Nachbarn ihre Möbel und gesamten Lebensmittelvorräte auf Pferdewagen verluden - die Fahrzeuge wurden auf Geheiß der Behörde von den Kolonisten beigestellt - und alles mitnahmen, was ihnen gehörte. Ich änderte meinen Entschluß und begann ebenfalls alles, was ich besaß, zusammenzutragen. Mein Kolonist, ein Ungar, stellte mir seinen Einspänner zur Verfügung und ich lud alles auf; vor allem versorgte ich mich mit Mehl, Brot, Fett und Speck. Das war, wie ich später erleben mußte, mein Glück.
Leider sind viele meiner Leidensgenossen weniger mißtrauisch gewesen. Sie ließen sich von der Austreibungskommission überreden, ihr Vieh und ihre Möbel zurückzulassen. Man schätzte den Wert ... ab und zahlte die scheidenden Eigentümer aus - allerdings gab man ihnen lächerliche Geldbeträge. Sie haben dies dann furchtbar bereut.
Innerhalb von 2 Stunden war ich fertig und karrte meine Habseligkeiten zum Bahnhof. Jede evakuierte Familie hatte, nachdem sie zum Fertigmachen aufgefordert worden war, einen Wachtposten erhalten, der mit geladenem Gewehr achtgab, daß niemand flüchtete. Auch ich wurde von einem Soldaten begleitet. Geschlagen wurde niemand. Ich hörte erst später, daß in der Gemeinde Lerchenfeld ein Schwabe erschossen wurde. Ein 76jähriger, alleinstehender Mann aus Hatzfeld verübte, bevor man ihn abholen konnte, Selbstmord durch Erhängen. ... Eine junge Wöchnerin, die 2 Tage vorher entbunden hatte, wurde rücksichtslos mitgezerrt, obwohl sie völlig entkräftet und vor Aufregung mehr tot als lebendig war.
Auf dem Bahnhof sammelten sich die Kolonnen der Evakuierten. Vorwiegend Schwaben,

aber auch viele Bessarabier und Bukowiner. Ein Bild des Jammers entrollte sich: Weinende Frauen, schluchzende Kinder, verstörte Familienväter. Jene, die ihr Großvieh mitgenommen hatten, erhielten ... gesonderte Wagen. Das Kleinvieh wurde mit den Menschen gemeinsam verladen. Größere Familien erhielten für sich, ihre Möbel und Vorräte eigene Waggons, kleine Familien mußten die Waggons mit anderen teilen. Der Bahnhof war umstellt, niemand hätte durch die Postenkette hindurchschlüpfen können. Wohin (sollte man) auch fliehen? ...
Ich wurde dem ersten Transport zugeteilt. Dieser ging am Nachmittag des 18. Juni von Hatzfeld ab. Er bestand aus 65 Waggons. Ihm folgten 3 weitere Transporte mit ebenfalls 60-65 Waggons. Ein fünfter Transport, der als letzter folgen sollte, wurde zusammengestellt, aber dann wieder aufgelöst und die Evakuierten nach Hatzfeld zurückgeschafft. Warum dieser (Transport) nicht abging, ist mir nicht bekannt. Ich kann auch nicht genau angeben, wieviele Hatzfelder in den abgegangenen 4 Transporten deportiert wurden. Es dürften jedoch 800 bis 1.000 Personen gewesen sein. Insgesamt sind angeblich 50.000 Menschen (Schwaben, Rumänen, Serben, Ungarn) aus dem Banat evakuiert worden.
2 Tage waren wir unterwegs. Temeschburg glitt vorbei, unsere Leute weinten, als sie die Konturen der Stadt im Abenddunst versinken sahen. Niemand hatte auch nur eine Ahnung, wohin es ging. Wir fuhren an Schäßburg und Kronstadt vorüber und den Predealpaß hinauf. Nun wußten wir: wir kamen ins rumänische Altreich oder - der Atem stockte uns - gar nach Rußland. Von Ploesti ging's nach Südosten in die weite, baumlose Ebene des Baragans hinein. Endlich hielten wir auf einer kleinen Station. Sie hieß Dudesti und lag, wie uns Einwohner sagten, 100 km südlich von Galatz. Der Ort hinter der Station war ein jämmerliches Nest. War dies unser Ziel?
Als wir aus den Waggons stiegen, versammelten sich am Bahnhof viele Pferdefahrzeuge. (Es waren) rumänische Bauern mit elenden Karren und dürren Gäulen. Sie wurden für uns bereitgestellt. Schon beim Ausladen und Beladen der Leiterwagen bekamen wir eine Vorstellung, in welchem Milieu wir uns befanden: Die Fuhrleute stahlen wie die Raben. Noch immer waren wir, trotz unserer Armut, verlockende Plünderungsobjekte für das Gesindel.
Ich warf mein Zeug auf eines der Fuhrwerke und setzte mich neben den Fahrer. Auch er wußte nicht, wohin es ging. Unsere Kolonne ratterte durch das Nest hindurch in die Steppe hinaus. Das Getreide war schon gelb, ein heißer Wind strich uns entgegen. So fuhren wir wohl eine gute Stunde, als mich mein Fahrer plötzlich aufschreckte und vom Weg hinaus ins Feld wies. Mitten in einer riesigen Weizentafel sah man die vor uns fahrenden Wagen halten. "Ich glaube", sagte der Rumäne, "hier ist euer Ziel!"
Es war tatsächlich so. Man lud uns mitten in der Steppe ab, mitten im Weizen, der unter den Rädern und Hufen zerstampft wurde. Offiziere brüllten Befehle. Jede Familie erhielt eine Fläche von 7.000-8.000 Quadratklaftern zugewiesen. Die Möbel und alle sonstigen Habseligkeiten wurden von den Wagen geworfen.
Bald bot sich ein groteskes, erschütterndes Bild: In mitten der Weizensteppe türmten sich Kästen, Betten, Matratzen, Tische, Ballen, um die herum ratlose Menschen standen und den davonfahrenden Fahrzeugen nachblickten. Einige begannen sofort, den Weizen abzumähen, andere hockten stumpf herum, andere fluchten und weinten. Die Miliz gab bekannt, daß jede Familie Bretter erhalten werde, um sich ein Dach zu bauen. Man führte uns in ein Holzlager, das etwa eine halbe Stunde entfernt war, und gab jedem Familienoberhaupt sage und schreibe 8 meterlange Bretter. Damit sollten wir, so sagte man uns, Dächer bauen.
Heizmaterial gab es nicht. So weit man blickte, war die Steppe völlig baumlos. Wir wußten nicht, wie wir unser Essen zubereiten sollten. Auch Petroleum wurde nicht ausgeteilt. Man überließ uns einfach unserem Schicksal, und wenn wir nicht die mitgebrachten Lebensmittel gehabt hätten, wären wir schon nach wenigen Tagen verhungert.
Am 3. Tag erschienen einige Funktionäre der in der Nähe gelegenen Staatsfarm, eines ehema-

ligen Bojarenguts, und riefen aus, wer Arbeit suche, könne auf der Farm im Drusch (beim Getreidedreschen) Beschäftigung finden. Ich meldete mich sofort, weil ich hoffte, auf diese Weise die Nahrung für die nächsten Wochen sicherzustellen. Das war jedoch ein Irrtum, denn nach 3 Wochen schwerster Arbeit erhielt ich gerade soviel Lohn, um einen halben Kubikmeter Weizen zu kaufen. Daraufhin ging ich nicht mehr zur Farm.
In der Zwischenzeit hatten die Wächter unseres "Feldlagers" die Leute angetrieben, mit dem Schlagen von Ziegeln zu beginnen. Zunächst geschah dies im Kollektiv, dann aber erzeugte jeder selbst die ... benötigten Ziegel. Wer sich weigerte, wurde von der Miliz nachts geholt und bis aufs Blut geschlagen. Es hatten sich nämlich einige mit der Erklärung geweigert: "Der Staat hat mir mein Haus genommen, nun muß er mir auch ein anderes Haus stellen." Solche Aufsässigkeiten unterblieben dann, als die Miliz zeigte, daß sie jeden Widerstand brutal zu unterdrücken verstand.
Ich tat mich mit 2 Mädchen zusammen, die keine Angehörigen besaßen, und begann Ziegeln zu schlagen. Die beiden Mädchen waren Rußlandheimkehrerinnen und erst 1949 entlassen worden. Sie arbeiteten stumm und fleißig, und bald konnten wir mit dem Bau beginnen.
Es waren 2 Häusertypen vorgeschrieben: Das "große" und das "kleine" Haus. Das erste Haus bestand aus 2 Zimmern, Küche und Korridor, das zweite Haus bestand aus einem Zimmer, Küche und Korridor. Die "großen" Haustypen waren für umfangreichere Familien, die "kleinen" für Einzelpersonen bestimmt. Mit erstaunlicher Schnelligkeit wuchs die Siedlung heran. Die Häuser standen auf den Zentimeter genau in einer Front, der Platz für den Vorgarten war in vorgeschriebenen Abmessungen gehalten.
Wir arbeiteten fieberhaft, um dem nahenden Herbst zuvorzukommen. Kommissionen aus Bukarest und unsere Milizbehörde feuerten uns mit folgenden Worten an: "Denkt nicht mehr an euer Banat, ihr werdet dorthin nicht mehr zurückkehren! Seht zu, daß ihr hier ein neues, schönes Banat schafft!"
Neben dem Hausbau mußten wir kostenlos Pflichtarbeit leisten. Es galt eine Schule, das Verwaltungsgebäude, das Milizhaus, ein Spital und sonstige Gemeindebauten zu errichten. Da unsere mitgebrachten Nahrungsmittel zu Ende gingen, verlangten wir, daß man uns, wenn schon kein Geld und keine Vorräte, zumindest die tägliche Kost geben solle. Daraufhin wurde eine öffentliche Küche eingerichtet, die die Pflichtarbeiter beköstigte.
Nach 3 Wochen wurde die Küche jedoch wieder aufgelöst, da kein Geld zur Anschaffung der Lebensmittel vorhanden war. Nun versuchte sich jeder um die Pflichtarbeit zu drücken und begann lieber auf den Feldern Früchte zu stehlen, um nicht zu verhungern. Die Rumänen und Ungarn trieben es am dreistesten: Sie fuhren mit ihren Hand- und Pferdekarren einfach in die Felder der Staatsfarm; dann kam es entweder zu Schlägereien oder die Wächter ließen sich bestechen. ...
Unsere Bauten machten unterdessen gute Fortschritte; als der Spätherbst kam, standen 90 % der Bauten unter Dach und Fach. Was übrigens die Dächer betrifft; sie waren aus Stroh und ständig in Gefahr, davongeweht zu werden. Der unablässig wehende Wind steigerte sich immer wieder zum Sturm und warf das Stroh von den Sparren. Wir versuchten uns zu helfen, indem wir das Stroh mit ... Draht niederbanden, aber auch dies nutzte nicht viel. Der Wind riß schon bald Löcher ins Dach. Der Regen tropfte hindurch und weichte Wände und Lehmfußboden auf. Es war zum Verzweifeln.
Eines Tages wurden 100 Personen aus unserer Siedlung zusammengetrieben und 10 km weit auf eine Baumwollfarm geführt. Ich befand mich unter ihnen. Wir mußten bei der Baumwollernte helfen, einer mühseligen, erschöpfenden Arbeit, weil man den ganzen Tag in tief gebückter Stellung verbringen mußte. Für unsere Leistung erhielten wir 70 Lei täglich, gerade soviel, um die Tageskost zu kaufen. Ich schnitt als Einzelperson dabei noch ganz gut ab. Schlimm war es jedoch für die Familienväter, die viel zu wenig verdienten, um ihre Kinder zu

ernähren.
Nach 2 Wochen war auch diese klägliche Erwerbsquelle zu Ende. Es begann wieder das Problem, Nahrung zu beschaffen. Manchmal konnten wir in der Umgebung gruppenweise wie Sträflinge gegen Tagelohn und Lebensmittel arbeiten; das aber reichte nicht aus, die Existenz der 450 Familien, davon waren zirka 300 schwäbische Familien, sicherzustellen. Wie aber würde es im Winter sein?
Die Siedlung bot mit ihren schnurgeraden Straßen und ihren weißgekalkten Häusern rein äußerlich ein recht gutes Bild. Wieviel Kummer, Verzweiflung und Sehnsucht sie beherbergte, kann ich in Worten gar nicht beschreiben. Es gab kein ordentliches Trinkwasser. Die von uns ausgehobenen Brunnen erwiesen sich zum größten Teil als unbrauchbar. Das Wasser war ungenießbar, und die Folge dieser ungenügenden Trinkwasserversorgung war, daß eine Typhusepidemie ausbrach. Das neuerrichtete Spital war mit Kranken überbelegt. Mehrere Kranke starben, darunter waren auch Kinder.
Es erschien eine Sanitätskommission, die das Wasser der Brunnen mit Hilfe eines weißen Pulvers "tötete", d.h. endgültig ungenießbar machte. Damit war das Problem der Wasserversorgung nicht gelöst. Und ebenso belastete uns die Sorge um das Heizmaterial. Womit sollten wir in dem hereinbrechenden Winter die noch feuchten, von Wind und Regen heimgesuchten Behausungen heizen? Das Stroh reichte nicht aus, und Holz gab es nicht, soweit das Auge in die Runde sah. Und wovon sollten die 450 Familien in der Zukunft, vor allem aber im Winter, leben? All diese Sorgen lasteten wie Gespenster auf uns.
Für mich persönlich schien sich eine Chance zu ergeben, dieser Hölle zu entrinnen: Ich erhielt in diesen Oktobertagen aus Bukarest die Nachricht, daß mein Ansuchen um Ausreise und Familienzusammenführung - meine Familie lebte in Deutschland - günstig beschieden worden sei. Die freudige Nachricht warf mich fast um. Ich unternahm nun alles, um nur endlich wegzukommen.<<

Die reichs- und volksdeutschen Nachkriegsverluste

Reichs- und volksdeutsche Nachkriegsverluste in den Ostgebieten des Deutschen Reiches (Stand: 31.12.1937), in den deutschen Siedlungsgebieten im Ausland und in der sowjetischen Besatzungszone in Mitteldeutschland (ohne Wehrmachtssterbefälle und zivile Kriegsopfer):

	Verluste nach dem sowjetischen Einmarsch	Verschleppungsverluste	Flucht- und Vertreibungsverluste	Nachkriegsverluste; insgesamt	
Ostpreußen	11.900	19.800	245.700	277.400	
Ostpommern	21.200	22.000	285.700	328.900	
Ostbrandenburg	7.500	7.700	157.300	172.500	
Schlesien	37.500	27.900	380.700	446.100	
Deutsche Ostprovinzen	**78.100**	**77.400**	**1.069.400**	**1.224.900**	
Memelland	**800**	**1.000**	**26.300**	**28.200**	
Danzig	5.000	5.400	79.500	89.900	
Polnische Gebiete des Reichsgaues Danzig-Westpreußen	3.500	3.600	35.900	43.000	
Reichsgau Wartheland, Ostoberschlesien und Generalgouvernement	11.500	11.700	18.800	142.000	
Polnische Gebiete	**20.000**	**20.700**	**234.200**	**274.900**	
Reichsgau Sudetenland, Protektorat Böhmen und Mähren sowie Slowakei	**42.000**	**.**	**224.600**	**266.600**	
Estland, Lettland und Litauen	600	**.**	21.900	22.500	
Jugoslawien	7.200	13.500	115.100	135.800	
Rumänien	.	33.700	67.300	101.000	
Ungarn	.	15.800	41.200	57.000	
Baltikum und Balkan	**7.800**	**63.000**	**245.500**	**316.300**	
Deutsche Siedlungsgebiete im Ausland	**70.600**	**84.700**	**730.600**	**885.900**	
Ost-Mitteleuropa	**148.700**	**162.100**	**1.800.000**	**2.110.800**	1)
Übrige Reichsdeutsche (Bombenevakuierte und Dienstverpflichtete)	**.**	**.**	**152.400**	**152.400**	2)
Sowjetunion	**-**	**350.000**	**.**	**350.000**	3)
Mitteldeutschland (SBZ)	**115.000**	**8.800**	**65.000**	**188.800**	4)
Insgesamt	**263.700**	**520.900**	**2.017.400**	**2.802.000**	
Zivile Kriegsverluste	.	.	.	(441.500)	5)

Quellen: 1) Statistische Berichte des Bundesamtes Wiesbaden vom 04.11.1959, S. 20.
2) Von der Flucht und Vertreibung direkt betroffene Bombenevakuierte und Dienstverpflichtete, die aus den westlichen Reichsgebieten stammten. Diese Nachkriegsverluste wurden aufgrund der durchschnittlichen ostdeutschen Verlustquoten errechnet (2,5 % der direkt Betroffenen - x016/79).
H. Nawratil ermittelte z.B., daß die Verluste der zugezogenen Reichsdeutschen mit min-

destens 220.000 Opfern anzusetzen sind (x025/75).
3) Zwangsverschleppung innerhalb der Sowjetunion (Verluste während des Zweiten Weltkrieges = ca. 239.000 Rußland-Deutsche - x026/31), Verschleppung von Zwangsrepatriierten aus dem Deutschen Reich in die UdSSR (Verluste = ca. 111.000 Rußland-Deutsche - x026/91). Nach Angaben der rußlanddeutschen Volksgruppe starben sogar über 400.000 Rußland-Deutsche (x026/31).
4) Im Jahre 1945 kamen in der sowjetischen Besatzungszone (SBZ) etwa 115.000 Mitteldeutsche um (x037/55,59). Von 1945 bis 1950 ereigneten sich in den SBZ-Konzentrationslagern außerdem über 65.000 Sterbefälle (x009/228). Weitere 8.800 mitteldeutsche Verschleppungsopfer ("Strafgefangene" und andere Zwangsarbeiter) starben in sowjetischen Deportationslagern (x026/63,91).
H. Nawratil schätzte, daß der sowjetische Einmarsch in Westpommern, Westbrandenburg und in Berlin bereits etwa 240.000 Menschenleben forderte (x026/56).
5) Nach offiziellen Angaben starben in den Jahren 1939-45 im Deutschen Reich "nur" 441.500 deutsche Zivilisten durch Kriegseinwirkungen (x016/78).
Dr. G. Hümmelchen ermittelte jedoch später, daß allein während der anglo-amerikanischen Luftangriffe ca. 609.000 Deutsche getötet wurden (x051/364).

>>Das Leben ist eine Reise, die heimwärts führt.<< (Herman Melville)

Die Verluste der deutschen Flüchtlinge und Vertriebenen wurden nach langjähriger Forschungs- und Untersuchungsarbeit durch Wissenschaftler und Experten des Statistischen Bundesamtes ermittelt. Diese Statistiken, die man erst im Jahre 1959 veröffentlichte, gehören sicherlich zu dem bestgesicherten Zahlenmaterial der zeitgeschichtlichen deutschen Forschung.
Bei diesen Ermittlungen setzte man bewußt nur Mindestverluste an, die nach Abschluß der Kampfhandlungen entstanden. Tausende von Flüchtlingen und Vertriebenen, die nach der Ankunft im besetzten Mittel- und Westdeutschland an den Folgen der erlittenen Mißhandlungen und Strapazen, an Hunger und Seuchen starben, wurden nicht berücksichtigt.
Wie viele deutsche Zivilisten auf der Flucht, durch Kampfhandlungen, Befreiungsverbrechen, Selbstmorde, Zwangsverschleppungen, Vertreibungsmaßnahmen oder langjährige Zwangsarbeit tatsächlich umkamen, wird man verständlicherweise niemals genau feststellen können.
Das Bundesarchiv Koblenz berichtete im Jahre 1974 über die sog. "Deutschen Vertreibungsverluste" (x010/18,54): >>Der Begriff Vertreibung ... umfaßt nicht allein die Ausweisung der ostdeutschen Bevölkerung, sondern den Gesamtvorgang ihrer Entwurzelung. Dieser begann durch Fluchtbewegungen in der Endphase der Kriegshandlungen, durch Ausplünderung, Verelendung, Mißhandlung, Deportierung und Tötung verbliebener Bevölkerungsteile in der Zeit der Besetzung der deutschen Siedlungsgebiete und vollendete sich schließlich durch deren Ausweisung.<<
>>Bei den Schätzungen des Statistischen Bundesamtes zur Ermittlung der Vertreibungsverluste ... ergeben sich nach Abzug geschätzter Kriegsverluste und nach Ermittlung der in der Bundesrepublik Deutschland und Schätzung der in der DDR sowie in Heimatgebieten im Jahre 1950 lebenden Personen eine Gesamtzahl von ca. 2,2 Millionen "ungeklärter Fälle" in sämtlichen Vertreibungsgebieten (außer UdSSR und ohne reichsdeutsche Bombenevakuierte und Dienstverpflichtete). Sie werden auch als "Nachkriegsverluste" bezeichnet. ...
Nur bei einer weitgehenden Auslegung des Begriffs "Vertreibungsverbrechen" kann vorsichtig davon ausgegangen werden, daß es sich bei der Mehrzahl der o.a. "ungeklärten Fälle" um Verbrechensopfer handelt. Dann wären aber die Todesfälle unter der Zivilbevölkerung infolge von Entkräftung und Erschöpfung wegen mangelhafter oder fehlender Lebensmittelzu-

teilungen ebenso als Vertreibungsverbrechen zu bezeichnen wie auch die hohe Zahl der Selbstmordfälle - Ausdruck der totalen Hoffnungslosigkeit unter der Zivilbevölkerung.
... Das Ergebnis darf jedoch nicht vergessen lassen, daß eine weitaus höhere Zahl von Deutschen Opfer von Gewalttaten wie Vergewaltigungen und Mißhandlungen geworden ist, die nicht unmittelbar zum Tode führten.<<
KNAURS Lexikon (1953; S. 481) notierte, daß während der Flucht und Ausweisung etwa 2,5 Millionen Deutsche zugrunde gingen (x038/481).
Der Kirchliche Suchdienst München ermittelte im Jahre 1965 (sog. "Gesamterhebung zur Klärung des Schicksals des deutschen Volkes in den Vertreibungsgebieten") für Ost-Mitteleuropa (außer UdSSR und ohne reichsdeutsche Bombenevakuierte und Dienstverpflichtete) rd. 2,3 Millionen Tote und ungeklärte Fälle (Verschollene). Da seit dem Kriegsende bereits Jahrzehnte vergangen sind, müssen die Verschollenen als umgekommen gelten (x025/248).
Dr. Gerhard Reichling (langjähriger Mitarbeiter des Statistischen Bundesamtes) errechnete für die Vertreibungsgebiete in Ost-Mitteleuropa (ohne reichsdeutsche Bombenevakuierte und Dienstverpflichtete) insgesamt 2.220.000 Todesopfer (x037/60): Tote auf der Flucht, bei der Vertreibung und als Folge der Besetzung = 1.640.000 (766.000 Frauen und Mädchen, 555.000 Männer und 319.000 Kinder). Tote der sowjetischen Verschleppungsaktion = 580.000 (226.000 Frauen, 258.000 Männer und 96.000 Kinder).
Im "dtv-Atlas zur Weltgeschichte" (1989; Band 2, S. 499) wurden die deutschen Vertreibungsverluste mit über 3,0 Millionen angegeben (x061/499).

Anstatt eines Schlußwortes

>>Die ursprüngliche Heimat ist eine Mutter, die zweite eine Stiefmutter.<< (Sprichwort aus Rußland)

Heinz Nawratil erläuterte einige Gründe, warum die Deutschen ihre Siedlungsgebiete in Ost-Mitteleuropa verlassen mußten (x160/8-9): >>Die offizielle Propaganda freilich hat die polnischen Annexionen und Vertreibungen als reine Reaktion auf Hitler dargestellt und wurde sogar von etlichen westlichen Historikern ungeprüft übernommen. Zutreffend schreibt dagegen der unvergessene Prof. Andreas Hillgruber, einer der Großen der bundesdeutschen Geschichtsschreibung: "Die Komplexität des Geschehens wurde auf unzulässige Weise ausschließlich - fast monokausal - als sachlogische Konsequenz der hybriden Ziele der Hitlerschen Expansionspolitik ... interpretiert, ohne daß die davon unabhängigen Ziele der östlichen und westlichen Gegenmächte viel untersucht wurden. Dabei war das gegnerische Konzept nicht nur eine Reaktion auf die nationalistische Herausforderung; es entsprach vielmehr lange herkommenden Vorstellungen, die im Kriege nur zum Durchbruch kamen."

... Warum sollte es nicht auch in Europa möglich sein, eine legendenfreie Geschichte im Geist der Menschenrechte und der historischen Wahrhaftigkeit zu schreiben?

... Als Legende Nr. 1 wäre die Westverschiebung Polens zu nennen. Dazu der Abgeordnete Dr. Ehmke von der SPD: ... "Polen hatte im Osten große Gebiete verloren, Deutschland mußte fast ein Viertel seines Bodens abgeben. ..."

... Daß die ehemals polnischen Gebiete östlich der sog. Curzon-Linie eine Frucht der großpolnischen Expansionspolitik nach dem Ersten Weltkrieg darstellten und immer mehrheitlich von Ukrainern und Weißrussen besiedelt waren, ist in der Öffentlichkeit kaum bekannt. Trotz der polnischen Siedlungs- und Kolonialpolitik und trotz frisierter Statistiken konnte Warschau in diesen Landesteilen 1939 nur einen polnischen Bevölkerungsanteil von 36 % vorweisen, ein Prozentsatz, der etwa dem der Deutschen in den Abtretungsgebieten des Deutschen Reiches von 1919 entsprach. Nach russischen Schätzungen vom Oktober 1939 - mindestens ebenso frisiert - waren von der Gesamtbevölkerung Ostpolens in Höhe von insgesamt 11,5 Millionen sogar 10 Millionen Ukrainer bzw. Weißrussen.

Genauere Zahlen lassen sich nur schwer ermitteln. Fest steht, daß in den fünfziger Jahren 1,5 Millionen "Ostpolen" im ganzen polnischen Machtbereich gezählt wurden. Bedenkt man weiter, daß aus Polen selbst nach 1945 518.000 Ukrainer, Weißrussen und Litauer in die Sowjetunion umgesiedelt wurden, fast 200.000 Juden auswanderten und außerdem rund 1 Million Volksdeutsche aus Polen vertrieben wurden, dann bleibt für Kompensationsgedanken kein Platz mehr.

Die ostpolnischen Vertriebenen und sogar die Umsiedler aus dem Inneren der Sowjetunion usw. hätten in den verlassenen Siedlungen der Minderheiten untergebracht werden können, ohne die polnische Westgrenze auch nur um einen Meter zu verschieben. Die Annexion ostdeutscher Gebiete mit einer Vorkriegsbevölkerung von rund 9 Millionen und die Vertreibung ihrer Bewohner hat mit Kompensation sicher nichts zu tun. ... <<

Der kanadische Historiker James Bacque berichtete im Jahre 1989 erstmalig über den Hungertod der deutschen Kriegsgefangenen und der Zivilbevölkerung in der Nachkriegszeit (x131/227-228): >>Trotz der weltweiten Lebensmittelknappheit von 1946 ist es klar, daß die alliierte Politik länger als ein Jahr, von Mai 1945 an, die Deutschen wissentlich bei dem Versuch hinderte, sich Lebensmittel zu beschaffen und zu exportieren, um die Lebensmittelimporte zahlen zu können. Auch wurde anfangs keine Hilfe von Wohltätigkeitsverbänden zugelassen. Die Regierungen Schwedens und der Schweiz versuchten 1945, Lebensmittel nach Deutschland zu schicken. Beiden Regierungen wurde das verboten. ...

In der gesamten westlichen Welt sind entsetzliche Greueltaten gegenüber Armeniern, Ukrainern und Juden bekannt. Nur die Greueltaten gegenüber den Deutschen werden abgestritten. Sind die Deutschen in unseren Augen keine Menschen? ...<<

Der deutsche Journalist Alfred Theisen berichtete am 10. Februar 1995 in einer Beilage der Wochenzeitung "DAS PARLAMENT" über "Die Vertreibung der Deutschen – Ein unbewältigtes Kapitel europäischer Zeitgeschichte" (x163/1-18):

>>**I. Ein verdrängtes Thema**

Nach Angaben des Flüchtlingskommissars der Vereinten Nationen sind derzeit über 50 Millionen Menschen auf der Flucht. Nachrichten über Vertreibung und Völkermord erreichen uns längst nicht mehr nur von fernen Kontinenten. Seit Beginn der neunziger Jahre sind durch die serbische Aggression auf dem Balkan Flucht und Vertreibung auch in Europa wieder brutale Wirklichkeit geworden. Die Zahl der Opfer dieses europäischen Kriegsschauplatzes geht bereits in die Hunderttausende.

Die Bilder des Schreckens von Vertreibung, Massentötungen, systematischen Vergewaltigungen und anderen Gewaltverbrechen gegen die Zivilbevölkerung rufen bei Millionen vertriebenen Deutschen traumatische Erinnerungen wach. Sie denken dabei nicht nur an persönlich erlittenes Leid, sondern auch an die tiefen kulturhistorischen und zivilisatorischen Wunden, die Deutschland und Europa mit der Vertreibung von Deutschen zum Ende des Zweiten Weltkrieges zugefügt worden sind.

Daß dies oft aus Gleichgültigkeit vielen West- und Mitteldeutschen unbekannt ist, verletzt deutsche Heimatvertriebene. Was weiß man eigentlich über das Schicksal der über zwölf Millionen geflüchteten und vertriebenen Deutschen, was will man überhaupt noch wissen? Waren es damals tatsächlich nur Flucht und Evakuierung, wie die deutsch-polnischen Schulbuchempfehlungen der siebziger Jahre es beschreiben? Handelte es sich bei den Grausamkeiten nur um gelegentliche, fast entschuldbar spontane Vergeltungsmaßnahmen der Vertreiber?

Die Unwissenheit über die Verbrechen an Millionen deutschen Flüchtlingen und Vertriebenen offenbart die Versäumnisse von Lehrern, Wissenschaftlern, Politikern und Journalisten, die es unterlassen haben, dies, aber auch Leistung und Schicksal des geschichtlichen Ostdeutschlands, des Sudetenlandes und anderer Vertreibungsregionen zu vermitteln.

Ein für die Situation bezeichnendes Urteil über den Umgang mit dem Thema "Vertreibung in Film und Literatur" enthält ein Gutachten, das Heinz Nawratil in seinem Buch "Vertreibungsverbrechen an Deutschen" in folgendem Auszug veröffentlichte:

"Man fragt sich unwillkürliche, weshalb ein so dramatisches, einschneidendes und so viele betreffendes historisches Ereignis wie der Verlust der ehemals deutschen Ostgebiete weder in der ernstzunehmenden deutschen Literatur noch in deutschen Filmen – unter welchen politischen und unpolitischen Aspekten auch immer – ein irgendwie bemerkenswertes Echo gefunden hat.

Gesetzt den Fall, ein ähnliches Schicksal hätte Frankreich, Italien oder England getroffen – wäre es da denkbar, daß französische, italienische oder englische Filmemacher einen derartig spektakulären und sozial äußerst folgenschweren Vorgang in ihrem Land jahrzehntelang einfach ignorierten oder sich gar durch opportunistische Selbstzensur (was wird wohl das Ausland dazu sagen?) an einer freimütigen Behandlung dieses so ungemein reichhaltigen Stoffgebietes hindern ließen?"

Seit Beginn der fünfziger Jahre bemühte sich immerhin das damalige Bundesministerium für Vertriebene, die Lücken der geschichtlichen Überlieferung dadurch zu schließen, daß großangelegte Recherchen durchgeführt wurden, in deren Namen Niederschriften (z.B. Erlebnisberichte, Tagebücher, Briefe) von Tausenden Betroffenen aus allen Vertreibungsgebieten gesammelt wurden. Eine Auswahl aus diesem Material hat die Bundesregierung 1953 bis 1961 in der "Dokumentation der Vertreibung der Deutschen aus Ost-Mitteleuropa" herausgegeben.

Diese Dokumentation ist erst – seit dem sie über zwei Jahrzehnte nicht mehr erhältlich war (und dies auch aus politischen Gründen) – im Mai 1984 neu aufgelegt worden.
Im Bundesarchiv/Lastenausgleichsarchiv in Bayreuth lagern mehr als 40.000 solcher Zeugnisse von Vertriebenen. Jahrelang wurde ein wissenschaftlicher Bericht zu diesen Unterlagen von den Bundesregierungen unter Verschluß gehalten. Erst seit Dezember 1982 sind diese Dokumente zur publizistischen und wissenschaftlichen Nutzung freigegeben worden, nachdem vorher nur einige kleine Teile davon an die Öffentlichkeit gelangen konnte.
Die Literatur, die sich mit der Vertreibung auseinandersetzt, ist inzwischen auf einen stattlichen Bestand an ausführlichen Dokumentationen, kommentierenden und analysierenden Büchern angewachsen. Dennoch ist die Vertreibung nach wie vor fast alleiniges Thema der Vertriebenen selbst geblieben. Im englischen Sprachraum hat sich der Historiker Alfred M. de Zayas im Hinblick auf die Verbreitung des Wissens um die Vertreibung verdient gemacht.
Als einer der seltenen Versuche, auch im Fernsehen über das Thema der Vertreibung zu informieren, muß die am 3. November 1985 im ZDF ausgestrahlte, von Ekkehard Kuhn zu verantwortende Fernsehsendung "Das deutsche Nachkriegswunder, Leid und Leistung der Vertriebenen" genannt werden. In seinem zwei Jahre später erschienenen Buch "Nicht Rache, nicht Vergeltung. Die deutschen Vertriebenen" zieht Kuhn jedoch die ernüchternde Bilanz: "Die Solidarität, das Mitgefühl mit Opfern der Vertreibung, den Toten, den Entehrten, den Folgegeschädigten ist heute unter uns Deutschen gering oder so gut wie nicht mehr vorhanden."
Obwohl jeder vierte Einwohner der ehemaligen DDR entweder selbst vertrieben wurde oder aus einer Vertriebenenfamilie stammt, war das Thema der Vertreibung unter den Kommunisten selbstverständlich ebenfalls tabuisiert. Bereits am 8. Oktober 1945 verfügte die sächsische Landesregierung, daß nur noch von "Umsiedlern" gesprochen werden sollte. Zu Beginn der fünfziger Jahre wurden die Vertriebenen in der DDR im offiziellen Sprachgebrauch der SED-Diktatur beschönigend als "Neubürger" bezeichnet.
... In der Folgezeit fand das den strategischen Zielen des Sowjetimperiums zuwiderlaufende Thema der Vertreibung in den Medien, Schulen, der Wissenschaft und Literatur der DDR nicht mehr statt. Indirekt an die Vertreibung erinnert wurde in der DDR jedoch ständig durch die endlosen Revanchismuskampagnen gegen die Landsmannschaften der Vertriebenen im Westen, denen in der Feinbildpropaganda der Kommunisten eine große Rolle zukam. ...
Auch nach der Auflösung der SED-Herrschaft steckt die wissenschaftliche Forschung des Schicksals der Vertriebenen in der DDR noch in den Anfängen. Seit Beginn der neunziger Jahre wurde jedoch an den Hochschulen in Berlin und Magdeburg eine Reihe von entsprechenden Forschungsprojekten in Auftrag gegeben.
In dem Abschlußbericht der Enquetekommission des Deutschen Bundestages "Aufarbeitung von Geschichte und Folgen der SED-Diktatur in Deutschland" wird dieses Thema nur sehr am Rande behandelt. Ungeachtet dieser geringen öffentlichen bzw. politischen Aufmerksamkeit haben sich die Vertriebenen in den neuen Bundesländern seit der Vereinigung der beiden Staaten in Deutschland in starken Verbänden zusammengeschlossen. Der Bund der Vertriebenen (BdV) und einzelne Landsmannschaften verfügen in den neuen Bundesländern über erhebliche Mitgliederzahlen (Ende 1994 rd. 200.000).

II. Die politische Vorgeschichte der Vertreibung

Bereits nach dem Ersten Weltkrieg warf die Vertreibung ihre Schatten voraus, wurde Ost- und Sudetendeutschen das versprochene Selbstbestimmungsrecht vorenthalten. Durch den Versailler Vertrag vom 28. Juni 1919 und den Vertrag von St. Germain mit Österreich vom 10. September 1919 wurde das erst wenige Monate vorher vom amerikanischen Präsidenten Wilson feierlich ausgerufene Selbstbestimmungsrecht der Völker auf die Deutschen nicht angewandt: Das Memelgebiet wurde abgetrennt, der überwiegende Teil der Provinz Posen, weite Gebiete

Westpreußens und ein Drittel Oberschlesiens gerieten unter polnische Herrschaft; das sogenannte Hultschiner Ländchen und die geschlossenen deutschen Siedlungsgebiete Böhmens, Mährens und Österreich-Schlesiens wurde ungefragt der neu gegründeten Tschechoslowakei zugeschlagen.
Hier bereits erfolgten die politischen Weichenstellungen, die Europa in noch größere Tragödien stürzen sollten. Hinzu kamen aufgrund des umstrittenen Kriegsschuldartikels hohe, nicht erfüllbare Reparationsforderungen. Diese sowie die umfangreichen Gebietsabtretungen raubten der Weimarer Demokratie mit der Wirtschaftskraft auch die politische Stabilität. Eine demokratische Westorientierung der ersten deutschen Republik war durch Versailles selbst verhindert worden. Revisionistische Tendenzen und Volksgruppenprobleme bildeten somit den fruchtbaren Boden für die nationalsozialistische Propaganda und letztlich den Weg zum Zweiten Weltkrieg.
Von dem Leid, das durch den Nationalsozialismus und Krieg von Deutschen den Juden, Polen, Russen Tschechen und anderen zugefügt wurde darf nichts geleugnet werden, und es wird auch nichts verschwiegen. Im Gegenteil: Die Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus füllt mittlerweile nicht nur ganze Bibliotheken, sie ist auch – zu Recht – Bestandteil unserer demokratischen politischen Kultur geworden. Daß es auch in Deutschlands östlichen Nachbarvölkern Verbrecher und Kriegstreiber gegeben hat, macht die Bürde der Schuld der Deutschen nicht geringer. Jedoch kann Unrecht nicht das Begehen neuen Unrechts rechtfertigen.
Schon während des Krieges fanden wichtige Entscheidungen der künftigen Siegermächte über die territoriale Neuordnung Mitteleuropas nach dem Kriege statt. Allerdings bekannten sich am 14. August 1941 die Alliierten in der "Atlantik-Charta" dazu, "daß nach Kriegsende keine territorialen Veränderungen Platz greifen sollen, die nicht mit dem frei zum Ausdruck gebrachten Willen der Völker übereinstimmen".
Auch die polnische Exilregierung, der tschechoslowakische Exilpräsident Edvard Benesch und die Sowjetunion unterzeichneten diese Charta. Dabei kann man davon ausgehen, daß dies sowohl für Benesch wie für Stalin lediglich eine taktische Maßnahme war. So gehörte Benesch seit dem Münchener Abkommen zu den Befürwortern einer Vertreibung von Sudetendeutschen, und ihm gelang es auch als erstem, grundsätzlich die Zustimmung nicht nur Stalins, sondern auch der amerikanischen und britischen Regierung zur Vertreibung der Sudetendeutschen zu erreichen.
Stalin hatte zu dieser Zeit bereits als Folge seines Paktes mit Hitler und entsprechender sowjetischer Gebietsokkupationen Zwangsaussiedlungen zugestimmt, die keinen Zweifel daran ließen, daß er an seinen zu Kriegsbeginn geplanten Gebietsaneignungen festhalten wollte. Nur 14 Tage nach der Verabschiedung der Atlantik-Charta erließ Stalin am 28. August 1941 das Dekret "Über die Umsiedlung der Deutschen des Wolgagebietes", was einem Todesurteil für die nationale, kulturelle und religiöse Selbständigkeit dieser Volksgruppe gleichkam.
In den Verhandlungen der Siegermächte während des Krieges kam es Stalin und den später von ihm mit an den Verhandlungstisch gebrachten moskautreuen polnischen Kommunisten darauf an, eine Westverschiebung Polens zu Lasten Deutschlands durchzusetzen und diese Grenzveränderungen durch Zwangsumsiedlungen der deutschen Bevölkerung unumkehrbar zu machen.
Nicht zuletzt durch eine Reihe von Täuschungsmanövern gelang es Stalin, die Zustimmungen der westlichen Regierungen sowohl zur Vertreibung der Ost- und Sudetendeutschen nach Westen, wie auch auf der Konferenz von Jalta ihr Einverständnis zur Verschleppung von Deutschen zur Zwangsarbeit in sowjetische Arbeitslager zu erreichen.
Obwohl die amerikanische und britische Regierung – sowohl was das Ausmaß der späteren Westverschiebung Polens wie auch der Vertreibung von Deutschen anbelangt – sich weiter-

gehenden Planungen entgegenstellten, muß festgehalten werden, daß auch Staatsmänner der westlichen Demokratien damals der Vertreibung das Wort geredet haben.
Auf der Konferenz von Teheran, Ende 1943, stellte der damalige britische Premierminister Winston Churchill seinen später zur Vertreibung führenden Vorschlag einer Westverschiebung Polens vor. Westliche Politiker stimmten damals der Vertreibung von Deutschen zu, auch wenn sie später auf deren Umfang und brutale Durchführung keinen Einfluß mehr hatten und sich amerikanische und britische Politiker über das Ausmaß der seit Kriegsende an den Ost- und Sudetendeutschen begangenen Verbrechen entrüsteten.
Angaben zum damaligen unabhängigen national-polnischen Standpunkt in der Oder-Neiße–Diskussion findet man in einem Interview, das der Ministerpräsident der Londoner Exilregierung Polens Thomasz Arciszewski, am 17. Dezember 1944 der "Sunday Times" gegeben hat. Danach sollte das Vorkriegspolen wiedererstehen. "Amputationen" im Osten zugunsten Stalins lehnte er ab. Dafür erhob er im Westen Anspruch auf das industriereiche Oberschlesien, auf die bis 1939 Freie Stadt Danzig sowie auf Ostpreußen und Teile von Pommern.
Arciszewski lehnte es ab, Gebiete mit acht bis zehn Millionen Deutschen zu verlangen. Wörtlich sagte er: "Wir wollen weder Stettin noch Breslau."
Ebenso lehnte der militärische Führer des polnischen Exils, General Wladislaw Anders, zu weitgehende Annexionen deutschen Gebietes ab.
Entgegen den in Jalta getroffenen Vereinbarungen, die endgültige Regelung der polnischen Grenzen einer Friedenskonferenz vorzubehalten, übertrug die Sowjetregierung nach der militärischen Besetzung die Gebietshoheit über den deutschen Osten, mit Ausnahme des Gebietes rings um Königsberg, der von ihr abhängigen polnisch-kommunistischen Regierung in Warschau. Diese errichtete noch vor Kriegsende am 14. März 1945 in den Oder-Neiße-Gebieten 4 Wojewodschaften (Bezirksverwaltungen), denen am 20. März als fünfte die Wojewodschaft Danzig folgte.
Nicht nur gegenüber den Deutschen versündigten sich die westlichen Siegermächte an ihren eigenen Zielsetzungen der Atlantik-Charta, sondern auch dadurch, daß sie in der Folgezeit die demokratischen Repräsentanten Polens - sowohl die Exilregierung in London wie den polnischen Widerstand – zunehmend ignorierten und an deren Stelle die Marionetten stalinscher Machtpolitik in Warschau akzeptierten.
Zu spät erkannten die Westmächte, daß sie unter irrigen Voraussetzungen Stalins Politik der Westverschiebung Rußlands und Polens unterstützt hatten. Der sowjetische Einfluß reichte nun bis zur Elbe und die innerhalb dieses Raumes erfolgende Neugestaltung der politischen Verhältnisse entzog sich der Einflußnahme des Westens.

III. Die Vertreibung der Deutschen

Als die Alliierten im Potsdamer Protokoll vom 2. August 1945 "die Überführung der deutschen Bevölkerung oder Bestandteile derselben, die in Polen, der Tschechoslowakei und Ungarn zurückgeblieben sind, ... in ordnungsgemäßer und humaner Weise" beschlossen, waren bereits seit Monaten mörderische Vertreibungen in Ostdeutschland, dem Sudetenland und den zahlreichen Siedlungsgebieten der Deutschen in den östlichen Nachbarstaaten Deutschlands im Gange.
Entrüstete Berichte in der westlichen Öffentlichkeit und Appelle westlicher Politiker, die mehr Humanität bei der "Zwangsumsiedlung" anmahnten, hatten kaum Einfluß auf Art und Umfang der im sowjetischen Machtbereich durchgeführten Vertreibungsaktionen. ...
Bereits Ende Juni/Anfang Juli 1945 begannen auf einem 100 bis 200 Kilometer breiten Gebiet östlich der Oder-Neiße-Linie ebenso schnell wie brutal durchgeführte Austreibungen der Deutschen. 200.000 bis 300.000 Schlesier, Pommern und Brandenburger wurden in Fußmärschen unter Mißhandlungen durch Rotarmisten oder die polnische "Miliz" nach Westen eskortiert. Sie waren froh, wenn sie zwar ohne jede Habe, aber noch lebendig mitteldeutschen Bo-

den erreichten.
Obwohl noch kein Ausweisungsplan vorlag, wurden in den Wochen nach der Potsdamer Konferenz vor allem in Oberschlesien viele Deutsche in Lagern zusammengefaßt, um sie anschließend in geschlossenen Transporten nach Westen zu bringen. Schon ab dem 1. Juni waren alle Brücken über die Oder und Neiße für heimwärts strebende deutsche Flüchtlinge gesperrt worden. Nur während der Potsdamer Konferenz waren auf Druck der Westmächte die wilden Vertreibungsaktionen vorübergehend eingeschränkt worden. Härter noch als die Vertreibung der Ostdeutschen war das überwiegend von der Einweisung in Arbeitslager gekennzeichnete Schicksal der deutschen Volksgruppe in Polen, die fast völlig vernichtet wurde.

IV. Vertreibung und Aussiedlung nach der Potsdamer Konferenz

... Die Phase der "kontrollierten" aber keinesfalls humanen, sondern völkerrechtswidrigen Vertreibung begann mit der Verabschiedung eines Ausweisungsplanes des Alliierten Kontrollrates am 17. Oktober 1945. Hunderttausende von Deutschen, insbesondere auch aus dem russisch verwalteten nördlichen Ostpreußen, mußten sich kurzfristig auf Sammelplätzen einfinden, um dann in Richtung Westen abgeschoben zu werden es durfte nur so viel Gepäck mitgenommen werden, wie man tragen konnte.
Die Aktion wurde angesichts der öffentlichen Empörung in der westlichen Welt über die bisherigen Begleitumstände der Vertreibung zeitweilig unterbrochen. Auf west- und mitteldeutschen Bahnhöfen trafen unangekündigt mit Vertriebenen vollgepferchte Güterzüge ein.
Im Westen war man auf die Aufnahme so vieler Menschen nicht vorbereitet. Es kamen insgesamt bis 1950 mehr als doppelt so viele Menschen an, als der vereinbarte Ausweisungsplan vorsah, weil wesentlich mehr Menschen vertrieben wurden, als die Westmächte angenommen hatten. Oft wurden die Vertriebenen unter unmenschlichen Bedingungen tage- und wochenlang in Güterwagen planlos von einem Ort zum anderen abgeschoben.
Durch die Vertreibungsaktion kamen allein im Jahr 1946 etwa zwei Millionen verzweifelte und auch körperlich angegriffene Menschen nach Westdeutschland, wo sie überwiegend nur in provisorischen Flüchtlingslagern untergebracht werden konnten.
Die systematische Vertreibung umfaßte nun alle Gebiete Ostdeutschlands mit Ausnahme von Teilen Oberschlesiens und des niederschlesischen Waldenburger Berglandes, wo man noch deutsche Arbeitskräfte benötigte. Übergriffe und Plünderungen der Vertreiber ließen erst im Sommer 1946 nach. 1947 wurden in einer letzten großen Vertreibungsaktion nochmals zahlreiche Ostdeutsche nach Westen verbracht, darunter viele, die man bisher noch als Facharbeiter benötigt hatte.
Nur in Masuren, im südlichen Ostpreußen, und vor allem in Oberschlesien konnte die angestammte deutsche Bevölkerung in einigen geschlossenen Siedlungsgebieten verbleiben, wofür wohl zwei Gründe ausschlaggebend waren: Erstens benötigte man – zumal im oberschlesischen Industriegebiet – weiter deutsche Fachkräfte und zweitens hätte eine komplette Austreibung der Deutschen der polnischen Propaganda von der "Rückkehr in uralte Piastengebiete", die auch als "wiedergewonnene Gebiete" bezeichnet wurden, allzu offenkundig widersprochen. Diese Deutschen, die als "Autochthone" im Lande verbleiben durften, waren in den folgenden Jahrzehnten vielen Diskriminierungen und versuchter Zwangspolonisierung ausgesetzt.
Noch im Sommer 1945 war bereits mit der Aussiedlung polnischer Vertriebener aus den von den Russen annektierten ostpolnischen Gebieten begonnen worden. Dennoch trifft die weitverbreitete Annahme nicht zu, daß die deutschen Ostprovinzen nach 1945 mehrheitlich von polnischen Vertriebenen aus Ostpolen besiedelt worden sind.
Nach offiziellen Angaben der polnischen Kommunisten lebten am 1. Januar 1949 in den polnisch verwalteten Oder-Neiße-Gebieten 1,2 Millionen "Autochthone", 2,4 Millionen Umsiedler aus Zentralpolen, 200.000 vor allem aus Frankreich und Belgien eingewanderte Auslands-

polen ("Remigranten") und 2,1 Millionen "Repatrianten" aus den ostpolnischen Gebieten. Neben Oberschlesien und Masuren gab es im Waldenburger Bergland und in der ostpommerschen Kaschubei noch kleine deutsche Siedlungsinseln. ...

Die Vertreibung der über drei Millionen Sudetendeutschen aus ihrer angestammten Heimat war das erklärte Ziel der tschechoslowakischen Exilregierung unter Präsident Benesch in London. Als im Frühsommer 1945 die Rote Armee zusammen mit der tschechischen Befreiungsarmee die deutsche Wehrmacht aus dem Sudetenland verdrängte, wurde unverzüglich mit der Austreibung der Deutschen begonnen.

Auftakt der Gewalt gegen die Sudetendeutschen war der Prager Aufstand am 5. Mai 1945. Durch Hetzparolen und Schmähschriften entfesselte Tschechen sowie in der Sowjetunion ausgebildete Einheiten von General Svoboda und Partisanen fielen über die Deutschen her. Zwar wird auch von Gewaltakten der Rotarmisten berichtet, doch Hauptakteure waren Tschechen.

Im Anschluß an den Prager Aufstand wurden die Deutschen an vielen Orten in Lager gebracht oder in "wilden Ausweisungen" zur Grenze getrieben. Ortschaften wurden systematisch abgeriegelt, die Bewohner kurzfristig zum Verlassen der Häuser aufgefordert und in Fußmärschen zur deutschen Grenze verbracht. Frauen, Alte, Kranke und Kinder konnten froh sein, wenn sie ausgeplündert, aber noch lebend deutsches Gebiet erreichten.

Später wurde die Vertreibung der Sudetendeutschen von den örtlich eingerichteten Nationalausschüssen organisiert, die sich ein wenig mehr an die humanitären Vorgaben des Potsdamer Protokolls hielt als das tschechische Militär oder Milizionäre. Dennoch wurden in vielen Fällen Väter von ihren Familien getrennt, weil man sie noch als Arbeitskräfte benötigte.

Trotz der Aufforderung der Potsdamer Konferenz, die Austreibung einzustellen, wurden weiter Transporte mit vorwiegend alten und kranken Leuten über die Grenze geschickt. Zehntausende saßen unterernährt in überfüllten Lagern, wo es wegen der primitiven sanitären Verhältnisse zu Epidemien kam, die unter den entkräfteten Menschen viele Opfer forderten.

Die Dokumentation des Bundesarchivs berichtet von 1.215 Internierungslagern, 846 Arbeits- und Straflagern und 215 Gefängnissen, in denen 350.000 Deutsche festgehalten worden waren. Schlechte Ernährung, unhygienische Verhältnisse und Mißhandlungen führten vor allem bei Kindern und älteren Menschen zu einer hohen Todesrate.

Es kann hier nicht detailliert auf die schier endlose Zahl von Grausamkeiten und Verbrechen eingegangen werden. Erinnert sei wenigstens an das Massaker von Aussig, wo Hunderte von Deutschen erschlagen und in die Elbe geworfen wurden, oder an den berüchtigten "Todesmarsch" der Brünner Deutschen: Am 30. Mai 1945 wurden über 20.000 Menschen zur österreichischen Grenze getrieben.

Von den 3,45 Millionen Deutschen, die bei Kriegende in der Tschechoslowakei lebten, wurden im Verlauf der ersten Austreibungswelle 700.000 bis 800.000 aus dem Osten und Norden des Sudetenlandes vertrieben. Am 19. Januar 1946 begann die zweite Austreibungswelle; sie dauerte bis in den Herbst 1946 und erfaßte 1.859.541 Sudetendeutsche. ...

Trotz Evakuierappellen deutscher Stellen flüchteten im Herbst 1944 von den etwa 500.000 Ungarndeutschen nur knapp 10 Prozent vor den in Ungarn vorrückenden Rotarmisten. Zwar kam es auch hier beim Einmarsch der sowjetischen Truppen zu Plünderungen, Schikanen und späterer Zwangsarbeit von Deutschen, aber nicht zu ähnlichen massenhaften Greueltaten wie in Ostdeutschland, Polen, Jugoslawien oder im Sudetenland. Insgesamt wurden etwa 60.000 Deutsche, davon etwa je zur Hälfte Zivilisten und Kriegsgefangene, zur Zwangsarbeit in die Sowjetunion verschleppt.

Nach dem Krieg gewannen deutschfeindliche ungarische Nationalisten an Einfluß, und es setzte eine systematische Unterdrückung und Verfolgung der Deutschen ein. Während Ungarn ursprünglich nur exponierte Nationalsozialisten ausweisen wollte, wurde durch den Druck der

madjarischen Nationalisten dann doch die Ausweisung von etwa 40 Prozent der Ungarndeutschen beschlossen. In 2 Etappen wurden 1946 170.000 Ungarndeutsche nach Baden-Württemberg in die amerikanische und 1947/48 50.000 in die sowjetische Besatzungszone umgesiedelt. Etwa 270.000 konnten in der Heimat verbleiben.
Ähnlich dem Schicksal der Deutschen in Polen spielte sich auch das Leben der Volksdeutschen in Jugoslawien nach der Machtübernahme der Tito-Partisanen und der Roten Armee nur noch in Lagern ab. Als im Herbst 1944 in weiten Teilen Jugoslawiens Partisanenverbände die Macht übernahmen, befanden sich von den ursprünglich 800.000 dort lebenden Deutschen noch mehr als 200.000 im Lande. Die Mehrzahl wurde in Lager eingewiesen, wo es schon bald zu Massenerschießungen kam. In den sogenannten Vernichtungslagern starben nach den zugänglichen Informationen mindestens 67.000 Deutsche. Insgesamt sind bei der Vertreibung aus Jugoslawien mehr als 80.000 Deutsche umgekommen.
In Rumänien verlief der Einmarsch der Roten Armee ähnlich wie in Ungarn verhältnismäßig diszipliniert. Auch hat es nur in sehr begrenztem Umfang rechtzeitige Evakuierungen von Deutschen gegeben. Nicht die Rotarmisten, sondern Rumänen plünderten schutzlose Deutsche aus. Obwohl Rumänien kein sowjetischer Feindstaat war, forderte Moskau Arbeitskräfte für den Wiederaufbau in der Sowjetunion an, wozu im wesentlichen die arbeitsfähige deutsche Bevölkerung herangezogen wurde. 80.000 Banater Schwaben und Siebenbürger Sachsen wurden zur Zwangsarbeit verschleppt.
Vertreibungen aus Rumänien nach Deutschland waren im Potsdamer Abkommen nicht vorgesehen und haben auch nicht staatgefunden. Erst wegen der unerträglichen Lebensbedingungen unter den neuen kommunistischen Machthabern begann in den späteren Jahren die Aussiedlung der Deutschen aus Rumänien nach Westdeutschland.

V. Verbrechen gegen die Menschlichkeit

Wie die beiden regierungsamtlichen Dokumentationen aus den fünfziger und siebziger Jahren berichten, gingen die vorrückenden russischen Truppen mit kaum vorstellbarer Grausamkeit gegen deutsche Frauen vor, die ihnen in die Hände fielen. In der "Dokumentation der Vertreibung der Deutschen aus Ost-Mitteleuropa" wird zum Einmarsch der Roten Armee zusammenfassend festgestellt:
"Bei den zahlreichen Erlebnisberichten, die vom Einzug der Roten Armee handeln, gibt es kaum einen, der nicht von Vergewaltigungen deutscher Frauen und Mädchen zu berichten weiß, in vielen Fällen wird sogar in aller Offenheit von selbsterlittenen Vergewaltigungen erzählt. Es kann auch bei kritischster Prüfung dieser Berichte kein Zweifel sein, daß es sich bei den Vergewaltigungen deutscher Frauen und Mädchen durch sowjetische Soldaten und Offiziere um ein Massenvergehen im wahren Sinne des Wortes handelt, keineswegs um bloße Einzelfälle.
Darauf deutet schon hin, daß förmliche Razzien auf Frauen unternommen wurden, daß ferner manche Frauen in vielfacher Folge nacheinander mißbraucht wurden und daß die Vergewaltigungen oft in aller Öffentlichkeit vor sich gingen. In gleicher Weise befremdend und Entsetzen erregend wirkte es auf die deutsche Bevölkerung, daß von den Vergewaltigungen auch Kinder und Greisinnen nicht verschont wurden."
In der Dokumentation des Bundesarchivs in Koblenz heißt es: "Es handelt sich bei den Vergewaltigungen von Frauen und Mädchen durch sowjetische Soldaten und Offiziere nicht etwa um Einzelfälle, sondern um ein Massenvergehen. Sie sind als eine der grauenhaftesten völkerrechtswidrigen Gewalttaten zu verzeichnen.
Sie haben in massenhaftem Ausmaß bei und nach der Besetzung der östlichen Reichsgebiete stattgefunden, auch in Kreisen, die erst nach der Kapitulation der Wehrmacht besetzt wurden."
In seinem Buch "Die Anglo-Amerikaner und die Vertreibung der Deutschen" zitiert Alfred M. de Zayas aus dem Bericht eines Beamten des amerikanischen Außenministeriums:

"Die Konzentrationslager sind nicht aufgehoben, sondern von den neuen Besitzern übernommen worden. Meistens werden sie von polnischer Miliz geleitet, In Schwientochlowitz (Ostoberschlesien) müssen Gefangene, die nicht verhungern oder zu Tode geprügelt werden, Nacht für Nacht bis zum Hals in kaltem Wasser stehen, bis sie sterben. In Breslau gibt es Keller, aus denen Tag und Nacht die Schreie der Opfer dringen."
In Oberschlesien wurde z.B. das frühere Kriegsgefangenenlager Lamsdorf in ein Internierungslager für Deutsche umgewandelt. In diesem Lager kamen von August 1945 bis zum Herbst 1946 insgesamt 6.430 Deutsche, darunter 623 Kinder, ums Leben. Die Täter von Lamsdorf oder Schwientochlowitz leben noch, sind namentlich bekannt und befinden sich im Rechtsprechungsbereich polnischer Richter.
Die Dokumentation des früheren Bundesvertriebenenministeriums weist darauf hin, daß in solche Lager im Laufe der Zeit fast alle Deutschen in Polen eingewiesen worden sind, und berichtet über die herrschenden KZ-ähnlichen Umstände:
"Durch die Internierungslager und die schrecklichen Formen der Zwangsarbeit wurde das Schicksal der Deutschen im polnischen Staatsgebiet noch schwerer als das der Deutschen in den östlichen Provinzen des Reiches. ...
Deutsche Frauen mußten, rohen Schikanen der polnischen Miliz ausgesetzt, von russischen Soldaten belästigt und vergewaltigt, bei völlig unzureichender Verpflegung Leichen bergen, Tierkadaver begraben, Munition und Kriegsgerät fortschaffen, Straßen und Wege freilegen und Häuser säubern. ...
Es erschien das Leben der Alten, Kranken und Kinder geradezu hoffnungslos, die - als Arbeitskräfte verschmäht - Jahr um Jahr in den Internierungslagern verbringen mußten. Ihr Leiden überschritt alles Maß. Sie konnten den quälenden Schikanen und der oft sadistischen Grausamkeit der Bewachungsmannschaften nicht entrinnen. ... Durch totale Entkräftung hilflos geworden, ohne Medikamente, von Ungeziefer geplagt, ohne Möglichkeit, auch nur die primitivsten Bedürfnisse der Körperpflege zu befriedigen, siechten sie dahin. ...
Planmäßiges Erschießen von Alten und hilflosen Kranken, wie es beispielsweise im Lager Kaltwasser geschah, Gewalttaten und Mißhandlungen der Wachmannschaften, oft geleitet von dem Bestreben, Behandlungsmethoden nationalsozialistischer Konzentrationslager zu imitieren, erhöhten die Zahl der Todesopfer."
Wie hoch die Zahl derjenigen sei, die in der Zeit von 1945 bis 1950 in den polnischen Internierungslagern gestorben sind, werde sich wohl nie mehr feststellen lassen, heißt es in dieser Vertreibungsdokumentation. Die Lagerleitungen hätten die Zahl der toten Deutschen geheimgehalten, Massengräber seien z.T. wieder eingeebnet und Grabstätten unkenntlich gemacht worden.
Wie die Dokumentation des früheren Vertriebenenministeriums berichtet, wurden bereits seit Dezember 1944 in den südosteuropäischen Staaten Rumänien, Ungarn und Jugoslawien Zehntausende von Deutschen zumeist in die russischen Industriegebiete am Donez und Don, in den Ural und nach dem Kaukasus zur Zwangsarbeit verschleppt.
Als die Westmächte auf der Konferenz von Jalta (4. bis 11. Februar 1945) der Sowjetunion das Recht einräumten, nach dem Sieg über Deutschland - als einen Teil der ihnen zugesprochenen Reparationen - deutsche Arbeitskräfte nach Rußland zu schaffen, waren die Deportationen in den deutschen Ostprovinzen bereits in vollem Gange und die Verschleppungen aus Südosteuropa nahezu abgeschlossen.
In der Dokumentation des Bundesarchivs wird zusammenfassend festgestellt, daß die Anzahl der in die Sowjetunion als "Reparationsverschleppte" sowie "Vertragsumsiedler" gewaltsam verbrachten Deutschen aus den Gebieten östliche von Oder und Neiße mehr als 400.000 Menschen betragen habe, "wovon nur 55 Prozent überlebten. Demnach wären in den Lagern der Sowjetunion und auf Transporten ca. 200.000 verstorben.

Die genauen Zahlen der deutschen Zivilpersonen, die auf der Flucht, bei Deportationen oder sonstigen Vertreibungsverbrechen ums Leben kamen, wird wohl nicht mehr festzustellen sein. Für die Beurteilung des Gesamtvorganges sollte es auch unerheblich sein, daß in der Fachliteratur unterschiedliche Angaben hinsichtlich der Gesamtzahl der Opfer zu finden sind.
Erstmals hatte im Jahre 1958 das Statistische Bundesamt eine umfassende Studie zum Ausmaß der Vertreibung sowie der Vertreibungsverbrechen vorgelegt. In einer Aktualisierung des damals veröffentlichten Zahlenmaterials kommt Heinz Günter Steinberg zu dem Schluß, daß jeder siebte Heimatvertriebene – insgesamt also 1,710 Millionen Deutsche – bei Flucht, Vertreibung, Verschleppung oder in Lagern ums Leben gekommen sind.
Danach wurden allein in den Ostgebieten des Deutschen Reiches 882.000 Zivilisten umgebracht, was nahezu 10 Prozent der Vorkriegsbevölkerung entsprach. Davon starben etwa 311.000 in Ostpreußen. Die relativ größten Zivilverluste mit mehr als einem Drittel der Vorkriegsbevölkerung waren in Ostbrandenburg und in Jugoslawien zu verzeichnen.
Von den Schlesiern, die mit über 4,5 Millionen Menschen den größten der vertriebenen deutschen Volksstämme darstellen, sind den Angaben Steinbergs zufolge über 450.000 und von den Sudetendeutschen etwa 273.000 bei der Vertreibung ums Leben gekommen.
Einschließlich der Kriegsverluste sind von über 12 Millionen Deutschen, die beim Ausbruch des Zweiten Weltkrieges in den späteren Vertreibungsgebieten lebten, insgesamt nach der Darstellung Steinbergs 2,810 Millionen umgekommen, so daß jeder sechste Ost-, Südost- und Sudetendeutsche im Krieg oder bei der Vertreibung sein Leben verloren hat. Dabei wird in den Angaben des Statistischen Bundesamtes und auch Steinbergs nicht das Schicksal der Rußlanddeutschen erfaßt, von denen ebenfalls seit 1941 Hunderttausende bei der Verschleppung oder in den östlichen Verbannungsgebieten ums Leben gekommen sind.
Heinz Nawratil nennt in seiner Untersuchung "Vertreibungsverbrechen an Deutschen" die Zahl von 350.000 Rußlanddeutschen, die ihre Verschleppung nach Osten nicht überlebt haben. Nawratil verweist auf eine umfassende Analyse des Kirchlichen Suchdienstes, die 1963 zu dem Ergebnis gekommen ist, daß bei der Vertreibung der Deutschen 2,3 Millionen Menschen umkamen – eine Angabe, die auch vom Bundesinnenministerium verwendet worden sei.
Hinzu rechnet er die Verluste der Rußlanddeutschen mit 350.000 Opfern und von den mindestens zwei Millionen zugezogenen Menschen, zum Beispiel Bombenflüchtlinge aus Berlin oder dem Westen, etwa 220.000 Tote. Das ergebe so Nawratil, eine Zahl von mindestens 2,8 Millionen Todesopfern der Vertreibung.

VI. Ankunft und Eingliederung der Flüchtlinge und Vertriebenen im Westen

Knapp 8 Millionen Vertriebene wurden in Westdeutschland, fast vier Millionen auf dem Gebiet der späteren DDR und etwa 200.000 in der damals noch ungeteilten Hauptstadt Berlin aufgenommen. Die hohe Zahl der Opfer und die verbrecherischen Begleitumstände der Vertreibung dürfen nicht den Blick für die Tragik und Bitterkeit des Verlustes der Heimat an sich verstellen. Für den einzelnen Überlebenden bedeutete diese bedrohliche körperliche und vor allem seelische Erschütterung und Erschöpfung, Verlust der meisten persönlichen Bindungen mit ihren Kennzeichen kultureller und landschaftlicher Eigenart.
Besonders für viele alte Menschen war die Vertreibung aus ihrer Heimat unfaßbar. In den zertrümmerten west- und mitteldeutschen Großstädten fanden sich für die Fremden – so wurden sie von den Einheimischen empfunden und so empfanden sie sich auch selbst – oft keine halbwegs zulängliche Unterkunft, und auf dem Lande war man auf die Aufnahme so vieler Menschen nicht eingestellt.
Lebten vor dem Zweiten Weltkrieg in Westdeutschland zu Zeiten relativen Wohlstandes 39 Millionen Menschen, so galt es sechs Jahre später in dem gleichen, jedoch jetzt vom Krieg weitgehend zerstörten und ausgezehrten Landesteil 47,5 Millionen – neben den Vertriebenen

noch Hunderttausende ausländische Flüchtlinge aus dem sowjetischen Machtbereich – zu versorgen. Millionen der Flüchtlinge und Vertriebenen mußten viele Jahre lang in Lagern leben.
Die Konfrontation zwischen Einheimischen und Vertriebenen steigerte sich, als sich die Lage der Westdeutschen nach dem Krieg ebenfalls verschlechterte: Anhaltender Wohnraummangel, Arbeitslosigkeit und knappe Lebensmittel förderten die Spannungen zwischen den Deutschen verschiedener landsmannschaftlicher Herkunft. Wie schwer das Schicksal der Arbeitslosigkeit über viele Jahre auf den Heimatvertriebenen lastete, mag folgende Zahl verdeutlichen:
Von einer Gesamtzahl von 1,66 Millionen Arbeitslosen Ende Februar 1951 waren nicht weniger als 557.000 Heimatvertriebene. Bei einem Anteil an der Bevölkerung von rund 16,5 Prozent erreichte ihr Anteil an der Zahl der Arbeitslosen 33,5 Prozent.
Die Aufnahme so vieler Millionen heimatlos gewordener Menschen erschien unter den katastrophalen Verhältnissen der ersten Nachkriegsjahre unlösbar. Erschwerend wirkte sich zudem aus, daß es in den Westzonen keine systematische Verteilung des großen Zustroms von Flüchtlingen und Vertriebenen gegeben hatte – nicht zuletzt die Folge eines allgemeinen Nachkriegs-Chaos. So stauten sich die Vertriebenen in den für sie nächst erreichbaren Ländern Schleswig-Holstein, Niedersachsen und Bayern.
Auch die Politik der Westmächte verhinderte eine sinnvolle Aufteilung. Unter Verweis darauf, daß Frankreich das Potsdamer Abkommen nicht unterzeichnet habe, sperrten sich die Franzosen generell gegen eine Aufnahme von Vertriebenen in ihrer Besatzungszone. In der britischen Zone wurden die Ost- und Sudetendeutschen willkürlich und zweckmäßig von der Besatzungsmacht verteilt. Am besten funktionierte die Aufteilung noch in der US-Zone, wo sie auf Anordnung der Amerikaner von deutschen Stellen vorgenommen wurde.
Diese ungleichmäßige Verteilung der Flüchtlinge und Vertriebenen über die westdeutschen Regionen gehörte damals zu den drängendsten Problemen, weil dort, wo die Menschen zumeist notdürftig untergebracht waren, oft weder ausreichend Wohnungen noch Beschäftigungsmöglichkeiten vorhanden waren.
Über eine Million Vertriebene wurden daher auf freiwilliger Basis und mit öffentlicher Unterstützung in den Jahren 1949 bis 1963 innerhalb des Bundesgebietes umgesiedelt. Insgesamt haben durch Umzüge und Umsiedlungen in diesen Jahren rund 3,4 Millionen Vertriebene ihren Wohnsitz von einem Bundesland in ein anderes verlegt. Hinzu kommen noch die Wanderungen innerhalb der Bundesländer.
Grundlegende Gesetze für die soziale Eingliederung der Millionen Heimatvertriebenen konnten erst nach der Gründung der Bundesrepublik Deutschland erlassen werden. Nach Beginn des Kalten Krieges war klargeworden, daß die Vertreibung keinesfalls eine kurze Episode sein würde. Das Schlagwort, unter dem die soziale Integration der Vertriebenen konzipiert wurde, lautete daher "Lastenausgleich".
Es wurde ein Gesetzeswerk geschaffen, das sowohl die Eingliederung wie eine individuelle Entschädigung von Vertriebenen und Flüchtlingen in einem bundesweit einheitlichen Verfahren ermöglichte, ohne jedoch die fortgeltenden Eigentumsrechte der Betroffenen zu verletzen (In der Präambel zum Lastenausgleichgesetz heißt es, daß die Unterstützung geleistet wird "unter dem ausdrücklichen Vorbehalt, daß die Gewährung und Annahme von Leistungen keinen Verzicht auf die Geltendmachung von Ansprüchen auf Rückgabe des von den Vertriebenen zurückgelassenen Vermögens bedeutet ...".
Das Bundesverfassungsgericht hat in einer Entscheidung vom 8. September 1993 festgestellt, daß die Eigentumsrechte der deutschen Vertriebenen auch durch die Ostverträge zu Beginn der neunziger Jahre nicht beeinträchtigt worden sind).
Nachdem bereits 1949 ein lediglich auf Eingliederungshilfen abzielendes Soforthilfegesetz (SHG) und für die vertriebenen Bauern das Flüchtlingssiedlungsgesetz verabschiedet worden waren, trat am 1. September 1952 das Entschädigung leistende umfassende Lastenausgleichs-

gesetz (LAG) in Kraft.
Mit dem Bundesvertriebenengesetz vom 19. Mai 1953 wurde die Eingliederung der Vertriebenen bundesweit einheitlich geordnet. Nun gab es für alle westdeutschen Bundesländer die gleichen Begriffe, Regelungen und Behörden. Durch die Einrichtung von Beiräten der Vertriebenen bei zentralen Dienststellen von Bund und Ländern wurde die Effizienz (Wirksamkeit) dieses Gesetzes erheblich erhöht. Das Bundesvertriebenengesetz bildet bis heute die Grundlage für die Aufnahme von deutschen Aussiedlern aus den Herkunftsgebieten der Vertriebenen, von denen seit 1950 über drei Millionen nach Deutschland gekommen sind.
§ 96 des Bundesvertriebenengesetzes beinhaltet den gesetzlichen Auftrag an Bund und Länder, das deutsche Kulturerbe der Vertreibungs- und Siedlungsgebiete im Osten und Südosten Europas zu bewahren sowie im Bewußtsein des deutschen Volkes lebendig zu halten. In diesem Sinne fördert der Bund unter anderem Kultureinrichtungen wie Museen, Kulturwerke und Stiftungen sowie die kulturelle Breitenarbeit der Vertriebenenverbände. ...
Wenn der Weg Westdeutschlands nach dem Kriege nicht in Anarchie und Chaos endete, sondern in gemeinsamer Anstrengung ein einzigartiges, weltweit geachtetes, friedliches Aufbauwerk geleistet wurde, so ist dies auch ein Verdienst der deutschen Vertriebenen. Sie haben sich nicht zum politischen Extremismus oder gar Terrorismus entschlossen, wie so viele andere Flüchtlingsgruppen in der jüngsten Vergangenheit und Gegenwart, sondern sie haben tatkräftig am Wiederaufbau mitgearbeitet.
Ein naheliegendes Kalkül Stalins mit der Vertreibung von Millionen Ost- und Sudetendeutschen einen die Festigung demokratischer Strukturen unmöglich machenden sozialen Sprengsatz in Westdeutschland zu installieren, war nicht aufgegangen, weil die Landsmannschaft der deutschen Vertriebenen sich von Beginn an für eine gewaltfreie, demokratische Politik entschieden hatten. So gehörte die 1950 verabschiedete und durch Jahrzehnte friedfertige Verbandsarbeit glaubwürdig bezeugte Charta der deutschen Heimatvertriebenen zu den herausragenden, allerdings weithin unbekannten demokratischen Traditionen unseres Volkes, auf die alle Deutschen stolz sein könnten, wenn sie davon wüßten. ...

VII. Ausblick

Zu einer zukünftigen deutschen Friedensordnung, die diesen Namen verdient, muß es gehören, daß auch mit den deutschen Vertriebenen und den in deren Heimat verbliebenen Landsleuten nach den Grundsätzen von Recht und Wahrheit umgegangen wird. Gerade die über Jahrzehnte hinweg in ihrer Existenz bedrohten ostdeutschen Volksgruppen müssen einen zentralen Bestandteil des Fundamentes des vielbeschworenen gemeinsamen europäischen Hauses ausmachen, wenn dieses Europa nicht auf dem Sand von Geschichtslügen und Unrecht gebaut werden soll. ...
Das Bemühen um historische Wahrheit als Grundlage einer realistischen Verständigungspolitik, aber auch die Würde der Opfer und ihr Vermächtnis, Vertreibungen für alle Zeit als Mittel der Politik zu ächten, sollten Deutsche und ihre östlichen Nachbarvölker dazu anhalten, sich sachlich mit dem lange verdrängten Kapitel der Vertreibung der Deutschen zum Ende des Zweiten Weltkrieges auseinanderzusetzen.
Zu Recht fragt Johan Georg Reißmüller in einem Leitartikel der "Frankfurter Allgemeinen Zeitung" vom 23. Januar 1995: "Wie kann man behaupten, das Verhältnis der Deutschen zu ihrer Nation sei normal, da die große Mehrheit des Volkes, angeführt von der großen Mehrheit der politisch wirkenden, von allen Opfern der Staats-Unmenschlichkeit auf unserem Kontinent im 20. Jahrhundert eine Kategorie nicht einmal zur Kenntnis nehmen will: Diejenigen Deutschen, die in der östlichen Hälfte Europas in den Jahren 1944, 1945, 1946 völkermordartigen Vernichtungsaktionen anheimfielen?"
Reißmüller weiter: "Wer an sie erinnert, dem schlägt in Deutschland sogleich der Vorwurf entgegen, er wolle 'aufrechnen'. Das ist eine als Anspruch ans Gewissen zurechtgemachte

Unwahrheit.
Den Völkermord an den Juden, die von Deutschen verübten Massenmorde an Polen, Tschechen, Russen bemäntelt nicht und die Schuld Deutschlands am Zweiten Weltkrieg verkleinert nicht ... (Es ist ein unsägliches Armutszeugnis), daß ... die ungezählten Deutschen, die am Ende des Krieges und nach dem Krieg von massenmordender Hand starben, ... im Gedächtnis der Nation (keinen) Platz haben. Doch es sind wenige unter unseren Politikern, die zu solchen Gedanken aufrufen."
Die Vertreibung und die damit zusammenhängenden Probleme können heute nicht mehr so verdrängt werden, wie es noch vor wenigen Jahren zu Zeiten der kommunistischen Diktaturen im ehemaligen Ostblock der Fall war. Auch mit Blick auf das aktuelle Vertreibungsgeschehen auf dem Balkan haben die deutsche und europäische Politik allen Grund, ihre bisherige Haltung gegenüber den berechtigten Forderungen vertriebener Deutscher zu überdenken.
Dies gilt ganz besonders für die östlichen Nachbarstaaten, wo die Offenlegung der eigenen Schuldverstrickung in die damalige Vertreibung der Deutschen jetzt erst möglich geworden ist. Prag und Warschau sollten die historische Chance nutzen, nach dem Überwinden der kommunistischen Diktatur sich endlich einem freien und versöhnenden Dialog sowie einem in die Zukunft gerichteten Miteinander mit den vertriebenen Ost- und Sudetendeutschen zu öffnen. ...<<

>>Jedes Opfer von Unmenschlichkeit hat einen Anspruch auf Gleichheit vor dem Gesetz, ohne Rücksicht auf Nationalität, Rasse oder Religion.<< (American Journal of International Law)

Hinweise für den Leser

Einstellungstermin von 13 PDF-Dateien = **11.05.2015 - 27.07.2015**
Einstellungstermin der 1. überarbeiteten Fassung (19 PDF-Dateien) = **1. Mai 2019**
Einstellungstermin der 2. überarbeiteten Fassung (1 PDF-Datei) = **1. September 2024**
Die PDF-Dateien werden **kostenlos** zur Verfügung gestellt.

Rechtschreibregeln: Diese Chronik wurde nach den "alten Rechtschreibregeln" erstellt.

Zitate: Die zitierten Zeitzeugenberichte, Berichte von Historikern, Publikationen und sonstige Quellentexte werden stets mit offenen Klammern >> **...** << gekennzeichnet.
Bei Auslassungen **...** wurde sorgfältig darauf geachtet, daß der ursprüngliche Sinnzusammenhang der Zitate nicht unzulässig gekürzt oder verfälscht wurde.

Anregungen und Kritik: Für Anregungen bin ich stets dankbar. Sollten mir in dieser Chronik Fehler unterlaufen sein, bitte ich um Nachsicht und Benachrichtigung.

Urheberrechte: Alle Rechte vorbehalten. Diese Chronik ist ausschließlich für den privaten Gebrauch bestimmt.

Abkürzungen: Abkürzungen, bei denen nur die Nachsilben entfallen (z.B. -ich, -isch, -lich, -ung), wurden im Abkürzungsverzeichnis nicht berücksichtigt.

Quellen- und Literaturnachweis: Die Quellenangaben kennzeichnen nur die Fundstellen. Nach dem x wird der Buchtitel und nach dem Schrägstrich die Seite angegeben.

Abkürzungsverzeichnis

AKR	Alliierter Kontrollrat
AOK	Armeeoberkommando
AVNOJ	Antifaschistischer Rat der Volksbefreiung Jugoslawiens
BBC	British Broadcasting Corporation
BDM	Bund Deutscher Mädel (Mädchen zwischen 10 und 18 Jahren)
BdV	Bund der Vertriebenen
Bespieka	Urzad Bespieczenstwa Publicznego (polnisches Amt für öffentliche Sicherheit)
Bev.	Bevölkerung
BRD	Bundesrepublik Deutschland
BRT	Bruttoregistertonne(n)
CARE	Cooperative for American Remittances to Europe
CSR	Ceskoslovenska Republica (Tschechoslowakische Republik)
DAF	Deutsche Arbeitsfront
DDR	Deutsche Demokratische Republik
DRK	Deutsches Rotes Kreuz
EKD	Evangelische Kirche in Deutschland
ev.	evangelisch
Ew.	Einwohner

FAZ	Frankfurter Allgemeine Zeitung
FDJ	Freie deutsche Jugend
ff.	folgende
FVRJ	Föderative Volksrepublik Jugoslawien
Gestapo	Geheime Staatspolizei
GFM	Generalfeldmarschall
GPU	Sowjetische Geheimpolizei (1922-34)
HAZ	Hannoversche Allgemeine Zeitung
Hg.	Herausgeber
HJ	Hitler-Jugend (Jungen zwischen 10 und 18 Jahren)
HKL	Hauptkampflinie
HLKO	Haager Landkriegsordnung von 1907
IKRK	Internationales Komitee vom Roten Kreuz
IMRO	Befreiungs- bzw. Terrororganisation in Makedonien
IMT	International Military Tribunal
internat.	international
ital.	italienisch
jap.	japanisch
JCS	Joint Chiefs of Staff (Vereinigte Stabschefs der USA)
kath.	katholisch
Kc	Tschechoslowakische Krone(n)
KdF	Kraft durch Freude-Organisation
KGB	Sowjetischer Sicherheitsdienst, Geheimpolizei (ab 1954)
KLV	Kinderlandverschickung
Komintern	Kommunistische Internationale
KPD	Kommunistische Partei Deutschlands
KPdSU	Kommunistische Partei der Sowjetunion
KRG	Kontrollratsgesetz
KZ	Konzentrationslager
LDPD	Liberal-Demokratische Partei Deutschlands
LKW	Lastkraftwagen
MG	Maschinengewehr
Mio.	Millionen
MP	Maschinenpistole(n)
Mrd.	Milliarden
MWD	Sowjetische Geheimpolizei (ab 1946)
NKWD	Sowjetische Geheimpolizei (1934-46)
NS	Nationalsozialistische
NSDAP	Nationalsozialistische Deutsche Arbeiter Partei
NSV	Nationalsozialistische Volkswohlfahrt
OB	Oberbefehlshaber
OKH	Oberkommando des Heeres
OKL	Oberkommando der Luftwaffe
OKM	Oberkommando der Marine
OKW	Oberkommando der Wehrmacht
ONL	Oder-Neiße-Linie
PKWN	Polnisches Komitee für die nationale Befreiung

PoW	Prisoners of War (Kriegsgefangene)
qkm	Quadratkilometer
Ra.	Redensart
RAD	Reichsarbeitsdienst
RAF	Royal Air Force (königlich britische Luftwaffe)
Reg.-Bez.	Regierungsbezirk(e)
RG	Revolutionsgarde der Tschechen
RM	Reichsmark
RSHA	Reichssicherheitshauptamt
SA	Sturmabteilung
SBZ	Sowjetische Besatzungszone in Mitteldeutschland
SD	Sicherheitsdienst
SED	Sozialistische Einheitspartei Deutschlands
Seetra	Seetransporte der deutschen Wehrmacht
SHAEF	Supreme Headquarters, Allied Expeditionary Forces (Oberkommando aller Alliierten Armeen in Nordwest-Europa)
SIPO	Sicherheitspolizei
SMAD	Sowjetische Militäradministration in Deutschland
SNB	Wache der nationalen Sicherheit (CSR)
sowj.	sowjetisch(e)
SpW.	Sprichwort
SS	Schutzstaffel der NSDAP
stv.	stellvertretend(er)
tschech.	tschechisch
u.a.	und andere, unter anderem
UdSSR	Union der Sozialistischen Sowjetrepubliken
uk	unabkömmlich
UN	United Nations
unbek.	unbekannte(r)
UNRRA	United Nations Relief and Rehabilitation Administration
USA	Vereinigte Staaten von Amerika
USAAF	US-Army Air Force (nordamerikanische Luftflotte)
Ustascha	Befreiungs- bzw. Terrororganisation der Kroaten
Verf.	Verfasser
WBZ	Besatzungszonen der Nordamerikaner, Briten und Franzosen in Westdeutschland
WHW	Winterhilfswerk
WUSt	Wehrmacht-Untersuchungsstelle
z.B.	zum Beispiel
z.T.	zum Teil
z.Z.	zur Zeit
ZK	Zentralkomitee
ZvD	Zentralverband der vertriebenen Deutschen

Quellen- und Literaturnachweis

Die Quellenangaben kennzeichnen nur die Fundstellen. Nach dem x wird der Buchtitel und nach dem Schrägstrich die Seite angegeben.
Beispiel: (x001/79) = Dokumentation der Vertreibung der Deutschen aus Ost-Mitteleuropa Band I, Seite 79.

x001	Bundesministerium für Vertriebene, Flüchtlinge und Kriegsgeschädigte (Hg.): Dokumentation der Vertreibung der Deutschen aus Ost-Mitteleuropa I. Die Vertreibung der deutschen Bevölkerung aus den Gebieten östlich der Oder-Neiße. Band 1 Unveränderter Nachdruck der Ausgabe von 1954. München 1984.
x002	Bundesministerium für Vertriebene, Flüchtlinge und Kriegsgeschädigte (Hg.): Dokumentation der Vertreibung der Deutschen aus Ost-Mitteleuropa I. Die Vertreibung der deutschen Bevölkerung aus den Gebieten östlich der Oder-Neiße. Band 2. Unveränderter Nachdruck der Ausgabe von 1954. München 1984.
x003	Bundesministerium für Vertriebene, Flüchtlinge und Kriegsgeschädigte (Hg.): Dokumentation der Vertreibung der Deutschen aus Ost-Mitteleuropa I. Die Vertreibung der deutschen Bevölkerung aus den Gebieten östlich der Oder-Neiße. Band 3. Polnische Gesetze und Verordnungen 1944-1955. Unveränderter Nachdruck der Ausgabe von 1954. München 1984.
x004	Bundesministerium für Vertriebene, Flüchtlinge und Kriegsgeschädigte (Hg.): Dokumentation der Vertreibung der Deutschen aus Ost-Mitteleuropa IV. Die Vertreibung der deutschen Bevölkerung aus der Tschechoslowakei. Band 1. Unveränderter Nachdruck der Ausgabe von 1957. München 1984.
x005	Bundesministerium für Vertriebene, Flüchtlinge und Kriegsgeschädigte (Hg.): Dokumentation der Vertreibung der Deutschen aus Ost-Mitteleuropa IV. Die Vertreibung der deutschen Bevölkerung aus der Tschechoslowakei. Band 2. Unveränderter Nachdruck der Ausgabe von 1957. München 1984.
x006	Bundesministerium für Vertriebene, Flüchtlinge und Kriegsgeschädigte (Hg.): Dokumentation der Vertreibung der Deutschen aus Ost-Mitteleuropa V. Das Schicksal der Deutschen in Jugoslawien. Unveränderter Nachdruck der Ausgabe von 1961. München 1984.
x007	Bundesministerium für Vertriebene, Flüchtlinge und Kriegsgeschädigte (Hg.): Dokumentation der Vertreibung der Deutschen aus Ost-Mitteleuropa III. Das Schicksal der Deutschen in Rumänien. Unveränderter Nachdruck der Ausgabe von 1957. München 1984.
x008	Bundesministerium für Vertriebene, Flüchtlinge und Kriegsgeschädigte (Hg.): Dokumentation der Vertreibung der Deutschen aus Ost-Mitteleuropa II. Das Schicksal der Deutschen in Ungarn. Unveränderter Nachdruck der Ausgabe von 1956. München 1984.
x009	Bundesministerium für gesamtdeutsche Fragen (Hg.): SBZ von A bis Z. 7. überarbeitete und erweiterte Auflage. Bonn 1962.
x010	Bundesarchiv Koblenz; Kulturstiftung der deutschen Vertriebenen (Hg.): Vertreibung und Vertreibungsverbrechen 1945-1948. Bericht des Bundesarchivs vom 28.05.1974, Archivalien und ausgewählte Erlebnisberichte. Bonn 1989.
x016	Statistisches Bundesamt (Hg.): Statistisches Jahrbuch für die BRD 1960. Wiesbaden.
x018	MEYERS ENZYKLOPÄDISCHES LEXIKON in 25 Bänden. 9. völlig neubearbeitete Auflage. Meyers Lexikon Verlag (Hg.). Mannheim/Wien/Zürich.
x020	Benz, Wolfgang (Hg.): Die Vertreibung der Deutschen aus dem Osten. Ursachen,

	Ereignisse, Folgen. Frankfurt/Main 1988.
x024	Kuhn, Ekkehard: Nicht Rache, nicht Vergeltung. Die deutschen Vertriebenen. Frankfurt/Main; Berlin 1989.
x025	Nawratil, Heinz: Vertreibungs-Verbrechen an Deutschen. Tatbestand, Motive, Bewältigung. 4. überarbeitete Auflage. Frankfurt/Main; Berlin 1987
x026	Nawratil, Heinz: Die deutschen Nachkriegsverluste unter Vertriebenen, Gefangenen und Verschleppten. München/Berlin 1988.
x027	Thorwald, Jürgen: DIE GROSSE FLUCHT. München/Zürich 1979.
x028	Zayas, Alfred Maurice de: Die Anglo-Amerikaner und die Vertreibung der Deutschen. Vorgeschichte, Verlauf, Folgen. 7. Auflage. Frankfurt/Main; Berlin 1988.
x030	Wistrich, Robert: Wer war wer im Dritten Reich? Ein biographisches Lexikon. Frankfurt/Main, 1987.
x033	Overesch, Manfred: Das III. Reich 1939-1945. Eine Tageschronik der Politik - Wirtschaft - Kultur. Augsburg 1991.
x035	Kulturstiftung der deutschen Vertriebenen (Hg.): Vertrieben. ... Literarische Zeugnisse von Flucht und Vertreibung. Bonn 1992.
x037	Sander, Helke, und Barbara Johr (Hg.): Befreier und Befreite. Krieg, Vergewaltigungen, Kinder. Frankfurt/Main 1995.
x038	KNAURS LEXIKON: Zöckler, Paul (Hg.). München 1953.
x040	Hillgruber, Andreas, und Gerhard Hümmelchen: Chronik des Zweiten Weltkrieges. Kalendarium militärischer und politischer Ereignisse 1939-1945. Neuausgabe. Düsseldorf 1989.
x041	Hillgruber, Andreas, und Jost Dülffer (Hg.):. PLOETZ "Geschichte der Weltkriege". Mächte, Ereignisse, Entwicklungen 1900-1945. Freiburg/Würzburg 1981.
x044	Zentner, Christian: Große Geschichte des Dritten Reiches und des Zweiten Weltkrieges - Zusammenbruch. München/Köln 1989.
x047	Dorst, Klaus, und Birgit Hoffmann (Hg.): Kleines Lexikon Sowjetstreitkräfte. 1. Auflage. Militärverlag der DDR. Ost-Berlin 1987.
x049	Holmsten, Georg: Kriegsalltag 1939-1945 in Deutschland. Bindlach 1989.
x051	Zentner, Christian, und Friedemann Bedürftig (Hg.): Das große Lexikon des Dritten Reiches. München 1985.
x052	Ziemke, Earl F.: Die Schlacht um Berlin. Rastatt 1992.
x053	Westenrieder, Norbert: Deutsche Frauen und Mädchen. Vom Alltagsleben 1933-1945. Düsseldorf 1984.
x054	Ploetz, Karl: Hauptdaten der Weltgeschichte. 28. Auflage. Würzburg 1957.
x059	Lasius, Rolf, und Hubert Recker: Geschichte, Band 3. Das Zeitalter der Weltmächte und Weltkriege. 3.-5. Auflage. Weinheim 1964.
x061	Kinder, Hermann, und Werner Hilgemann: dtv-Atlas zur Weltgeschichte, Band 2. Von der Französischen Revolution bis zur Gegenwart. 25. erweiterte Auflage. München 1991.
x062	Mann, Golo u.a.: Unser Jahrhundert im Bild. Gütersloh 1964.
x063	Löwenstein, Hubertus Prinz zu: Deutsche Geschichte. Erweiterte Auflage. Bindlach 1990.
x066	Trevor-Roper, Hugh: Hitlers letzte Tage. 2. Auflage. Frankfurt/Main; Berlin 1995.
x069	Klett, Ernst (Hg.): Kletts Geschichtliches Unterrichtswerk, Band IV. Um Volksstaat und Völkergemeinschaft. E. Klett Verlag, Stuttgart.
x072	Hermand, Jost: Als Pimpf in Polen. Erweiterte Kinderlandverschickung 1940-1945. Frankfurt/Main 1993.

x073	Hug, Wolfgang (Hg.): Unsere Geschichte, Band 3. Von der Zeit des Imperialismus bis zur Gegenwart. Frankfurt/Main 1986.
x076	Andreae, Hugo: Lehrbuch der Geschichte für berufsbildende Schulen. Verlag Handwerk und Technik, Hamburg.
x077	Kulturstiftung der deutschen Vertriebenen (Hg.): Verletzungen von Menschenrechten. Eine Dokumentation der Verletzungen und Rechtsverpflichtungen zum Schutz der Menschenrechte. 3. erweiterte Auflage. Bonn 1985
x080	Conquest, Robert: Stalin. Der totale Wille zur Macht. München 1991.
x085	Wette, Wolfram, und Gerd R. Ueberschär (Hg.): Stalingrad. Mythos und Wirklichkeit einer Schlacht. Frankfurt/Main 1992.
x090	Dahms, Hellmuth Günther: Deutsche Geschichte im Bild. Frankfurt/Main 1991.
x114	Trees, Wolfgang u.a.: Stunde Null in Deutschland. Die westlichen Besatzungszonen 1945-1948. Bindlach 1989.
x128	Kampmann, Wanda, und Berthold Wiegand (Hg.): Politik und Gesellschaft, Band 2. Grundlagen und Probleme der modernen Welt. 7. aktualisierte Auflage. Frankfurt/Main 1980.
x131	Bacque, James: Der geplante Tod. Deutsche Kriegsgefangene in amerikanischen und französischen Lagern 1945-1946. Erweiterte Ausgabe. Berlin/Frankfurt am Main 1993.
x133	Tolstoy, Nikolai: Die Verratenen von Jalta. Englands Schuld vor der Geschichte. 3. Auflage. München/Wien 1985.
x148	Klett, Ernst (Hg.): Politische Weltkunde II. Europa und Deutschland nach dem Zweiten Weltkrieg. E. Klett Verlag, Stuttgart 1985.
x149	Klett, Ernst (Hg.): Erinnern und urteilen. Unterrichtseinheiten Geschichte, Band IV. E. Klett Verlag, Stuttgart 1982.
x150	Kulturstiftung der deutschen Vertriebenen (Hg.): Forum für Kultur und Politik. Heft 15. Bonn 1996.
x151	Kulturstiftung der deutschen Vertriebenen (Hg.): Forum für Kultur und Politik. Heft 16. Bonn 1996.
x153	Kulturstiftung der deutschen Vertriebenen (Hg.): Forum für Kultur und Politik. Heft 13. Bonn 1995.
x156	Kosthorst, Erich, und Karl Teppe: Die Teilung Deutschlands und die Entstehung zweier deutscher Staaten. Materialheft Geschichte/Politik. Paderborn 1978.
x160	Bund der Vertriebenen (Hg.): Die Vertreibung der Deutschen - unbewältigte Vergangenheit Europas (29. Kulturelle Arbeitshefte). Bonn 1996.
x163	Bund der Vertriebenen (Hg.): Die Vertreibung der Deutschen – unbewältigte Vergangenheit Europas. 29. Kulturelle Arbeitshefte. Bonn 1998.

Bildnachweis

Mahnmal in Unterretzbach (Österreich)

Internetquelle: http://de.wikipedia.org/w/index.php?title=Datei:GuentherZ_2005-06-25_2116_Unterretzbach_Heimatdenkmal.jpg&filetimestamp=20060627175050“ (19.03.2012)